This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

1351.
fq
Per. 1202 e. 34/19

Mittheilungen

und

Nachrichten

für die

evangelische Kirche in Rußland,

begründet

von

Dr. K. Chr. Ulmann,

Bischof, Vice-Präses des evang.-luth. General-Consistoriums in St. Petersburg,

herausgegeben

von

Dr. C. A. Berkholz,

Consistorialrath, Oberpastor zu St. Jacob in Riga, Assessor des Livl. evangel.-luth. Consistoriums.

Neunzehnter Band. Neue Folge: Zehnter Band.

Jahrgang 1863.

Riga,
Verlag von Edmund Götschel's Buchhandlung.

Druck von W. F. Häcker in Riga. 1863.

Mittheilungen

und

Nachrichten

Inhalt des neunzehnten Bandes.

(Neue Folge: Zehnter Band.)

[illegible]

Erstes Heft.

I. Abhandlungen und Aufsätze: Seite

1) Vater Dieckhoff. Von Pastor Ostrne zu Nord-Catharinenthal . . . . 1.

2) General-[illegible] [illegible]. Von Pastor Bebel zu Barbern . . . . 33.

3) Laien-Votum über „Wo hinaus?" und „Offene Antwort" (Mitth. 18, 1 u. 4) . . . . 44.

II. Zur Literatur . . . . 71.

Vollmar, Commentar zur Offenbarung Joh. — Bleek über die Apokalypse. — Kraußold, das tausendjährige Reich. — Geistliche Lieder des 19. Jahrh. — Kurtz, alttestamentl. Opfercultus. — Knieriem, Begräbnißpredigt. — Hase, Protestantische Polemik. — Quintilian lib. X.

III. Nachrichten . . . . 89.

Kirchliche Lebensbilder. — Zur Bibelübersetzungs-Frage: Stier, Ströbel, Evangel. Kirchen-Zeitung, Delitzsch.

Zweites Heft.

I. Abhandlungen und Aufsätze:

1) Nicht jede Antwort ist eine Antwort. Von Pastor P. Walcke zu Smilten . . . . 97.

2) Ein Wort über die Mission unter den Juden. Von Pastor E. Kügler zu Salisburg . . . . 142.

II. Zur Literatur . . . . 162.

Noch einmal Hase's Handbuch der protestantischen Polemik. — Literarische Kämpfe, wobei die Trümpfe, die ausgespielt werden, ebensoviel Geist als Geschmack entwickeln. — Harleß, das Verhältniß des Christenthums zu Cultur- und Lebensfragen der Gegenwart. — Schnaase, Bildung und Christenthum. — Rothe, Zur Dogmatik. — Virchow, Vier Reden. — Buckle, Geschichte der Civilisation in England. — Freitag, Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volks. — Tischendorf, Bibliorum codex Sinaiticus.

III. Nachrichten . . . . 172.

Kirchliche Zeitbilder.

Drittes Heft.

I. Abhandlungen und Aufsätze: Seite
1) Warum thut ein neues Gesangbuch noth? Von Pastor G. F. Buettner zu Kabillen . . . . . 197.
2) Geschichte der Gründung der evangelisch-lutherischen Colonien in Ostsibirien, von Pastor Butzke in Saratow (mit einer lithographirten Karte) . . . . . 214.
3) Worin besteht die Popularität einer Volkspredigt? Von Pastor M. Körber zu Ansekülll (Erster Abschnitt) 249.
II. Zur Literatur . . . . . 263.
Alte Bücher. Loci theol. von Phil. Melanchthon. — Religion im Recht, von O. Hahn, Rechtsconsulent. — Stahl, Vorlesungen über die Parteien in Staat und Kirche. — Die Psalmen, von Hitzig. — Die Psalmen, von Kamphausen. — Geschichte der Reformation, von Merle d'Aubigné. — W. Carlblom über Wo hinaus. — Schenckel, die Bildung der evangel. Theologen. — Allihn und Ziller: Zur Philosophie. — Harnack: Luther's Theologie.
III. Nachrichten . . . . . 270.

Viertes Heft.

I. Abhandlungen und Aufsätze:
1) Worin besteht die Popularität einer Volkspredigt? Von Pastor M. Körber zu Ansekülll (Schluß) . . 289.
2) Gott oder Welt? Von Propst A. Döbner zu Kalzenau . . . . . 302.
3) Was ich gewollt. Von Pastor E. Sokolowski zu Ronneburg . . . . . 314.
II. Zur Literatur . . . . . 340.
Das Gesetz oder die heiligen zehn Gebote, ausgelegt von P. Seeberg. — System der christlich-kirchlichen Katechetik, von Professor C. A. v. Zezschwitz. — Zwölf Messianische Psalmen, erklärt von E. Böhl, Privatdocent. — Kirchengeschichte der neueren Zeit, von der Reformation bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, von Dr. F. F. Baur, Prof. — Geschichte der evangel.-luth. Kirche zu St. Petersburg, von Dr C. Lemmerich. — Saat auf Hoffnung. Zeitschrift für die Mission der Kirche an Israel, herausgegeben von Prof. Delitzsch u. Pastor Becker. — Der Messias Lust oder Trost aller Völker. Herausgegeben von dem sächs. Haupt-Missions-Verein.
III. Nachrichten . . . . . 347.
Von Riga nach Mitau über Wilna, im Sommer 1863.

Fünftes Heft.

I. Abhandlungen und Aufsätze:
1) Ehe, Ehescheidung, Wiederverehelichung und Civilehe. Von Pastor F. Tiling zu Bickern . . . . . 401.

Inhalt des neunzehnten B[...]

(Neue Folge: Zehnter Ban[...]

Erstes Heft.

I. Abhandlungen und Aufsätze:
1) Vater Dieckhoff. Von Pastor D[...] tharinenthal . . . .
2) General-Superintendent Wilpert, vo[...] zu Barbern . . . .
3) Laien-Votum über „Wo hinaus?" u[...] werr" (Matth. 18, 1 u. 6) . . .
II. Zur Literatur . . . .
Vellmar, Commentar zur Offenbarung über die Apokalypse. — Krauß[...] jährige Reich. — Geistliche Lieder d[...] Kurtz, alttestamentl. Opfercultus. [...] Begräbnißpredigt. — Hase, Pro[...] mik. — Quintilian lib. X.
III. Nachrichten . . . .
Kirchliche Lebensbilder. — Zur Bibelüb[...] Stier, Ströbel, Evangel. Kirchen-Z[...]

Zweites Heft.

I. Abhandlungen und Aufsätze:
1) Nicht jede Antwort ist eine Antwo[...] P. Guleke zu Smilten . . . .
2) Ein Wort über die Mission unter [...] Pastor E. Kügler zu Salisburg .
II. Zur Literatur . . . .
Noch einmal Hase's Handbuch der pro[...] lemik. — Literärische Kämpfe, wob[...] die ausgespielt werden, ebensoviel Gei[...] entwickeln. — Harleß, das Verh[...] stenthums zu Cultur- und Lebensfrö[...] wart. — Schnaase, Bildung und [...] Rothe, Zur Dogmatik. — [...] den. — Buckle, Geschichte der Civi[...] land. — Freitag, Neue Bilder [...] des deutschen Volks. — Tischend[...] codex Sinaiticus.
III. Nachrichten . . . .
Kirchliche Zeitbilder.

I.
Abhandlungen und Aufsätze.

1.
Vater Dieckhoff.

Synodal-Vortrag auf der vom 16. bis 19. Septbr. 1862 abgehaltenen Synode der transwolgaschen (Wiesenseite) Präpositur.

Von Friedrich W. Dirne, Pastor zu Nord-Catharinenstadt.

Väter und Brüder!

Es ist nun schon länger, denn ein Jahr, da wir mit den lieben Brüdern jenseits der Wolga in Saratow zur vereinten Synode uns zusammenfanden. Die Tage waren köstlich und fruchtreich, die wir dort verbrachten; nach langer Zeit fühlen wir uns wieder so recht als ein Hirtenvölkchen der zahlreichen evangelischen Deutschen an den Ufern des Wolgastromes, als ein Völkchen, das zu einer Liebe und einer Arbeit berufen sei. Und ein solches Gefühl thut uns hochnoth, denn gestehen wir's nur offen ein — obwohl die uns scheidende Wassergrenze nur etliche Werste beträgt, der Abstand zwischen hüben und drüben unter den Brüdern steht hierzu in augenfälligem Mißverhältniß. Die Kirche Livlands, Estlands und St. Petersburgs steht dem Interesse manches von uns näher, als die Bruderkirche jenseits des Stromes. Der von dem unsrigen unläugbar so sehr verschiedene Volksschlag der dortigen Bewohner, absonderliche traditionell gewordene Bräuche und Einrichtungen

hüben und drüben, lebendigeres Verkehrsleben oder isolirtere Abgeschlossenheit und noch sonst manches Andere mag Veranlassung und möglicherweise gegründete dazu geben, daß wir nach und nach — natürlich mit Ausnahme — einander fremd geworden sind; mag dem jedoch sein, wie ihm wolle, das Entfremdetsein ist ein fait accompli, das Niemand von uns bestreiten wird, und jedenfalls ein sehr beklagenswerthes. Nicht als ob himmelstürmende Differenzen und chinesische Mauern zwischen uns aufgethürmt wären, — wir stehen Gottlob gemeinschaftlich auf dem einen alten Grunde, da Jesus Christus der Eckstein ist, und wissen uns darin eins; nicht das ist es, sondern die Abgeschlossenheit und das auf sich selbst Beschränktsein, das jeder von beiden Präposituren anhaftet, hat die Entfremdung verschuldet. Es weiß, hört und vernimmt die eine Seite der Wolga — die Synodal-Protokolle ausgenommen — gar zu wenig von der andern, es finden zu wenig Wechselbeziehungen statt. Ich hätte es gar zu gern anders. Ich möchte die lieben Brüder da drüben nicht als etwas Besonderes, Abgetheiltes, ihre Kämpfe für sich Durchfechtendes haben, sondern als *eine* Schaar mit uns, dieselbe Fahne hoch haltend und dieselben Waffen schwingend im Kampfe für unsern Gott und unseres Gottes Reich. Das braucht nun kein pium desiderium zu bleiben, es könnte gar leicht zur Wirklichkeit werden, wenn nur die nöthigsten Vorbedingungen dazu da wären. Zu diesen Vorbedingungen zähle ich eine oft möglichst abgehaltene, gemeinsame Synode und ein von beiden Seiten zur Publicirung unserer Freuden und Leiden in Anspruch genommenes kirchliches Zeitblatt. Der Pastor zu Borataſewka an den nördlichsten Marken unseres Bezirks erfährt binnen 10 Tagen ganz genau, was in St. Petersburg, Dorpat, Riga, Jacobstadt auf kirchli-

chem Gebiete Bemerkenswerthes vorgefallen iſt und hat dadurch Gelegenheit, ſich der eigenen Anſicht in der betreffenden Sache bewußt zu werden, und die Frage: „was würdeſt du in dieſem Falle thun?“ ſich zu beantworten; wie lange dauert es aber, bis eine Nachricht von dem kaum 100 Werſt entfernten auf der Bergſeite belegenen Jagodnaja Poljäna ihn erreicht, und geſchieht das überhaupt in Jahren? Nach Monaten und halben Jahren hören wir mal gelegentlich, geſprächsweiſe, daß dieſes oder jenes auf der Bergſeite vorgefallen ſei; jedwede Autorität für ſolcherweiſe Gehörtes liegt im Dunkeln und es bleibt uns nur die Alternative: entweder 1) das gelegentlich und geſprächsweiſe — alſo vollkommen ohne jedwede Authenticität — Vernommene aufzufaſſen, für wahr anzuſehen, zu durchſprechen und zu durcharbeiten, dadurch aber unſer lebendiges Intereſſe für die Bruderkirche da drüben oft darauf hinauslaufen zu ſehen, daß wir etwas als mächtigen Waſſerſtiefel behandelt haben, was in That und Wahrheit nur ein winziger Schuh war, oder es bleibt uns 2) nur das übrig, nichts gerüchtweiſe zu uns ſich verirrt Habendes mehr für wahr zu halten, alles dergleichen zu desavouiren, mit einem heilſuchenden „Laßt mich in Frieden“ die Hände in Unſchuld zu waſchen und ſich um die Brüder da drüben, um ihre Freuden und Leiden abſolut nicht zu kümmern, d. h. für ſie todt ſein und ſie in Beziehung zu uns für todt halten. Miſcheſt du dich mit lebendigem Intereſſe in ihre Sachen, ſo dürfteſt du — keinen poſitiveren Grund, als Gerüchte unter dir habend — leicht in Gefahr gerathen, als Entſteller der Wahrheit, bösartiger Verläumder, Ignorant ꝛc. ꝛc. an den Pranger geſtellt zu werden; kümmerteſt du dich gar nicht um ſie, ſo hießeſt du mit Recht ſelbſtſüchtig, apathiſch, arrogant, unbrüderlich und

alles gemeinsamen Interesses bar. Wie anders würde es um uns stehen, wenn wir in öffentlichen Blättern durch gegenseitige Correspondenzen Kunde, authentische Kunde von einander erhielten, wenn alle einigermaßen hervorstechenden Tagesereignisse auf kirchlichem Gebiete der Berg- und Wiesenseite vor dem Forum des kirchlichen Publikums gradheraus besprochen würden! Wir haben ja ein Organ dazu im St. Petersburgischen evangelischen Sonntagsblatte, warum benutzen wir es nicht? Warum sind die auch uns in den „Mittheilungen" zugedachten Spalten stets von anderen Federn gefüllt, als den unsrigen? Warum lesen wir in diesen Blättern mit lebendigem Interesse die Correspondenzen aus Leal, Wolmar, Libau, Lemsal und anderen ostseeländischen Flecken, und nie etwas aus Medwedizkoi-Krestowoi-Bujerak, vom Tarlyk oder aus Weizenfeld? Sind wir denn wirklich so unbedeutend, daß bei uns nichts passiren kann, — so todt, daß bei uns nichts passiren mag? Oder sind wir so neidisch, daß wir unser Licht den Leuten da draußen nicht gönnen mögen? Oder, falls wirklich nichts da wäre, das sich der Mühe öffentlicher Besprechung verlohnte, so tief in Selbstzufriedenheit versunken, daß wir uns nicht einmal dazu gedrängt fühlten, unsern Mitbrüdern zu sagen: Es ist todt bei uns, wir haben nichts? Die Parole unserer Zeit lautet: Wer nicht schiebt, der wird geschoben: sollen wir denn etwa auch zu Denen gehören, die aus überzarter Scheu vor eigenem Schieben sich in Passivität verschanzen und ganz gemüthlich schieben lassen? Es sind recht bewegte Zeiten, in denen wir leben, Brüder und Väter; man würde uns hörbar genug aus den Federn rütteln, falls wir in behaglicher Ruhe uns gemüthlich auf dieselben zu strecken gedächten. Wir haben hier manchen Strauß durchzufechten, manchen Anmaßungen unberechtigter Poten-

zen energiſch zu begegnen und auch in unſern täglichen Arbeitsfeldern ſchießt mancherlei Kraut auf, deſſen Stacheln lang genug ſind, durch die Ruhekiſſen — die man hier und da uns andichten will — zu dringen; wir ſchieben und drängen täglich und ſtündlich im Schweiß unſeres Angeſichts vorwärts und immer vorwärts, vorwärts für Gott und ſeinen Chriſt, und dennoch — hält uns ein Theil der übrigen evangeliſchen Welt Rußlands für die Geſchobenen. Viele wiſſen eben nichts von uns und weil ſie nichts wiſſen und nichts erfahren, als eben nur Gerüchte, an denen ihnen unklar bleibt, was ſie daraus machen ſollen, ſo nehmen ſie ein Grabſcheit, beerdigen uns und ſingen uns ein „Wie ſie ſo ſanft ruhn" aus nachbarlicher Liebe mit auf den Weg. Aber nicht nur die in der Ferne, wir ſelbſt, als Vertreter zweier ſo benachbarter Präpoſituren, kommen mitunter gar auch ſelbſt in Gefahr, uns dieſe Weiſe zuzuſingen, da ſo ſelten Jemand über den andern etwas erfährt, davon er ſprechen könnte: das iſt wahr und das hat ſich in That und Wirklichkeit begeben. Mit fröhlichem Herzen ſollten wir darum die Aufforderung des Redacteurs des St. Petersburger Sonntagsblatts, durch Correſpondenz-Artikel in ſeinem auch von unſern Gemeindegliedern geleſenen Blatte der evangeliſchen Chriſtenheit Rußlands Kunde zu geben von dem Leben unſerer Wieſenſeiter Wolgakirche im Einzelnen und im Ganzen, begrüßen; — unſere alte Schuld ſollte uns neu aufs Gewiſſen fallen, und ich meine, Väter und Brüder, es wäre Zeit, ſie unſererſeits zu bezahlen. Tritt uns nun die Bergſeite darin endlich zur Seite und deckt ihr Lächeln und ihre Thränen uns ebenfalls öffentlich und unentſtellt auf, alſo daß wir — von ihren Verhältniſſen zum Oefteren und genau unterrichtet — mit ihr zuſammen arbeiten, mit ihr uns freuen und mit ihr trauern

können, wo's Noth thut: ich meine, ein großer Theil der Schranken, die unser gegenseitiges Interesse zur Zeit abschwächen, sollte damit wohl aus dem Wege geräumt sein.

Das Andere, das ich mit ganzem Herzen heransehne, ist eine zum öfteren, wenn nicht jährlich wiederkehrende combinirte Synode. Wie fest knüpfen sich doch brüderliche Bande, wenn man im mündlichen Gefühlsaustausch Freud' und Leid sich nahe legen kann! Das hat uns die vorigjährige, liebliche Synode gezeigt. Wäre sie deß nicht würdig, so oft als möglich wiederholt zu werden? Diente sie nicht dazu, uns immer mehr in Liebe und Einheit zu kräftigen, einander nahe zu bringen, locale Vorurtheile zu beseitigen? Und was steht dem entgegen? Unbequemlichkeiten etwa? Dürfen wir wohl, ohne zu erröthen, von Unbequemlichkeiten sprechen, die wir im schlimmsten Falle 30 Werste zu fahren haben, um dann auf Dampfesflügeln die Fluthen der Wolga hinauf oder hinunter getragen zu werden, bis an den zur Synode designirten Ort, während z. B. ein Pastor von Lubahn oder Lasdohn, von Testama oder Audern in Livland seine guten 200 Werst über Berg und Thal mit eigenen Pferden abzuwickeln hat, um den Synodalort zu erreichen, und er thut's gern? Daß wir bei unsern vortrefflichen Communicationsmitteln, wie sie kein Propstbezirk Rußlands aufzuweisen hat, uns doch so sehr gegen ein öfteres Zusammenfinden der beiderseitigen Amtsbrüder stemmen, ist mir in der That stets ein Räthsel geblieben. Am Können liegt's bei uns auch wahrlich nicht, sondern am Wollen, dem Willen braucht aber nur ein selbstgeschaffenes Muß aufgesetzt zu werden, um ihn in die nöthigen Bahnen zu lenken. Woher zögern wir denn nun, uns durch solch ein selbstgeschaffenes Muß, das als solches aller Bitterkeit entbehrt, zu regieren? Alles verbrüdert sich heutzutage

auf der Welt, durch Associationen und Meetings der verschiedensten Art werden die wunderbarsten Resultate zu Tage gebracht, „durch Einheit stark" ist die Losung des Tages. Der Gang der letzten großen Weltereignisse ist geradezu immer durch den Vereinsgeist der darin spielenden Personen gemaßregelt worden. Wenn wir nun auch einerseits die conservativen Diener desjenigen sind, der da war, der da ist und der da sein wird, wollen wir denn andererseits als Kinder unserer Zeit unsere Zeit verläugnen und alle Potenzen des Tages mit der Aufschrift „unchristlich" oder „Liebäugelei mit fremden Gewalten" brandmarken? Prüfet Alles, das Gute behaltet; das Gute des Tages scheint mir aber zu sein die Einheit im Geist, welche die Kinder eines Vaters und die Arbeiter in einem Weinberge characterisiren soll.

Je ernster ich nun über diese Sache nachdenke, und an dringenden Fingerzeigen zum Nachdenken fehlt's nicht — mit desto größerer Liebe muß ich des Mannes gedenken, der den von mir obenberegten Gedanken ebenfalls oft in seinem Herzen bewegte und zur Aufrechterhaltung des einen brüderlichen Geistes unter den Amtsbrüdern des Ostens alle möglichen Hebel in Bewegung gesetzt hat. Ich meine die leitende Seele unserer vorjährigen Gesammtsynode, den Engel der Liebe und des Friedens im Moskauschen Consistorialbezirke, unsern am 24. August d. J. im Herrn entschlafenen geliebten Vater Dieckhoff. Zum ehrenden Angedenken an ihn gedachte ich heute etliche Worte zu Euch zu reden, liebe Väter und Brüder, und meinte dieselben mit einem kurzen Ueberblicke über Verhältnisse einleiten zu müssen, zu deren Lichtung und Verklärung der theure Entschlafene so viel thun wollte und so viel gethan hat. Nach so und so viel Jahren präsidirte wieder ein General-Su-

perintendent einer Synode, die bei uns bis dato zu den unerhörten Dingen gerechnet worden war, einer Synode, da beide Propstbezirke zu einem einigen Häuflein versammelt waren, gelenkt und geleitet von einem Manne, dessen ganze Erscheinung das leibhafte Predigtwort bildete „Kindlein, liebet Euch unter einander!“ Ja, lieber Vater Dieckhoff, du bist zu früh von uns gegangen und hast die Saat, von Dir ausgestreut, nicht mehr blühen und reifen sehen! Es war ein verhängnißvolles Jahr für uns Wolga-Pastoren, das verflossene. Vater Bauer, der während der vorjährigen Synode am Siechbette seines kranken Weibes stand, ist schnell und unerwartet auch selbst abgerufen in seines Herrn Freude; tieftrauernd standen wir an seinem Grabe und riefen dem alten, treuherzigen, biedern Bruder ein herzliches „Auf Wiedersehen“ hinab in die dunkle Tiefe. Vater Marpurg, der vor'm Jahr — obwohl schon hinfällig und matt — in unserer Mitte weilte, ist ebenfalls aus dieser Zeit geschieden: wiederum eine herbe Lücke in dem altgewohnten Kreis. Da die Zweige abfielen, neigte sich auch des Baumes Krone; man bettete sie in Moskaus kühle Erde, auf daß aus ihrer Ruhestatt einst neue Blüthenzweige erstiegen und trügen in ihrem Schatten Früchte des ewigen Lebens. Als Waisen sitzen wir nun hier beisammen, ein kleines vereinsamtes Häuflein, und klagen über des lieben Vaters Tod, der uns in schwerer Zeit noch so Viel hätte werden können. Liebe Väter und Brüder! Ich bin nicht der Mann dazu, Euch heute einen eingehenden, zutreffenden Nekrolog des verehrten Entschlafenen vorzulegen, wie's sonst wohl bei ähnlichen Gelegenheiten Sitte ist und Brauch; ich will nur von dem köstlichen Schatze meiner Reminiscenzen aus frühern Tagen Euch Einiges vorführen, das auf Vater Dieckhoff Bezug hat, und Euch

als ein auf das Grab des verehrten Mannes von kindlich liebender Hand gelegter Palmzweig unzweifelhaft lieb und werth sein wird. Wäre dies mein Wort dazu geeignet, das Bild des Entschlafenen in noch lebendigeren Farben Euch vorzuführen, als es Euch bereits vorschwebt, die liebende Erinnerung an ihn auch nur um ein Weniges noch zu beleben, so hätte dasselbe seinen Zweck vollständig erfüllt. Die Meisten von Euch haben den lieben Vorgesetzten erst hier während seiner Visitationsreise kennen und lieben gelernt; gestattet nun Eurem jungen Bruder, Euch einen Blick zu eröffnen in Haus und Amt des so bald Dahingeschiedenen und damit einer theuern Pflicht sich zu entledigen, die er dem Andenken eines Mannes schuldig zu sein glaubt, der von maßgebendstem Einflusse auf sein ganzes geistliches Leben gewesen ist.

Es war im Herbste des Jahres 1859, als ich zum ersten Mal die Gauen des eigentlichen Rußlands betrat. Ich will es Euch nicht verhalten, daß ich damals in großen Vorurtheilen über dieses Riesenland befangen war, das ich nur von Hörensagen und aus den dasselbe in den Ostseeprovinzen repräsentirenden, mitunter recht kümmerlichen Bruchtheilen kannte. Ich dachte mir unter Rußland ein Gebiet, grade so beschaffen und von einem solchen Volke bewohnt, wie es meine Universitäts-Cameraden — die das wahre, wirkliche Land selbst nie gesehen noch betreten, sondern dessen Art und Bewohnerschaft nach 2, 3 Leuten, die ihnen gelegentlich in den Weg gesprengt werden, beurtheilen — wohl noch heut zu Tage sich vorstellen mögen, d. h. ich hatte die mährchenhafteste, abentheuerlichste, unwahrste Vorstellung von dem Lande und dem Volke, die man nur haben kann. Ich fand mich angenehm enttäuscht. Ganz abgesehen davon, daß ich — selbst ein Sohn des Letten-

stammes und somit zur slavischen Völkerfamilie mich zählend — schon von vornherein zu den russischen Brüdern mich hingezogen fühlte, machte das Volk im Großen und Ganzen, als ich's nun in Wirklichkeit vor mir hatte, in seiner kindlichen Einfachheit und angeerbten Frömmigkeit einen äußerst wohlthuenden Eindruck auf mich; die riesigen, zahllosen Gotteshäuser seiner Residenzen und das in denselben bei jeder Gelegenheit in Masse versammelte Volk — es hat mir was zu denken gegeben. Sie kamen und gingen, die betenden Christen, des Morgens, des Mittags und des Abends, — die Häuser des Herrn wurden nie leer. — Ein Nachen trägt dich über den Strom, eine Postkelegge weit durchs flache Land: der beiderseitige Fährmann entblößt, bevor er das Ruder und die Leine in die Hand nimmt, ernst das Haupt und bekreuzigt sich: mit Gott auf die Reise! Jedwedem Gotteshause wird unterwegs dieselbe Ehre erzeigt, jedem Kreuzeszeichen und jeder Kapelle. — Und wieder habe ich Menschen gesehen, Kinder moderner Civilisation des Westens, die hatten gar helle, geläuterte, logisch durchdachte Begriffe von Gott und göttlichen Dingen, sie hatten dicke Bände durchlesen und geschrieben über den „rechten und wahren Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit", über Pietät, Moralität und andere „täten", die saßen ganz ruhig und gleichmüthig daneben und rauchten ihre Papiros; was kümmerte sie Kreuz und Kreuzeszeichen, das „Gotteshaus" hatte für sie nur „wissenschaftliche" Bedeutung: wann mag es wohl gebaut sein und nach welchem Styl? Ist's rein byzantinisch, halb gothisch? Riecht's nach Rococo, Renaissance ꝛc. ꝛc.? Stehen die einzelnen Theile in „architektonischer" Beziehung in rechtem Verhältniß zu einander? Was doch der arme, dumme Fährmann sich dabei denken mag, der vor seinem hochgebilde-

ten Herrn auf dem Bocke oder der Ruderbank ſitzt und vor den Heiligthümern ſeiner väterlichen Kirche ehrfurchtsvoll das Haupt entblößt? Iſt's wirklich reine Abgötterei, iſt's wirklich nackter Bilderdienſt? Ich meine, er denkt nichts, als wie geſchrieben ſtehet Lucae 18, 10—13 vom Phariſäer und Zöllner, ich meine er ſchlägt ſein Kreuz und denkt in ſeiner Weiſe: „Gott ſei mir armem Sünder gnädig!" Da will mir die Schlußfolgerung immer nicht aus dem Kopfe, die der Herr in jenem Gleichniſſe zieht: „Dieſer ging gerechtfertigt in ſein Haus vor Jenem." Im civiliſirten Weſten war mir dieſe kindliche Einfalt ſelten vorgekommen, der Umgang mit „gebildeten" Leuten hatte den dorthin expatriirten Sohn des Oſtens auch ſo „gebildet" gemacht, daß er's gelernt hatte, mit einer gewiſſen Nonchalance und ſouveräner Gleichgültigkeit blaſirt an ſeinen Heiligthümern vorüber zu wandern; wo hie und da einer ſtehen blieb, um dem Gefühle angeerbter Gottesverehrung nach väterlicher Weiſe Ausdruck zu leihen, da ward er entweder als Sonderling angeſtaunt oder als armer Ignorant bemitleidet. Hab' ich doch ſelbſt mitunter dabei nach Analogie von Ap. G. 7, 57 den Steinigenden die Kleider gehalten!

Ich bitte Euch, liebe Väter und Brüder, mir vorliegende Abweichung zu Gute zu halten, ich fand ſie für nöthig, um von vornherein den Boden zu zeichnen, in den Vater Dieckhoff und die ganze ihm untergebene Kirche des Moskau'ſchen evangeliſchen Conſiſtorialbezirks hineingepflanzt waren, auf dem ſie ſich bewegen mußten. Ihr könnt's Euch denken, wie geſpannt ich nach meinen in letzter Zeit gemachten Erfahrungen über die Art des Landes darauf war, meinen neuen General-Superintendenten und ſeine Stellung inmitten der vielen fremdartigen Elemente kennen

zu lernen. Wie ſtand er wohl zu andern Chriſtenbrüdern, die nicht ſeiner Confeſſion waren? Wie ſtand er zu Chriſtenbrüdern, die nicht ſeiner Nation waren, hielt er wohl auch, wie ich's ſonſt zum Oefteren gefunden, „Deutſchthum" und „wahrhaft evangeliſche Geſinnung" für abſolut identiſche Dinge, die in ſo enger Verbindung nirgends wieder gefunden werden könnten? Spielte er als evangeliſcher General-Superintendent in der Diaſpora die Rolle eines ſchroffen, ſplitterrichtenden Opponenten, eines ſchonungsloſen, dogmatiſirenden Kritikers, oder die eines liebevollen, verſöhnlichen Vermittlers? Solche Gedanken bewegten mich, als ich die alte, mächtige Zarenſtadt Moskau zum erſten Mal betrat und in ihren von einem durchweg fremdartigen Leben durchwogten Straßen die Richtung zum evangeliſch-lutheriſchen Conſiſtorio verfolgte. Aus dem Moskau'ſchen Conſiſtorialbezirke hatte in öffentlichen Organen nur ſelten was verlautet, und ſo war mir denn auch von unſerm General-Superintendenten nichts mehr bekannt, als daß er Dieckhoff hieß und zugleich Oberpaſtor zu St. Petri-Pauli war. Mit geſpannter Erwartung betrat ich ſein Haus; in meiner damaligen verhältnißmäßig unbedeutenden Stellung (ich war blos Propſtei-Adjunkt einer ihm untergeordneten Präpoſitur und auch das erſt per designationem) mußte ſein erſtes Auftreten mir gegenüber, das erſte Wort, das er zu mir ſprach, für mein ganzes künftiges Verhältniß zu ihm maßgebend ſein. Ich ward nicht gleich vorgelaſſen, denn eine arme Wittwe der Petri-Pauli-Gemeinde ſei bei ihm, hieß es. Ich ſolle eine Weile verziehen. Dieſe Weile ward zu einer halben Stunde, eine lange Zeit für einen jungen Theologen, der ſeinen künftigen Vorgeſetzten ſprechen und zum erſten Mal von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen will, Zeit aber auch genug, um ſich über den Mann, der einen

angemeldeten Fremden um einer armen Wittwe aus ſeiner Gemeinde willen ſo lange warten läßt, ein vorläufiges Urtheil zu bilden: den treuen, gewiſſenhaften Seelſorger durfte ich alſo jedenfalls in ihm erwarten. Endlich trat er in Begleitung der Frau heraus, ein langer, ſchlanker Mann von ehrwürdiger Geſtalt, das nie ſchwindende freundliche Lächeln auf den Lippen. Er winkte mir herein, erkundigte ſich nach Namen und Begehr, näherte ſich dann mit herzgewinnender Leutſeligkeit und begrüßte den neuangelangten unterſten Geiſtlichen ſeines Bezirkes mit herzlichſtem Bruderkuſſe. Schon die erſten Worte, die er mit mir ſprach, hatten mein ganzes Herz gewonnen, mit dieſem Manne meinte ich durch Leben und Tod gehen zu können. Es trieb mich dazu, ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen, und er bot mir die Gelegenheit, indem er mich aufforderte, während meines Moskau'ſchen Aufenthaltes bei ihm zu wohnen, was ich auch dankend annahm. Mehr denn zehn Tage blieb ich in ſeinem Hauſe, ward von ihm in's Colloquium genommen, in der Petri-Pauli-Kirche ordinirt und endlich durch ſeine freundliche Vermittelung — da mir mein Reiſevermögen ausgegangen war — an den Ort meiner Beſtimmung befördert.

Dieſe zehn Tage gehören zu den Lichtpunkten meines Lebens, und ſo oft ich an dieſelben zurückdenke, durchmuſtere ich ſie im Geiſte mit wehmüthiger Freude. Auch dieſe Zeit iſt geweſen, wie nun auch der, der ſie zu einer ſo lieblichen zu geſtalten wußte. Wie ich nun unſern verehrten entſchlafenen General-Superintendenten in jener Zeit kennen gelernt habe und in ſolcher Anſicht während meines nur noch bisherigen Amtsdienſtes unter ſeinem geiſtlichen Scepter gefeſtigt worden bin, ſei mir in Folgendem darzulegen erlaubt.

Heinrich Dieckhoff war früher Paſtor in Poltawa unter ärmlichen Verhältniſſen. Er hat mir oft mit ſtiller Freude davon erzählt, wie ärmlich er dort ſein amtlich Leben angefangen und wie ſchwer es dabei gehabt habe. Weder er ſelbſt, noch ſeine Frau waren an ſo arme Verhältniſſe gewöhnt; das kleine Lehmhäuschen, das ſie in einer benachbarten württembergiſchen Colonie bewohnten, wurde ihnen aber bald zu einem lieben Aufenthaltsorte, denn es wohnten ein Paar zufriedene und glückliche Menſchen darin. Die Gemeinde war lange verwaiſt, zerriſſen und zerrottet, als Dieckhoff hinkam, die traurigſte Verwahrloſung trat ihm oft in ihrer erſchreckendſten Geſtalt entgegen. Mit aufopfernder Demuth und liebevoller Hingabe haben ſie beide hier gewirkt, er und ſein Weib, das ihm Gott zu unausſprechlichem Glück und Segen zugeführt und das mir's offen heraus geſtanden hat, ſie könne nicht Gott genug loben und danken, daß er ſie an der Seite dieſes Mannes durch jenes kümmerliche und doch ſo glückliche Leben geführt habe. Dieckhoff ging hier in eine Schule der Geduld, Demuth und verſöhnlichen Hingabe, wie ſie ſonſt nicht oft in dem Maße geboten wird. Lange Zeit wirkte er hier in Segen und hatte die Genugthuung, die lieblichſten Früchte ſeiner ſtillen Saat um ſich herum aufgehen zu ſehen. Er ſah ſich bald in der Mitte eines wohlgeordneten Gemeinweſens, allerorts getragen von der kindlichen Liebe ſeiner Eingepfarrten. Er hob an dieſe Frucht zu genießen, an deren Wachsthum er ſo lange ſich gemüht. Der Herr hatte ihn mit vielen Kindern geſegnet und ließ ſie fröhlich aufwachſen zu ſeines Herzens Freude. Die Erziehung derſelben machte ihm aber ſchwere Sorge und ſo lieb ihm auch ſein trautes Poltawa geworden war, er mußte ſich nach einer Stellung umſehen, in der es ihm

möglich würde, seinen Kindern das zu bieten, worauf sie vollgültigen Anspruch hatten: gute Schulen. Es gelang ihm, in die Vacanz zu Petri-Pauli einzutreten, unter vielen Schwierigkeiten, jedoch von den Segenswünschen seiner bisherigen Gemeinde getragen, siedelte er in einer ungünstigen Jahreszeit nach Moskau über. General-Superintendent Huber starb; Dieckhoff ward sein Nachfolger. Zweier Aemter hatte er nunmehr zu warten. Er hat es gethan mit fast beispielloser Treue und Aufopferung. Im Arbeiten geübt und erfahren sah er sich mitunter doch so maßlos mit amtlichen Obliegenheiten der verschiedensten Art überhäuft, daß er dem Schlaf und dem Essen ihre Rechte genommen hat; bei Tisch durfte nie auf ihn gewartet werden und wir hatten gewöhnlich schon zu speisen aufgehört, als er plötzlich — die Feder in der Hand — ins Speisezimmer geeilt kam, jedoch ohne alle Zeichen von Unzufriedenheit und Unmuth über sein arbeitsbeladenes Loos — etliche Bissen von rechts und links ergriff, dabei freundlich plauderte und mitunter gar eingehend über ernste Gegenstände, und dann ebenso schnell wieder verschwand, als er erschienen war. Leben hieß ihm Arbeiten und Arbeiten Leben.

Ob Vater Dieckhoff die Stelle eines Moskauschen General-Superintendenten vollständig ausgefüllt hat, das bleibt einer spätern Zeit zur endgültigen Aburtheilung überlassen, wenn man die Folgen der Saat, die er gesäet hat, allseitig überschauen kann. Wir meinen vom Standpunkte der Gegenwart aus diese Frage unzweifelhaft bejahen zu müssen. Auf einem andern Superintendentenstuhle unter anderen Verhältnissen wäre er möglicherweise der Mann nicht gewesen, dessen man zur Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung und der Rechte des ihm untergebenen

Lebenskreises bedurft hätte. Dazu wäre man vielleicht eines Mannes von ausgeprägterer Energie und unbeugsamerer Willensfestigkeit benöthigt gewesen. Auf unserm Stuhle aber war Vater Dieckhoff der rechte Mann. Die evangelische Kirche des Moskauschen Consistorialbezirks ist eine Kirche in der Diaspora, die sich überall von fremden Elementen umgeben sieht und in gesunder, richtiger Weise zu denselben stellen muß, wo anders sie sich gedeihlich fortentwickeln will. Sie ist so oft auf die Freundlichkeit und Liebe ihrer griechischen und katholischen Glaubensbrüder angewiesen, daß sie sich's nicht einfallen lassen darf, gegen dieselben entschieden Front zu machen, es sei denn, sie werde durch sie auffällig irritirt. Gespannte Verhältnisse zwischen Christen verschiedener Confessionen, wie wir sie im westlichen Europa so oft antreffen, da man um die mehr oder weniger gefällige Form der einzelnen Thüren des Hauses sich bis zu den bittersten, unchristlichsten Invectiven hinreißen und darüber das ganze hehre Haus verfallen läßt, kennen wir Gottlob nicht. Wir haben aber auch schon gar zu lange unter Zugehörigen anderer Confessionen gelebt, als daß wir in constanter Verzückung über die eigene Vortrefflichkeit die bedeutenden Lichtseiten der andersgläubigen Brüder aus den Augen verlieren, sie nicht vielmehr schätzen und ehren sollten. Uns befremdet es nicht mehr, wenn der Wolga-Arbeiter bei der Abfahrt von Kosakenstadt nach Saratow auf den Ruf des Steuermanns „Betet zu Gott!" den Hut abnimmt, sich bekreuzigt und den lieben Gott zum Geleit erbittet, — wir zögern vielmehr keineswegs damit, unser Haupt gleicherweise zu entblößen und uns vor dem Herrn aller Herren offen vor aller Welt zu demüthigen, und falls

einem oder dem andern unſerer coloniſtiſchen Glaubensbrüder der Hut wie angewachſen zwiſchen den Schultern ſtecken bleibt, indem er dieſe Art gemeinen Betens unter freiem Himmel für ſeiner unwürdig zu erachten ſcheint, nehmen auch wir keinen Anſtand, ihm unſere ernſteſte Mißbilligung darüber zu erkennen zu geben, denn es wird uns in ſolchen Augenblicken klar, woher der Slave des Oſtens den Deutſchen in religiöſer Beziehung einen paganum nennen mag. Wir haben ferner in unſerer eigenen Mitte an der Wolga eine thatſächliche Union der lutheriſchen und reformirten Glaubensbrüder in unſern Kirchſpielen, eine Union, die nicht durch Soldaten und Dragonaden eingeführt iſt, ſondern in dem Factum wurzelt, daß die wenigen Reformirten, denen die Erhaltung eines eigenen Predigers eine Sache der Unmöglichkeit wäre, ſich brüderlich zu uns geſchlagen haben und ſich das Bewußtſein der Zugehörigkeit zu dem einen evangeliſchen Volke durch langgezogene Controverſen über die allbekannten Unterſcheidungslehren nicht wollen rauben laſſen. Weil der Lutheriſche ihnen auf ihre Frage: „Wird denn der liebe Gott mich darum wirklich zur Hölle verſtoßen, daß ich in dieſem oder jenem Dogma eine andere Anſicht habe, als du?“ jederzeit nur ein: „Das grade nicht“ wird antworten müſſen, ſo kann es nur ehrend ſein für beide Theile, wenn ſie zu einander ſprechen: „Ei, ſo wollen wir doch Brüder ſein!“ Unſere Gemeinden, zumeiſt aus bäuerlichen und bürgerlichen Gliedern beſtehend, ſind in allen Externis fremden Autoritäten gegenüber ganz auf ſich angewieſen und haben ihre Conflicte auf eigene Hand auszufechten. Wir haben keine für die Verhältniſſe des Landes und der Kirche quoad externa gleich maßgebende und bedeutungsvolle Ritterſchaft, deren Glieder in der Kirche mit ihren Gliedern im Gerichtsſaal

und auf dem Beamtenstuhle leicht Concordate abschließen mögen; Beamtenschaft und Behörden stehen uns fast durchgängig fremd und interessenlos gegenüber, so daß wir immer mehr durch versöhnliche Nachgiebigkeit, als durch eiserne Halsstarrigkeit erlangen werden. Für solche Verhältnisse nun war Dieckhoff der geeignete Mann. Ernst und entschieden in seiner Ansicht war er zugleich von einer beispiellosen Milde und Versöhnlichkeit, ein Mann der Liebe vom Scheitel bis zur Zehe. Sein Wahlspruch war: „Ehre dem Ehre gebührt," und so hat er es denn auch nie unterlassen, fremden zu Recht bestehenden Autoritäten die ihnen gebührende Aufmerksamkeit und Achtung zu erweisen und das Gute in ihnen freudig anzuerkennen. Ungebührliche Anmaßung wußte er stets entschieden abzuweisen, doch suchte er auch hier stets zu vermitteln und auf gütlichem Wege das Heil der ihm anvertrauten Kirche zu fördern. Für solche milde versöhnliche Gesinnung war er darum aber auch der Liebling Aller. Seine Pastoren trugen ihn auf den Händen, die Geistlichkeit griechischer und römischer Confession achtete und ehrte ihn, erwies ihm alle nur möglichen Aufmerksamkeiten und stellte sich freundlich und brüderlich zu der ihm untergebenen Kirche. Nur notorische religiöse Indifferenz oder offene Feindschaft wider Christum verschonte auch diesen treuen Diener Christi nicht mit ihrem bittern Stachel. In der ihm untergebenen Kirche war er eifrigst bemüht, alle Gegensätze zu einen, die Amtsbrüder zu einander in nahe Beziehung zu bringen, die disjecta membra seines weiten Bezirks immer inniger zusammenzuschließen, denn er wußte sehr gut, wie viel es auf sich hat, durch Einheit stark sein. Er selbst war oft das verbindende tertium. Amtsbrüder, die Tausende von Werften von einander domicilirten, trafen sich in seinem gastlichen

Hauſe; indem ſie beiderſeits ihn liebten, traten ſie auch ſich ſelbſt näher. Seine weiten Viſitationsreiſen, die er jährlich unternahm, um ſich von dem Zuſtande ſeiner evangeliſchen Kirche durch den Augenſchein zu überzeugen, und die ihn in dieſem Jahre nach Irkutzk und im nächſten nach Tiflis führten, boten ihm Gelegenheit, dort Erlebtes und Erfahrenes den andern Amtsbrüdern ſeines Bezirkes perſönlich zur Kenntniß zu bringen und dieſe ſomit für Gegenden und Perſönlichkeiten zu intereſſiren, die ihnen ſonſt auf immer fremd geblieben wären. Auf unſere Wolgakirche, die ja allerdings der Schwerpunkt des Moskau'ſchen Conſiſtorialbezirks iſt, hat er viel gehalten und ihre Freuden und Leiden getreulich mit durchlebt. Schon damals, Anno 59, als ich das erſte Mal bei ihm war, ſchien er an der Wolga vollkommen zu Hauſe zu ſein, ohne daß er je in unſerer Gegend geweſen war. Er hatte ſehr gut erkannt, was Dienern des reinen Wortes Noth thue, und gab daher jedem hierherreiſenden Paſtor das alte Wort mit auf den Weg: „Kindlein, liebet Euch unter einander!" Sein ſehnlichſter Wunſch, uns — ſeine Wolgakinder — in corpore um ſich verſammelt zu ſehen, ward endlich im vorigen Jahre erfüllt; es war ſeine erſte Synode, der er als General-Superintendent präſidirte, deren Verhandlungen er mit einem wahren Jünglingseifer folgte, — es ſollte zugleich ſeine letzte ſein. Geahnt hat er's nicht, denn da er bei der Gelegenheit das Kind eines lieben Freundes von mir in Saratow taufte, erkundigte er ſich angelegentlich, mit welchem der drei Namen es werde genannt werden, damit er ſich darnach richten könne, wenn er nach etlichen Jahren wiederkehre, um ſeine lieben Wolgaer Amtsbrüder zu einer zweiten Geſammtſynode zu vereinen. Jetzt tagt er da droben in einer andern Synode, da der Herr Chriſtus

ſelbſt der Präſident iſt! — Wie glücklich war er doch, als er uns alle um ſich verſammelt ſah, wie glücklich in ernſter Sitzung, beim feſtlichen Mahle, im abendlichen häuslichen Kreiſe! Ja, liebe Väter und Brüder, es war das eine gar liebliche Zeit für uns alle, und jede Stunde derſelben iſt mir lebendig in die Erinnerung geſchrieben. Der hehrſte und ſchönſte Augenblick wird mir aber immer der bleiben, da ich unſern Vater Dieckhoff mit den Biſchöfen der griechiſchen und katholiſchen Kirche dieſer Gegend ſo brüderlich und freundlich verkehren ſah, als hätten ſie Jahrzehende in einer und derſelben Stellung bei und neben einander gedient. Und was iſt's denn auch? Iſt's nicht eine und dieſelbe Stellung, gleich hoch geachtet beim lieben Herrn aller Chriſten, die ſie einnehmen unter Chriſti Volk? Wir glauben all' an einen Gott, an einen Herrn Jeſum Chriſtum, an einen heiligen Geiſt: wozu ſollten wir nicht brüderlich zuſammenhalten in einer großen Union? Oder meint Jemand unter uns, die vollkommene, haarſcharf zutreffende Erkenntniß der göttlichen Wahrheit in ſo unläugbarer Weiſe an und in ſich zu tragen, daß er ſich ohne Weiteres auf die oberſte Stufe der Leiter placiren kann, die zum Himmel führt? Und ſollte Vater Dieckhoff's Erſcheinung nichts mehr, als eine thatſächliche, lebendige Predigt dieſer Worte mitten in unſer excluſives, ſich ſelbſt vergötterndes Zeitalter hinein geweſen ſein, ſo hätte ihn ſchon dieſes Eine als eine große, zeitgemäße Perſönlichkeit hingeſtellt. Möge er uns dieſe Geſinnung als bleibendes Erbe hinterlaſſen haben! Fractionen und Parteiungen ſind die Grabſcheite zu unſerm Grabe. Alles conſocirt ſich um uns her, Alles ſucht nach Stützen in der öffentlichen Meinung, — die mitunter gar nicht ſo unwahr entſcheidet —, Alles wirbt um Parteigänger bei Tag und bei Nacht, da

heutzutage nicht mehr die einzelne Kraft, nicht mehr der geheimnißvolle Zauber der Bureaux, nicht mehr der Einfluß des Standes oder Ranges, sondern vornehmlich die magisch zwingende Macht einheitlichen Zusammenhaltens gleichgesinnter Seelen die Weltereignisse zu lenken und zu bestimmen im Stande ist. So laßt auch uns gerecht werden den Anforderungen der Zeit, die zur Versöhnlichkeit und Consociation mahnen, und nur ja nicht hinter denselben zurückbleiben, laßt uns gerecht werden einer dem andern in biederer Offenherzigkeit und Wahrheit und beim gemeinsamen Festhalten und Arbeiten an dergleichen Lebensaufgaben einander tragen mit Liebe und Geduld! Nur aber ja nicht sich isoliren und eine Parteifahne auf eigene Rechnung erheben, deren Postament leicht zu durchschauende Specialinteressen bilden; abgesehen davon, daß diese Fahne schließlich über uns selbst zusammenstürzt und uns unter ihren Trümmern begräbt, versündigen wir uns schwer gegen den ganzen gesellschaftlichen Körper, zu dem wir gehören, und schwächen denselben in den Augen der Zeit an Kraft und an Ehre. Diese Grundsätze zu verfechten und als liebeathmender Lehrmeister den ihm untergebenen Hirten des Volkes Gottes ins Herz zu predigen: dazu war Vater Dieckhoff geeignet, wie so leicht kein Anderer; er ward uns bald nach Beginn seiner Arbeit entrissen: wird sein Nachfolger wohl ein Mann gleichen Geistes sein?

Dies war seine Wirksamkeit im Innern seines Amtskreises; der uns umgebenden Außenwelt gegenüber finden wir ihn aber auch nicht müssig. Er hatte ein warm schlagendes Herz für seinen Bezirk und fühlte die äußeren Anfechtungen und Bedrängnisse desselben lebhaft nach. Wie gründlich und eingehend erkundigte er sich doch auf der vorjährigen Synode nach allen Verhältnissen, die der ihm

untergebenen Kirche Schwierigkeiten und Noth zu bereiten drohten; wie bereit ließ er sich finden, dieselben gehörigen Orts zur Sprache zu bringen und die Interessen seiner Subalternen zu vertreten! Aber nicht überstürzend und waghalsig ging er dabei zu Wege; er fürchtete sich, das Kind mit dem Bade zu verschütten. Er getraute sich nicht, über Dinge abzuurtheilen, die er aus eigener Erfahrung nicht kannte, und je abweichender unsere Colonialverhältnisse an der Wolga von denen der übrigen evangelischen Kirche Rußlands sind, demnach in unseren Sachen nach göttlichem und menschlichem Recht nur ein solcher Mann ein Urtheil zu sprechen im Stande ist, der selbst an Ort und Stelle geweilt und sich in die localen Verhältnisse hat einweihen lassen, desto vorsichtiger verhielt er sich denselben gegenüber, bis er sich genaue Aufklärung über sie verschafft hatte. Fürwahr, ein nachahmungswerthes Beispiel, das dem Entschlafenen alle Ehre macht! Der kurze Abstand zwischen der Synode von 1861 und dem Tode Dieckhoff's hat uns dennoch in vielen Dingen gezeigt, daß sein Aufenthalt in unseren Colonien kein vergeblicher gewesen war, daß er streitige Sachen, in deren Beschaffenheit er während seiner Anwesenheit tiefere Blicke gethan, in rechtem Lichte aufzufassen verstand. Energisch und fest mahnte er die in ihren Rechten gekränkten Brüder unwandelbar an denselben zu halten und ihnen nicht eine Handbreit zu vergeben, jedoch — mit aller Liebe und Vorsicht, mit schuldiger Rücksicht auf den eigenen geistlichen Stand, die Anforderungen der Zeit und die staatlichen Verhältnisse. Die eigenen Rechte verfechten, dabei aber denen der auswärtigen Brüder nicht zu nahe treten und die eigenen, mitunter auch sehr mangelhaften und einseitigen Ansichten anderen Leuten nicht sub poena anathematis aufdringen wollen: das war sein

weiser, väterlicher Rath. Ob nun diese milde, vorsichtige Rücksichtnahme, die sein ganzes Wesen kennzeichnete und ihn im vollen Sinne des Worts zum General-Superintendenten einer Diaspora-Kirche befähigte, nicht mitunter auf Kosten energischen, muthigen Eingreifens in den Gang der Verhältnisse zu sehr in den Vordergrund trat, ist eine Frage, die wir für jetzt unmöglich beantworten können. Danken wir dem Herrn für das, was Er ihm gegeben hatte zum Heil und Segen der ihm anvertrauten Kirche, und haben wir das gute Vertrauen zu dem Hüter Israels, daß er's seinem Volke auch im Uebrigen nicht werde fehlen lassen.

Dieckhoff's Wunsch, die Pastoren seines Bezirks in Liebe zu einigen und einander nahe zu bringen, trat bei nur einigermaßen längerem Aufenthalte in Moskau in seinem Hause selbst deutlich an den Tag. Jeder Pastor ward freundlich und herzlich bei ihm willkommen geheißen, mit Frau und Kind mußte er zu ihm in's Haus und ward während des dortigen Aufenthalts gradezu als zum Hause gehöriges Glied betrachtet und behandelt. Oft trafen mehrere Amtsbrüder aus der Ferne dort zusammen und Dieckhoff war dann so recht in seinem Elemente, als gemeinschaftlicher gastlicher Vater seine Kinder mit einander bekannt zu machen und an einander zu fesseln. „Was halten Sie von ihm, — nicht wahr, er ist ein umgänglicher, prächtiger Mensch, dessen Schwächen leicht zu tragen sind und mit dem Sie bald gut Freund werden können?" das war die gewöhnliche Tagesfrage, durch die er den Bruder dem Bruder nahe zu führen suchte. Daß er den Schwächen seiner Mitmenschen nachgespürt und sie hier und da zum Gegenstande geselliger Unterhaltung gemacht hätte, habe ich nie von ihm gehört. Er lächelte nur bei derlei Gelegenheiten, kehrte Alles zum Besten oder schwieg ganz. Nur

wenn es augenfällige Laſter oder kirchengefährdende, glaubensloſe Irrthümer von Amtsbrüdern zu beſprechen gab, äußerte er ſich tadelnd und mißbilligend, dann aber auch jederzeit mit dem Beiſchmack tiefen Schmerzes, der auch jetzt noch immer tragen und tragen und das 77 mal 7 mal zur That werden laſſen wollte. Wenn wir hier und da das Haus Dieckhoff's in Moskau das orientaliſche Paſtorengaſthaus haben nennen hören, ſo iſt das eine Bezeichnung, die unſern entſchlafenen General-Superintendenten mehr ehrt, als Ordensband, Marmor und Obelisk. Mag wohl einem General-Superintendenten was Lieblicheres widerfahren, als wenn ſeine Paſtoren ſich jedesmal von Grund des Herzens freuen, falls ihr Weg ſie an ſeinem Hauſe vorüberführt und ſie alſo Gelegenheit zu finden meinen, ihn wiederzuſehen, mit ihm zu verkehren, ſich ſeinen Rath in zweifelhaften Fällen zu erbitten? Vater Dieckhoff war dieſes Loos aufs Lieblichſte gefallen; wo ein Paſtor des Moskauſchen Conſiſtorialbezirks ihm nur entgegentrat, geſchah es mit dem Ausdrück inniger Wiederſehensfreude und kindlicher-Anhänglichkeit. Aber nicht blos ſeine Paſtoren haben ihn herzinnig geliebt, ſein Andenken lebt auch in den Herzen aller Laienbrüder unſerer Moskauſchen Kirche fort, die während ſeiner Viſitationsreiſen mit ihm in Berührung zu treten Gelegenheit hatten. Sein Bild hat in ihre Häuſer willkommenen Eingang gefunden und dient fortan zur Erinnerung an den liebeathmenden Mann, deſſen Züge es wiedergiebt. „Wie herzlich freue ich mich," ſprach vor etlichen Tagen eine befreundete Dame in Saratow zu mir, „daß ich durch Ihre freundliche Vermittelung in den Beſitz des Portraits unſers alten, lieben General-Superintendenten gekommen bin, — es ſoll mir nun aber auch eine dauernd liebliche Erinnerung ſein an

den herrlichen Alten, der in unſerm Hauſe ſo manche gemüthliche Stunde verbracht hat." (Er kannte die Familie noch von Niſhny-Nowgorod her). Ja, gemüthlich, das iſt das rechte Wort; gemüthlich konnte dieſer Mann des Gemüths dem ihm vertraueten evangeliſchen Volke gegenüber ſein, wie kaum ein anderer. Darum hat aber auch die Nachricht von ſeinem Tode eine ſo tiefe Betrübniß in unſerer Wolga-Kirche hervorgerufen, darum hat ſo manches Coloniſtenweibchen, das den alten liebreichen Herrn im vergangenen Sommer entweder ſelbſt geſehen oder von ſeiner Freundlichkeit gehört hatte, bei der von den Kanzeln verkündeten Todesbotſchaft das weiße Tüchlein hervorgeholt und ſich die hellen Thränen von den Wangen getrocknet, — darum ging unſer evangeliſches Volk ſo ſchweigſam und trauernd den Kirchweg nach Hauſe, als die in allen Gemeinden eine Stunde lang gezogenen Kirchenglocken dem geſchiedenen geiſtlichen Oberhirten ihr letztes, ernſtes Lebewohl zuriefen. Er war über Großem getreu geweſen, gönnen wir ihm den ſeligen Eingang in ſeines Herrn Freude!

Was unſer entſchlafener General-Superintendent als Oberpaſtor zu St. Petri-Pauli ſeiner ihm eigens anvertrauten Gemeinde geweſen, mögen wir aus der Ferne unmöglich beurtheilen. Was ich aber an ihm und an ſeinem Umgange mit ſeinen Gemeindegliedern bei gelegentlichem Aufenthalt in ſeinem Hauſe geſehen habe, möchte ich den Brüdern nicht vorenthalten. Ob er ein rechter treuer Seelſorger geweſen, möge ſchon aus dem oblaudirten Exempel mit der armen Frau erſehen werden, deren Angelegenheiten und Anweſenheit ihm wichtig genug erſchienen, daß er denſelben mehr, denn eine Stunde ſeiner koſtbaren, von allen Seiten in Anſpruch genommenen Zeit zu widmen für nöthig hielt. Wohlthätig war Vater Dieckhoff über die

Maßen, so daß er in seinem Herzensdrange zur Hülfsleistung sehr oft der weisen Mahnung „Prüfet die Geister" vergaß und von Schelmen und Betrügern aller Art, von den Jedermann bekannten modernen Flibustiern, die da, weil sie existiren, darum auch die begründetsten Ansprüche auf Jedermanns Gut zu haben vermeinen, ausgebeutet wurde. Wer irgend in der Noth stak, einerlei ob griechisch, katholisch oder evangelisch, und sich auf keine Weise mehr zu helfen wußte, nahm seinen Recurs zum lutherischen General-Superintendenten, und fand dort durchgängig, was er suchte. Vater Dieckhoff's Arbeitstisch war stets mit einer Anzahl sogenannter „Bettelbriefe" überdeckt, davon aber auch nicht einer unbeachtet geblieben ist. Der Ruf seiner Wohlthätigkeit ging soweit, daß sogar aus den Provinzen von Twer bis Jakutzk Leidende und Bedrängte, die Gattung der „an Reisegeld Zukurzgekommenen," stellen- und arbeitslose Individuen jedweden Berufes sein Haus in Moskau zahlreich aufsuchten, um sich dort Trost und Hülfe zu holen. Wie oft hat er derlei Supplicanten Wochen und Monate lang bei sich beherbergt und sie schließlich entweder untergebracht oder mit ausreichendem Reisegelde versehen und an das Ziel ihrer Reise expedirt! Gleicherweise war Madame Dieckhoff die freundliche, herzliche Mutter der unzähligen, zu ihr wallfahrtenden hülfesuchenden Frauen, die einzige und sichere Hoffnung stellenloser Gouvernanten, deren eine durchgängig im Hause zu finden war; wenn irgend möglich, erhielten sie durch ihre Vermittelung einen andern Dienst und neue Existenzquellen. Durch wieviel Liebe und Dankbarkeit abseiten derer, denen so geholfen war, eine solche Menschenliebe gekrönt werden mußte, liegt auf der Hand, und bin ich selbst in den Fall gekommen, mehrere dergleichen Schützlinge des Superintendentenpaares

in zufriedenen, glücklichen Verhältnissen zu sprechen und an ihrer grenzenlosen Ergebenheit an ihre Wohlthäter mich zu erquicken. Daß hier und da auch schreiender Undank und eine freche Stirn mitunterlief, darf uns bei der Weise des Dieckhoffschen Hauses, nicht erst zu prüfen und zu sichten, sondern einfach jeden Bittenden gastlich bei sich aufzunehmen, nicht befremden.

Zu diesem grenzenlosen Wohlthätigkeitstriebe gegen die dessen Bedürftigen gesellte sich bei Vater Dieckhoff eine ungemeine Gastlichkeit, nicht blos gegen Glieder seiner Gemeinde, sondern gegen All' und Jeden, der sein Haus mit dem Wunsche besuchte, den vielgepriesenen, liebevollen Menschen kennen zu lernen. Moskau, die volkreiche Residenz des russischen Riesenreiches, führte ihm Besuch genug ins Haus. Eine ungezwungene Geselligkeit durchwehte da die Räume. Ernste und fröhliche Gruppen bewegten sich bunt durch einander und das gefeierte Wirthenpaar war die belebende Seele des Ganzen. Jeder fand hier, was er suchte; die verschiedenartigsten Charactere und Ansichten waren da vertreten; — so diametral entgegengesetzt sie aber auch waren, die Gegenwart des allgeliebten und geehrten Hausherrn hielt alle in gebührenden Schranken und behinderte sie daran, sich fesselos in ihren Meinungen gehen zu lassen, vielmehr mahnte sie seine Milde, auch den Ansichten Anderer ihr relatives Recht zu lassen und über dem verschiedenen Standpunkte der nachsichtigen, rücksichtsvollen brüderlichen Liebe nicht zu vergessen. Diese geselligen Zusammenkünfte im Dieckhoffschen Hause werden mir stets unvergeßlich bleiben. Gewöhnlich arrangirten sie sich Sonntags nach beendigtem Gottesdienste. Die zur Visite Erschienenen blieben zum Theil den ganzen Nachmittag dort, andere kamen während und nach der Mittagstafel dazu,

die beſtändig im Hauſe Campirenden miſchten ſich ohne lange, weitläufige Vorſtellungen und ceremonielle Höflichkeitsphraſen in die bunten Gruppen und ein ungezwungenes, geſelliges Leben war bald im Gange. Dort ſammelten ſich um den Divantiſch mehrere ältliche, wiſſenſchaftlich gebildete Männer um einen Herrn aus ihrer Mitte, zur Zeit dem Lehrercorpus der Univerſität angehörig, der ihnen in joovialer, ewig jugendlicher Weiſe ergötzliche Scenen aus längſt entſchwundenem academiſchem Leben am baltiſchen Embachſtrande vorführte, Reminiſcenzen lieblichſter Art, dazu geeignet, alternde Herzen zu verjüngen und bleibend jung zu erhalten. Ein noch vor Kurzem der alma mater Dorpatensis entnommener Jüngling, dadurch angelockt, ſtellte ſich bald in die Nähe des gemüthlichen, Reminiſcenzen feiernden Kreiſes und benutzte die Gelegenheit, um „damals" und „jetzt" vor dem Auge des Geiſtes Revue paſſiren zu laſſen, dazwiſchen auch durch Bemerkungen aus dem Bereich der jüngſten Vergangenheit das Piquante in den behandelten Gegenſtänden zu erhöhen. Unweit davon in einer Fenſterniſche hat eine Schaar junger Leute Poſto gefaßt; Scherz- und Witzworte hin und wieder, ein fröhliches Lachen, munteres, aufgeräumtes Weſen geben Kunde von dem unter ihnen heimiſchen geſunden Lebensmuth, der allen Gefahren der Zukunft in geiſtiger Vollkraft kühn die Spitze zu bieten vermeint, den des Tages Schläge noch nicht getroffen und gebeugt haben, deſſen Horizont noch mit eitel roſigen Hoffnungswolken umſäumt iſt. Wandere weiter und du ſtößeſt im Zimmer nebenan auf eine Gruppe ernſter Männer, die die Fragen der Zeit mit regem Intereſſe und reifem Urtheil beſprechen und erwägen, die im gegenſeitigen Gedankenaustauſch ſich die Wege zu ebnen ſuchen, welche zur Abwehr des Unheils und zur Be-

förderung allſeitiger Wohlfahrt einzuſchlagen ſind. Unter dieſen Männern findeſt Du Vater Dieckhoff, mit dem freundlich lächelnden Auge die ernſte Scenerie beherrſchend und von Zeit zu Zeit die gewichtige Stimme in die Wagſchale werfend. — Durch die offene Thür zur Rechten ertönen wiederum andere zahlreiche Stimmen; es ſind die der Damen geſetzteren Alters, die die Frau des Hauſes um den Viſitentiſch zu gemüthlicher Unterhaltung verſammelt hat.

Dieſe verſchiedenen Gruppen bleiben aber nicht lange ſo ſtreng geſondert, ſie miſchen ſich bald bunt durch einander, die ganze Scene nimmt eine andere Phyſiognomie an und dazwiſchen laden die aus dem Saale herüberklingenden Töne des mit kunſtgeübter Hand geſpielten Pianos zu muſikaliſchem Genuſſe. Das waren ſchöne gemüthliche Stunden, die Stunden ſolchen Zuſammenſeins in den Räumen des Dieckhofffſchen Hauſes, und wohl dem Hausvater, der die in ſeinem Wirkungskreiſe befindliche menſchliche Geſellſchaft nicht blos in ernſten Stunden amtlicher Arbeit, ſondern auch in Stunden der Erholung zu ſo anſprechender Geſelligkeit an ſich zu ziehen Gabe und Beruf in ſich fühlt.

Vater Dieckhoff war kein Mann von glänzender Beredſamkeit; der tiefe Ernſt ſeines ungeheuchelten Wortes, die herzinnige Frömmigkeit und Demuth ſeines ganzen Weſens — wer von uns erinnerte ſich nicht noch mit heiligem Schauer ſeines demüthigen, ergreifenden Beichtbekenntniſſes während des vorigjährigen Synodalgottesdienſtes zu Saratow? — boten aber mehr als hinreichenden Erſatz dafür. Seinen Worten war die Liebe zur Sache, die Begeiſterung für ſein heiliges Amt, die genaue und ſpecielle Kenntniß der Zuſtände und Verhältniſſe ſeiner Zuhörer und das lebhafte Intereſſe für dieſelben aufs Anſprechendſte

abzufühlen. Er liebte es nicht, abſtracte Lehrmeinungen ganz allgemein hinzuſtellen und dieſelben ſeinen Zuhörern mit einem Aufwande glanzvollen Wortſchwalles zur Annahme plauſibel zu machen, er war vielmehr einem guten Arzte gleich, der die wunden Stellen ſeines einzelnen Patienten kennt und die rechte heilſame Medicin für jeden Einzelnen insbeſondere in Bereitſchaft hält. Er war kein Doctrinär, ſondern ein gemüthreicher Mann der alltäglichen Praxis, ſelbſt in ſchwerer Schule erzogen und darum auch berechtigt und befähigt, dem leidenden bekümmerten Menſchenherzen väterlichen Troſt zu predigen. Dabei ſtand er gleichwohl auf der Höhe der Wiſſenſchaft ſeiner Zeit. Er hat in den langen Jahren ſeines amtlichen Lebens viel gearbeitet und geforſcht in Schrift und Geſchichte, die wenigen Mußeſtunden dem fleißigſten Studium geweiht. Auf allen Gebieten der Theologie war er zu Hauſe, auf allen trat aber auch ſeine milde, verſöhnliche, nachſichtig urtheilende Perſönlichkeit dem Beobachter in ihrem vollen Lichte entgegen. Lebhaft intereſſirte er ſich für Leben und Leiden der baltiſchen Bruderkirche, benutzte jede Gelegenheit, um ſich den Gang und Verlauf ihrer Synodalverhandlungen von Augenzeugen vorführen zu laſſen, auch über die geringſten Nebenumſtände wollte er Licht haben. „Recht ſo“, meinte er gelegentlich dabei, „die Geiſter müſſen auf einander platzen, ſonſt giebt's kein Leben in der Kirche und keine Lebenszeichen, aber die Liebe, die brüderliche Liebe möchte ich doch als oberſte Herrin über dem Geiſterplatzen zu Recht beſtehend haben!“ — „Wir haben keinen Mangel an gottbegeiſterten, hochbegabten Theologen in unſerer vaterländiſchen Kirche“, meinte er ein anderes Mal, „wollte Gott, ſie ſteuerten nur den Kahn durch die aufgeregten Wogen in den allerſehnten Friedenshafen hinein, ich wollte

an meinem Theil auch schon mein Weniges mit dazu helfen. Wie anregend für uns ist doch das Beispiel solcher Brüder, wie mahnend und warnend aber auch zugleich!" Historische Studien waren seine Lieblingsbeschäftigung, woher er denn auch auf diesem Gebiete eine staunenswerthe Bewandertheit an den Tag legte. Jahre lang hatte ich mich aus speciellem Interesse mit der Kirchengeschichte unserer baltischen Lande eingehend beschäftigt und meinte in derselben mehr heimisch zu sein, als die bei Weitem größte Mehrzahl meiner theologischen Brüder, die zu solchem Specialstudium keinen Beruf in sich gefühlt: Vater Dieckhoff bewies es mir durch die That, daß ich trotz meiner jahrelangen Arbeit doch nur ein armer Stümper sei, indem er in einem dahin einschlagenden Disput eine Kenntniß der livländischen kirchlichen Zustände von den Zeiten Bischof Meinhard's bis zum Jahre des Heils 1859 an den Tag legte, die in ihrer zutreffenden Genauigkeit hinsichtlich der Data und Nomina, in ihrem gereiften, auf factischem Thatbestand gegründeten Urtheil, in der anspruchslosen, natürlichen Weise der Behauptung gradezu staunenerregend war. Gleich eingehend erging er sich über andere kirchengeschichtliche Gebiete; überall dieselbe Kenntniß, dieselbe Gründlichkeit des Urtheils. Er theilte mir mit, daß er mehrere dahin einschlagende Manuscripte verfaßt, anfänglich auch für den Druck bestimmt habe, — die große derzeitige Geschäftsüberhäufung lasse ihn aber nicht dazu kommen, seinen Arbeiten die letzte Feile anzulegen, und er fürchte, der Tod werde ihn wohl noch vor Vollendung derselben überraschen. Hierin hat er's richtig vorausgeschaut, wir aber beklagen es von ganzem Herzen, daß diese Früchte eines wissenschaftlich tief gebildeten, durch eigene Lebenserfahrungen gereiften, scharf denkenden Geistes uns, seinen

nunmehr verwaiſten Kindern, nicht als liebe Erinnerung und belehrende Gabe haben übermacht werden können.

Dies iſt's nun, liebe Väter und Brüder, was ich mich aus dankbarem Herzen gedrungen ſah, Euch über unſern verehrten entſchlafenen Oberhirten theils als Neues mitzutheilen, theils als bereits Bekanntes zu recapituliren. Mögen dieſe Worte dazu angethan ſein, das geliebte Bild des theuren Todten noch lange in uns lebendig zu erhalten und ſein ernſt mahnendes Wort und Beiſpiel in neuer Kraft zur heilſamen Nachahmung und Beachtung vor unſerm Geiſtesauge herauf zu beſchwören! Der Herr wolle uns nun geben einen neuen Hirten von gleicher Liebe, von gleicher Demuth und von gleicher Treue, ihm aber, der uns bisher ſo liebreich geleitet und ſo väterlich geliebt, den heiligen Lohn ſeiner Mühen aus Gnaden beſcheren im hohen, himmliſchen Jeruſalem! —

Ruhet ſanft, ihr Todtenbeine, in der ſtillen Einſamkeit!
Ruhet, bis der Herr erſcheine, einſt am Ende dieſer Zeit,
Euch — die Nacht und Gräber decken — durch der Allmacht Ruf zu wecken!

Ruhe ſanft von allen Sorgen nach der ſchweren Tageslaſt,
Schau, Dir graut der ew'ge Morgen, den Du heiß erſehnet haſt,
Und Jeruſalem, die ſchöne, zählt Dich unter ihre Söhne.

Vater, Deine Kinder weinen kummervoll an Deinem Grab;
Einſam will es ihnen ſcheinen, ſeit Du ſtiegſt zur Gruft hinab.
Ja, es muß ſie dazu bringen Todtenopfer Dir zu bringen.

Nimm als ſolches unſer Lieben, unſres Herzens wärmſten Dank!
Deine Lieb' iſt bei uns blieben, bleibt bei uns das Leben lang!
Deine Demuth, Deine Treue giebt zum Amte uns die Weihe.

Ach, ſo ſchnell biſt Du geſchieden, kaum, daß wir Dich erſt gekannt;
Ach, wie kurz war doch der Frieden unter Deiner Hirtenhand!
Wer wird nun auf armer Erde weiden die verwaiſte Heerde?

Doch getroſt, der Heiland droben weiß, was ſeinem Volk gebricht:
Hat Er Dich zur Ruh erhoben, läßt Er Deine Kinder nicht!
Unter Seinem Hirtenſtabe pilgern ſtill auch wir — zum Grabe! —

Ruhet ſanft, ihr Todtenbeine, in der ſtillen Einſamkeit!
Ruhet, bis der Herr erſcheine einſt am Ende dieſer Zeit;
Bald wird er zu neuem Leben aus den Gräbern euch erheben! —

2.

Carl Ludwig Wilpert,

kurländiſcher General-Superintendent.

Vortrag auf der Bauskeſchen Diöceſan-Verſammlung im December 1861,

von

Joh. P. Bebel, Kronprediger zu Barbern.

Vater Wilpert iſt am 11. October zur Ruhe in dem Herrn eingegangen. Ich hatte Gelegenheit, ihm Euren letzten Gruß zu bringen, liebe Brüder, und zu erfahren, wie ſehr Mitglieder aller ſocialen Schichten der Heimath an Wilpert's Heimgange ſchmerzlichen Antheil nehmen und dankbar ſeines Wirkens gedenken.

Um ſo mehr fühle ich mich gedrungen, das Fundament ſolch ſeltenen Dankes in unſerer Mitte mit einigen Zügen hervorzuheben, zu einer biographiſchen Skizze fehlt mir das äußere Material. Wir wollen ein paar Seiten von Wilpert's perſönlicher und amtlicher Charakteriſtik ins Auge faſſen, da ſeine zwanzigjährige Thätigkeit als General-Superintendent hauptſächlich uns Geiſtliche es bedauern läßt, daß wir ihn nicht mehr unter uns wiſſen.

Wie war unſer theurer Kirchenvater als Chriſt und Theologe, das iſt es, was uns zunächſt angehet. — Zu-

vörderſt tritt uns bei ihm das Kernhafte, Geſunde, mit ungeſchmückter Wahrheit ſich Darlegende ſeines innern Lebens auf ſeltene Weiſe entgegen. — Er war mit einer relativ reinen, ihre Kräfte harmoniſch und bereitwillig in Wirkſamkeit ſetzenden Natur begabt, die ſich wie von ſelbſt — ohne anſtrengendes Ringen — dem Einfluß des göttlichen Gnadenwaltens öffnet und die läuternde und ſteigernde Wirkung deſſelben aufnimmt, wie die Blume den Sonnenſtrahl. — Er hatte jenen hellen Geiſtesblick, der leichter als Andere wahrnimmt, wo das ächt Humane und das Göttliche, wo das Kosmiſche, in dem wir ſind und bleiben ſollen (Joh. 17, 15: Ich bitte nicht, daß du ſie von der Welt nehmeſt) und das Chriſtliche ſich berühren und vermählen. Solchen Blick brauchte er getreu, um dieſe ſegenvolle Verbindung für ſich und Andere feſt zu halten und zu erweitern. — Naturwüchſig entwickelt ſich der geſunde Baum. In dieſem kräftigen offenen, gradeſinnigen Herzen fand das Evangelium eine Stätte, die ihm ein ähnliches Wachsthum gewährte. Nichts Gemachtes, Gekünſteltes oder blos Schulmäßiges zeigte ſich in dem Chriſtenthum dieſer biedern und tapfern Seele, die einen Horror hatte vor Allem, was nicht ganz und voll aus dem lebenswahren Schatz des Herzens kam. — Kriſen, die einen Saulus zum Paulus umgeſtalten, oder die nöthigen, gegen den Diabolus, der die Architectonik der Seele ſtören und durch einander werfen will, mit dem Tintenfaß einzuſchreiten, ſind wohl nur wenige bei dem Verewigten eingetreten. — Einmal an die Bruſt des Herrn emporgehoben, hat er mit johanneiſchem Sinne an Ihm feſtgehalten, und dem Wachsthum des Himmliſchen keine nachhaltig hemmenden Hinderniſſe entgegen geſtellt, ſo daß ſich das Chriſtliche in Wilpert zu dem ausprägte, was die neuere Dogmatik eine „heilige

Naturſicherheit" nennt. Wer um die Zeit, als Claus Harms ſeine Theſen ſchrieb (1817) und 200 theologiſche Druckſchriften ſich unisono gegen ihn erhoben, wie unſer W. am Charfreitag das Thema ausführen konnte: „Chriſtus ſtarb für uns, dieſe Ueberzeugung gebe uns: a) Kraft zum Kampfe gegen die Sünde; b) Friede und Eintracht in der Chriſtengemeinde;" in deſſen Seele keimte die Summe der Dogmatik frühe auf originale Weiſe und entwickelte ſich demgemäß. Bibliſche dicta wie dieſe: „Wer das Gottesreich nicht empfängt als ein Kind, der kommt nicht hinein," „Laßt uns Ihn lieben, denn Er hat uns zuerſt geliebet," „Chriſtum lieb haben iſt beſſer, als vieles Wiſſen" und ähnliche ſind es, deren erfahrungsreiche Erfüllung den Erdengang unſeres Entſchlafenen uns mit plaſtiſcher Anſchaulichkeit vors Auge führt. — Längere Zeit zu wandeln auf den vielfach verſchlungenen Wegen theologiſcher Theorie — das war, wie Ihr wißt, nicht Wilpert's Sache. Aber an dem grünen Lebensbaum des Chriſtenthums hat er ſich beſtändig gefreut und manch' köſtliche Frucht von ihm für ſich und Andere gebrochen. Darum vermochte Wilpert die apoſtoliſche, urchriſtliche Seite der Kirchlichkeit Kurlands mehr zu wecken und mit herauf zu führen in das gegenwärtige Geſchlecht, wie eine vollgültige Stimme auf dem kuriſchen Ritterhauſe von ihm ausſagte 1858, als Wilpert's 50jähriges Amtsjubiläum gefeiert ward und die Regierung mit hohen Orden, kirchliche und weltliche Oberbehörden und alle Stände mit Glückwünſchen ſeine Wirkſamkeit anerkannten. — Der Literat E. ſpricht ſich in der Rigaſchen Zeitung vom 20. October c. über das hieſige Kirchenweſen ſo aus: „das kirchliche Leben der baltiſchen Provinzen, insbeſondere Livlands, erfreut ſich zur Zeit einer Unmittelbarkeit und Friſche, wie ſie in dem durch kirchliche, con-

feſſionelle wie theologiſche Parteikämpfe zerriſſenen Deutſchland wenigſtens im Allgemeinen nicht gefunden werden. Die Kirchlichkeit, ſo weit ſie unſerer Heimath innewohnt, unterſcheidet ſich von der des Auslandes weſentlich dadurch, daß ſie in einem unmittelbaren Zuſammenhange mit dem Leben ſteht und nicht die Folge einer erkämpften Parteiſtellung iſt. — — Die Zahl der Zeitſchriften für Theologie und Kirche hat ſich vermehrt, die verſchiedenen Richtungen haben ſich geſondert und ſind ihres Gegenſatzes bewußt geworden, ohne bis jetzt in jene kleinliche Polemik zu gerathen, die der Ausſatz der theologiſchen Wiſſenſchaft Deutſchlands genannt werden kann. — — Unter allen Umſtänden iſt es ein Zeugniß für das rührige Geiſtesleben unſerer Geiſtlichkeit, daß ſie zweier Organe für den Austauſch bedarf, während aus der Mitte der übrigen Berufskreiſe unſeres Landes ein einziges fachwiſſenſchaftliches Journal erſcheint." So viel von dieſem Urtheil nun auch für Kurland gilt, hat zweifelsohne Wilpert's geſund chriſtlicher Sinn, der allem einſeitig Extremen abhold war, zur Erkräftigung der belobten Verhältniſſe bei der ihm gewordenen hohen kirchlichen Stellung das Seine beigetragen.

Solch weckender und zuſammenleitender Einfluß auf die verſchieden geſtalteten theologiſchen und ſocialen Kreiſe der Heimath ward gefördert durch eine weitere Eigenthümlichkeit Wilpert's, nämlich deſſelben beharrliche Geiſtesrüſtigkeit und Bereitwilligkeit, die ihm treu blieb bis zum ſpäten Alter. Während die Großzahl der Menſchen, deren Arbeit dem Wiſſenſchaftlichen und Ueberſinnlichen geweiht iſt, das Götheſche Sprüchlein bewährt findet: „Haſt du zur böſen Stund' geruht, iſt dir die gute doppelt gut," war bei Wilpert von einem ſolchen Zeitunterſchied kaum etwas bemerklich. Mitten im geſelligen Discurs fand er Gele-

genheit zu ernstem, erwecklichen Wort; ward ein Geistes-werk nothwendig, so störten ihn keinerlei Umstände darin. Die Stunde war ihm eben immer gut, oder mit andern Worten: seine Geisteskraft blieb immer rüstig; unabhängig von allem Aeußern verfolgte sie ihr Ziel und erreichte es oft glücklich auch noch in höheren Jahren. — Mehr Sanguiniker als Choleriker konnte er allerdings mit dem Breiten und Weitschichtigen sich nicht befreunden, sondern war für schnelles, zusammenfassendes Handeln in geistiger, wie in mehr äußerer Arbeit. Schon als junger Pastor fand er nicht Erholung, bis die letzte officielle Schrift ihre Antwort gefunden. Daß aber mit solch lebhaft rüstigem Streben etwa Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit sich verbinden müsse, scheint mir ein voreiliger Schluß. Denn es giebt einen zwiefachen Gang in die Tiefe; den langsamen des Bergmanns, den schnellen des Tauchers. Unser Wilpert war für letzteren und erreichte damit oft mehr, als jene, die zu dem ersteren genöthigt sind. Das zeigte sich bei ihm von vorn herein. Denn zum Studium der Medicin geneigt ward der Tod eines ältern Bruders Veranlassung, daß er zur Theologie sich bestimmte. Und doch betrieb er diese mit so gutem Erfolge, daß er im 23. Jahre bereits als Adjunct seines Vaters des Propstes zu Sjurt introducirt werden konnte. — In relativ kurzer Zeit bereitete er sich auf die Arbeiten der Amtspraxis vor. Fast jede aber gab ein Zeugniß davon, daß etwas aus der Tiefe der evangelischen Wahrheit auf lebensvolle Weise ans Licht gefördert war, geeignet, das Herz des Hörers zu treffen und zu gewinnen.

Dazu wirkte mit der wohlthuende Eindruck einer in Freundlichkeit und Wohlwollen rhythmisch gestimmten Seele, die sich in der ganzen Erscheinung Wilpert's ausdrückte,

und somit ein erwünschtes natürliches Substrat darreichte für den Homileten und Haushalter über Gottes Geheimnisse. — Ohne alle Absichtlichkeit ließ Wilpert seinem personellen Leben unbehinderten Lauf überall, wohin er kam. Doch ward er mit Freude empfangen in der Hütte, wie im Schlosse und nahm rasch Vornehme und Geringe, Jugend und Alter für sich ein, so daß man ihm gern Aufmerksamkeit, Hochschätzung und Liebe zollte. — Erst nachdem Paulus auf der Reise nach Damaskus Christum gefunden, konnte er sein Loblied der Liebe 1 Cor. 13. singen. Auch bei unserm Wilpert war die natürliche Liebenswürdigkeit von so schlagender Wirkung, weil sein Gemüth dem himmlischen Säemann den guten Boden geboten, der die Saat aufnimmt und reifen läßt, dadurch für die in ihm liegende Kraft das rechte Ziel gewinnt und sie für Viele ersprießlich macht. In Wilpert's Blick und Ton, in Wort und Haltung lag eine in sich sichere, abwägender Reflexion unbenöthigte gläubige Liebe, die unmittelbar zum Herzen sprach, die in gleicher Weise zum Kinde und unkultivirten Manne sich herablassen konnte, wie sie gern anerkannte, was ihr von Ebenbürtigen oder Höherstehenden an geistigem Gute geboten ward. Es möchte wenige Menschen geben, die auf ihrem Wege sich so viel Freunde schnell, ungesucht und doch nachhaltig durch das freie Waltenlassen ihrer Persönlichkeit gewonnen haben, als unser Wilpert. Denn er war fern davon, dieselbe irgendwo und wann in den Vordergrund zu drängen, trotz dem daß er 56 Jahre in geistlichen Aemtern gestanden, während auch ein kurzer Amtstermin mitunter dazu geneigt macht.

Damit komme ich auf einen andern Zug in seinem Bilde, seine sich immer gleich bleibende Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit. Sie hatte in ihm so gesunde

Wurzeln, daß die höhern Kirchenstellungen (er ward 1834 Consistorialassessor, 1839 Consistorialrath, 1841 General-Superintendent), die er einnahm, Auszeichnungen verschiedener Art, die er erfuhr, ganz einflußlos auf diesen demüthigen Sinn blieben. Er bildet durchaus keine nebensächliche Bestimmung in dem Charakter eines Theologen. Vielmehr ist er meines Erachtens ein Zeichen davon, daß die Grundlehren Augustins praktisch gefaßt und verarbeitet sind. „Dies Kreuz erhebt mich nicht, es beugt mich nieder" sprach Wilpert, als er zum General-Superintendenten installirt ward, und er hat die Wahrheit dieses Ausspruchs bezeugt, so lange er es getragen, dem geringsten Landpfarrer zum Muster. In solch demüthigem Sinn war er während seiner langen irdischen Wallfahrt stets bereit, an dem „Quell des lebendigen Wassers" sich zu stärken und ein Schüler Gottes zu bleiben. Für Philippi und Thomasius versagten später die Augen den Dienst, aber das einfache Bibelwort blieb seine Labe bis in die letzten Tage. Unter schweren Kreuzeslasten, am Grabe der treuen Lebensgefährtin und sechs erwachsener Kinder ließ dieser Sinn ihn dem heiligen Willen dessen ergeben bleiben, der giebt und nimmt, schlägt und heilt mit treuer Vaterhand. Solche Bescheidenheit bewahrte ihn davor, an den hundert Amtsgenossen, mit denen er in Beziehung stand, und unter denen nicht gar viele hinsichtlich der Geisteshabe sich mit ihm messen konnten, den Maßstab zu legen, den er von der eigenen Person genommen, wie es gewöhnlich gefunden wird. Dies bewirkte, daß ein großer Theil von uns Amtsgenossen nicht nur in ihm dem Kirchenvater Verehrung zollte, sondern mit fast kindlicher Pietät an ihm hing. Denn die ungewohnte Gemüthlichkeit auf der Höhe, wo sonst meist die

Kühle eines ſtark nach außen tretenden Würdeeifers herrſcht, ſenkte faſt unwiderſtehlich ihre Wärme in unſere Herzen.

Fragen wir ferner: wie ward die eigenthümliche Begabung Wilpert's in der Theologie und Amtspraxis angewandt, ſo finden wir ſolche Anwendung den Gaben entſprechend. Die Varianten gelehrter Exegeſe ſich anzueignen, dazu fehlte ihm Stimmung und Zeit. Aber er war geübt, jedem Schriftwort eine Seite abzugewinnen, die den Inhalt in directe Beziehung zu den Hörern auf höchſt anſprechende Weiſe ſetzte. Johannes beſchreibt uns im Evangelio den Heiland der Welt, wie ſein Glaubensauge ihn erſchaut, nach der transcendentalen göttlichen Seite; aber er bleibt fern von der Conſtruction der himmliſchen Heerſchaaren im ſpätern Gnoſticismus. In ähnlicher Art lagen manche Gebilde der weithin conſtruirenden ſtrengen Syſtematik nicht auf dem Gedankenwege Wilpert's. Doch der Kern und Stern des theologiſchen Syſtems war auch der ſeines Glaubenslebens, ſo daß ſich ſein proteſtantiſches Bewußtſein ziemlich zutreffend mit den Worten Richard Rothe's bezeichnen läßt, wenn dieſer ſagt: „Das Fundament meiner chriſtlichen Ueberzeugung iſt der einfache Chriſtenglaube, wie er ſeit 18 Jahrhunderten die Welt überwunden hat. Er iſt mir das letzte Gewiſſe, wogegen ich jede andere Erkenntniß, die ihm widerſtritte, mit Freuden bereit bin in die Schanze zu ſchlagen. Ich weiß keinen andern feſten Punkt, in den ich für mein menſchliches Sein überhaupt und für mein Denken den Anker auswerfen könnte, außer der geſchichtlichen Erſcheinung, welche der heilige Name Jeſus Chriſtus bezeichnet. Sie iſt mir das unantaſtbare Allerheiligſte der Menſchheit, das Höchſte, was je in ein menſchliches Bewußtſein gekommen

ist, und ein Sonnenaufgang in der Geschichte, von dem aus allein sich Licht verbreitet über den Gesammtkreis der Objecte, die in unser Auge fallen." Von solchem Bewußtsein geweckt klang der Grundton des Evangeliums durch Wilpert's gesammte amtliche Reden und Schreiben hindurch, kurz, eindringend, erbauend, ohne sich irgendwie hemmen zu lassen, auch nicht in einer Lage, die Andern peinlich oder genirend geworden wäre z. B. an den Kaiser. — In der Homiletik war Wilpert gegen alles strict Künstlerische, wie wir solches mitunter bei dem Berliner Krummacher finden. „Predige so, wie du sprichst," war sein Grundsatz, den er aussprach und befolgte, den sogenannten Kanzelton, welchen wir uns jeder in seiner Art so leicht angewöhnen, vermeidend. Deshalb fand man sein Wort allseitig ergreifend. — Bei längerem theologischen Discurs verhielt sich Wilpert mehr hörend, als redend, bis er einen Gedanken gefunden, der den theologischen Knoten der Auflösung wesentlich näher brachte.

Mit nachhaltiger Unermüdlichkeit genügte er der Pastoralpraxis über 40 Jahre, der großen lettischen Gemeinde — mit Ausnahme einer längern Krankheitszeit — sonntäglich dienend. Im Confirmationsunterrichte und Anderem führte er die vollkommnere neuere Methode ein. Dabei war er Beichtvater eines adeligen Kreises weit über seine Gemeinde hinaus mit gern gewährtem Consens der Collegen. Nehmen wir dazu seine Thätigkeit als Consistorialassessor 7 Jahre lang, als General-Superintendent über 20 Jahre, die Juridiquen, die beschwerlichen Visitationsreisen bis nach Grodno und Bialistock hin u. s. w.; so bildet sich eine große Summe von Ansprüchen, denen er Erfüllung gewährte, jeden dazu benutzend, um das ihm gewordene Heilsgut nach vielen Seiten hin auszubreiten,

immer ein Körnlein reifer, frischer Geistessaat zur rechten Zeit ausstreuend, um zu wirken, so lange der Tag währt.

Nicht gering war auch die Aufgabe, die Wilpert als Hausvater löste. Kindesdank und Kindestreue gewährte er dem greisen Vater bis ans Ende seines Lebens, zeigte immerdar ein brüderlich Herz den Geschwistern, erzog 11 Kinder mit liebreicher Hand, von denen 6 Söhne studirten. Dabei ließ dieselbe sich für fremde Noth vielfach offen finden, ohne daß Undank sie darin zu hemmen vermochte. — Viele Jahre war sein Haus ein Sammelpunkt der zahlreichen Familie und der hervorragenden Gemeindeglieder, welches sie mit gewohnter kurischer Gastlichkeit aufnahm. Adel; Literaten und Bürger waren gleich gern gesehen an dieser evangelischen Freistätte von conventionellen Scheidungen, wo sämmtliche Gäste überwaltet wurden von dem Einen Herrn und Geiste, der die große Christengemeinde zusammenführt und hält aus allen Klassen staatlicher Gliederung. Wie hier jeder Gast es Wilpert ansah, daß ihm die Befolgung des apostolischen Worts: „Herberget gerne" eine Lust war, so ward auch sein Besuch im fremden Hause gleichsam ein Familienfest, an dem Große und Kleine, Vornehme und Geringe in gleicher Weise freudig Theil nahmen.

Bei alle dem gewann Wilpert's Geisteselasticität noch Zeit zu literärischen Liebhabereien. Im Französischen erhielten ihn die adeligen Kreise, die ihn zu sich zogen, in der Uebung. Englisch trieb er mit solchem Erfolge, daß das Sprechen ihm nicht schwer fiel, obwohl er nur selten Gelegenheit dazu hatte. Amerika blieb lange das Land seiner Sehnsucht; manche Theile davon kannte er durch Studium so speciell, wie den Kreis Kurlands, den er bewohnte.

Dies Wenige mag genügen, um uns Wilpert's Sein

und Wirken in ein paar Zügen für die Erinnerung zu fixiren. — Kurz vor seinem Scheiden sprach er: „Ich kenne noch meine Pastoren alle; niemand braucht mir auch nur einen zu nennen.“ Man sieht daraus, wie fest der 76jährige Greis den großen Kreis der Geistlichkeit an sein Herz geschlossen; wie oft mag sein Geist besonders auf dem fast einjährigen Krankenlager sich für uns betend zu Gott erhoben haben! — Er ruht nun in der Nähe der Sjurtschen Kirche, der sein rüstigstes Wirken geweiht war, unter Eltern, Gattin, Geschwistern, Kindern und Kindeskindern, an deren Gruft er selbst mit stets erneutem Schmerz, aber auch mit unerschütterlicher Glaubenszuversicht den letzten Segen gesprochen.

In uns aber bleibe das Dankgefühl wach und rege für das Vorbild, das Vater Wilpert uns gegeben: in dem willigen, stets bereiten Gebrauch der eigenthümlichen Kraft, die Gottes Gnade jeglichem verliehen zum Wohl der heimathlichen Kirche; in der Demuth, die das eigene Pfündlein nicht für das alleingültige hält, sondern neidlos das anerkennt, was sich bei andern findet von der „mancherlei Gottesfülle;“ in jenem freien Blick, der da weiß: „Gal. 5, 6 In Christo gilt weder Beschneidung noch Vorhaut (noch sonst ein propädeutisches Merkmal, wie breit es sich auch mache), sondern allein der Glaube, der durch die Liebe thätig ist.

Vor Wilpert's liebefreundlichem Walten haben sich die naturzähen, an selbstständigem Geisteswirken mit Wärme festhaltenden, gemüthsruhigen und doch etwas von dem stolzen: noli me tangere in sich bergenden kurischen Herzen allseitig gebeugt in gern erwiesener Nachfolge und Einsinnigkeit. Laßt uns — liebe Brüder — in dankbarem Gedenken bewahren und nutzen, was uns Wilpert geboten

hat an geistlicher Gabe zur Erhaltung solch einmüthigen Sinnes in unserm Wirken für das Reich des Herrn bei aller Divergenz der theologischen Charaktere, damit derselbe unter uns nimmer schwinde! Wenn jede geistige Kraft an ihrem Orte dafür thätig ist und von der anders gearteten, auf dasselbe heilige Ziel gerichteten in Liebe und Treue anerkannt, unterstützt und gehoben wird, kann es ja nicht fehlen, daß unter dem Segen von Oben ein fruchtreicher Erfolg sich zeige, und das Wort des Großfürsten Iwan: daß „Kurland ein Gottesländchen" ist, nicht blos von seinen Feldern, sondern auch von seinen Herzen immer mehr zu gelten beginne.

3.

Laien-Votum über die beiden Aufsätze: „Wo hinaus?" und „Offene Antwort."

(Mitth. 1862, 1. u. 6. Heft.)

Wer den im ersten Hefte der Mitth. S. 16, ff. vom Pastor G. dargebrachten Aufsatz gelesen und die verschiedenartigen Bewegungen und Besprechungen, welche derselbe in theologischen und nichttheologischen Kreisen hervorrief, mit Interesse verfolgt hat, wird gewiß mit nicht geringer Spannung die im sechsten Hefte erfolgte „Offene Antwort" an Past. G. in Smilten auf seine Frage „Wo hinaus?" zur Hand genommen haben.

Es handelt sich einestheils um Fragen, welche tief in das religiös-kirchliche Leben der Gegenwart eingreifen und namentlich für die Stellung, die der christliche Prediger und Seelsorger seiner Gemeinde gegenüber einnimmt, von

der größten Wichtigkeit ſind, und es giebt ſich anderntheils jene offene Antwort von vorn herein als eine ſolche kund, zu welcher nach langem Zuwarten der Concipient ſich durch ſein theologiſches Gewiſſen gedrungen fühlte und von welcher man alſo vorauszuſetzen berechtigt iſt, daß ſie aus gewiſſenhafter Prüfung und reiflicher Ueberlegung hervorgegangen ſei. Eine ganz beſondere Bedeutung aber gewinnt dieſelbe durch den wohlzubeachtenden Umſtand, daß ſie auf der Synode in Wolmar verleſen ward, daß die Synodalen dem Amtsbruder „für ſeine gründliche und höchſt anregende, von Bruderliebe getragene Arbeit" dankten und den Wunſch ausſprachen, „daß dieſelbe in den B. Mittheilungen gedruckt werde, indem die bei weitem größte Mehrzahl in derſelben im Weſentlichen den Ausdruck ihrer Meinungen der Arbeit „Wo hinaus?" gegenüber gefunden habe und die übrigen mit dem Verf. der genannten Arbeit es gern ſähen, daß dem audiatur et altera pars ſein Recht widerfahre." Daß die Zahl der Letzteren äußerſt gering war, iſt theils mit jenen Worten des Protocolls ſchon hinreichend angedeutet, theils anderweitig hinlänglich bekannt. Wir haben alſo in dem Aufſatze des Hrn. Paſt. S. nicht die einfache Entgegnung des Einzelnen dem Einzelnen gegenüber, ſondern das Geſammt-Votum einer Körperſchaft anzuerkennen, welche ſich in überwiegender Mehrheit mit dem Inhalte jenes Aufſatzes im Weſentlichen einverſtanden erklärte und darin nicht nur den adäquaten Ausdruck ihrer Meinung fand, ſondern auch die Veröffentlichung deſſelben in einer Weiſe veranlaßte, wodurch die Arbeit den Charakter eines Documents, die Bedeutung eines formellen Bekenntniſſes gewann. Wir glauben von dieſem Sachverhalt ausdrücklich Act nehmen zu müſſen, indem wir nach ſorgfältiger Vergleichung beider Aufſätze in einer Angelegenheit, die

jedes christliche Gemeindeglied gleich nahe berührt und nicht der Art ist, daß sie nur vor einem specifisch theologischen Forum erörtert werden könnte, in unmaßgeblicher Weise unser Laien-Votum abzugeben uns gedrungen fühlen. — Dreierlei war es, was wir, als wir den Aufsatz des Hrn. Past. S. zur Hand nahmen, erwarten zu dürfen uns berechtigt glaubten: 1) Klarheit in der Darlegung seiner eigenen Gedanken; denn zu dieser wollte er ja eben dem im Dunkeln tappenden Bruder verhelfen, welcher seiner Meinung nach das, was er eigentlich im Sinne hatte, so wenig klar auszusprechen verstand, daß der den Irrenden freundlich Zurechtweisende seine Zuflucht dazu nehmen mußte, zwischen den Zeilen des fraglichen Aufsatzes zu lesen, um dem Verf. das, was er eigentlich hatte sagen wollen, aber nicht gesagt hatte, zum Bewußtsein zu bringen (S. 544); 2) eine gewissenhafte und unverfälschte Darlegung der gegnerischen Ansichten, insoweit sich diese mit Klarheit erkennen ließen, eine gerechte Würdigung und, wo der Beurtheiler sich zum Widerspruch gedrungen fühlte, eine bündige Widerlegung derselben; denn wenn diese Forderung schon an jede ehrliche Controverse, die auf irgend einem Gebiete geführt wird, mit Recht zu stellen ist, so durfte man um so weniger von einem Manne, der im Einverständniß mit einer ehrwürdigen Körperschaft sprach, jene nur allzubekannte Tactik erwarten, die einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Sätze oder auch nur vereinzelte Ausdrücke aufgreift und sich daraus einen Popanz construirt, gegen welchen sie denn mit dem ganzen Apparat ihrer declamatorischen Geschütze zu Felde zieht.

3) Das ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ endlich mußte in einem Streite, welchen der Amtsbruder mit dem Amtsbruder, der Freund mit dem Freunde auszufechten hatte, von vorn

herein als unverbrüchliche Pflicht erscheinen, und man konnte irgend welcher Verletzung derselben um so weniger zu begegnen erwarten, da Hr. Past. S. seine liebevolle Absicht in formellster Weise darlegt.

Es ist hier nicht unsere Meinung, auf die Erörterung irgend welcher theologischen Principienfrage tiefer einzugehen. Die Fundamentalartikel des christlichen Glaubens, das formale und materiale Princip unserer Dogmatik, die Grundsätze der biblischen Kritik und der Schriftauslegung und alle die Gegensätze, welche, von einer verschiedenen Auffassung der Grundwahrheiten des Christenthums ausgehend, so alt sind als die Theologie selber, d. h. als die wissenschaftliche und systematische Darstellung jener, und welche sich verschiedenartig modificirt bis in die neuesten theologischen Controversen hindurchziehen, alles dies, zu dessen Besprechung die beiden fraglichen Aufsätze allerdings vielfache Veranlassung bieten, soll hier nach Möglichkeit unberührt bleiben, zumal da nach dem vom Past. G. gleich von vorn herein abgelegten Bekenntnisse es sich in der vorliegenden Debatte nicht um einen Kampf des Glaubens gegen den Unglauben handelt und da jener nicht eine einzige Lehre der Kirche, zu welcher er sich bekennt, angefochten oder auch nur in Zweifel gezogen hat. Um so mehr glaubten wir uns darauf beschränken zu dürfen, von den oben aufgestellten Gesichtspunkten ausgehend, uns die Sache näher anzusehen und das einfach darzulegen, was uns in der „Offenen Antwort" mit den Forderungen, die wir an ein im Namen der Synode veröffentlichtes Document stellen zu müssen glaubten, nicht zu entsprechen schien.

Wie steht es also — so fragen wir zuerst — mit der Klarheit? — eine Frage, die wir nothwendig voran stellen müssen, da nur das klar Gedachte und klar Ausgesprochene

eine weitere Besprechung zuläßt, und die wir um so mehr zu betonen Ursache haben, da der Verf. an mehreren Stellen gerade die Klarheit seiner Gedanken mit großer Zuversichtlichkeit der Unklarheit des Gegners gegenüberstellt. Wohl mag dem, welcher den Aufsatz des Past. S. flüchtig und ohne viel zu reflectiren, durchlies't, ein gewisser Schimmer geistreicher und piquanter Diction entgegentreten und je nach dem das Auge verblenden. Dieser Nimbus schwindet aber um ein Bedeutendes, wenn man seine Sätze im Einzelnen zu analysiren, ihren Gehalt zu ermitteln, den Gedankengang und den Gedankenzusammenhang sich klar zu machen versucht. Wir könnten statt alles Beweises den Leser einfach auf eine sorgfältiger in das Einzelne eingehende Lectüre des ganzen Aufsatzes verweisen und getrost das Urtheil derer, welche sich einer solchen unterzögen, abwarten. Allein um der Gerechtigkeit willen dürfen wir uns nicht der für uns selbst peinlichen und für den Leser wenig erquicklichen Aufgabe entschlagen, unsere Behauptung wenigstens mit einigen Beispielen zu belegen. Selbst die grammatische Construction der Sok. Sätze bleibt uns hie und da im Unklaren. Z. B. S. 504 heißt es: „Wir finden und empfinden den Mangel an allgemein wissenschaftlicher und speciell theologischer Durchbildung in vieler Hinsicht, die (worauf ist das die zu beziehen? Oder sollte es der heißen und dies auf Mangel zu beziehen sein? Aber auch so hapert es mit der Construction) sich zum Theil in kritikloser Unselbstständigkeit des theologischen Urtheils, theils darin kund thut, daß in beschränkter Selbstgenügsamkeit die geistige Nahrung und Erfrischung verabsäumt wird, welche die Wissenschaft bietet und (welche) von denen dankbar und treu genossen werden sollte, die so viel

Geistiges aus sich herauszusetzen haben (sic) wie wir; wir geben häufig mehr aus, als wir einnehmen."

S. 501: „Ist es wahr, was du S. 16 sagst, daß es dir gewiß ist, daß die Kirche und darum doch auch wohl deine Theologie auf keinem andern Grunde ruht, als auf Jesu Christo, so durftest du dich nicht dafür rühmen lassen, daß deine Theologie von der Zeit getragen werde, sondern ehrlich bekennen, daß du dir hiermit selbst widersprochen." Womit, fragen wir, soll sich Past. G. selbst widersprochen haben? und was ist es, was er ehrlich bekennen durfte (nur dieses Hülfsverbum läßt sich bei dem Inf. bekennen ergänzen)?

S. 502: „Du hast das nicht gewollt, du kannst das nicht gewollt haben, wenn auch nur so wahr du liebst und geliebt wirst — (was mit diesem wenn auch nur gesagt werden solle, ist nicht abzusehen).

S. 509: „Aus guten und nicht guten Gründen hat eine Mutter kaum freiere Söhne, als wir es der protestantischen Kirche Deutschlands sind."

Was sich der Verf. unter den guten und nicht guten Gründen gedacht haben möge, wagen wir nicht zu entscheiden, und es ist uns mit diesem wie mit andern scheinbar auf einem ὀξύμωρον beruhenden Aussprüchen gegangen, bei welchem uns zwar das μῶρον, aber weniger das ὀξύ bemerklich wurde.

Doch genug von solchen Proben unklarer Diction, wegen deren Rüge uns Mancher vielleicht der Mikrologie zeihen dürfte. Noch mehr berechtigt erscheint jedenfalls der Vorwurf der Unklarheit da, wo der Verf. wider seine Gewohnheit den declamatorischen Ton verläßt und sich auf das Argumentiren und Deduciren einläßt. Man lese die S. 514 über den Begriff der Zeit gegebenen Auseinandersetzungen. Es wird dem Gegner vorgeworfen, daß er

bei dem Gebrauche dieſes Wortes einer Gefahr nicht entronnen ſei, in die man beim Gebrauche abſtracter Ausdrücke nur allzuleicht gerathe, nämlich die, daß, (sic) „wo die Begriffe fehlen, da ſtellt zur rechten Zeit ein Wort ſich ein.“ Welches ſind nun die Aufſchlüſſe, die der Verf. giebt, um darzuthun, daß „Unklarheit den Gegner verleitet habe unrichtig zu reden?“ Die Zeit iſt ihm im concreten Sinne im Allgemeinen die dem Einfluſſe der Zeit unterworfene Menſchheit. „Gewiß hat“, ſo läßt er ſich weiter vernehmen, „die Theologie, alſo auch jede in ihr herrſchende Richtung es im Allgemeinen mit der Menſchheit zu thun (was wir gewiß zugeben, inſofern das Chriſtenthum der Sauerteig iſt, der die ganze Maſſe zu durchſäuren beſtimmt und die Theologie die wiſſenſchaftliche Darlegung ſeines Inhalts iſt), aber das haben außer ihr auch noch viele andere geiſtige Mächte, z. B. die Politik, die Induſtrie, die doch weſentlich von der Theologie unterſchieden ſind. Darum ſcheint es, um wahr und klar zu ſehen, nöthig, den allgemeinen Begriff Menſchheit zu ſpecialiſiren. Die Menſchheit iſt aber entweder Publicum, ſofern ſie von den verſchiedenen Zeitſtrömungen in ihren Anſchauungen beſtimmt wird und dieſe zu öffentlicher Geltung bringen will, oder chriſtliche Gemeinde, ſofern ſie aus Waſſer und Geiſt wiedergeboren iſt zu dem mit Chriſto verborgenen Leben in Gott (Col. 3, 3). In und mit beiden Beziehungen lebt die Menſchheit in und mit der Zeit und kann darum abſtract Zeit genannt werden; es fragt ſich nun: in welcher Beziehung hat es die Theologie mit der Zeit zu thun? Wir antworten: ſofern ſie die chriſtliche Gemeinde iſt, du: ſofern ſie Publicum iſt“ ꝛc. Wenn die Bibel Geiſt und Fleiſch, Gottesreich und Welt einander entgegenſetzt und von den Kindern Gottes ſagt,

daß sie in dieser Welt, aber nicht von dieser Welt sind, so ist damit ein Gegensatz gegeben, der jedem christlichen Bewußtsein verständlich ist. Die Distinctionen des Verf. aber, mit denen man noch S. 516 vergleiche: „damit ist nicht gesagt, daß die christliche Gemeinde oder wir Theologen als Mitglieder des Publicums, also als Kinder der Zeit in diesem Sinne, für alles Genannte nicht Interesse, ja Anerkennung empfinden könnten", sind der Art, daß sie mehr das Klare zu verwirren als das Dunkle aufzuklären geeignet sind. Nur auf den schreienden Widerspruch müssen wir noch aufmerksam machen, daß der Verf. auf derselben Seite sagt, die Theologie, also auch jede in ihr herrschende Richtung, habe es gewiß im Allgemeinen mit der Menschheit (d. h. sowohl insofern sie Publicum als auch insofern sie christliche Gemeinde ist) zu thun, und auf die Frage: in welcher Beziehung hat es die Theologie mit der Zeit zu thun, die bestimmte, das Publicum ausdrücklich ausschließende Antwort giebt: sofern sie die christliche Gemeinde ist. — Nach verschiedenen Auslassungen über Rühmenswerthes und Tadelnswerthes, was unsere Zeit darbiete, giebt der Verf. S. 524 folgende Auseinandersetzung: „An die Zeiten vor ihr gehalten ist sie gewiß insofern besser, als das Zeitengesetz ein Zahlengesetz ist, und darum 1862 besser als 1762 war, aber 1962 wird besser sein, als 1862 war und sofort bis zum letzten der Tage. Dieses Bessersein ist aber nichts als ein Entwickeltersein."

Dieser sibyllinische Ausspruch, welcher eine tiefsinnige Wahrheit enthalten zu sollen scheint, bei näherer Betrachtung aber durchaus keinen klaren Gedanken ergiebt, gewinnt auch durch das nun folgende Bild vom Zeitenstrome kein helleres Licht. Möge doch der Verf. versuchen, das Zeiten-

geſetz, welches ein Zahlengeſetz, näher zu definiren und uns Aufſchluß darüber geben, was unter einem Beſſerſein zu verſtehen ſei, das aber nichts weiter iſt als ein Entwickelterſein. Will der Verf. ſagen, daß ſowohl das Gute als auch das Böſe, was der Anlage nach in der menſchlichen Natur liegt, im Laufe der Zeit ſich immer vielſeitiger entwickele und in immer größeren Dimenſionen hervortrete, ſo iſt dagegen nichts einzuwenden; wie kann er denn aber in Beziehung auf die immer weitere und großartigere Entwickelung und Verbreitung des Böſen von einem Beſſerſein reden, es ſei denn, daß wir auch hier ein ὀξύμωρον der oben bezeichneten Art annehmen? Oder wie kann er ſich gedrungen fühlen, unſere Zeit zum Bußgefühl aufzurufen, wenn ihr energiſcher Fluß ihm ſelber erquicklich iſt, „weil ſie thut, was ſie ſoll (d. h. doch wohl nach Gottes Willen thun ſoll) und ihre Waſſer vor Fäulniß behütet" (die alſo dann eintreten müßte, wenn der oder das Böſe ſich weniger energiſch erwieſe). Wir enthalten uns die Conſequenzen zu ziehen, die wir unter der Vorausſetzung, daß der Verf. ſich über Alles, was er ſagte, vollkommen klar geweſen, zu ziehen berechtigt wären und wollen gern, ſeinem eignen in der Beurtheilung des Gegners gegebenen Beiſpiele folgend, annehmen, daß er, als er ſolches ſchrieb, nicht in einem Grundirrthum über die Nothwendigkeit des Böſen befangen war, ſondern ſich mit ſeinen Diſtinctionen und mit ſeinen Bildern etwas verwirrte und den Worten nach ſagte, was er eigentlich nicht ſagen wollte.

Mit ſeinen Bildern und ſeinen Antitheſen hat der Verf. überhaupt das beſondere Unglück, daß dieſe faſt durchweg ſtatt das an und für ſich nicht recht klar Ausgeſprochene zu erläutern und aufzuhellen, daſſelbe noch mehr

ins Dunkel hüllen. Z. B. das von Past. G. in Beziehung auf den Erlanger Hofmann gebrauchte Bild vom Leo'schen Hecht im Karpfenteich, dem Hr. Past. S. den Leipziger Kahnis als Haifisch zugesellt, verliert in der Wendung, die demselben gegeben wird, seine ganze pointe. S. 512 heißt es: „du wirfst ferner unserer kirchlichen Richtung Repristination der alten, orthodoxen Dogmatik vor. Repristination! du Schreckgebilde, mit dem die Neuzeit ihre Kinder stille macht, wenn sie schreien, und wenn sie stille werden, so setzt sie dich an ihren Tisch; du fürchterliche Keule, mit der die Neuzeit alle niederschlägt, die zu ihr nicht sprechen: groß ist die Diana der Epheser, und wenn sie sie glaubt niedergeschlagen zu haben, so braucht sie dich als Stab." In der That, es bedarf künstlicher Operationen, um diese Metapher auf eine klare Anschauung zurückzuführen und den zum Grunde liegenden Gedanken aus dieser Einkleidung herauszuschälen, so wie die Antithesen verständlich zu deuten, wenn es etwas weiter unten heißt: „Eine Richtung (nämlich die lutherisch-kirchliche), deren Aufgabe es ist, der ewigen Gegenwart zu dienen, kann sich natürlich nicht binden an die Gegenwart der Zeit, sondern streckt sich über alle drei Zeitkategorien von Dan bis Bersaba, von den Tiefen der Gottheit, die der Geist allein erforscht, bis Jerusalem, der hochgebauten Stadt ꝛc." Wem das ganze S. 525–28 in Beziehung auf das Wesen der römisch-katholischen Kirche und auf den Begriff des Romanisirens gegebene Raisonnement, in welchem der Verf. mit den Ausdrücken Conservatismus, Liberalismus, Revolution ꝛc. ein ziemlich willkürliches Spiel treibt, unklar geblieben ist, dem werden schwerlich die auch hier herbeigezogenen Bilder zu größerer Klarheit verhelfen, wenn der Verf. z. B. S. 526 sagt: „An der

Zeit fließt Alles, doch in zwiefacher Weise, träge und schnell. Es giebt in ihr, wie in jedem Strome, Ufer- und Mittelwasser, Conservatives und Liberales. Beides muß sie haben, wenn sie nicht entweder uferlose Fluth oder Sumpf werden soll. Rom hat sich ins Uferwasser gestellt, fließt träge, ja zurück — aber es fließt. Daß Rom conservativ ist, beweist nicht, daß es überhaupt nicht von der Zeit, sondern nur, daß es nicht von dem getragen wird, was die gegenwärtige Zeit charakterisirt. Im Gegentheil, Roms Conservatismus beweist seine Zeitkindschaft; denn Conservatismus ist Zeitkategorie, und der Gegensatz zwischen äußerstem Conservatismus und äußerstem Liberalismus ist in ihm wieder nur ein fließender." Einer solchen Doctrin gegenüber möchte man in der That in die Worte auszubrechen geneigt sein, welche die Explicationen des Pseudo-Faust dem lauschenden Schüler erpressen. Die Bildersprache des Verf. ist uns eben so wenig verständlich geworden, wenn es nach mehreren locker aneinander gereihten Bibelsprüchen S. 535 heißt: „Zunächst, so lange die Zeit noch frisch und munter ist, werden ihre Leute sie vertreten mit Wohlgefallen, weil die Theologie eine breite und lustige Straße geworden, deren Johannes nicht mehr Buße, deren Menschensohn nicht mehr Glauben fordert" — und wenn der Verf. in Beziehung auf die Theologie und die Schwingungen des Zeitlebens das vom Gegner gebrauchte Gleichniß von dem Bündel Stäbe verwerfend, jenen also eines Bessern belehrt: „Nun aber sind sie (?) keine Stäbe, sondern die eine ist eine Burg, die andere (?) ein Strom, und die beiden in einen Haufen werfen, hieße die Burg zerstören und den Strom aus seinen Ufern jagen."

Doch genug der Proben von unklarem Raisonnement,

von verschwommener Diction, von falschen Antithesen, von verworrenen Bildern! Wir könnten dieselben noch um ein Bedeutendes vermehren, wenn nicht das Mitgetheilte schon genugsam bewiese, wie es mit der Klarheit bestellt sei, die wir aus den oben angeführten Gründen von dem Verf. zu fordern uns berechtigt glaubten. Wenden wir uns zu der zweiten Frage: Hat Hr. Past. S. die Ansichten seines Gegners gewissenhaft und unverfälscht dargelegt, hat er sie gerecht beurtheilt, und wo es ihm nöthig schien, bündig widerlegt? Die Beantwortung dieser Frage wird uns freilich durch den Vorwurf der Unklarheit, den einestheils der Verf. wiederholt seinem Gegner macht, und den anderntheils wir dem Verf. mit größerem Recht zurückgeben zu müssen glauben, einigermaßen erschwert. Indeß so groß ist denn doch glücklicher Weise die Sprach- und Gedankenverwirrung auf beiden Seiten nicht, daß es unmöglich sein sollte, unserer Aufgabe wenigstens approximativ zu genügen. Hr. Past. G. geht in seinem Aufsatze von einer Thatsache aus, von der Gleichgiltigkeit einer großen Zahl Gebildeter für die kirchlichen Interessen, einer Thatsache, welche die Leiter und Lehrer der bestehenden Kirche zu ernsthaftester Selbstprüfung zu veranlassen geeignet sei, zumal, da alle gegen diesen Schaden versuchten Heilmittel sich nicht als erfolgreich bewiesen. Hat Hr. Past. S. das Vorhandensein dieser Thatsache etwa widerlegt oder hat er, dem eben so klaren als einfachen Gedankengange der Einleitung folgend, es durch irgend einen haltbaren Grund als unberechtigt oder unmotivirt erwiesen, wenn Hr. Past. G. im Hinblicke auf gegenwärtige Zustände und im Rückblicke auf bittere Erfahrungen der Vergangenheit sich zu der Frage gedrungen fühlte: wo hinaus? oder: welches ist das Ziel, zu dem uns muthmaßlich die Entwickelung der nächsten

Zukunft auf dem religiösen und kirchlichen Gebiete führen wird? und wenn er sich zu dieser Frage um so mehr gedrungen fühlte, je mehr auf andern Lebensgebieten das Bewußtsein der zu verfolgenden Ziele im Laufe der Zeit sich abgeklärt habe? Hr. Past. S. beginnt seinen Angriff von einer andern Seite. Er wirft von vorn herein den fraglichen Aufsatz und alles das, was über denselben in Feuilleton-Artikeln der Rig. Zeitung gesagt ward, in einen Topf, macht den Verf. des ersteren für Alles, was Andere gesagt hatten, ohne Weiteres solidarisch verantwortlich, subsumirt ihn den Gebildeten, „die auf der Höhe der Zeit stehen" (dieser Ausdruck findet sich in dem fraglichen Aufsatze nirgends), die außerhalb der Gemeinde, welche die Braut Christi ist, ihre besondern Verhandlungen haben und in Social-Politik machen, und gewinnt so einen effectvollen rhetorischen Gegensatz, indem er den Herren „von der Höhe" die ihren Ehrennamen mit Recht tragenden Theologen entgegenstellt, die mit dem Volk am Fuße des Berges lagern und leben." Nun freilich: qui tacet, consentit; damit hat es unter Umständen seine vollkommene Richtigkeit. Aber nur die spitzfindigste Sophistik kann im vorliegenden Falle aus dem Schweigen des Past. S. das Recht deduciren, denselben für Alles, was ohne sein Wissen und wider seinen Willen über seinen Aufsatz in den Tageblättern verhandelt ward, zur Rechenschaft zu ziehen. Konnte denn Past. S. nicht triftige Gründe haben, zu schweigen und sich von einer Zeitungsdebatte fern zu halten, deren Gegenstand sein Aufsatz jedenfalls nicht in seinem Sinne geworden war? Und gesetzt, diese Gründe waren nicht stichhaltig, war es deßwegen gerecht, ihm die Meinungen und sogar die Ausdrücke derer, die seinen Aufsatz in ihrem Sinne gedeutet, als seine eigenen unterzuschieben? Be-

trachten wir nun die ganze Art und Weiſe, wie Hr. Paſt. S. den Kampf gegen das aufnimmt, was in dem Aufſatze vom Verf. ſelbſt ausgeſprochen iſt, ſo finden wir faſt durchweg, daß er, ſtatt die Gedanken des Gegners nach ihrem wahren Gehalte und ihrem Zuſammenhange mit dem Ganzen zu erfaſſen und zu würdigen, ſich an einzelne Ausdrücke deſſelben hängt, dieſelben in ſeiner Weiſe commentirt und in declamatoriſcher Weiſe gegen Anſchauungen und Anſichten ficht, die ſich in dem Aufſatze durchaus nicht nachweiſen laſſen. Wer ſich die Mühe geben will, überall, wo Paſt. S. ſich mit Angabe der Seitenzahl auf eine vom Paſt. G. gethane Aeußerung oder auf einen von ihm gebrauchten Ausdruck bezieht, die betreffende Stelle in ihrem Zuſammenhange nachzuleſen, wird ſich überzeugen, daß vielfach eben nur ein Stichwort hervorgeholt ward, welches die Handhabe zu einer glänzenden Tirade bot, deren Gegenſtand oder Veranlaſſung man vergebens in dem angefochtenen Aufſatze ſucht, wie denn z. B. die Ausdrücke: orthodoxer Eifer, Repriſtination, unproteſtantiſcher Amtsbegriff, hochkirchliche Richtung in dieſer Weiſe als Schlagwörter benutzt werden.

Gleichwohl hatte ſich Paſt. S. gleich S. 503 faſt ganz der Polemik überhoben erklärt, da der Gegner ja nur Alles, die Orthodoxie, und den Unionismus, wie die Secten und freien Gemeinden reprobire, und nichts Poſitives, ſei es auch nur ſeine eigne theologiſche Richtung dagegen aufſtelle. Damit wird dieſer alſo den Geiſtern zugezählt, die nur verneinen und zerſtören. Allerdings hatte Paſt. G. bei der Rundſchau über die in der proteſtantiſchen Kirche beſtehenden Richtungen überall gewiſſe Mängel und Schäden gefunden. Aber heißt das ſich alles Poſitiven begeben, wenn man in den empiriſchen Erſcheinungen nirgends das

Ideal verwirklicht findet? Und mußte denn Past. G., wenn er an allen gegenwärtigen Gestaltungen der protestantischen Kirche Deutschlands etwas auszusetzen fand, durchaus von sich aus eine solche construiren, die seiner Meinung nach untadelig sein würde? Wer seinen Auseinandersetzungen unbefangen folgt, wird an jener Stelle fürwahr das nicht von ihm erwarten und den Versuch dazu nicht vermissen. S. 506 wird die Frage aufgeworfen: „Bist du und sind wir wirklich solch todte Orthodoxe geworden? Wir glauben, du wirst auf diese Frage ehrlich antworten müssen: nein! wie du es ja schon dadurch andeutest, daß du aussprichst: „wir haben nicht einmal an allen Fragen, die jene Kreise Deutschlands bewegten, Theil genommen, geschweige denn alle ihre Kämpfe durchgemacht." Wie aus diesem Ausspruch eine solche Andeutung herauszudeuten ist, dürfte schwerlich ersichtlich sein.

S. 508 wird den Worten: „die Einengung (Past. S. macht daraus Einigung, was nachweislich nicht ein Druckfehler ist) auf den Buchstaben hindert jede freie Entwickelung" (in Beziehung auf die unbefriedigenden Zustände der rein lutherischen Kirche) eigenmächtig als Grund supponirt: „weil sie ihre Väter nicht im 19. Jahrhunderte sucht." — S. 509 bitten wir den mit den Worten: „wie du S. 20 behauptest" schließenden Passus mit dem zu vergleichen, was Past. G. S. 20 wirklich gesagt hat; ebenso S. 510, die Auslassungen des Past. S. mit dem, was bei Past. G. S. 20 über den Kampf mit Herrnhut zu lesen ist, um sich zu überzeugen, wie jenem die Worte gedeutet und in ein falsches Licht gestellt werden. Die ganze Bußpredigt, welche durch die von Past. G. S. 17 erwähnten Erfahrungen des Jahres 1845 hervorgerufen wird und welcher wir ihre Berechtigung an und für sich nicht be-

ſtreiten wollen, konnte an dieſer Stelle und in dieſer Faſſung nur als eine ungerechte und durch nichts begründete Verdächtigung des Einzelnen erſcheinen, die durch die allgemeine Wendung, welche nachher der Sache gegeben wird, nicht aufgehoben werden kann. — S. 520 wird es dem Paſt. G. zum Vorwurf gemacht, er wiſſe von Luther weiter nichts zu ſagen, als daß er die Sympathien ſeiner Zeit beſaß. Hatte denn Paſt. G. an dieſer Stelle Veranlaſſung etwas Anderes von ihm zu ſagen, als eben dies? Und weiß etwa der, welcher Veranlaſſung hat bei der Erwähnung einer berühmten Perſönlichkeit eben nur eine beſondere Seite hervorzuheben, deßwegen von dieſer Perſönlichkeit nichts Weiteres zu ſagen? In Beziehung auf dieſelbe Stelle (S. 33) wird es als ein großer Irrthum gerügt, daß nach Paſt. G's. Aeußerung Luther und die Reformatoren mitten in ihrer Zeit ſtanden. Nein, heißt es, ſie ſtanden mitten im Worte Gottes. Daß aber beides mit gleichem Rechte von ihnen geſagt werden konnte, war es ja eben, warum ſie Paſt. G. den Leitern und Lehrern der heutigen Kirche gegenüberſtellte, deren den Lebensſtrömungen der Zeit entfremdete und von dem größten Theile ihrer Gemeinden iſolirte Stellung er beklagte und zwar gerade darum beklagte, weil er darin ein Hinderniß des gedeihlichen Pflanzens und Schaffens im Weinberge des Herrn ſah. Ferner bitten wir nachzuleſen, wie Paſt. S. S. 522 den Gegner einer „wunderbaren Befangenheit" zeihend in ſcharfem Gegenſatz der Anſicht deſſelben von den wohlthätigen Folgen des materiellen Aufſchwungs die ſeinige entgegen ſtellt. „Du ſagſt zwar (S. 28), der materielle Aufſchwung habe nicht bloß Prunk und Genußſucht, ſondern auch ein Verlangen nach Bildung, einen Sinn für Künſte und Wiſſenſchaften zur Folge gehabt, den Tadel aber läßt du liegen, das Lob

ſpinnſt du weiter, und ſo iſt dir's geſchehen, daß du nicht beides als Folge, ſondern bloß den Segen als Folge, den Unſegen als Auswuchs des materiellen Aufſchwungs erkennſt." Die ſchlimmen Seiten des materiellen Aufſchwungs hatte Paſt. G. S. 27 u. 28 in ihrem ganzen Umfange anerkannt. Dieſes Thema weiter auszuſpinnen hatte er hier durchaus keine Veranlaſſung, wo es ihm darauf ankam zu zeigen, daß man über den ſchlimmen die guten Seiten nicht überſehen, daß man aus jenen nicht ein Verdammungsurtheil über die ganze Zeit herleiten dürfe. Worin beſteht nun ſein ſchwerer Irrthum? Er ſieht da nur einen Auswuchs (ein Ausdruck, den übrigens Paſt. G. gar nicht gebraucht hat), Paſt. S. dagegen eine Folge. Wunderliche Correction! Der materielle Aufſchwung beruht auf der immer vielſeitiger hervortretenden Herrſchaft, die Gott ſelbſt dem Menſchen über die Natur verliehen hat, das Schlimme, was jener mit ſich bringt, iſt eine Folge der ſündhaften Menſchennatur; den principiellen Gegenſatz der Sok. Anſicht aber können wir durchaus nicht faſſen. Noch verwunderlicher muß in Beziehung auf dieſelbe Stelle Paſt. S.'s Aeußerung S. 539 erſcheinen: „Du wirfſt (S. 27) unſerer Theologie vor, ſie predige gegen das materialiſtiſche Verderben, weil ſie durch die Apokalypſe um die Liebe zur Gegenwart gebracht, mit Befriedigung nur in der Vergangenheit oder in der letzten Zukunft weilt", welcher aus den einfachen und klaren Worten G.'s nimmermehr herauszuleſende oder herauszuinterpretirende Gedanke (G. tadelt ja nicht das Predigen gegen das materialiſtiſche Verderben der Zeit, ſondern das deßhalb über die ganze Zeit den Stab Brechen und das Ueberſehen ihres Segens) denn im Munde eines Paſtors ſehr ſonderbar gefunden und ihm ſcharf ins Gewiſſen geſchoben wird. Ein argumentum a

tacendo, wie es Past. S. schon bei der Zeitungsfrage in eigenthümlicher Weise in Anwendung gebracht, begegnet uns wieder S. 523. Daß Past. G. die Jünger der Naturwissenschaften staunenswerth finde in der Treue und Ausdauer ihrer Forschung, läßt Past. S. gelten, vermißt es aber, daß er sie nicht ebenso staunenswerth finde in ihrer Ausdauer, Gott aus der Schöpfung hinauszuweisen und in der Anmaßung, ihre Elaborate nicht als vorläufige, sondern als unumstößliche Wahrheiten dem Worte Gottes entgegenzustellen. Daß es gläubige und ungläubige Naturforscher gegeben (Newton — Laplace) und noch giebt, daran ist die Naturwissenschaft an und für sich unschuldig und das kann weder ihren Werth erhöhen noch vermindern. Ueber die Gottesleugner unter ihnen und über die, welche in ihrer Zuversichtlichkeit die Grenzen, die dem Menschengeiste gezogen sind, übersehen, sein Erstaunen auszudrücken, hatte Past. G. an der betreffenden Stelle keinen Grund, wohl aber wird durch die Betonung seines Schweigens das falsche Licht auf ihn geworfen, als ob er sich gegen derlei Erscheinungen indifferent verhalte. Den Worten Past. G.'s (S. 37): „die Welt verlangt nach Toleranz. Wir werfen ihr darum Indifferentismus vor" ꝛc. stellt Past. S. den Heischesatz entgegen: „Die Welt fordert, wie du sagst, nur Toleranz; die Theologie muß heiligende, beseligende Liebe leisten." Mit, fragen wir, oder ohne Toleranz? Wenn das Erstere, so war kein Grund vorhanden, den Past. G. dafür in Anspruch zu nehmen, daß er die Berechtigung jener Forderung in Beziehung auf die Stellung zu andern Confessionen anerkannte; wenn das Letztere, so überlassen wir es Andern, sich eine intolerante heiligende und beseligende Liebe nach ihrem Subject und Object zu deuten. — Unter den Auseinandersetzungen über die Stellung der

Theologie oder vielmehr der Theologen zur Politik und zum politischen Glaubensbekenntniß, worüber uns Past. G. einiges Wenige, aber Klare, Past. S. recht Vieles, aber Unklares sagt, stoßen wir S. 524 auf eine in der That gar seltsame Wort- und Begriffs-Escamotage. Past. G. sagt S. 31 in Beziehung auf die einseitige politische Bildung mancher heutigen Theologen: „Ja, wenn wir uns über die großen Ereignisse der letzten Jahre sollten vernehmen lassen, so wie über die Bestrebungen des politisch angeregten Theils unserer Zeitgenossen, so würden Viele von uns vielleicht kein tieferes politisches Urtheil verrathen, als die evangelische Kirchenzeitung oder jener Autor in den ostindischen Missionsnachrichten, der empört über ein englisches Missionsblatt, das von der „wunderbaren Revolution in Italien" redet, ihr nur das Epitheton „gräulich" zu geben weiß." In Beziehung auf diese Stelle fragt Past. S.: warum aber stimmst du nur dem bei, daß die italienische Revolution „wunderbar" und nicht auch dem, daß sie „gräulich" sei? Wunderbar (n. b. so bezeichnete nicht Past. G., sondern das englische Missionsblatt die italienische Revolution) findet denn Past. S. das Gericht Gottes über politisch verrottete Zustände, gräulich aber den Mazzinismus, den Meuchler Oscar Becker und den Schneider Jaruschinsky! Gewiß, eine gerechte Entrüstung, die Past. G. sicherlich theilt. Aber was that denn dieser Anderes, als daß er die Bezeichnung der ostindischen Missionsnachrichten, insofern sie eben nur für die gräuliche Seite jener Bewegungen ein Auge hatten, als Beispiel politischer Beschränktheit anführte? Past. S. läßt den Past. G. S. 504 durch eine Brille sehen, die von theologischer Streit- und politischer Zeitliteratur gefärbt sei; durch welche Brille las er denn aber selber wie viele andere so die hier citirte

Stelle, welche wortgetreu herangezogen werden mußte, um den nach der Sok. Relation jedenfalls auf den Inculpaten fallenden Schein zu entfernen, als ob dieſer zu den exaltirteſten politiſchen Schwindlern zähle, mit denen er ſeinen eigenen Worten nach nicht die geringſte Gemeinſchaft oder Verwandtſchaft verräth? Mit dem Wörtchen Zeit im Beſondern treibt der Verf., deſſen abſonderliche Definitionen und Diſtinctionen wir ſchon oben berührten, ein eigenthümliches Spiel. Er hat ſich daraus einen Proteus-Begriff zurechtgemacht, deſſen wandelbare Geſtalt ihm dienen muß, den Gegner bald dieſes, bald jenes ſagen und behaupten zu laſſen, woran derſelbe nicht im entfernteſten gedacht hat. Die Ausdrücke: im Centrum der Zeit ſtehen, auf die Zeit eingehen, von der Zeit getragen werden, unterliegen damit natürlich einem gleichen Schickſal und werden je nach dem dialectiſchen oder rhetoriſchen Zwecke bald ſo, bald ſo modulirt. Was Paſt. G. damit ſagen wollte, wenn er es als einen Mangel erkannte, daß unſere heutigen Theologen nicht im Centrum der Zeit ſtänden, hatte er deutlich genug durch den Hinweis auf die Reformatoren bezeichnet, die nur die Dolmetſcher und Herolde deſſen waren, was ſich in Kopf und Herz von Tauſenden regte, und denen die Sympathien gerade der vorzüglichſten Geiſter ihrer Zeit entgegen kamen. Und können wir, wenn wir einmal bildlich reden wollen, dem Gotteswort eine richtigere Stellung anweiſen als im Centrum der Zeit, wie die Sonne in der Mitte ihrer Planeten ſteht, die ſie alle mit unſichtbaren, unzerreißbaren Banden an ſich gefeſſelt hält und über welche ſie alle ihre erleuchtenden und erwärmenden Strahlen ausgießt? Wenn nun Paſt. S. S. 536 aufs feierlichſte dagegen proteſtirt, daß ſich die Theologie in das Centrum der Zeit ſtelle, ſo

kann das nur insofern einen Sinn haben, als er dem Ausdruck des Gegners eine willkürliche Deutung giebt und demselben die nirgends sich aussprechende und nimmermehr vorauszusetzende Tendenz unterlegt, die Theologie von ihrem ewigen Grunde und Lebensprincipe ablösen und den Schwankungen des Zeitgeistes preisgeben zu wollen, so daß sie sich als dienende Magd (S. 522) von den drei Hauptmächten, die das Centrum der Zeit bilden sollen, dem materiellen Aufschwunge, der naturwissenschaftlichen Kritik und dem politischen Liberalismus abhängig mache. Wenn aber Hr. Past. S. von den practischen Theologen verlangt, daß sie auf ihre Zeit eingehen, verlangt er damit etwas Anderes, als daß sie, wie es ja der Herr und Meister selber machte, an die Ideen der Zeit anknüpfen, daß sie nicht, alle Vermittelung verschmähend, die Denkenden und Suchenden von vorn herein vor den Kopf stoßen, nicht den noch nicht zum vollen Glauben hindurch Gedrungenen oder noch im Unglauben Befangenen ihre Dogmen in schroffster Weise, als wären sie aus einer stereotypen Form gegossen[1]), wie

[1]) Wir können uns nicht enthalten, hier eine zwar außerhalb der uns gezogenen Grenzen fallende, aber doch mit dem Gegenstande der beiden Aufsätze in enger Beziehung stehende Bemerkung hinzuzufügen. Sie betrifft die Bildung unserer jungen Theologen auf der Landes-Universität. In Dorpat ist bekanntlich seit Decennien nur eine theologische Richtung, nämlich die streng confessionell lutherisch-kirchliche vertreten, welche ihrer Natur nach der philosophischen Deduction und Begründung mehr oder weniger abhold ist. Ohne der wissenschaftlichen Tüchtigkeit der Repräsentanten dieser Richtung irgend zu nahe treten zu wollen, können wir doch nicht umhin, in dieser Alleinherrschaft einen Uebelstand zu sehen. Mag auch dadurch nach Möglichkeit der Heterodoxie gewehrt, ein gewisser, Katheder und Kanzel gleichmäßig umfassender, Friedenszustand erhalten und unser Land vor den Kämpfen bewahrt bleiben, welche die protestantische

eine Pistole auf die Brust setzen sollen; was verlangt er endlich Anderes als was der Ap. Paulus leistete, indem

Kirche Deutschlands bewegen und noch in jüngster Zeit selbst in das Lager eingedrungen sind, das bis dahin einer Fahne zu folgen schien (Philippi, Hofmann, Kahnis), Kämpfen, die einer einheitlichen, concentrirten und trotz der dermaligen politischen Calamitäten Roms noch immer gewaltigen Macht gegenüber immerhin ihr Bedenkliches haben mögen: so können wir uns doch des Glaubens nicht erwehren, daß für die Studien unserer angehenden Theologen die strenge Uniformität ihres Bildungsganges etwas Einseitiges und Beengendes mit sich führe, daß viele derselben das ihnen Vorgetragene oder aus den Collegienheften Erlernte mehr crude et nude ohne gehörige Vermittelung in sich aufnehmen, als durch tief eingehende Studien und unter schwerer Geistesarbeit sich zu einer selbstständigen Ueberzeugung hindurchringen. Auf dem Felde der Exegese tritt denn meistens die ungenügende philologische und auf allen theologischen Gebieten die mangelhafte philosophische Bildung*) auf Schritt und Tritt hemmend und hindernd in den Weg. Die daraus hervorgehende Unselbstständigkeit und Abhängigkeit von fremder Auctorität führt naturgemäß zu einem zähen und starren Festhalten an dem, was man, auf des Meisters Worte schwörend, sich einmal angeeignet oder vielmehr sich hat andemonstriren lassen, und zu dem leichtfertigen Absprechen über geistige Potenzen, über die nun einmal vor dem Tribunal der strengen Orthodoxie das Verwerfungsurtheil gesprochen ward. Mochte dieses auch im Munde der Männer, die bei ernsten und gründlichen Studien vermöge ihres Entwickelungsganges einen solchen Standpunkt gewannen, einigermaßen berechtigt erscheinen, so trat es uns doch stets als eine widerwärtige Beschränktheit entgegen, wenn jene neugebackenen, mit Allem bereits fertigen Orthodoxen mit dem Anspruch der Unfehlbarkeit ihr eingelerntes Credo aussprachen.

Die erste Predigt eines solchen jungen Theologen ist denn regelmäßig eine s. g. Bekenntnißpredigt, in welcher er es zur herzinnigen Freude der Exclusiven in möglich schroffster Weise documentirt, daß er das normale Gepräge einer bestimmten Glaubensform an sich trage und in keinem Zuge verleugne, daß er sich im crassesten Sinne zu dem credo, quia absurdum est bekenne. Mehr noch als in den Predigten treten jene Mängel bei der für die Begründung des kirchlich-religiösen Lebens, für die Anpflanzung der zarten Schößlinge im Weinberge des Herrn, so äußerst wichtigen Katechese hervor. Nicht soll es geleugnet werden, daß diese in der rationalistischen Periode vielfach in eine leere, unerquickliche, die Eitelkeit der Katechumenen fördernde Begriffsspielerei ausgeartet sei. Aber abusus non tollit usum. Nur selten erinnern wir uns eine in den Vorstellungskreis der Kinderwelt recht eingehende, lebendig entwickelnde, und in sich gehörig zusammenhängende Katechese hier zu Lande vernommen, wohl aber häufig bemerkt zu haben, wie man die christlichen Wahrheiten,

*) (Past. G. spricht sich S. 30 sehr offen darüber aus, auch Past. S. S. 510 räumt es implicite ein.)

er den Juden ein Jude, den Heiden ein Heide ward, indem er in der Synagoge von den alttestamentlichen Weissagungen, auf dem Markte der Athener von dem unbekannten Gotte und dem Ausspruche eines heidnischen Dichters ausging? Soll denn mit dieser Forderung gesagt sein, und konnte Past. G. damit sagen wollen, daß der Theolog

---

crude et nude, wie man sie empfangen, nur in etwas einfacherer Form, in die Kinder hinein predigen wollte, wobei zwar oft nicht die Herzlichkeit, die ja gewißlich manche Mängel decket und gut macht, wohl aber die rechte geistige Gewandtheit fehlte. Was aber im Verkehr mit der Kinderwelt als Mangel hervortritt, wie sollte das nicht auch den Erwachsenen gegenüber, die ja in einem gewissen Sinne ihr Lebelang allzumal Kinder bleiben, sich als solcher bemerklich machen?

Alles dieses muß man ins Auge fassen, um den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung des Gul. Aufsatzes zu gewinnen, den wir zwar nicht mit dem Zeitungsfeuilletonisten für ein epochemachendes Ereigniß, wohl aber für die grundehrliche und wohlgemeinte Darlegung von Schäden halten, die der Verf. sich nun einmal nicht hinweg leugnen konnte, und für welche er sich nach den rechten Heilmitteln umzusehen gedrungen fühlte, nicht in der Meinung, als ob er sich von denselben unberührt und irgendwie über seine Amtsbrüder erhaben glaube. Mit gutem Grund geht er von dem Gange seiner Universitätsstudien aus, den er mit Gleiches erstrebenden wackern Commilitonen theilte. Wer ihm in seinen Darlegungen unbefangen folgt, der wird auch die beiläufig von ihm gebrauchten, dem Past. S. so anstößigen Ausdrücke: todte Orthodoxie, orthodoxer Eifer ꝛc. nicht mißverstehen können, und wer unsere heutigen Theologen dem überwundenen pietistischen Standpunkte gegenüber so stark die kirchliche Richtung betonen hört, dem wird die Gefahr der Nepristination einer todten Orthodoxie nicht so fern zu liegen scheinen, einer Orthodoxie, die im Vergleich mit der alten à la Hutterus noch durch den Mangel einer gründlichen Gelehrsamkeit und tüchtiger classischen Studien im Nachtheil sein dürfte, ganz abgesehen von dem schroffern Gegensatze, in den sie mit der allgemeinen Zeitbildung treten würde. Wenn nun Past. G. auf solche Gefahr hinwies, wer mag's ihm verargen oder deßhalb ihn einen „muthlosen Propheten" nennen? Doch mochte man ihn zurechtweisen, wenn er hie und da nicht das Rechte getroffen oder einen Ausdruck gewählt hatte, der eine mehrfache Deutung zuließ, der Mißverständnisse hervorrufen konnte oder wirklich hervorrief; aber mit willkürlicher Deutung seiner Worte, mit Unterlegung eines beliebigen Sinnes ex cathedra seinen Aufsatz abfertigen, so daß man an manchen Stellen vergebens, wenn auch nicht den Worten, so doch dem Sinne nach sucht, was er gesagt haben soll; demselben als Antithese ein christliches Bekenntniß, dem nirgends widersprochen ward, entgegenstellen und damit die Offenbarungsgläubigkeit des Amtsbruders, wenn auch nicht explicite negiren, so doch implicite in Frage stellen, heißt das der Wahrheit und Gerechtigkeit gebührende Rechnung tragen?

aufhören solle, die großen Thaten Gottes und die ewigen Heilswahrheiten zu verkündigen, ohne deren Verkündigung er sein ganzes Amt in ein Nichts auflösen würde? Daß damit „die wahre Theologie bald Antipathien, bald Sympathien der Zeit begegnen müsse, je nachdem diese ihre gottwidrige oder gottwillige Seite herauskehre" (S. 538), wird Past. S. gewiß eben so unbedingt zugeben, als entschieden gegen das protestiren, was ihm S. 531 zur Last gelegt wird, wo es heißt: „du sagst (S. 30): der Zweck aller Auslegung ist doch der, die Schrift dem Verständnisse der Menschen zu erschließen. Philippus sagt (Act. 8, 30) dem Kämmerer dasselbe, und doch sagt ihr Entgegengesetztes; denn du meinst, wie der Zusammenhang zeigt, das natürliche, Philippus das Glaubensverständniß." Hier also beruft sich Hr. Past. S. einmal ausdrücklich auf den Zusammenhang des vom Gegner Gesagten, und es lohnt sich daher doppelt, diesen genauer ins Auge zu fassen. Mit Hinweisung auf die abstrusen, zum Theil ans Lächerliche streifenden Auslegungen der Apokalypse, an denen unsere Zeit so reich sei, äußert Past. S., daß diese wenig dazu geeignet seien, den Menschen das Verständniß der Schrift zu erschließen. Ist denn damit im entferntesten bewiesen, daß Past. S. hier ein anderes Verständniß meinte als das, von dem überhaupt nur die Rede sein kann, wenn es sich um die Auslegung des Gotteswortes handelt? Oder was berechtigte zu der Voraussetzung, es sei ihm das Bewußtsein davon abhanden gekommen, daß es etwas Anderes ist, göttliche Wahrheiten, die dem natürlichen Menschen eine Thorheit sind und die mit gläubigem Herzen erfaßt, mit erleuchteten Augen des Geistes durchschaut sein wollen, zur Erkenntniß zu bringen und Dinge zu lehren oder Anweisungen zu geben, die im Bereiche des Fünffingerverstandes liegen? Auf einem ähnlichen Mißverständnisse oder auf einer gleich willkürlichen Deutung beruht es, wenn Past. S. so gewaltig vor dem Ansinnen zurückschaudert, es solle die Theologie, es sollen die Verkündiger des Gotteswortes sich tragen lassen von ihrer Zeit. Hätte Past. S. damit sagen wollen, der Diener der Kirche müsse sich schaukeln lassen auf den schwankenden Wellen wandelbarer menschlicher Meinungen, er müsse seinen Mantel hängen nach dem Winde, in welcher Richtung dieser auch immer wehen möge, er müsse dem von ihm *zu verkündenden* Christenthum stets einen solchen

Zuſchnitt geben, wie ihn der eben herrſchende Geſchmack verlange, er müſſe ſtets das Echo der vox populi, der lauten Stimmen des Tages ſein: ſo dürfte ob ſolch unerhörter Zumuthung mit Recht ſich der chriſtliche Amtsbruder ereifern. Aber, was Paſt. G. ſagt, iſt eben ſo klar als berechtigt: Der chriſtliche Geiſtliche ſoll ſich von den Schwingungen der Zeit nicht nur berühren laſſen, ſondern auch daran participiren, d. h. er ſoll ſich vor den bewegenden Ideen der Zeit nicht ſcheu zurückziehen; er ſoll die wiſſenſchaftlichen, die patriotiſchen, die gemeinnützigen Beſtrebungen der Zeit nicht vornehm ignoriren; er ſoll ſich dieſen gegenüber geſagt ſein laſſen, was der Herr dem in excluſivem Judaismus noch befangenen Apoſtel Petrus (Act. 10) im Traumgeſichte offenbart; er ſoll, weit davon entfernt, Alles, was die Zeit als Elaborat der Wiſſenſchaft, als politiſche Errungenſchaft, als Frucht des induſtriellen Lebens ihm entgegen bringt, bloß darum, weil es nicht auf dem Felde der Kirche erwachſen iſt, als ungöttlich zu perhorresciren, ſich vielmehr wohlbedächtig darnach umſehen, was er davon in ſeinen Bereich ziehen und als brauchbares Material zum Ausbau des Tempels, an welchem er ſeines Theils Hand anzulegen berufen iſt, verwenden dürfe, könne und ſolle. Der Geiſtliche ſoll ſich nicht, meint Paſt. G., kaſtenartig iſoliren und dadurch der Gemeinde entfremden, auf die er nur dann in der rechten Weiſe zu wirken vermag, wenn er ſich nicht wie ein höheres Weſen über ſie, ſondern als chriſtlicher Bruder mitten in ſie hineinſtellt; wenn nicht die, welche ſich nicht zur Zahl der beſonders Erweckten und Erleuchteten zählen, durch eine für ſie in ihrer dermaligen Verfaſſung unüberſteigbare Kluft ſich von ihm geſchieden ſehen; wenn er mit einem Worte nicht in unproteſtantiſcher Weiſe als Cleriker den Laien gegenüber, ſondern als Mithelfer des Glaubens und als rathender Freund zur Seite ſteht.

Zur Kennzeichnung der Art, wie Hr. S. polemiſirt, verweiſen wir noch auf das, was Paſt. G. S. 32—33 in höchſt unverfänglicher Weiſe über die Kraft, welche in der Gemeinſchaft liegt und die Ohnmacht, welche die Vereinzelung mit ſich führt, ſagt und bitten damit die Anklagen zu vergleichen, die S. 520 auf Grundlage dieſer Stelle von dem Gegner erhoben werden.

Wir würden den Leſer zu ermüden glauben, wenn wir in gleicher Weiſe alle Stellen des Gul. Aufſatzes, auf welche Bezug genommen wird, mit den Explicationen

und Declamationen, welche Past. S. daran knüpft, vorlegen und mit diesen zusammenhalten wollten. Fassen wir nur noch in der Kürze von dem dritten der oben aufgestellten Gesichtspunkte aus die vorliegende Schrift ins Auge. Wir sind — das bekennen wir zum voraus — überzeugt, daß Past. S. die Liebe, welche er als Christ dem Christen, als Amtsbruder dem Amtsbruder und als Freund dem Freunde schuldig war, weder verletzen wollte noch zu verletzen glaubte, indem er demselben seine offene Antwort entgegen stellte. Gleichwohl will es uns scheinen, als ob diese, wenn wir sie mit dem ewig gültigen, 1 Cor. 13. uns gegebenen Canon in der Hand durchmustern, der angreifbaren Punkte gar viele böte. Die Liebe, die sich nicht freuet der Ungerechtigkeit, sich aber freuet der Wahrheit, muß auch dem Gegner, wenn sie ihn des Irrthums zu überführen und wieder auf den rechten Weg zu bringen sich gedrungen fühlt, in der treuen Relation seiner Gedanken und in der richtigen Würdigung seiner Ansichten gerecht werden. Die Liebe, die sich nicht blähet, darf dem ebenbürtigen Bruder gegenüber nicht in den schulmeisterlich zurechtweisenden und abkanzelnden Ton verfallen, der, wir glauben nicht bloß nach unserem subjectiven Gefühle, an vielen Stellen der offenen Antwort, selbst durch die ausdrücklichsten Versicherungen der lautersten Absicht hindurchklingt. Die Liebe, die sich nicht erbittern läßt, wird sich auch durch ärgerliche Zeitungsartikel nicht in Harnisch bringen und sie den entgelten lassen, der wahrlich nicht daran Schuld war, daß man ihn hie und da mißverstand, und in einer Weise präconisirte, die ihm selber am wenigsten gefallen konnte; sie wird sich auch der Animosität erwehren, wenn ein Einzelner nicht über die Amtsbrüder, sondern über das Amt, dessen Träger er ja auch selber ist, und über die Richtung, der er ja auch sich selber nicht entziehen kann, unbefangen ausspricht und in freimüthiger Weise auf die Schäden hinweist, an welchen ihm jene zu laboriren scheinen. Die Liebe, die da Alles glaubt und Alles hofft, wird dem, an dessen Aufrichtigkeit und Redlichkeit zu zweifeln sie keinen Grund hat, unter allen Motiven, die er bei seinem Thun oder Lassen, bei seinem Reden oder Schweigen haben konnte, nicht die allerschlimmsten zutrauen, z. B. die Absicht, den Amtsbrüdern gegenüber zu braviren, oder den Mangel an Muth, den Rühmern gegenüber sein Visir abzunehmen und sich bei ihnen, die ihn irrthümlich ganz und

gar für einen der Ihrigen hielten, in Mißcredit zu bringen (S. 502 und 503). Doch genug; die sich hier aufdrängenden Fragen sind delicater Natur und gehören vor das Forum des Gewissens.

Wohl giebt es dunkle Falten des menschlichen Herzens, auch des von christlicher Bruderliebe erfüllten, in welchen sich, ohne daß man sich dessen bewußt ist, gewisse, der Liebe fremde Regungen bergen; wohl giebt es eine Art der Selbsttäuschung, die da glauben machen kann, man eifere bloß um Gottes und um der Wahrheit willen, während man doch daneben auch ein wenig sich im Glanze schmuckreicher, dem Munde oder der Feder willig entströmenden Phrase bespiegelt; wohl mag es leicht kommen, daß vorgefaßte Meinung oder eine gewisse leidenschaftliche Auffassung dem Streitenden ihm selber unbewußt die Unbefangenheit des Urtheils benimmt und den richtigen Standpunkt verrückt: aber Niemandes außer des Allwissenden Amt ist es, darüber zu Gerichte zu sitzen. Ohne uns daher zum Gewissensrichter Anderer aufwerfen zu wollen, bitten wir auch unsererseits, bei der Beurtheilung dieser Arbeit, uns keinerlei Motive, die das Licht zu scheuen brauchten, unterlegen zu wollen.

Wir scheiden von Hrn. Past. S. mit dem aufrichtigen Wunsche, ihn nicht persönlich verletzt zu haben. Kritiklosigkeit den bewegenden Ideen der Zeit gegenüber ist es, was derselbe wiederholt seinem Gegner zum Vorwurf macht (S. 504 u. 509); er wird es uns also um so weniger verübeln dürfen, wenn wir seiner Offenen Antwort und dem beifälligen Urtheile der HH. Synodalen gegenüber uns vor dem von ihm selbst gerügten Fehler zu hüten suchten. Als eine „höchst anregende" lassen wir seine Arbeit allerdings in einem gewissen Sinne gelten, als eine „gründliche und von Bruderliebe getragene" nur mit großen Restrictionen. Am wenigsten aber können wir in derselben eine Widerlegung oder auch nur eine tiefer eingehende Besprechung des angefochtenen Aufsatzes finden, der dem Hrn. Verf. der Offenen Antwort eben nur zum Vehikel diente, sich in der Verunglimpfung von Ansichten, die der Andere gar nicht ausgesprochen, und in der Darlegung von Widersprüchen, die derselbe nirgends begangen, declamatorisch zu ergehen. Freilich sind wir vollkommen darauf gefaßt, Hrn. Past. S. gegen die von unserem Standpunkte aus gemachten Angriffe gewappnet zu finden. Nachdem derselbe aus „Irrthum" lange abge-

wärtet, ob der Verirrte „sich selbst wieder zurecht finden" und zu einem öffentlichen Widerruf verstehen werde (S. 501), fühlte er sich gedrungen, im Gefühle seiner Ueberlegenheit und Siegesgewißheit gegen den Renitenten das Wort zu ergreifen. Wenn wir nun das, was er ex tripode sprach, von den oben aufgestellten Gesichtspuncten aus einer Kritik zu unterziehen wagten: so darf Hr. Past. S. sich nur auf den S. 531 gegen Hrn. Past. G. geltend gemachten Unterschied zwischen „natürlichem" und „Glaubensverständniß" berufen und uns das letztere absprechen, um damit eine Position zu gewinnen, die für uns unangreifbar ist und uns nichts übrig läßt als eine Appellation nicht an das S. 515 perhorrescirte „Publikum", sondern an den Theil der christlichen Gemeinde, bei der die einfache Logik noch nicht um alle Geltung gekommen ist.

II.

Zur Literatur.

Drei neue Schriften über die Offenbarung Johannis sind anzuzeigen:

1) Commentar zur Offenbarung Johannes. Von Dr. G. Vollmer, Professor zu Zürich. 1862. 349 S. 2 Rbl. 54 Kop. Wir heben kurz hervor zur Bezeichnung des Buches, den „dogmatischen Charakter der Apokalypse" betreffend S. 25 ff.: „Die Apokalypse will die Nähe des Gottesgerichts ankündigen zum Trost allerdings, aber auch zur Mahnung, sich fern zu halten von allem heidnischen und heidenfreundlich-christlichen Wesen, wie es Pseudo-Apostel verkündigt haben. Der Verf., gleichviel welcher Johannes, gehört zu dem Kreis der ältesten Christenheit, welche den Paulinismus, der das Gesetz aufhebt, als einen Verrath am alten Bund betrachtet. Er vertritt eine schroff judenchristliche und zwar antipaulinische Richtung. Im nächsten Zusammenhang damit steht, daß die ganze Apokalypse nicht das Gericht über das Judenthum, sondern allein über das Heidenthum ausspricht, wie das zum erstenmal F. Ch. Baur hervorgehoben hat. Unpaulinisch ist schon der jüdische Rachedurst, der durch die ganze Offenbarung athmet ꝛc. *Nur das jüdische* Volk wird als der Buße

fähig betrachtet ꝛc. Ebenso unpauliniſch und ſchroff jüdiſch iſt auch der Haß gegen die heidniſche Obrigkeit" u. ſ. w. Ferner S. 29: „die Apok. Joh. iſt das einzige uns vollſtändig erhaltene Denkmal des Chriſtenthums in ſeiner juden-chriſtl. Geſtalt, oder in ſeinem antipauliniſch-beſtimmten Weſen." — „Luther hatte kein Gefallen an dem Buche, da es eine „ſchweigende Offenbarung" gebe, er hätte es am liebſten aus dem N. T. entfernt, aber der allgemeine Uſus ließ es ihm in dem Bereich der heil. Bücher, obgleich er ſelbſt ſagte, „er achte es keines Apoſtels werth." — Ob nun auch die Akten über die Offenbarung Joh. noch nicht geſchloſſen ſein mögen, ſo bleibt doch die Thatſache, daß dieſes Buch im Kanon der heil. Schrift ſteht, und zwar am Schluß, für uns ein Gottesurtheil.

2) Dr. Friedr. Bleek's Vorleſungen über die Apokalypſe; herausg. von Lic. Th. Hoßbach, Früh- und Hülfsprediger an der Jeruſalems- und neuen Kirche in Berlin. Berlin 1862. 366 S. 1 Rbl. 88 Kop. Der † Bleek, Prof. in Bonn, arbeitete dieſe ſeine Vorträge wörtlich aus. Er hat dieſe Vorleſungen 7 mal, zuletzt 18$\frac{74}{75}$ in 36 Stunden gehalten. Auch nach dem umfaſſenden Commentar von Düſterdiek erſchien die Herausgabe dieſes Werks von Bleek wünſchenswerth. Die Nüchternheit und Wahrheitsliebe in ſeiner Kritik und Exegeſe, die Klarheit ſeiner Darſtellung ſind anerkannt. Wer ſich näher mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt, wird Bleek's Buch nicht überſehen.

3) Das tauſendjährige Reich und die Offenbarung Johannis. Ein Beitrag zum richtigen Verſtändniß beider für Jedermann, von Dr. Kraußold, Hauptprediger in Bayreuth. Erlangen 1863. 80 S. 51 Kop. Wir können dieſe Schrift Allen, die ſich eingehender mit ſolchen Fragen beſchäftigen, empfehlen, während ſie doch „für Jedermann" nicht ganz genießbar ſein dürfte. Zur Ernüchternung der „groben" chiliaſtiſchen Schwärmer gut. Der Verf. ſpricht ſich über die leitenden Grundſätze für die Erklärung der Offenbarung wie folgt aus: Joh. gibt „eine Enthüllung deſſen, was geſchehen ſoll, einer dem menſchlichen Geiſt und Auge verborgenen Zukunft. Es ſind alſo nicht etwa bloße Erdichtungen oder Einbildungen, mit denen wir es zu thun haben, ſondern wirkliche göttliche Offenbarungen, und zwar handelt es ſich vorzugsweiſe um Offenbarung deſſen, was geſchehen wird, alſo um eigentliche Thatſachen. Thatſachen der Zukunft ſind es, die die Seher

schauen durfte." — „Der Kampf und der Sieg im Reiche Gottes auf Erden bis zur Verherrlichung durch die Wiederkunft des Herrn bilden unverkennbar die Hauptmomente aller Visionen." — „Mögen immerhin die Apostel und ersten Christen die Zukunft des Herrn sich nahe gedacht haben, so ist damit nicht gesagt, daß das Ende wirklich nahe war (sic). Daß sich die Apostel über die Nähe der Wiederkunft des Herrn täuschten (!), ja daß sie selbst auch dieser Täuschung inne wurden, darüber ist wohl kein Zweifel. Aber eben so gewiß ist doch wohl, daß der Herr in seinen Offenbarungen hierüber nicht täuschen wollte." „Die Apokalypse ist nicht blos wie jedes andere Buch der heil. Schrift, sondern in ganz besonderer Beziehung ein Buch für alle Zeiten, als es eben auch seinem Inhalte nach ein Buch der Zeiten ist, obwol keine Chronik oder Zeitberechnung. Sie ist daher auch insofern ein Buch für alle Zeiten, als jede Zeit sich darin spiegeln und man die Zeichen der Zeit beachten soll, um sich dem Endziel der Zeiten gegenüber selbst zu orientiren, welche Zeit es sei im Reiche Gottes auf Erden. Daß sich hiernach die Auslegung der Weissagungen richtet, ist begreiflich. Sie kann sich täuschen, sie kann irren; das ist der Natur der Weissagung gemäß ebenso selbstverständlich. Aber darin liegt immer die Wahrheit, daß jede Zeit sich dem Ende nahe glauben muß, jede Zeit sich der Hoffnung der Zukunft des Herrn zu getrösten berechtigt ist, jede im Lauf der Entwickelungszeit und der Ausgestaltung zum Endziel sich selbst zu begreifen strebt. Täuschung ist möglich, und erst am Ende der Entwickelung, also in der faktischen Endzeit, wird sich die Zwischenzeit richtig erkennen lassen; aber dann ist es auch unnöthig und überflüssig. Daraus ist erklärlich, daß jede Zeit ihre Auslegung der Apok. hat, und jede Auslegung das Gepräge ihrer Zeit trägt. Eine absolut richtige unfehlbare Erklärung hätte von dem Urheber der Apokal. selbst gegeben werden müssen, und damit wäre der Zweck derselben ebenso verfehlt gewesen, wie der Zweck der göttlichen Pädagogie in dem einzelnen Menschenleben verfehlt wäre, wenn ihm Zeit und Stunde seines Todes oder die Entwickelungsstadien seines Lebens vorausgesagt und vorgerechnet wären. Hiernach sind die einzelnen in der Zeit hervorgetretenen Erklärungsweisen und Auslegungen zu würdigen, hiernach auch die natürliche Berechtigung, ja die Nothwendigkeit anzuerkennen, wenn die gegenwärtige Zeit

ſich ſelbſt erfaſſend nach dem bisherigen geſchichtlichen Verlauf ihre Erklärungen und Auslegungen geltend macht, ohne ſich an die Auslegung früherer Zeiten gebunden zu achten. Anders mußte die Erklärung der Apokal. in der erſten chriſtl. Zeit, anders in der Zeit des Mittelalters, anders zur Zeit der Reformation auftreten, anders in unſerer Zeit. Das kann an der Wahrheit und Göttlichkeit der Weisſagungen ſelber nicht irre machen, ſelbſt wenn hier und da Albernheiten und Abgeſchmacktheiten mit unterlaufen." — Der wichtigſte Abſchnitt iſt S. 66 ff. Die Darlegung des Verf. „über das tauſendjährige Reich oder die Friedensherrſchaft in der Kirche, nach Kap. 20, 4–6." Auf Grund dieſer Worte in Verbindung mit dem Inhalt anderweitiger Weisſagungen alten und neuen Teſtaments und ſonſt verwandter Combinationen „entſtand eine ſelbſtſtändige Lehre vom ſog. tauſendjährigen Reich, die man mit dem griechiſchen Namen Chiliasmus (lateiniſch Millenium) und die Anhänger derſelben als Chiliaſten bezeichnet." Es hat ſich dieſe Lehre im Laufe der Zeiten ſehr mannichfaltig ausgeſtaltet. „Doch unterſcheidet man im Allgemeinen zweierlei Geſtalten, den groben und den feinen Chiliasmus, eine Unterſcheidung, die man in neuerer Zeit in den des falſchen, irrthümlichen und den des richtigen und ſchriftgemäßen umgeſetzt hat." „Unter dem groben Chiliasmus iſt zu verſtehen — abgeſehen von einzelnen ſchwärmeriſchen und ausſchweifenden Zügen und ſinnlichen Ausgeſtaltungen — die erſte ſichtbare Wiederkunft Chriſti zur Aufrichtung einer theokratiſchen Herrſchaft auf Erden, und zwar nach Auferweckung eines Theils der Todten. Dieſes Reich wird aufgerichtet im gelobten Lande, wohin vor Allem das jüdiſche Volk nach geſchehener Bekehrung aus der Zerſtreuung geſammelt wird, und gewährt den Reichsgenoſſen neben der Herrſchaft und Gericht über die Gottloſen ein Leben ungeſtörter Freuden und Genüſſe geiſtlicher und ſinnlicher Art, wie ſie in den prophetiſchen Ausſprüchen des A. T. verheißen ſind. Sehen wir nun dieſem Chiliasmus gegenüber, fährt Dr. K. fort, unſre apokalyptiſche Stelle an, was lehrt ſie? Man kann faſt ſagen: von alle dem nichts. Für's Erſte von einem (erſten) „Wiederkommen Chriſti" enthält ſie kein Wort; von einer Aufrichtung eines beſondern Reiches auf Erden kein Wort, von einer (erſten) Auferweckung von Todten kein Wort, von einer Bekehrung und Sammlung des Volk-

kes Iſrael nach dem gelobten Lande kein Wort, von der Herrſchaft über die Böſen, von den herrlichen Freuden und Genüſſen in dieſem Reiche kein Wort. Das Alles iſt hineingetragen." Auch äußert ſich K. über die Auferſtehung ſo: „die Seelen der Gerechten leben (nach dem Tode) vor Gott und mit Gott, das iſt die erſte Auferſtehung, — bis ſie mit ihrem verklärten Leibe eingehen in das ewige Leben, das iſt die andere Auferſtehung." Und endlich: „weder die übrige Schrift noch die kirchliche Lehre weiß etwas von einer doppelten Wiederkunft Chriſti, einmal zu einem tauſendjährigen Reich, und dann zum jüngſten Gericht, ſondern nur von einem einmaligen Wiederkommen Chriſti, nämlich zum Gericht. Weder die eine noch die andere weiß etwas von einer doppelten oder getrennten Auferweckung und Auferſtehung, ſondern gleichfalls nur von einer einmaligen und einzigen. Weder die eine noch die andere weiß etwas von einem beſonders aufzurichtenden und einzurichtenden Reich der Herrlichkeit auf Erden außer der Entwickelung des Reiches Gottes überhaupt, oder von einer Unterbrechung dieſes Reiches durch Einſchiebung eines neuen Reiches vor dem Ende. Das Reich Gottes iſt Eins und ſeine irdiſche Erſcheinung iſt die heil. chriſtl. Kirche vom Anfang bis zum Ende. Endlich weiß weder die eine noch die andere etwas von einer Aufrichtung einer iſraelitiſchen Theokratie in Paläſtina oder von einer Aufrichtung des Reiches Iſrael mit jüdiſcher Herrſchaft oder gar mit dem alten jüdiſchen Cultus in Jeruſalem." — Uns ſcheint das Alles richtig zu ſein.

4) Geiſtliche Lieder im neunzehnten Jahrhundert, herausgegeben von Kraus. Mit einem Vorwort von Philipp Wackernagel. Darmſtadt 1863. 438 S. 1 Rbl. 88 Kop.

Vor Jahren zurück wußte man immer nur von einer dreifachen Periode der geiſtlichen Poeſie des deutſchen Proteſtantismus: man ſprach von der reformatoriſchen Heldenperiode, in der die Lutherlieder u. ſ. w. entſtanden; ſodann von der Paul Gerhardtſchen Periode des 17. Jahrh., in der der ganze Jammer der damaligen Kriegsläufte, die dogmatiſchen Fehden zwiſchen Lutheranern und Calviniſten, die oft einen ſehr praktiſchen, concret-ſchmerzlichen Charakter annahmen, mit den Hexenprozeſſen, die jene Zeit mit beſonderem Eifer betrieb, ſich austobten; und endlich drittens von der Klopſtock-Gellert-Zeit, die nach der theiſtiſch-

Halleſchen und Schmolkeſchen Liedweiſe aufkam, von den oft überſchwenglichen Ergüſſen der Herrnhuter begleitet. Da, meint man noch heute nicht ſelten, habe die geiſtliche Dichtkunſt Halt gemacht; die „Claſſiker" der Deutſchen hätten mit der religiöſen, ſpecifiſch chriſtlichen Dichterbegeiſterung nichts zu ſchaffen gehabt, und in den letzten hundert Jahren ſei kaum etwas Nennenswerthes in dieſer Beziehung erſchienen. Allenfalls, wird hinzugefügt, hätten Novalis[1]) und ein Paar andere „Romantiker" einen neuen Ton anzuſchlagen verſucht, aber der ſei verhallt, und ſo ſei die deutſche geiſtliche Dichtung ſtehen geblieben, und müſſe daher, wenn etwas wahrhaft Geſundes und Friſches und Gutes der Gemeinde vorgeführt werden ſolle, immer auf das der alten Hauptepochen zurückgegriffen, ja könne das eigentlich Claſſiſche nur im 16. und 17. Jahrh. geſucht werden. Daß unſre moderne Bildung eine andere iſt als die mittelalterliche, um von der antiken zu ſchweigen, liegt auf der Hand. Während in der antiken Welt die Realität, die urkräftige Sinnlichkeit alles beherrſchte, und alle Ideen und Gedanken in der Verwirklichung zur Anſchauung und Anerkennung kommen konnten, geſchah der große Bruch mit der Vergangenheit durch die Anbetung des vorher unbekannten Gottes (Ap. G. 17) im Geiſt und in der Wahrheit (Joh. 4), und wie ſehr auch das ganze Mittelalter dahin ſtrebte, den ewig außerweltlichen Gott in dieſe Welt der concreten Erſcheinung hereinzuziehen, ſo war doch die tiefer liegende Tendenz der Geſammtrichtung des Mittelalters, dieſer armen Erde mit ihrem Jammer und ihrer Qual zu entfliehen, die irdiſche Welt mit ihren Gütern und Gaben als Satans Reich und ſeiner dämoniſchen Höllengewalten Schauplatz mit einem odi profanum — ich haſſe dich gemeine Welt! — wo möglich von ſich fern zu halten. Der ungeheure Umſchwung der modernen Bildung iſt nun unſtreitig darin zu ſuchen, daß nicht, wie in der antiken Welt, das Körperliche vergöttlicht werde, noch daß man, wie im Mittelalter, aus dem Sichtbaren,

[1]) S. die ſchöne Monographie von Dr. R. Rothe: Novalis als religiöſer Dichter. Schenkel's Allgem. kirchl. Zeitſchrift, 1862. 10. Heft, S. 608 ff.: „Wenn man irgendwoher die ſichere Ahnung vorwegnehmen kann, daß eine religiöſe moderne Poeſie möglich, daß ſie kein eitler Traum iſt, und wie, wenn dereinſt ihre geſchichtliche Stunde gekommen ſein wird, die Züge ihres Antlitzes geſtaltet ſein werden: ſo iſt es nur Novalis."

als Phantasmagorie des Teufels, in das Unsichtbare und Geistige sich hinwegretten müsse, sondern daß die geistige Bedeutung der sichtbaren Welt der modernen Menschheit zum Bewußtsein gekommen ist; daß die irdische sichtbare Welt ein unerschöpflicher Gegenstand der Erkenntniß und ein wunderbar kunstvolles Mittel für die Zwecke des Geistes wird, daß die Versöhnung beider Welten zur Verklärung der sichtbaren Schöpfung durch das geistige Gotteswort wahrhaft bewußtvoll beginnen soll. Seit hundert Jahren hat auch die moderne geistliche Dichtkunst gerungen, ob's möglich wäre, eine wirkliche Neugeburt frommer Ausdrucksweise im Elemente moderner Poesie hervorzurufen. Sie konnte freilich nur „auf dem Boden der positiven, der geoffenbarten Religion" erwachsen, denn „auf einem andern Grund gewinnt nun einmal laut der Erfahrung die Frömmigkeit kein frisches Leben." So Rothe mit Recht. — „Aber eine wirkliche Neugeburt", eine wirkliche Verjüngung der alten reinen Frömmigkeit in moderner Gestalt ist etwas ganz Verschiedenes von einer künstlichen Nachahmung derselben mittelst der Phantasie. Etwas einmal schon Abgelebtes, Früheres copiren, und dichterische Erzeugnisse naturwahrheitsgemäß zu der klaren und festen Gestaltung bringen, welche das moderne Bewußtsein unerbittlich fordert, sind zwei ganz von einander gesonderte Bestrebungen.

Es war gewiß ein guter Versuch, die „geistlichen Lieder" des 19. Jahrhunderts zusammenzustellen, wie sie zum Theil schon einzeln uns entgegengetreten sind, und wir in dieser Sammlung vielen bekannten und liebgewordenen begegnet sind. Wir wagen es getrost auszusprechen: ebenso wie es unmöglich ist, die alten Predigten auch der besten und treuesten Jünger des Evangeliums aus dem 16. und 17. Jahrh. zur Erbauung unserer Gegenwart ganz unvermittelt vorzuführen, — alterthümliche Feinschmecker freilich schmachten nach solchem pikanten Genuß, den Kindern unserer Zeit aber unzugänglich und unverständlich, — ebenso kann es nur ein ganz verfehltes Unternehmen sein, die alten Lieder in ihrer antiquirten Form — ist doch die Sprache als eine lebendige im steten Fluß der Umwandlung nach Wort und Ausdrucksweise — unausgesetzt dem lebenden Geschlecht vorführen zu wollen. Man versuche es nur einmal an dem „Wie schön leuchtet der Morgenstern", um die Unmöglichkeit sofort einzusehen. Diese vorliegende höchst *zeitgemäße Sammlung* geistlicher Lieder dieses Jahr-

hunderts trägt die Keime eines zukünftigen kirchlichen Gesangbuchs in sich, wie solches die nächste Generation verlangen und erlangen wird. Die alten Helden- und Kernlieder der früheren Epochen werden ihren Werth behalten, und bleiben, aber die vielleicht — wer hat sie gezählt? — 80,000 mehr oder weniger schwachen Nachbildungen und Variationen vor den circa 150 classischen Kirchengesängen zurücktreten müssen. Daß der bewährte Meisterkritiker auf diesem Gebiete, Philipp Wackernagel, diese Sammlung mit einem „Vorwort" begleiten wollte, ist schon ein günstiges Zeichen. Neben den Dichtern Albertini, E. M. Arndt, Barth, Döring, R. G. Garve, Gerock, Hagenbach, A. Knapp, J. P. Lange, Puchta, Schenkendorf, Spitta, Sachse, B. F. v. Strauß, Zeller nehmen auch andere ebenbürtig ihren Platz ein, und sind von jedem Dichter (auch Frauen, z. B. Eleonore Fürstin Reuß, geb. 1835) die nöthigen biographischen Notizen. Das Inhaltsverzeichniß zeigt alle Rubriken eines kirchl. G.-B. vertreten, auf Advent 5, Weihnachten 12, Neujahr 3, Fest der Erscheinung 1, Passionszeit 25, Ostern 7, Himmelfahrt 4, Pfingsten 3, Morgenlieder 6, Abendlieder 11, vom Worte Gottes 6 u. s. w. Wir wünschen diesem Buche eine gesegnete Verbreitung.

5) Splittgerber, Garnisonprediger in Kolberg, Tod, Fortleben nach dem Tode und Auferstehung. Ein bibl. apologetischer Versuch zur Lösung der wichtigsten, in dies Gebiet einschlagenden Fragen mit besonderer Berücksichtigung der älteren und neueren Literatur. Halle 1862. 197 S.

Um alles Das zu sagen und aufzuschreiben, was diesem Büchlein entgegenzustellen wäre, müßte der Raum eines ganzen Heftes dieser Mittheil. in Anspruch genommen werden! Da aber noch viele andere Dinge abzumachen sind, so muß es mit einigen kurzen Sätzen sein Bewenden haben. Wir werden ohnehin bald bei einer andern Gelegenheit (Haken, Kosmische Bilder) auf Gedankenreihen stoßen, die sich gleichfalls mit der Lösung obiger Fragen, wenn auch wieder in etwas anderer Weise, beschäftigen, wo wir denn abermals nicht ermangeln werden, uns unumwunden, klar und verständlich zu verlautbaren, was wir nach unserer „Schriftforschung" für unser christliches Denken und Hoffen als Wahrheit gewonnen haben. In unsrer literärischen Welt wird die Frage nach den „letzten und zukünfti-

gen Dingen", nach der künftigen Existenzform unserer jetzt noch irdisch lebenden individuellen Persönlichkeit viel verhandelt und solche Schriften „über Tod, Unsterblichkeit und Auferstehung" ꝛc. tauchen unaufhörlich neu auf. Viele halten sich für berufen, darüber etwas zu sagen; alle Stimmen der Vergangenheit über diese Sache noch einmal abzuhören, und dann sich entweder dieser oder jener „Vorstellung" zuzuwenden, oft in der Selbsttäuschung, sie hätten wirklich etwas Neues und Förderndes vorgetragen, oder die ganze Gedankenarbeit auf diesem Gebiete glücklichst in ihrem allgültigen Resultate ins Netz gefangen. Daß wir Menschen sterben, steht über allem Zweifel erhaben fest: daß unser denkendes und wollendes Ich nach dem Tode fortlebt, und daß der Zustand des Ichs nach dem Tode in einem ganz genauen Verhältniß zu der sittlichen Stellung des sterbenden Individuums sich befinden wird, dies Beides steht der Menschheit, seitdem wir eine geschichtliche Erinnerung haben, gleichfalls unumstößlich fest: das Christenthum hat das göttliche Siegel der Gewißheit solcher Hoffnung, die dann wol auch als warnend heilsame Drohung sich geltend macht, aufgedrückt. Wir müssen es andern überlassen, die Unwahrheit und Selbsttäuschung des „Materialismus" nachzuweisen, der den Menschen wie eine Katze crepiren läßt, oder den Geist verdampfen sieht, wie Wasser in einem Glase, wo das Gefäß allein zurück bleibt, wie eine Flamme auf einer ausgebrannten Kerze, die im Verlöschen höchstens einen üblen Geruch verbreitet. Darum handelt es sich gar nicht. Sondern nur: was sagt die Schrift, das Gotteswort, die Offenbarung? und: was sagt sie nicht? Was läßt sie unberührt an seinem Ort, nur in heiligen Gleichnissen, Bildern und lebensvollen Anschauungen deutend, was dem religiösen und sittlich-ernst strebenden Gemüth zum Trost und was dem Leichtfertigen und Sinnlichen und Frivolen zum nöthigen Schreck zur Selbstbesinnung und Besserung dienlich ist. Daß aber die Schriftforschung noch lange nicht am Ziel ist, ist für uns ebenso gewiß, als daß die heil. Schrift, dieses Grundbuch aller ewigen Wahrheit, durch keine Kritik ihrer bis dahin ans Licht getretenen menschlichen Auslegungen je verlieren kann, sondern nur um so reiner in ihrer Herrlichkeit und ewigen Geltung hervortreten wird: denn Christus und sein Wort, wie Er es gemeint und gedacht hat, wird doch zuletzt Recht behalten. Was ist der rechte und eigentliche Sinn der

Schrift und ihrer Lehre zur Seligkeit der Menschen? ist die Frage. Daß der Hauptsache nach das, was zur [illegible] dient, schon von Anfang der Predigt des apostol[ischen] Petrus an gefunden war, und Viele selig in dem G[lau]ben des „Einen, was Noth thut," gestorben sind, wenn viele „Verdeckungen" im Laufe der Jahrhunderte we[...]ren; daß die Kirche Luther's in irdischen Gefäßen m[...]licher Auslegungen und Bekenntnisse doch, wohlverst[anden], die „reine Lehre" trägt, davon sind wir fest über[zeugt]. Aber wir gehen noch weiter. Wir wollen nicht die [...] untersuchen, ob alle Confirmanden, die am Tage [der] Einsegnung mit einem „Ja" gelobten, sie wollen im G[lau]ben an Gottes Wahrheit, wie solche in den Schriften [des] A. und N. T. gelehrt und dem gemäß in unserer lu[theri]schen Kirche (d. h. auf Grund der symbolischen Bi[...] verkündigt wird, bleiben und beharren, über das „W[ie]" der Verheißungen, die sie von den einzelnen Lehren [und] Dogmen haben, eine gleichmäßige und der Lehre [ent]sprechende Ueberzeugung besitzen. Das wollen wir nicht fragen, denn die Antwort würde zu demüthigend [aus]fallen. Wir wollen nur fragen, ob man bei allen Di[enern] am Wort, die auf die Bekenntnißschriften der Kirche verpflichtet werden, eine ganz gleichmäßige Vorstellung [über] das „Wie" aller einzelnen Dogmen, die sie zu ver[kündigen] haben, sich auch nur denken mag? Wir leben selb[st] [illegible] von allen, immerhin [illegible]. „Heuchelei" [...] Wir fragen nur, ob alle, die zum Predigtamt or[diniert] werden, und es aussprechen: „ich glaube" rc., eine gleichförmige Vorstellung von der Glaubensrichtung [...] und behalten werden, auch beim besten Willen, sich [...] gegebenen, [illegible] und [illegible] Wortlau[t] [des] Dogmas zu conformiren? Wir fragen, ob das men[schlich] möglich wäre, durchzuführen? Wir antworten mit [einem] entschiedenen Nein, und wenn man auch den Krei[s der] Gläubigen mit einer chinesischen Mauer umspannen [...] Die wissenschaftliche Theologie ist in fortwährender [...] die Vorstellungen und Begriffe zurecht zu stellen. Es [kann] in unsern Tagen keine genügende Berichtigung geben, [wenn] Einer z. B. sagt: ich glaube an die „Sechstageschöpf[ung]", daß nun auch damit die richtige Vorstellung vom Glaubenden getroffen sei, da bekanntlich die Vorstell[ungen] über das Wie? darüber weit auseinander gehen. [...] denn ferner unsre heutige Vorstellung von der Exist[enz] [...]

Teufels und dem „Zaubern[1])“ so kräftig und massig, daß ich so sage, wie im 16. und 17. Jahrhundert, auch bei den Besten, die beständig auf ihren besonderen Eifer, von dem Unholde mehr zu wissen, als andere Leute, sich was zu gute thun? Ist denn nicht ihre Vorstellung vielfach angefressen von dem leidigen Rationalismus, so daß sie von „Erscheinungen“ nie etwas sonderliches zu erzählen wissen, auch sich nicht fürchten, wenn es im „Schornsteine poltert“, und allerlei „natürliche Erklärungen“ in Einzelfällen gleich zur Hand haben, während doch gut mittelalterlich es in jedem Kloster und „alten Hause“ unaufhörlich „spukte“, und die „weiße Dame“ unter „dämonischen“ Einflüssen in

[1]) Ob solche Aufsätze, wie (Pastoral-theol. Blätter von Vilmar, 1862, 7, S. 49 ff.) „die Zauberei-Sünde und ihre pastorale Behandlung, vornämlich unter dem Landvolke“, von Th. Bindewald, Pfarrer zu Busendorn (Vilmar erklärt in einer Anmerkung, er sei „zwar mit dem Inhalt dieser Abhandlung nicht überall einverstanden“) was helfen, muß Ref. sehr bezweifeln. Erst wird ziemlich spöttisch losgezogen gegen den unvernünftigen Aberglauben: „Es ist kein Dörflein so klein, Ein Hexenmeister muß darinnen sein.“ Es wird hingewiesen, daß die „alten Erbstücke aus heidnischer Zeit und römisch-mittelalterlicher Kirche“ die „wunderlichsten und lächerlichsten Verdrehungen“ und Vorurtheile beim Landvolk „mitten“ im 19. Jahrh. aufrecht erhalten. Sofort aber wird gegen die Redensarten der „Aufklärung und des edlen Vernunftlichts“, die nur von „Verdummung, Rückschritt, Mittelalter, Albernheit und nachterzeugtem Wahn“ wiederhallen, tapfer zu Felde gegangen, und die „Realität der Dämonologie und als ihr Gefolge die Zauberei“ geltend gemacht. Um beim Landvolk es dahin zu bringen, daß es die „kostbare Zeit nicht vergeude“ mit all jenen „verkehrten Mitteln“ (die bekannt sind), „wo eine vernünftige Behandlung die Gesundheit in kurzem wieder hergestellt hätte“, während gegenwärtig „der Vieharzt bei einem Bauer von altem Schlage wenig oder nichts zu thun“ habe, müsse man die „Todsünde der Zauberei“ kräftig predigen, und die Kinder darauf verweisen, daß sie bei der Confirmation den Taufbund erneuernd und dem Teufel absagend auch all diesen Sünden lebenslang den Rücken zu kehren gelobt hätten. Der Verf. meint, „werde eine ernste Warnung vor dem vermeintlich mehr harmlosen“ (die Hexenverbrennungen nebst den durch Tortur erpreßten Geständnissen über persönlichen Verkehr mit dem Teufel waren nichts Harmloses!) „gegeben, indem auch hinter diesem der Teufel und sein ganzes Heer steckt, und den Kindern herzlich zugeredet, doch für ihre Person all diesem Wesen urkräftig für immer abzusagen, so werde die Wirkung auch nicht ausbleiben; dann werden die Zauberei Treibenden von der Volksstimme anders beurtheilt werden!“ Wir fragen: wie anders? doch nur als ruchlose „scheußliche“ Teufelsdiener, die der „Todsünde“ anheimgefallen, nicht aber als unglückliche Verblendete, zu beurtheilen seien. Erschrickt der Verf. *nicht vor den Consequenzen?*

keinem dunklen Schloßgange heutzutage mehr ihr Glück machen will? Wir wollen nur das sagen, daß viele alte Vorstellungen und Begriffe mit der Zeit einen ganz andern Sinn bekommen haben, als den sie historisch richtig verstanden vor Jahrhunderten wirklich nach der Ueberzeugung der damaligen Menschen hatten. Dieselben Worte, aber eine himmelweit andere Bedeutung. Nehmen wir z. B. den Begriff: Inspiration. Welch eine andere Vorstellung geben uns die neuesten dogmatischen Lehrbücher, ich rede nur von denen, die „kirchlich" sein wollen, als die vor zwei oder drei Jahrhunderten ganz geläufig war. Immer handelt es sich um das Wie und die größten und wichtigsten und tiefsinnigsten Lehren des Christenthums, die von der Dreieinigkeit, von der Gottheit Christi, suchen sie nicht für wissenschaftliche theologische Begründung ihren genaueren Ausdruck? Und sollen und dürfen wir sagen: die Alten haben die Wahrheit aus der Schrift schon aufs richtigste und vollkommen erschöpfend gedeutet, so daß es der Gedankenarbeit weiter nicht mehr nöthig sei? So auch nicht minder das ganze Gedanken- und Glaubensgebiet, das mit den letzten „Zielen unsrer christlichen Hoffnung" und mit dem „Ende der Wege Gottes" sich beschäftigt; wir müssen jeden Versuch, der diese Arbeit neu aufnimmt, nur freudig begrüßen, wenn sich ein redlicher Wille und ein ernstes Streben nach Wahrheit darin ausspricht, wenn auch die Resultate uns vielfach verfehlt erscheinen sollten. Die vorliegende Schrift ist eine „anziehende" nicht blos, sondern (um mit R. Rothe zu sprechen) der Versuch ist darin gemacht, aus einem Stück zu denken, d. h. aus einem Princip heraus die Lehre de novissimis zu construiren, nämlich aus dem „Oetinger'schen Leiblichkeitsprincip." Die Voraussetzungen aber und der ganze Unterbau sind der Art, daß erst diese Präliminarfragen zur Anerkennung gebracht werden müßten, ehe man an die Aufrichtung des Thurmes sich macht. Angenommen, aber nicht zugegeben die Prämissen, ließe sich das Ganze anmuthig, hat aber dem Ref., bei dem besten Willen, sich dem zwingenden Gedanken zu unterwerfen, keine Ueberzeugung abgewonnen. Der Verf., der ein noch junger Mann zu sein scheint, hat die Sache soweit in seiner Gewalt, daß er alles Brauchbare gut zusammengestellt hat, während er doch, nach der modernen Art, vor der rechten Freudigkeit in den Consequenzen nicht *selten zurückschreckt* und dann einem rationalistischen Duft

die Spalten der Thüre faſt unwillkürlich öffnet. Angeſprochen hat den Ref. ſogleich der Anfang des Vorworts: „Wenn der Verf. wagt, in dem vorliegenden Büchlein ſeine Gedanken über einen der wichtigſten, aber auch der ſchwierigſten Gegenſtände der chriſtlichen Heilslehre zu veröffentlichen: ſo iſt er ſich deſſen von vornherein wohl bewußt, daß er weder der Form, noch dem Inhalte nach etwas Vollkommenes bieten kann, daß vielmehr nach beiden Seiten hin ſeine Behandlung *weſentliche Mängel* enthält. Noch weniger darf er ſich der Meinung hingeben, als ſei es ihm vor Anderen gelungen, *ſichere* und *unumſtößliche Reſultate* feſtzuſtellen" u. ſ. w. Dieſe Beſcheidenheit iſt nicht eine erheuchelte, ſondern eine aufrichtige und wahre; das fühlt man dem ganzen Buche ab. Und darum iſt die Geſinnung des Verf. zu ehren. Auf dieſem Wege kommt er weiter. Wenn der Verf. aber meint, daß er die Sache in einer „eigenthümlichen Weiſe" behandelt habe, mit einer gewiſſen Energie „Geſichtspunkte" hervorgehoben ſeien, „welche für die Löſung der einſchlagenden Fragen von grundlegender Bedeutung ſeien", daß ſein Verſuch „auf eine gewiſſe Eigenthümlichkeit Anſpruch machen dürfte", ſo verſichert Ref., daß er Alles, was in dieſer Schrift ſteht, ſchon hundertmal in andern Schriften geleſen hat. Neue Geſichtspunkte hat er keine entdeckt, wohl aber ſind Prämiſſen als ſelbſtverſtändlich angenommen, die vorher erſt noch ſehr beſehen werden müßten. Wenn der Verf. „den negativen, auflöſenden Principien des Materialismus, wie der ſeichten, oberflächlichen Sentimentalität des Rationalismus gegenüber die poſitive Wahrheit des Chriſtenthums näher begründen will, und ſie in den Augen derer rechtfertigen, welche ſich nicht blenden laſſen durch die Trugſchlüſſe einer halben Bildung, ſondern mit voller Aufrichtigkeit ſtreben nach Erkenntniß der Wahrheit", — ſo iſt dieſes Streben gewiß ſehr ehrenwerth, aber jedenfalls iſt nicht zu überſehen, daß eine „halbe Bildung" aber auch „die poſitiven" Wahrheiten des Chriſtenthums ergreifen kann, die zur eigenen Seligkeit genügt, zur Beſiegung des „ſeichten, oberflächlichen Rationalismus" ꝛc. aber nicht ausreicht.

Es haben ſich, nicht vom ſeichten, oberflächlich ſentimental rationaliſtiſchen, noch vom auflöſenden materialiſtiſchen, ſondern vom „gläubigen, kirchlichen" Standpunkte aus, in neueſter Zeit zwei Anſichten bemerklich gemacht, die eine nähere Vorſtellung über das „*Wie*" des Zuſtandes nach

dem Tode zu vermitteln, und als biblisch in Uebereinstimmung mit allen Resultaten neuester philosophischer und naturwissenschaftlicher Forschungen zu begründen versuchen. Abgesehen davon, daß die Bibel nun einmal durchaus gerettet werden soll vor den Naturwissenschaften, die in ihren immer neuen Entdeckungen unaufhaltsam weiter schreitet, ist es doch sonderbar, daß die heil. Schriften der göttlichen Offenbarung, die es mit den höchsten religiösen und sittlichen Angelegenheiten des Menschengeistes zu thun haben, sich es müssen gefallen lassen, in allen Jahrhunderten das jedesmalige Stadium der kosmischen und geologischen Studien zu vertreten, als wenn es nicht für Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit ganz gleichgültig sei, ob man sich die Erdoberfläche nun als eine Kugel oder Scheibe denkt! Immer steht der Mensch so oder so auf den Füßen und hat die Himmel über sich, die ihm die Ehre Gottes verkündigen. Hätte es dem lieben Gott gefallen, uns gleich von vornherein die Mühe des Nachdenkens ersparen zu wollen, so wäre es ihm ein Kleines gewesen, ein ganz wissenschaftlich systematisch geordnetes Handbuch der Physik, Chemie und Astronomie als Morgengabe im Paradiese einzuhändigen; die hätten wir nur lesen und studiren können, und Alles wäre klar. Aber so ist es nun einmal nicht. Selbst die höchsten Mittheilungen seines ewigen Geistes erfolgten pädagogisch allmählich. Was haben wir zu glauben und hoffen? Auch das vermittelte der Herr in seinen Kundgebungen nur schrittweise. Und auch jetzt, nachdem uns der ganze Reichthum seiner Liebe in Christo erschlossen ist, bleibt es uns überlassen, zu forschen und das Richtige zu suchen und zu finden. Nun steht das Menschenherz mit dem tiefsten Erzittern der bangen sehnsüchtigen Frage vor der Todespforte; das Jenseits ist verhüllt: nur Winke, ernst warnender und selig verheißender Art sind uns gegeben. Aber schon vor dem Eintritt in das unbekannte Gefilde verbirgt sich die Ungeduld nicht, wenn möglich, perspectivisch den vorliegenden Raum mit dem geistigen Auge zu durchmessen. Ist's erlaubt? Wir meinen, die Frage nicht verneinen zu dürfen: soweit Gottes Wort uns leitet: Ja. Aber kann und soll auch die Naturwissenschaft, das Experiment und die Beobachtung der Körperwelt mit herangezogen werden? Wir meinen, Gottvertrauen und Wissenschaft sind zwei ganz verschiedene Dinge. Mein Vertrauen zu Gottes Barmherzigkeit und Treue wird nicht um 0,0001°

gesteigert, wenn ich weiß, daß es auf dem Jupiter kälter und stürmischer ist, als auf der Venus. Ich bleibe in allen Fällen dabei, daß „denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen." Es gibt unendlich viele Dinge, die für den Menschengeist zu wissen interessant und werth der Erforschung sind, nicht blos vom Nützlichkeitsstandpunkt. „Alles ist Euer", heißt es. Aber Naturwissenschaft kann keine Stütze für unsere Liebe zu Gott sein, sondern umgekehrt, die rechte Weise, mit der der Jünger der Wissenschaft an seine Bestrebungen herantritt, wird ihm durch den heil. Geist, der auch ein Geist der Wahrheit ist, und nichts als Wahrheit zu suchen antreibt. Was haben wir nach dem Tode zu erwarten? Darauf antworten, wie oben bemerkt, zwei dissentirende Stimmen: Die Eine lehrt einen sogenannten „Mittelzustand" vom Augenblicke des Todes bis zur einstigen Auferstehung und Wiederkunft des Herrn, im „Todtenreich", wo „die Seelen ein in sich abgeschlossenes und gebundenes Dasein führen, in einem ruhenden Zustande, der Passivität, sich befinden." Wir führen diese Ansicht nur an, ohne näher darauf einzugehen. Der Verf. oben bezeichneter Schrift hat das weitläufig der Vorstellung näher zu bringen und zu begründen versucht. Wir können uns nicht für überzeugt erklären. Unserm Triebe zum Thun und Wirken sagt dieses passive unendlich lang dauernde (?) Ruhen und blos innerliche Seelenleben nicht zu: nach 50 bis 60 Jahren reich an Eindrücken von Außen nun stille halten — wie lange? Die zweite Ansicht von Haken, in seinen „Kosmischen Bildern" vertreten, findet die Seele nach dem Tode auf die Planeten versetzt, die guten rechts der Sonne näher, die bösen links immer weiter ab bis zum Neptun. Auch damit können wir uns nicht befreunden. Womit denn? Nun: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen." Mehr sagt der Herr nicht. Es wäre ihm sehr leicht gewesen, kurz und bündig zu sagen, wenn er gewollt hätte: du kommst auf den Mond und du auf den Saturn, das sind große breite Gefilde ꝛc., und etwas Sternenkunde anbei hätte vielleicht auch nicht geschadet. Aber nichts davon. Darum wollen wir uns auch an dem heil. Dunkel genügen lassen. Wir wollen aber solchen Versuchen, wie es scheint für unsre irdische Lebenssphäre unauflösbare Probleme zu beleuchten, ihre Existenz nicht verkümmern, sobald sie nur nicht die Keime zu einem Dogmenzwange in sich nähren, der Jahrhunderte lang auch in

der Kirche eine Rolle gespielt hat, die wir eben abzuschaffen im Begriff sind.

6) Der alttestamentliche Opfercultus. Von Joh. Heinr. Kurtz, der Theol. Dr. u. Prof. in Dorpat. Mitau 1862. 400 S. Auf diese jüngste Gabe unseres geistreichen und unermüdlich forschenden Freundes machen auch wir aufmerksam und behalten uns das Weitere vor.

7) Predigt bei der Begräbnißfeier des weil. Gen.-Superint. des Moskauischen Evang.-Luth. Consistorialbezirks u. Ritters Karl Heinr. Wilh. Dieckhoff, Pastor prim. an der St. Petri-Pauls-Kirche in Moskau, den 29. August 1862, gehalten von Wilhelm v. Knieriem, Pastor zu St. Peters-Kapelle. Riga 1862, 14 S.

Diese schöne und erbauliche Predigt feiert das Andenken des theuern Vollendeten in würdiger Weise: nach Joh. 11, 36: „Siehe, wie hat Er ihn so lieb gehabt", wird der Gemeinde Leid, Trost und selige Zuversicht beim Heimgange des Seelsorgers ein Ausdruck gegeben, der gewiß den nachhaltigsten Eindruck in den Herzen aller Zuhörer zurückgelassen haben wird, wie auch der Leser sich von ihm ergriffen fühlt.

8) Dr. Karl Hase, Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche. Leipz. 1862. 665 S. Freilich 3 Rbl. 75 Kop. Man hat ein altes Sprüchlein: nimium altercando veritas amittitur, d. h. Zu vieles Streiten gefährdet die Wahrheit. Hier ergreift ein Theologe, wie Hase, das Wort, dem in der ganzen protest. Theologenwelt nicht leicht Einer die Anerkennung versagen wird, daß er auch im „Streit" seine blanke Waffe mit großem Geschmack und feiner Eleganz in der geschicktesten Weise zu führen weiß, so daß der plumpste Gegner unwillkürlich beschämt wird, indem eine wahrhaft noble und ehrenhafte Gesinnung alle die kleinlichen Kniffe und Kunststücke verschmäht, die z. B. noch unlängst am Meister Hengstenberg gefunden und dem erstaunten Publikum vorgehalten und noch bis auf den heutigen Tag nicht zurückgenommen sind. Hase ist über die erbärmliche Klopffechterei enragirter Ultras (es bleibt nun einmal dabei) erhaben, schaut vom heiteren Olymp die Dinge im objectiven Licht, und ist, wenn Einer der Zeitgenossen, der Mann des Geistes und Herzens, des Wissens und der Erfahrung, um in das Geheul und Gekläff niedriger Leidenschaft und Verbissenheit ein Wort der Versöhnung und Besinnung hinein-

rufen. Wenn Mancher es liebt, jährlich 2 bis 3 größere heologische Werke durchzunehmen, so kann das unter Umänden ein sehr rühmliches Unternehmen sein, obgleich anche Pferde mehr Futter nöthig haben, als andere. egenüber dieser Situation würde ich zur Anschaffung dies Werkes jedenfalls rathen.

9) v. Zezschwitz, Karl Adolph Gerhard, Prof. der heol. (in Leipzig), System der christlich-kirchlichen Kahetik. 1. Bd.: Der Katechumenat oder die kirchl. Erchung nach Theorie und Geschichte. Ein Handbuch, naentlich für Seelsorger und Pädagogen. Leipzig 1863. 36 S. Das Geschwätz, es werde in unsern Tagen zu enig Gediegenes auf dem theol. Gebiete gedruckt, und: erscheine des Schlechten und Schwachen auf dem liter. arkt zuviel, macht uns durchaus nicht irre. Nur ein linder, oder in seiner Einzelzelle Vegetirender kann vernen, daß unsre protest. wissenschaftliche Theologie unsgesetzt in allen ihren Haupt- und Unterfächern fortreitet, und der Gewinn dieser Geistesarbeit zuletzt dem aktischen Leben anheimfallen muß. Die Theologie kann ht und wird nicht stille stehen. Das wäre das Neueste ter der Sonne. Sie ist freilich in dem Stadium eines hrenden Processes. Von allen Seiten wird die Sache Angriff genommen. Wir schmachten freilich, um mit Rothe zu reden, nach ein „Paar neuen Begriffen", die nten helfen. Nun, das wird schon kommen. Viele alten orte und Begriffe sind so ziemlich unbrauchbar geworden d abgegriffen; der Cours und die Geltung, die sie zur it ihrer Prägung hatten, ist schon längst vorüber; wir binden jetzt mit ihnen nur zu häufig einen ganz andern nn. Das muß abgeklärt und ins Reine gebracht wer. Wollte doch einmal irgend Einer nach der Lectüre jes Buches uns sagen, nicht, was er da gelesen, sonn was er sich dabei — gedacht hat. Das Buch ist t und regt an, und wir sind auf den 2. Band gespannt, e auf den zweiten von Kahnis Dogmatik, den wir chfalls auch hier an der Düna unbeirrt freudig begrün werden.

10) M. Fabii Quintiliani institutionis oratoriae er decimus. Erklärt von E. Bonnel. 2. Aufl. Berlin 55. (Sammlung griech. u. latein. Schriftsteller.) Derichen schadet nicht, sich ab und zu wieder vorzuführen. ie psychologisch fein, wie erfahrungsmäßig richtig der alte

Römer redet! Mir hat dieſe Lectüre jüngſt einen hohen Genuß bereitet. Einiges nur. „Wer reden will muß viel und fleißig ſchreiben. (Scribendum quam diligentissime et quam plurimum.) Denn wie es mit der Erde iſt, die durch tieferes Graben zum Keimen und Ernähren der Saaten ergiebiger wird, ſo iſt's mit dem (geiſtigen) Fortſchritt; wenn dieſer nicht an der Oberfläche bleibt, erweiſen ſich die Früchte der Studien reichlicher und werden feſter bewahrt. Da ſind die Wurzeln, die Grundlagen, die Hilfsmittel, gleichſam wie in einer geheiligten Schatzkammer aufbewahrt, von wo ſie alsdann ſofort zu jedem Gebrauch, ſobald die Sache es erfordert, hervorgezogen werden können." Sodann: Summa haec est rei: cito scribendo non fit, ut bene scribatur; bene scribendo fit, ut cito. „Keiner bilde ſich doch ein, daß er durch ſchnelles Schreiben die Fähigkeit gut zu ſchreiben erlangen werde; umgekehrt: lerne gut ſchreiben, dann wirſt du ſchon zuletzt ſchnell ſchreiben." — Erfahrungsmäßig richtig: „Es iſt nicht zweifelhaft, daß für Schriftſtellernde eine möglichſt ruhige, geräuſchloſe, von Störungen unbeirrte ſtille Abſonderung ſehr zuträglich iſt. Doch kann man denen nicht beipflichten, die der Meinung ſind, daß zur Meditation und zum Schreiben beſonders geeignet ſeien Lusthaine und Wälder, als wenn durch die Weite des Himmels und die Anmuth der Umgebung Geiſt und Gemüth freier und friſcher geſtimmt würden. Mir wenigſtens gewährt eine ſolche an und für ſich ganz ergötzliche Waldeinſamkeit keine unmittelbare Anregung zu wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Denn das Alles, was die Sinne ergötzt, zieht nur die nöthige Aufmerkſamkeit von der Arbeit, die man vor hat, ab. Denn der Geiſt kann nun einmal nicht mit ungetheilter Hingabe vielen Dingen zugleich ſich zuwenden; ſobald er Anderes ins Auge faßt, verſäumt er das, was vorliegt, zu betrachten. So zieht des Waldes Anmuth, des Waſſers Rauſchen, der Lüfte Säuſeln in den Bäumen, der Vögel Geſang und die weite Fernſicht nur zu ſich hinweg, ſo daß in ſolchem Behagen die Denkthätigkeit eher nachläßt, als ſich angeregt fühlt. Daher meine ich, iſt die Stille der Nacht und das verſchloſſene Stübchen und die einſame Lampe am meiſten dazu angethan, den Nachdenkenden in ſeinen Lucubrationen zu umſchirmen . . . Aber Stille, Einſamkeit und eine von außen ungeſtörte Stimmung, wie wünſchenswerth das auch iſt, ſo iſt's doch oft verſagt. Darum bring es dahin, daß dein Geiſt im tief-

sten Innern verborgen auch mitten im Gewühl, auf Reisen und Gastmählern fortarbeiten kann." — Endlich die classischen Lehren, die Qu. gibt, wie man sich die Geschicklichkeit erwirbt und bewahrt zu extemporiren. „Die beste Frucht (rhetorischer) Studien, sozusagen die herrlichste Belohnung einer langen Anstrengung ist die Fähigkeit zu extemporiren (ex tempore dicendi facultas). Ich sage nicht, daß man vorziehen soll aus dem Stegreif zu reden, sondern, daß man es zu thun vermöge" (neque ego hoc ago, ut ex tempore dicere malit, sed ut possit). So der alte Römer Quintilian.

III.

Nachrichten.

Zu den Objecten „kirchlicher Lebensbilder" aus dem In- und Auslande gehören nicht blos passirte Thatsachen und augenfällige Ereignisse, statistische Notizen ꝛc., sondern ebensosehr auch die Kundgebungen der geistigen Lebensbewegungen, wie sie in der Kirche unaufhörlich passiren und sich thätig erweisen nach Innen und Außen. Gedanken, Wahrheiten, Grundsätze, Anschauungen, wie sie in der Zeit von der Kirche aufgenommen, getragen, verwerthet oder ausgestoßen und überwunden werden, sind gleichfalls wahrzunehmen und zu notiren, sie bedingen meist erst die Ereignisse und Begebenheiten, welche eine blos äußerliche Betrachtung der Dinge nach ihren tiefsten Gründen und Ursachen nicht zu verstehen vermag. Darum können wir uns, so kurz auch die Andeutungen hier nur sein können, nicht damit begnügen, mitzutheilen, daß z. B. den 13. Jan. d. J. in der Jacobi-Kirche zu Riga der Candidat des Predigtamts Emil Kaehlbrandt zum Adjunct seines Vaters, des bereits 34 Jahre im Amte stehenden Pastors zu Neu-Pebalg, cum spe succedendi ordinirt ward; — auch nicht, daß den 16. Novbr. v. J. zu Leipzig in der St. Nicolai-Kirche eine neue Orgel eingeweiht worden, die 14,000 Thlr. gekostet hat [1]), wobei Ahlfeld die Predigt

[1]) „Die Orgel hat die bedeutende Breite von 74 Fuß — die

hielt, Psalm 150: die Orgel als Mithelferin zum Lobe Gottes, erwiesen aus der Geschichte, Art und Natur und dem Beruf der Orgel. Ferner ist es gar nicht genug zu wissen, daß im vorigen Jahre die Leipziger Missions-Anstalt 60,000 Thlr. eingenommen hat, — auch nicht, daß die Londoner Bibelgesellschaft im vorigen Jahre nach Livland 11,000 (sage elftausend) in Leder gebundene lettische Neue Testamente mit einem ganz unbeschränkten Credit geschickt, so daß wenn wir diese auch per Expl. für 29 Kop. verkaufen, und den Erlös dafür zuletzt einsenden, die Kosten noch lange nicht gedeckt sind u. s. w. Die inneren geistigen Bewegungen, die zuletzt maßgebenden Gedankenentwickelungen stehen für uns immer in erster Linie. Darum wird, bei allen sonstigen Zugaben von äußerlichen Thatsachen, die nicht fehlen sollen, hier vorzugsweise das, was geistig sich regt und kundgibt und zum allmählichen Austragen heranreift, bemerklich gemacht.

So ist eine geistige „Bewegung" sehr interessant gewesen. Denn eine Bewegung ist offenbar vorhanden und zwar zum Fortschritt. Wie wir zu der Frage stehen: darf und soll unsre deutsche Bibelübersetzung verbessert werden, ist aus den früheren Jahrgängen als bekannt vorauszusetzen. Daß unsere Ansicht ihre entschiedenen Gegner hat, ist uns hinlänglich bekannt. Geduld und kaltes Blut und Ausdauer, und wo möglich — langes Leben, sind schöne

größte Höhe beträgt 36 Fuß. Sie besteht aus nicht weniger als 7000 Pfeifen, von denen die größte, 30 Fuß lang, 3 Centner wiegt, während der Körper der kleinsten 4 Linien (1/3 Zoll) lang ist. Sie hat 100 Registerzüge mit 85 klingenden Stimmen, und 4 Manuale, von denen das vierte ein Schwellwerk mit Crescendoeinrichtung ist. Durch eine pneumatische Maschine, die hier zum erstenmal im Cylinderprincip auftritt, wird bei sämmtlicher Kraftentfaltung das Tractament bedeutend erleichtert. Durch 10 Pedaltritte werden die verschiedenen Tonwechselungen hervorgebracht. Ein Tritt bringt sämmtliche kräftigen Stimmen zum Schweigen, ohne daß man, wie sonst gewöhnlich, die betreffenden Registerzüge einstoßen muß. Das Aeußere der Orgel ist imposant, besonders durch die gewaltigen Principalpfeifen. Im Innern staunt man über die geordnete Aufstellung der 7000 Pfeifen, die vielen [illegible], die 12 Bälge, 23 Windladen, 4 [illegible]bälge." (R. K. Z. S. 1531). — Daß die Orgel in der Kolonie-Kirche Arcis, Bessarabien, (s. Mitth. 18, 4) damit nicht im Entferntesten wird zu vergleichen sein, ist klar. Aber ebenso klar scheint es, daß wir in Riga auch einmal eine solche Orgel haben können und sollten, die „einen wesentlichen Fortschritt im Orgelbauwesen bekundet."

Gaben, und damit kann man viel Gutes erfahren und etwas davon genießen, was Göthe sagt: „was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“ In Jahresfrist sieht man oft mit freudigem Erstaunen, wie die Dinge wechseln. Wer nur ruhig Posto faßt und Stand hält, sieht, wie die Kometen, die auf Nimmerwiederkehr auszulaufen schienen, doch zuletzt sich umkehren, und nichts wider die Attractionskraft des Sonnenlichts können. Im J. 1862 schrieb Herr Ströbel, der bekannte Kämpe, in der Rudelbach-Guerickeschen Zeitschrift S. 426 ff. in seiner gewohnten munteren Weise über den trefflichen Dr. R. Stier (der deutschen Bibel Berichtigung 1861, 120 S.), der eine Revision der Bibelübersetzung befürwortete, und viele Gesinnungsgenossen hat, und ließ sich in wunderbar pikanter Sprache gegen solche Versuche und Unternehmungen aus. Aber im Jahre 1863, nachdem Rudelbach durch den Tod abgerufen, und Prof. Fr. Delitzsch zu Erlangen an dessen Stelle Mitredacteur obengenannter Zeitschrift geworden ist, hat Delitzsch nichts eiligeres zu thun, als sogleich das erste Heft des neuen Jahrganges mit einem Aufsatz zu eröffnen, überschrieben: „Bekenntnisse. Die Bibelübersetzung Luthers muß verbessert werden“! Wir laden alle Diejenigen, die sich in die früheren Jahrgänge der genannten Zeitschrift festgelesen haben, ein, ihre krystallisirten Ansichten etwas weniges aufzulösen und sie dem nun signalisirten Umschwunge zum Bessern anzupassen. Es ist zu interessant, als daß wir uns versagen können, beide Herren in ihren Gegensätzen hier vorzuführen, indem wir von vornherein bemerken, daß wir Delitzsch in dem, was er hier verlautbart, natürlich als unsern Mann hochachten.

Ströbel beginnt: „Von der völligen Identität seiner „berichtigten Bibel“ mit dem Grundtext ist Stier so fest überzeugt, als von der Wesenseinheit seines und des heiligen Geistes, seines und des göttlichen Wortes.“ Nach dieser abgeschmackten Einleitung heißt's: „Herr Dr. Stier, als jetzt regierender kirchlich-liter. Papst und Kaiser, hat mich in Bann und Acht gethan und erst neulichst die Redaction dieser (Guerickeschen) Zeitschrift zum zweitenmal aufgefordert, das über mich verhängte Interdict schleunigst durch meine Excommunication aus der Zahl ihrer Mitarbeiter zu vollstrecken. Ein eiskalter stygischer Schauer überfiel mich, als mir dieses zweite Anathema zu Gesicht

kam. Völlig zermalmt von der fulminanten Stierschen Druckerschwärze war ich" ... Herr Ströbel erbost sich ordentlich gegen die Männer, die bei aller Achtung vor dem unsterblichen lutherischen Bibelwerk die deutsche Uebersetzung als solche doch auch nicht für unfehlbar halten, und manche Berichtigung wünschen, und dafür arbeiten, wenn auch die kirchliche Einführung einer „berichtigten" Lutherbibel gewiß noch sehr zu beanstanden ist. Man höre nur: „Man betrachte doch einmal die eigentlichen Dränger nach „Bibelrevision"; sind sie Freunde oder Feinde des Evangeliums? Gehören die ärgsten Schreier nicht zu dem Schwarme der Zwinglianer, Unionisten, Lichtfreunde, Zukunftskirchenträumer, Enthusiasten? (!) Rechnen sie bei ihrem Vorhaben nicht auf den unbedingten Beifall aller glaubenslosen Wissenschäftler und Kritikaster? Und dürfen wir wohl zweifeln, daß der einmal erhobenen Bibelrevisions-Fahne nicht sogleich das gesammte zahlreiche Contingent der Frei- und Schöngeister, Epikuräer und Mammoniten, überhaupt aller Kirchen- und Sittenliberalismus und alle Religionsdemokratie nachfolgen würde? Ein Kreuzzug wider die heil. Schrift, unter der Firma der „Bibelrevision", ja, das wäre längsterseh̃ntes Wasser auf das Zeitgeistsrad unsrer aufklärenden Fortschrittsmüller!" Klingt das nicht einladend? Wünscht man da nicht einer jeden Zeitschrift solche Schnapphähne als Mitarbeiter? Das gibt doch Salz in die träge Masse! Da wird man munter und animirt! Solches Drauflosdonnern und Schimpfen ist erquicklich! nicht wahr? Ein rechter erfrischender Labetrunk in dieser matten Mammonitenzeit! Herr Ströbel kann es einmal durchaus nicht leiden, daß man principiell bei Erforschung des Bibelwortes auf den Urtext zurückgeht. Er meint, das sei ein „Wahn", blos den hebräischen und griechischen Originaltext der Bibel für maßgebend zu erklären, damit sage man: die „deutsche" Bibel sei nicht Gottes-, sondern Menschenwort! Wie plump. Damit kann man nur das alberne Volk (alt oder jung, gleichviel) beschwatzen. Herr Ströbel citirt Luther's wohlerwogenes Wort: „Das junge und alberne Volk muß man mit einerlei Text lehren, sonst werden sie gar leicht irre und wird alle Mühe und Arbeit verloren." Damit soll wol Luther erklärt haben, weil das junge und alberne Volk nichts von der Mühe und Arbeit einer gründlichen Bibelterterforschung versteht, sondern nur kurz und gut etwas festes und unwandelbares in die Hand

bekommen muß, auf Treu und Glauben der Väter. So ist's, das ist Gotteswort, und damit Punktum, und für jedes Raisonniren Haselstöcke aus dem Busch! so sei der infallible vom heil. Geiste wörtlich gegebene Urtext auch von Vater Luther buchstäblich infallibel übersetzt. Die Christenheit in Bausch und Bogen wird von Luther, so meint Hr. Str., für ein junges und albernes Volk in saecula saeculorum erklärt, und es sei ein Verbrechen, Mammonismus, Epikuräismus u. s. w., an der Unfehlbarkeit der Lutherschen Uebersetzung zu zweifeln. „Hier gelte der Satz, sagt Str., principiis obsta! Es handele sich, wohlgemerkt, nicht um einzelne Stellen, sondern um das Princip. Wir meinen gerade umgekehrt. Es ist das der „pädagogische Standpunkt", den Str. vertritt. Für den „gemeinen Mann" will Str. „keinen Buchstaben" der deutschen Bibel geändert sehen. „Das Aendern mache „den gemeinen Mann völlig irre an Gottes Wort. Die „schwärmerische Natur des aufgeblasenen Revisionseifers" (Str. excellirt in schwunghafter Phraseologie) will aber durchaus nichts von den Bedürfnissen des „gemeinen Mannes" wissen. Nach Str. scheint die ganze Christenheit aus lauter „jungem und albernem Volk" und „gemeinem" Volk zu bestehen, wie Schiller einmal sagen läßt: „Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht und die Gewohnheit nennt er seine Amme!" Str. ist untröstlich, daß Stier sagt: „wir Anderen" wünschen eine revidirte Uebersetzung. Da läßt er feierlich los: „Wir Andern!" dem Ausdruck begegnet man auch sonst in Stier's Schriften. Wer sind denn diese „Wir Andern?" Wozu gehören sie? Zur Christenheit oder zur Judenschaft? So darf man wenigstens fragen, weil zweierlei von ihnen bekannt ist: einmal, daß sie unionistisch von allen christlichen Glaubensbekenntnissen sich losgesagt haben (!); sodann, daß sie an die Zukunftskirche glauben, die da ist der heutige Name des Messias, auf den die Juden hoffen. So sind es wohl unbeschnittene Juden? Eigentlich sind sie gar nichts (ah!), — als Widersacher jeder bestimmten Religion. In dem großen Genius der Schwarmgeister und himmlischen Propheten bilden sie, in Gemeinschaft mit vielen andern Träumern, Schweblern und Lichtfreunden, die Species der Suchenden. Sie sind Religionssucher, Bibelsucher, Kirchensucher, und bellen als solche jeden an, der Evangelium, Wahrheit und Gewißheit gefunden hat. Darum und nur *darum brüllt mich auch* Stier an", sagt Ströbel.

Nun Delitzsch. „Es ist doch sonderbar, daß m
unsern Tagen denen, welche L.'s Bibelübersetzung für
besserungsbedürftig erklären und eine, wo möglich, in
lichen Gebrauch übergehende revidirte Ausgabe der
anzubahnen suchen, die größten Schwierigkeiten be
während der kirchlich recipirte Text dieser B.-Ueber
bereits mannichfach seiner Urgestalt entfremdeter und
weise wirklich verbesserter ist. — — Warum soll denn
verpönt sein, was unsre Vorfahren sich gestatteten?
durch ist denn das, was sie für rathsam und pflichtm
erkannten, für uns, denen Gott eine Fülle neuer Hilfs
zur Herstellung des apostolischen Urtextes und zum
ständniß des prophetisch-apostolischen Wortes beschee
ein Sacrilegium geworden? Ist denn das gegenw
Geschrei, daß L.'s Ueberss., wenn auch nicht überall
stäblich richtig, doch Gottes Wort ohne dogmatische
schung (vergl. 1 Joh. 5, 7), wahrhaft reformatorisch?
man es der Kirche zur Sünde machen, daß sie in di
bendige Strömung des Reformationszeitalters zurück
langen sucht? Soll die Losung propter veritatem, w
aus dem Bewußtsein hervorging, daß die Kirche al
Säule und Grundfeste der Wahrheit vor allem das
phetisch-apostolische Wort in der unverkürzten und
trübten Reinheit seiner Urgestalt zu bewahren und f
pflanzen habe, in unsrer Zeit mit der Losung pr
pacem vertauscht werden; d. h. soll man alle offenba
wordenen Irrthümer und Mißgriffe der B.-Uebers.
lassen, damit nur die lieben Laïen nicht irre (!) ge
und, wie man sich auszudrücken beliebt, die Geme
nicht geärgert werden? — Warum soll man denn
Gemeinden in den Wahn einlullen, daß L.'s Ueber
Nonplusultra sei? Er selbst hat sie nie als solch
trachtet, sondern zeitlebens daran gebessert. Warum
sie nicht offen zu hören bekommen, daß Luther mit
gen Mitteln für seine Zeit erstaunlich Großes geliefer
daß er aber im A. T. der Sprache nicht insoweit m
war, um ein solches Buch, wie das Buch Hiob oder
so durchsichtig und genießbar (!), wie es jetzt gef
kann, zu übersetzen; daß seine Uebersetzung in solchen
chern und in ganzen Strecken anderer weit hinter der
gabe, wie sie gegenwärtig gelöst werden kann, zurück
daß ihm im N. T. ein an vielen hundert Stellen
Erasmus verhunzter Text vorlag, und daß also die Re

seiner Uebersetzung mit Beibehaltung des von ihm gelegten Grundes zu den dringendsten, gewichtigsten, heiligsten Pflichten der Kirche gehört? — — Ich möchte den Rath geben, einmal Gesenius Uebersetzung des Jesaia oder Stickel's Uebersetzung des Hiob zur Hand zu nehmen, und hinter einander wegzulesen; jene wird ihm einen Eindruck von der salomonischen Herrlichkeit der in allen Farben prangenden Prophetie Jesaia's geben, welcher dem durch L.'s Uebers. vermittelten wenigstens nicht nachsteht; und diese wird ihm einen Einblick in Idee und Anlage des unvergleichlichen Meisterwerks gewähren, wie es aus L.'s Uebers. nicht zu gewinnen ist. — Wenn sich das Vorurtheil unter uns festsetzte, daß L.'s Uebers. schlechthin unangetastet bleiben muß, während überall von Scandinavien bis Nord-Amerika die Nothwendigkeit immer entschiedener anerkannt wird, die autorisirte Uebers. dem gegenwärtigen Erkenntnißstande der bibl. Kritik, Archäologie und Exegese gemäß umzugestalten, so wird der Segen, welchen L. als Bibelübersetzer dem deutschen Volk gebracht hat, in Unsegen verwandelt. Freilich ist nicht abzusehen, wie ꝛc. Die Epigonen der luth. Reformation gleichen der sich selbst niedermetzelnden Drachensaat des Kadmus. Aber das soll mich nicht abhalten, in diesen Wirrwarr meine Ueberzeugung hineinzurufen: L.'s B.-Uebers. muß verbessert werden! Alle Diejenigen, die sie zum Idole machen, und die Wahrheit zu Gunsten eines im Lichte der Kirchengeschichte sich selbst richtenden Utilarismus aufhalten, und was im Dienste der Wahrheit unternommen wird, consequenzmacherisch untergraben, — alle diese versündigen sich an dem Geiste der Reformation"[1]).

So Delitzsch. Und wir sagen: Amen.

Wenn derselbe treffliche Mann eine „Kritik der Dogmatik von Kahnis mit Bezug auf dessen Vertheidigungsschrift" so eben herausgegeben hat unter dem Titel: „Für und gegen Kahnis", — so ist diese Ueberschrift bei allem Gegensatz doch überaus freundlich und wohlthuend. Eine würdige Polemik wird nie erbittern. Und wenn D.

[1]) In der Ev. K.-Z. stand neulich ein Aufsatz gegen Veränderung der luth. Bibelübersetzung, wo es heißt: „Erst seitdem der Unglaube (!) sich aus der Verborgenheit hervorzuheben anfing, wurden Versuche gemacht (nämlich die B.-Uebers. zu verbessern)." — Also — der „ungläubige" Delitzsch! Da hat er also Buße zu thun für seine „Bekenntnisse!"

seinem nunmehrigen Gegner Kahnis vollends diese Schri
selbst dedicirt und mit den Worten beginnt: „Wem ander
als Dir selber, theurer Freund, sollte ich diese für Dich un
gegen Dich geschriebenen Blätter widmen", — so könne
wir nur wünschen, daß alle sich D. zum Muster nehme
möchten, wenn sie in der Lage sein sollten, ein Wort de
Widerspruchs auf dem Gebiete theol. Differenzen zu sage

Auf dem 12. deutschen Evangel. Kirchentage in Bran
denburg v. 23. bis 26. Sept. v. J. ist manches gute Wo
gesagt. So erinnerte Prof. Beischlag aus Halle an R
Rothe, der viel Gutes vom unbewußten Christenthum hal
und behaupte, die heutige Predigt sei nicht die richtige. E
Wahrheitsmoment sei in dieser Behauptung. Die bibliſc
Wahrheit ist nämlich ewig jung. Die Denkformen, au
die der Reformation, sind Zeitformen. Es gibt berechtig
geistige Bedürfnisse, die nicht befriedigt werden. Man wi
dem Zweifler entgegen: glaub; verstehen kannst du es nic
du mußt es glauben. So lange wir sagen: erklären ka
ich's nicht, sind wir mit schuldig, wenn sich die Zeitg
nossen von Lehrsätzen widerwillig abwenden. Die groß
Wahrheiten müssen und können gepredigt werden auf ei
Weise, welche berechtigten Anforderungen genügt [1]). Da
gehört eine Vertiefung in die Schrift selbst. Je mehr w
an der verjüngten evangel. Theologie mitarbeiten, des
mehr werden wir zum Kampf getüchtigt werden. Wir ha
ben eine Waffe: sie muß blank sein! — Es würde erwähn
daß Claus Harms aus Fichte's Reden an die deutsche Na
tion einen Anstoß für das ewige Leben genommen hab
Man muß die Inschriften auf den Altären des unbekannte
Gottes (A. G. 17) zu dolmetschen verstehen. — Wicher
nannte den Pietismus eine Krankheit. Auch äußerte
sich, was die Frage nach dem Chiliasmus angeht, da
hin, es scheine ihm die ganze betreffende Literatur mit Au
berlen und Hengstenberg nicht das Richtige zu geben. Fe
ner: was die confessionelle Frage angehe, so stehe da
Glaube auf den Glaubensgemeinschaften fest; der Kamp
sei ein fortwährender und gehe fort: aber wichtiger sei ih
der Kampf gegen die Widersacher des Glaubens, als gegen d
Brüder (sehr wahr). Auch sehe er für seinen Theil einer Un
wandelung der ganzen Theologie entgegen (wir gleichfalls
Solcher Erkenntniß solle man sich nicht verschließen." Gu

[1]) *Von diesen* Zeitbedürfnissen ist ja eben die Rede in „A
hinaus" (Mtth. 18, 1.). Aber — —

I.
Abhandlungen und Aufsätze.

1.
Nicht jede Antwort ist eine Antwort.

Erwiederung auf die „Offene Antwort",
(Mittheil. 18, 6.)
von
Pastor H. Gulcke zu Smilten.

Endlich haben die Mittheilungen den lange verheißenen Angriff auf mich in Form einer Antwort auf die von mir gestellte und erörterte Frage (Mittheil. 1862, Heft 1) gebracht. Ich danke es dem Herrn Verfasser, daß er das Schweigen, das sonst ähnlichen, die herrschende Richtung unter unsrer Geistlichkeit angreifenden Erörterungen (cf. Mittheil. 1858 Heft 5 und 1861 Heft 5) entgegengesetzt wurde, mir gegenüber gebrochen hat[1]). Trotzdem aber kann

[1]) Um so mehr freilich befremdet es mich, daß ich nun von derselben Seite, die doch das Schweigen versteht, Vorwürfe dafür empfange, daß ich den beiden Feuilleton-Artikeln der rig. Zeitung 1862, Nr. 83 und 127—129 gegenüber bis jetzt geschwiegen habe. Die Motive, die mein Gegner mir unterschiebt, füglich bei Seite lassend, muß ich freilich gestehn, daß die Lobeserhebungen, die ich dort erhalte, gegenüber dem auf Andere gehäuften Tadel mir schmerzlich gewesen sind. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß ich nicht um des Lobes willen, sondern um meine Ueberzeugung offen auszusprechen geschrieben habe. Ganz besonders aber befremden mich die Vorwürfe über mein Schweigen diesen Artikeln gegenüber aus der Feder

ich diesen Angriff nicht als eine Antwort auf meine Frage gelten lassen. Diese lautet: „Wo hinaus?“ oder mit anderen Worten: „welches ist das Ziel, zu dem uns mutmaßlich die Entwickelung der nächsten Zukunft auf dem religiösen und kirchlichen Gebiete führen wird?“ (Mitthei 1862 Heft 1, S. 18). Mein Gegner spricht wohl von dem Ziele, das der Kirche überhaupt nach seiner Ansicht gesetzt sei, beantwortet aber meine Frage nach dem Ziel zu dem uns die Entwickelung der gegenwärtigen Zustän in der nächsten Zukunft führen muß, nicht. Er kann auch nicht befriedigend beantworten, da er das Wesen „kirchlichen“ Richtung, deren gegenwärtige Herrschaft der Kirche mich zu der Frage drängte, gänzlich verkennt. Ja er ist so wenig gewissenhaft auf meine Erörterung der Frage eingegangen, daß er mir Vorwürfe macht für Dinge, die gar nicht, oder doch nicht so, wie er sie faßt, in meinem Aufsatze vorkommen.

Zu diesen unverdienten Vorwürfen rechne ich beispielsweise folgenden S. 524 der „Antwort“: „warum aber stimmst du nur dem bei, daß die italienische Revolution „wunderbar“ und nicht auch dem, daß sie „gräulich“ sei?“ Darauf könnte ich, so wie die Frage gestellt ist, einfach antworten: weil sie nicht gräulich ist. Denn daß wir in sie auch den „gräulichen“ Mazzinismus sich hineindrängen sehen, berechtigt uns noch nicht dazu, sie mit diesem zusammenzuwerfen. Jedoch ist die Frage nicht bloß insofern falsch gestellt, sondern mein Gegner hat übersehen, daß ich

---

des Past. S., da er schon seit dem 4. Mai vorigen Jahres die schriftliche Versicherung von mir hatte, daß ich, sobald er mich öffentlich angreifen würde, ihm gewiß eine öffentliche Antwort geben wollte.

das Epitheton „wunderbar" als von einem englischen Missionsblatt gebraucht anführe, ohne im Geringsten meine Beistimmung anzudeuten. Ich finde eben, daß das Charakteristische der italienischen Revolution weder „wunderbar" noch „gräulich" ist, hatte ersteres Epitheton nur angeführt, um das Letztere einigermaßen einzuleiten.

Eben so wird mir S. 540 der „Antwort" vorgeworfen: „Du meinst, das Wachsthum der Bibelgesellschaften, der innern — und wir setzen hinzu: der äußern — Mission, sei einfach Produkt des materiellen Aufschwungs, während es doch ohne Zweifel Produkt der den materiellen Aufschwung im Dienste der Gemeinde und zur Bekämpfung des materialistischen Verderbens benutzenden Theologie ist." Abgesehen von dem anerkennenswerthen Zugeständnisse, daß der materielle Aufschwung sich auch im Dienste der Gemeinde, und zwar sogar zur Bekämpfung des materialistischen Verderbens benutzen läßt, und abgesehen von dem die Hochkirchlichkeit charakterisirenden Ausspruche, daß dieses Benutzen der Theologie zugeschrieben wird, während Bibel- und Missionsgesellschaften gemeiniglich durch die Laienwelt entstanden und groß geworden sind, — frage ich: wo habe ich das Wachsthum derselben „einfach als Produkt des materiellen Aufschwungs" dargestellt? Ich habe S. 29 gesagt: „das wirklich staunenswerthe Wachsthum der Bibelgesellschaften, so wie auch die Kräfte, die sich Wichern's innerer Mission zu Gebote stellten, sind Belege genug dafür, daß das Interesse am Reiche Gottes unsrer Zeit nicht fehlt. Sie ist bereit ihm wirksam zu dienen, wenn wir ihr Interesse nur zu wecken verstehn." Das Interesse am Reiche Gottes und die Bereitwilligkeit ihm zu dienen sind doch klar genug als die den materiellen Aufschwung erst benutzenden Factoren bei dem Wachsthum je-

ner Gesellschaften anerkannt. Der mir gemachte Vorwur ist durchaus unbegründet.

Indeß will ich auf diese beiden Punkte kein Gewic legen. Sie könnten möglicher Weise Folgen von Mißve ständnissen sein. Dagegen enthält folgender Vorwurf ei Anklage der schwersten Art S. 502 der „Antwort": „Je endlich sprichst du, nicht sowohl zu deinen Amtsbrüder als über deine Amtsbrüder zu dem Bruchtheile uns Gemeinden, dessen Beifall dir von vornherein gewiß s mußte." Mit welchem Rechte hat Past. S. diesen V wurf gegen mich erhoben? Ich soll zu den Gebilde unsrer Gemeindeglieder gesprochen haben, und zwar ihre Beifalls gewiß, ja wie mir schon S. 501 vorgeworfe wird, in der Voraussetzung desselben. Und doch kommt in meiner ganzen Arbeit weder eine Anrede an diese Gebildeten vor, noch irgend ein Wort, das einer Appellation an sie gleichen könnte. Ich habe nur zu uns Pastoren gesprochen oder wie S. 27 meines Aufsatzes: „wir Theologen und alle ernsten Christen" gesagt. Hätte ich mein Worte an das große Publikum richten wollen, so hätte ich sie nicht in die Mittheilungen gerückt, deren Leserkreis bisher wohl nicht über die Kreise der Theologen und ernsten Christen hinausging. Ich hätte nicht meine Beurtheilun der theologischen Richtungen des Auslandes hineingesetz und dagegen Vieles ausführlicher besprochen, was ich s als bekannt voraussetzen konnte[1]). Jetzt freilich, nachdem ich meiner Ansichten wegen so heftige Angriffe erfahren

[1]) Ich frage aber auch, wer kann mir nach meinem bisheriger Leben, nach sechszehnjähriger Amtswirksamkeit einen einzigen Fal vorwerfen, in dem ich mich vor das Publikum gedrängt und um seine Gunst bemüht hätte? Gewiß Niemand. Und das weiß am Besten mein Nachbar und Zeitgenosse Past. S.

habe, bedaure ich es nicht mehr, daß meine Worte auch einen größern Leserkreis gefunden haben, denn ich fürchte nicht bloß nicht das Licht der Oeffentlichkeit, sondern halte es auch unter Verhältnissen, wie den bei uns obwaltenden, für allein geeignet, eine Besserung zu bewirken. Aber gerichtet waren meine Worte gewiß nicht an einen größern Leserkreis. Dieser schwere und doch völlig unbegründete Vorwurf ist ganz darnach angethan, nicht bloß meine Person in ein schiefes Licht zu setzen, sondern auch die weitere Behandlung der Sache in ein ganz ungehöriges Licht zu leiten. Doch das soll mich nicht daran hindern, mich nur an diese selbst zu halten.

Unsere Streitsache concentrirt sich meiner Ansicht nach in zwei Punkten: 1) den Auseinandersetzungen über die sogenannte kirchliche Richtung unter den jetzigen Theologen, und in der Frage, ob und worin wir auf unsre Zeit einzugehn haben? Was von dem sonst noch in der „Antwort" Besprochenen in diese beiden Gegenstände hineinschlägt, werde ich im Vorübergehn zu berücksichtigen suchen. Ich darf es aber den Lesern der Mittheilungen nicht zumuthen, mir in alle Details der gegen mich erhobenen Vorwürfe zu folgen, wenn ich auch nicht weiß, welchen unter ihnen ich nicht zurückweisen müßte.

1.

In Betreff der sogenannten kirchlichen Richtung unter den jetzigen Theologen wirft die „Antwort" mir zuerst S. 507 vor: „Schon das ist ein wesentlicher Fehler, daß du unsere gegenwärtige theologisch-kirchliche Richtung bloß von Philippi dem Altlutheraner herleitest und übersiehst, wie sie bereits durch Männer wie Kleinert, Julius Walter, Sartorius, Carlblom und Ulmann eingeleitet war, bevor Philippi sie namentlich auf exegetischer Basis tiefer

begründete." Ich habe allerdings gesagt, daß mit Philippi eine neue Epoche in dem theologischen Leben Dorpats und also auch dem der Ostseeprovinzen angebrochen war, daß er sich unter seinen Schülern begeisterte Anhänger erworben, die nach seinem Weggange sein Werk in seiner Weise fortsetzten, — daß bei uns die orthodoxe Richtung in der Theologie die herrschende wurde. Darum habe ich noch nicht übersehn, daß der Boden, auf dem er die theologisch-orthodoxe Richtung angebaut und groß gezogen hat, ein schon vielfach bearbeiteter war. Wer wollte die Verdienste jener oben aufgeführten Theologen Dorpats schmälern! Die orthodoxe Richtung ist überhaupt nirgends als eine Pallas Athene fix und fertig aus Zeus' Haupte ins Dasein getreten. Die Entwickelung, die unser religiöses und theologisches Leben seit dem zweiten Decennium dieses Jahrhunderts nahm, „diesem neuen Frühling unsres evangelischen Glaubens nach langer Winterkälte, diesem Auferstehungsmorgen, wie es uns schien, der evangelischen Kirche", hat die orthodoxe Richtung unsrer Tage erzeugt und zur Reife gebracht, wie Rothe das so schön ausführt in der Abhandlung: „zur Orientirung über die gegenwärtige Aufgabe der deutsch-evangelischen Kirche", in der allgemeinen kirchlichen Zeitschrift von Schenkel 1862, Heft 1 u. 2[1]). Darum werde ich aber doch wohl immer noch das Recht haben, Philippi gerade als den Träger und Vater der sogenannten kirchlichen Richtung in den Ostseeprovinzen zu bezeichnen. Niemand hat früher die genannten Docenten Dorpats der kirchlichen Richtung, wenn auch nur in einem weiteren Sinne, beigezählt. Sie vertraten

[1]) Leider erschien dieser Aufsatz gleichzeitig mit dem meinigen, so daß ich ihn bei der Abfassung dieses noch nicht benutzen konnte.

ihrer Zeit die gläubige Richtung in der Theologie bei uns, können also die sogenannte „kirchliche" Richtung dadurch höchstens, wie die „Antwort" sagt, „eingeleitet" haben, jedenfalls aber ohne das zu ahnen oder zu beabsichtigen. Denn es gab nicht bloß noch keine kirchliche Richtung in Dorpat, ehe Philippi hinkam, sondern es nahmen die beiden Letztgenannten von ihnen auch, so lange sie zu den Docenten Dorpats gehörten, geradezu eine oppositionelle Stellung zu dieser Richtung ein, ja Dr. Carlblom trat in seinem Buch über das Gefühl selbst literärisch gegen sie in die Schranken. Oder sollen diese Männer nach Art der bekannten Nekrologe wenigstens der Nachwelt als getreue Orthodoxen überliefert werden?

Ich habe von dem Eindrucke, den Philippi's Vorlesungen auf seine Zuhörer machten, gesagt: „er flößte uns einen heiligen Ernst vor dem tiefen und reichen Worte Gottes, einen hohen Respekt vor den Vätern im Glauben ꝛc. ein." Auch das ist wieder meinem Gegner nicht recht, S. 507. Er macht aus diesen Worten eine Definition der „kirchlichen" Richtung und klagt sie dann der Mangelhaftigkeit an, ihr gegenüber die Theologie dieser Richtung beschreibend als die „im Wissen und Leben einheitliche und selbstständig freie Theologie, die Theologie aller Zeiten" S. 508, die dann auch unter Anderm diesen Eindruck gemacht habe, den ich beschrieben hätte. Er ist gewiß, daß S. 509 „aus dem durch die Hofmann-Kahnis'sche Schrift und Lehrkritik entstandenen Streite die kirchliche Richtung behalten wird, was auf beiden Seiten den Geruch des Lebens zum Leben hat, aber liegen lassen wird, was zum Tode riecht." Ich erlaube mir diesen stolzen Worten gegenüber meine gerechten Bedenken zu verlautbaren. Wir wissen wohl von einer Offenbarung aller Zeiten, wenn ich

so sagen darf, denn ein für allemal offenbarte sich Gott in Christo und die Urkunde dieser Offenbarung ist die heilige Schrift; aber von einer Theologie aller Zeiten hatten wir bisher noch nie gehört. Theologie nenne ich wenigstens die wissenschaftliche Darstellung des Inhalts der göttlichen Offenbarung. Diese wird unsres Wissens, da sie ein Menschenwerk ist, die Spuren dieses Ursprungs allezeit an sich tragen, nicht bloß der Form nach, sondern so lange des Apostels Wort von dem Stückwerke unsres Wissens eine Wahrheit bleibt, gerade bei dem unerschöpflich tiefen Reichthume der göttlichen Offenbarung auch dem Inhalte nach. Nun aber werde ich belehrt, Philippi habe alles Lebensfähige, was jene oben genannten Männer zurechtgelegt, zusammengefaßt und hiermit die Theologie aller Zeiten dargelegt[1]). Es drängt sich unwillkürlich die Frage auf: wo denn diese Theologie aller Zeiten vorher geblieben war? wo war sie während der Herrschaft des Pietismus, des Rationalismus? Es ist doch äußerst beklagenswerth, wenn es Zeiten giebt, wo die Theologie aller Zeiten verschwindet.

Sie soll ferner den feinen, kritischen Sinn haben, zu unterscheiden, „was den Geruch des Lebens zum Leben hat und was zum Tode riecht"; ja sie soll die Energie haben, „das Eine zu behalten, das Andere liegen zu lassen." Wir müssen bitten, uns aus der Geschichte die Beweise dafür zu liefern. Uns scheint dieselbe für das Gegentheil Beweise zur Genüge zu bieten. Man denke nur an die Herr-

---

[1]) Das ist überhaupt eine Bezeichnung, die meines Wissens nur in der bekannten Bezeichnung des hannöverschen Welfenkönigthums als eines, das nach dem Ausspruche seines jetzigen Trägers bis an das Ende der Tage dauern soll, eine Parallele findet.

ſchaft dieſer Richtung im ſiebzehnten Jahrhundert. Sie hatte keinen kritiſchen Sinn dafür zu erkennen, daß das religiöſe Leben durch ihre dogmatiſchen Streitigkeiten erſtarb. Sie hatte nicht die Kraft in ſich, das Gefilde voll Todtengebeinen wieder neu zu beleben. Dieſe Arbeit fiel dem Pietismus zu. Sie war es auch nicht, die in dem zweiten Decennium dieſes Jahrhunderts wieder Leben weckte, nachdem das durch den Pietismus erzeugte der Herrſchaft des Rationalismus erlegen war. Unter dem erſchütternden Eindrucke der gewaltigen Strafgerichte Gottes erwachte neben dem politiſchen Leben der Nationen auch das religiöſe und erhielt ſeine Begründung und Verbreitung namentlich durch Schleiermacher und ſeine Schule. Ja, dieſe Theologie ſcheint jetzt wieder keinen Sinn zu haben für das, was zum Leben und was zum Tode iſt. Sie ſchreit Wehe über Männer wie Kahnis und Rothe wegen ihrer Inſpirations- und Schriftkritik und vermag doch die alte Inſpirationstheorie ſelbſt nicht mehr zu halten. Sie rühmt ſich ihres confeſſionellen Glaubensgehorſams gegen Gottes Wort S. 527 und doch zeiht Hupfeld ihre hervorragendſten Vertreter wie Hofmann, Kurtz, Delitzſch einer mythologiſchen und theoſophiſchen Schrifterklärung. (Die heutige mythologiſche und theoſophiſche Theologie. Berlin 1862.) Er weiſt das an der Behandlung der Schöpfungsgeſchichte, der Geſchichte Kains, der des Verhaltens der Patriarchen, der der Vermählung der Gottesſöhne mit den Menſchentöchtern von Seiten dieſer Exegeten nach und faßt ſein Urtheil über dieſelbe ſchließlich ſo zuſammen: „es iſt eine faſt durchgängige großartige Entſtellung und Fälſchung der Geſchichte, Verkehrung des natürlichen geſchichtlichen und pſychologiſchen Zuſammenhanges, namentlich um die unzähligen phyſiſchen und ſittlichen Schwierigkeiten und Wi-

derſprüche, die der Wortſinn nach der geſchichtlichen Auffaſſung bietet, um jeden Preis zu heben; nicht um die Würde der heil. Schrift zu ſchützen (die wenigſtens durch die ächt geſchichtliche Kritik nicht bedroht iſt), ſondern nur um gewiſſe Ueberlieferungen und hergebrachte Anſichten von ihr zu vertheidigen." Doch man könnte einwenden, das wären unbegründete Beſchuldigungen eines wie es ſcheint erbitterten Gegners. Die Begründung fehlt aber nicht und bringt Vieles, was zuzugeben ſein wird. Ja dieſes Urtheil gewinnt an Bedeutung, wenn es wenigſtens theilweiſe mit dem Urtheile eines dieſer Richtung zugethanen Theologen übereinſtimmt. Herr Profeſſor Oettingen ſagt in ſeiner Abhandlung: Die Wiedergeburt durch die Kindertaufe ꝛc. (Dörptſche Zeitſchrift 1862, Heft III u. IV, S. 330: „Auch iſt nicht zu leugnen, daß die neuere Theologie gerade innerhalb des lutheriſchen Lagers durch Betonung einer leiblichen Naturwirkung der Taufe den klaren Standpunkt des Kampfes gegenüber dem baptiſtiſchen Feinde verrückt hat und daß durch ſolche Einmiſchung theoſophiſcher (!) Begriffe in die lutheriſche Sakramentslehre gerade der articulus stantis et cadentis ecclesiae gefährdet erſchien"; — und S. 517: „Und wie merkwürdig! — dieſe neue, ja von ernſten und gründlichen lutheriſchen Theologen als neu anerkannte Theorie macht durchaus nicht Anſtalt, ihre theoſophiſche Sakramentslehre, wie ich ſie kurzweg nennen möchte, aus der Schrift zu begründen, aus dem Worte Gottes zu erhärten" [1]). Was iſt das aber für

[1]) Da mein Gegner mir in theologiſchen Dingen kein Urtheil zugeſtehn zu wollen ſcheint, ſo habe ich hier, wie auch ſonſt noch, nicht ſelbſt geſprochen, ſondern Männer von Fach, Autoritäten, ſprechen laſſen. Ich hoffe, er wird ſich mit ihnen in andrer Weiſe auseinanderſetzen, als mit mir.

ein Glaubensgehorsam gegen Gottes Wort, der sich einmal bei dessen Auslegung theosophischer und mythologischer Schwärmereien schuldig macht und dann seine theosophisch gefärbte Fortbildung alter Dogmen nicht einmal aus dem Worte der Schrift begründet!

Hier sei es mir erlaubt, zwei Vorwürfe, die ich bei Erörterung der von mir aufgeworfenen Frage der jetzigen Exegese gemacht hatte, meinem sie zurückweisenden Gegner gegenüber aufrecht zu erhalten. Ich hatte gesagt, Besser lege in seinen Bibelstunden oft einen Sinn in die Worte der Schrift, der gar nicht darin liege. „Die Antwort" nennt ihn unbegründet; so lange ich nicht bewiesen hätte, daß Besser in die Einzelstelle einen Sinn legt, der dem Ganzen fremd ist, S. 532. Das ist allerdings ein eigenthümlicher exegetischer Grundsatz! Einen Sinn, der dem Ganzen nicht fremd ist, kann also der Ausleger hineinlegen! Dann darf Besser mithin, um doch etwas namhaft zu machen, in der Herrlichkeitsgeschichte S. 123 die Stelle Johannis 21, 2: „es waren bei einander Simon Petrus und Thomas ꝛc." folgendermaßen erklären: „Da nun die 7 mit einander redeten von allen Oster-Erlebnissen, — denn wovon ihr Herz voll war, davon wird ihr Mund übergegangen sein: — als ihre Blicke unwillkürlich immer wieder dem nahen Berge sich zuwendeten, wo der Bräutigam ihrer Seelen mit seinem sichtbaren Nahesein sie zu erfreuen versprochen hatte; als ihre Herzen brannten von erster Liebe Gluth und doch wieder bange zitterten ꝛc."? Ich nenne das nicht auslegen, sondern hineinlegen, denn der Text sagt von dem Allem nichts, und Andere urtheilen über eine solche Exegese ebenso: Kahnis sagt in Bezug auf die Behandlung der Apokalypse in der Dogmatik S. 543: „es ist eine merkwürdige Verirrung der einlegenden

Auslegung unsrer Zeit" ꝛc. Hilgenfeld: „Der Kanon" ꝛc. S. 196 sagt in Bezug auf Hofmann's Erklärung von Galat. 2, 2: „Das ist wahrlich keine Aus- sondern Einlegung." Besser's Bibelstunden aber bieten der Beispiele hierfür unzählige. — Der andere Vorwurf betrifft die Apokalypse, bei deren Auslegung wir, wie ich gesagt hatte, Dinge finden, die ans Lächerliche streifen. Dem widerspricht mein Gegner nicht, — und ich finde, aus guten Gründen, — meint aber doch meinen Tadel der apokalyptischen Studien zurückweisen zu müssen, weil dieser bisher wenig cultivirte Theil der Schriftlehre früher oder später mit innerer Nothwendigkeit Gegenstand exegetischer Forschung werden muß. Mag auch mancher Leser nicht mit Kahnis schwerem Urtheil übereinstimmen, daß dieses Buch ein Irrgarten sei, aus dem nur die den Weg gefunden haben, die den Faden der kritischen Betrachtung hatten (Dogmatik S. 540), so werden wir Luther's anfängliches Urtheil über dasselbe, daß er dieses Buch weder „apostolisch noch prophetisch" achte, weil er nicht spüren könnte, „daß es vom heil. Geiste gestellt sei", nicht unbeachtet lassen können, Walch, Band XIV. S. 13, — ja überhaupt unsere Studien über den Kanon wohl noch erweitern und vertiefen müssen, ehe wir die innere Nothwendigkeit, dieses Buch gerade zum Gegenstande exegetischer Forschung zu machen, betonen können. — Also gerade auf dem Gebiete der Exegese, der rein theoretischen sowohl, als der praktischen durch Besser vertretenen, hat die Theologie der kirchlichen Richtung, obgleich sie sich gerade ihrer tieferen Begründung auf diesem Gebiete S. 507, so wie ihres Glaubensgehorsams gegen Gottes Wort rühmt, sich schon selbst tiefe Wunden geschlagen. Weder die rechte Nüchternheit wußte sie sich zu bewahren, noch in wahrer Treue auszudauern.

Kann das noch ſein die „Theologie aller Zeiten", die nicht einmal 20 Jahre hindurch ihr angebliches Princip, ſich auf Gottes Wort zu gründen, in geſunderer Weiſe feſtzuhalten wußte?

Die „Antwort" rühmt ferner an dieſer Theologie, ſie wäre die „im Wiſſen und Leben einheitliche, ſelbſtſtändig freie Theologie", während ich ihr Repriſtination der alten orthodoxen Dogmatik vorgeworfen hatte. Darauf wird mir S. 512 erwiedert: „Wer repriſtinirt nicht, wenn ſelbſt David Strauß die Abgeſchmacktheiten des Wolfenbütteler Fragmentiſten repriſtinirt? Die freien Theologen repriſtiniren den Arius, die freien Philoſophen den Cynismus, nur die lutheriſch-kirchliche Richtung ſoll nicht repriſtiniren, weil ſie die moderne Freiheit nicht kritiklos annimmt, weil ſie die ewige Wahrheit durch alle Zeiten tragen, den Alten der Tage repriſtiniren will." Was verſteht mein Gegner unter dem Worte repriſtiniren? Wie es ſcheint: jedes Hervorheben und Benutzen von Arbeiten der Vergangenheit; aber die Freude an den Herrlichkeiten der kirchlichen Richtung hindert ihn daran das klar auszuſprechen. Wir haben ſchon von der Theologie aller Zeiten gehandelt. Hier kehrt dieſer Selbſtruhm in andrer Form wieder. „Die kirchliche Richtung repriſtinirt den Alten der Tage, ſie trägt die Wahrheit durch alle Zeiten." Wollte ſie dieſes Letztere wirklich erſtreben, und ſich dabei, ſtatt in „Selbſtvergötterung" zu fallen, ihrer menſchlichen Mangelhaftigkeit bewußt bleiben, ſo würde ihr das Niemand ſtreitig machen. Welche Richtung in der Chriſtenheit will das nicht? Alle aufrichtigen Chriſten ſtreben danach die ewige Wahrheit zu erfaſſen und zu bewahren, und dürfen dabei freilich die menſchlich begrenzte Weiſe, in der ſie das nur vermögen, nie vergeſſen. Aber es verräth ſich in dieſer

Antwort außer dem Selbstruhm noch eine andere Tendenz, nämlich das, was die Neuzeit gebracht hat, herabzusetzen. Warum spricht die „Antwort" sonst von keiner andern Arbeit der neueren, dieser Richtung nicht zugethanen Theologen, als der Repristination des Arius? Meines Wissens hat sich nur Kahnis in seiner Fassung der Lehre von der Dreieinigkeit dem Arius genähert. Von weit größerer Bedeutung sind dte Arbeiten dieser Theologen auf dem Gebiete der Schrift- und Inspirations-Kritik. Warum spricht mein Gegner vom Cynismus der neueren Philosophen, da er doch sicher weiß, daß wir ehrenwerthe Vertreter der Philosophie, z. B. Fichte, Fischer, Weiße haben, denen gegenüber der Vorwurf von der Repristination des Cynismus unpassend ist? Oder will er das Repristiniren der kirchlichen Richtung mit den Ausschreitungen der neueren Wissenschaft decken? — Was versteht er endlich unter der modernen Freiheit, die die kirchliche Richtung nicht kritiklos annimmt? Ich hatte von der Repristination der alten Dogmatik gesprochen; er wird also wohl auch nur die Freiheit auf dem Gebiete der Dogmatik, die sich die neuern Vertreter dieser Wissenschaft nehmen, haben meinen können. Wer hat denn aber von der kirchlichen Richtung verlangt, daß sie Alles, was die moderne Wissenschaft hierin bringt, kritiklos annehme? Es wird ihr gerade Kritiklosigkeit vorgeworfen, wenn auch gegenüber der alten, nicht der neuen Zeit. Denn unter der Repristination der alten Dogmatik können wir nicht das alle Zeit zu übende Verarbeiten dessen, was die Vergangenheit an wissenschaftlicher Begründung der Dogmen gebracht hat, sondern nur das unselbstständige, kritiklose Annehmen der alten Dogmatik verstehn, dem auch bei der wissenschaftlichen Untersuchung das althergebrachte Ziel schon im Voraus fest steht. Auf diesem Standpunkte

meint man den Unterbau, wenn ich so sagen darf, nicht ändern zu dürfen, sondern es solle auf ihm nur ihm entsprechend weiter gebaut werden —, was freilich nicht gelingt. Ueber ein solches Betreiben wissenschaftlicher Untersuchungen beschwert sich schon Kahnis gegen Hengstenberg, und gewiß mit Recht. Ist das denn überhaupt noch ein wissenschaftliches Forschen, bei dem die Resultate im Voraus gegeben sind? Uebrigens weist auch Kahnis schon nach, daß trotz alles Beharrens bei dem Alten, dieses sich nicht mehr ganz wiederherstellen läßt. Daher denn der alte Inspirationsbegriff sich bereits wesentlich modificirt hat. Dem Gesetze der Bewegung vermag sich nun einmal Niemand ganz zu entziehen. Daraus erklären sich solche Versuche, einzelne Theile der Kirchenlehre weiter zu bilden, wie das eben gegebene Beispiel in der Lehre von der Wiedergeburt oder Thomasius Darstellung von der Göttlichkeit Christi, in dem Gott sich zeitweilig seiner selbst nicht mehr bewußt gewesen sein soll. Schon an diesen Beispielen sehen wir, wie schwierig jedes Fortschreiten ist, wenn ihm die Bahn so eng abgesteckt wird. Denn die Unhaltbarkeit dieser Versuche wird wohl nicht beanstandet werden; sie können nicht Zeichen eines „selbstständig freien" Forschens sein. Den Vorwurf der Repristination wird die Theologie der kirchlichen Richtung nicht abweisen können.

Uebrigens ist es ja nicht das Gebiet der Dogmatik allein, das von diesem Repristiniren zeugt. Man denke nur an die Gesangbuchsstreitigkeiten der neuern Zeit, an die liturgischen Versuche überall, wo die kirchliche Richtung sich einige Geltung verschafft hatte, an die Auffrischung der alten Andachtsbücher und Katechismen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts. In fast allen diesen Dingen hat man sich auch bei uns versucht, und nicht immer mit

Glück, z. B. in den liturgischen Bestrebungen. Mein Gegner meint in Betreff dieser letzteren S. 511: „daß an einzelnen Orten Deutschlands in dieser Hinsicht zu weit gegangen ist, leugnen wir nicht." Ich muß das aber auch gerade von uns behaupten. Man denke doch nur an die Geschichte des liturgischen Comité's der livländischen Synode, an sein Nachgeben in Betreff der Introiten, an sein Stillschweigen auf den in Betreff dieser erfahrenen Angriff von Past. Hasselblatt. Das Alles kennt mein verehrter Gegner nur zu gut, da er selbst Mitglied dieses Comité's ist. — Die Schwäche des Repristinirens dieser Richtung zeigt sich aber ganz besonders darin, daß jeder angegriffene Punkt sofort zum articulus stantis et cadentis ecclesiae gemacht und die Kirche mit jedem gegen das bisher Uebliche erhobenen Zweifel für gefährdet erklärt wird. So trat das namentlich zu Tage beim Erscheinen der Dogmatik von Kahnis. Sie war ein „öffentliches Aergerniß", sie war „nicht danach angethan die Kirche aufzubauen." „Ich kenne Dich nicht", hieß es von früher befreundeter Seite. Die „Antwort" vermag mir nicht anders, als mit der reinen Negation auf meine Erörterungen zu antworten, weil die Theologie sich nicht ohne Verleugnung Gottes in das Centrum der Zeit stellen könne. Statt die Kirche auf die im Worte gegebene Offenbarung Gottes zu gründen, wird sie auf das dogmatische System und die Gebräuche des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts gegründet und für in Gefahr erklärt, sobald dieses angegriffen wird. Das ist die große Einseitigkeit dieser Richtung, welche die neuere Theologie zum Kampfe mit ihr zwingt.

Zugleich hat aber dieses Repristiniren die kirchliche Richtung noch auf einen andern Abweg getrieben. Ich meine die Neigung zum Romanisiren. Die „Ant-

wort" sagt S. 525: „daß Männer wie Stahl, Leo, Löhe und Wichern hin und her romanisiren, ist ja eben, was sie uns theilweise entfremdet." Zugegeben ist also hin und her ihr Romanisiren. Ist dem aber wirklich so, daß sie nur hin und her romanisiren? Oder zieht sie nicht vielmehr ihre ganze Denkweise, ihre Richtung dahin? Sie sind bekanntlich nicht Männer schwankenden Charakters oder unklaren Denkens. Schon auf der Berliner General-Synode von 1846 zeigte sich Stahl nach der Darstellung von Männern entgegengesetzter Ansicht, als der einzige feste und consequente Charakter, der sein Ziel unverrückt im Auge behielt und den Muth hatte es offen zu vertreten. Und ist Löhe's Entwickelung seit seiner Schrift: „drei Bücher von der Kirche", nicht ein ganz consequentes Fortschreiten im Romanisiren gewesen? Nicht blos hin und her romanisiren sie, sondern die ihnen als consequenten Charakteren eigene, consequente Ausbildung ihrer Ansichten treibt sie zum offenen Verfolgen ähnlicher Principien, wie die sind, deren Träger Rom ist. Sie ziehen diese Consequenzen, die Vorsichtigeren thun das nicht. Die Neigung zum Romanisiren eignet aber der ganzen Richtung. Darin kann uns auch die Behauptung unsres Gegners nicht irre machen, daß ein Theil der katholischen Kirche, der una sancta catholica, römisch wurde, „indem sie dem unbedingten Gehorsam gegen das Wort Gottes, dem ewigen Fundamente der Kirche, entsagend sich theilweise auf zeitliche Basen stellte" und eben so wenig der Vorwurf, ich hätte, indem ich daran mahnte, uns von der Zeit tragen zu lassen, „Romanisiren durch Römischwerden heilen wollen." Wir können das viel bestimmter fassen, wodurch die jetzt sogenannte katholische Kirche specifisch römisch wurde. Indem sie menschlichen Institutionen die Herrlichkeit göttlicher Einsetzung beilegte,

wie das der Primat des Papstes lehrt, war sie gezwungen Alles zu negiren und zu bekämpfen, was dem entgegentrat. Daher mußte sie der Schrift die Tradition, den Anforderungen der Laien die göttliche Institution des „Amtes", der freien Verkündigung des Wortes die in fremder Sprache gehaltene Liturgie, den Anforderungen der Gegenwart die Lehre von der unbefleckten Empfängniß und die Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft des Papstes entgegensetzen. Daher oft ihr anscheinendes Schwanken zwischen Revolution und Conservatismus, wie die „Antwort" dessen erwähnt. Ihr kommt es immer nur auf ihre Institutionen an. Das möchten wir nicht blos „sich auf zeitliche Basen stellen" benennen, sondern geradezu sagen, daß, das Rom charakterisirende Princip, das des Festhaltens an der Tradition, an ihren eigenen Ueberlieferungen ist. Als die Reformatoren gegen Rom auftraten, brachten sie damit das Princip der freien Forschung zur Geltung. Ueber dieses sagt Schenkel, die kirchliche Frage ꝛc. S. 174: „Es garantirt nur der Wissenschaft das unveräußerliche Recht, auf das Wesen und die Gründe aller Dinge zurückzugehen und sich nicht zum Verstummen bringen zu lassen durch das Zwangsgebot einer lediglich äußern Autorität. Keiner Kirche sei es verwehrt, an ihren Glaubenssätzen mit unerschütterlicher Zähigkeit festzuhalten und denselben gemäß ihr Leben einzurichten; aber es sei auch keiner Kirche verstattet, dem Wahrheitstriebe, den Gott selbst in die Tiefen der menschlichen Brust gesenkt hat, willkürliche Grenzen zu ziehen, und die freie und frische Bewegung der Geister durch todte Satzungen zu lähmen." Weichen wir von diesem Grundsatze der freien Forschung auch anfangs nur unmerklich ab, indem wir z. B. an uns selbst und unser wissenschaftliches Forschen die Anforderung stellen, jede

Differenz mit der alten orthodoxen Dogmatik oder den Symbolen des sechszehnten Jahrhunderts möglichst zu vermeiden, oder halten wir andern Forschern solche Differenzen principiell als bedenklich und gefährlich vor, so ist das schon ein Einengen der Forschung, das dem Forscher das Finden der uns Menschen nur schwer zugänglichen Wahrheit noch erschwert. Im Sinne der Reformatoren ist das nicht gehandelt; weder legten sie den Symbolen diese Bedeutung bei, noch handelten sie nach diesen Grundsätzen. Man denke nur an Luther's freies Urtheil über manche biblische Bücher. So gewiß sie die religiöse Wahrheit in der heiligen Schrift zu haben meinten, so gewiß wollten sie sie nur durch freie Forschung aus dieser gewonnen wissen. Jetzt aber wird das perhorrescirt. Wohin muß das führen? Ja macht erst eine ganze Richtung von Theologen jenes Schrankensetzen durch Rücksichtnahme auf die Symbole und die alte Dogmatik zu ihrem Grundsatze, werden ihnen dann diese nicht gar zu leicht zu einer ihr Forschen beengenden äußern Autorität, wenn auch nur Einzelne das Halten darauf so weit treiben, daß es zum Festhalten der Ueberlieferung in römischer Weise, ja zur Neigung zu den römischen Ueberlieferungen selbst hin wird? Namentlich wenn diese Neigung sich auch auf dem praktischen Gebiete geltend machen will, muß man in Löhe'sche Consequenzen fallen[1]). Will man den Spuren dieses Romanisirens nachgehn, dann lese man die Streitschriften über die Amtsfrage,

[1]) Daher auch der enge Zusammenhang zwischen politischen und kirchlichen Conservativen und beider Mitgefühl für den Papst in seiner jetzigen Lage und ihre Vorliebe für römische Interessen. Es gilt bei beiden das Wahren von Ueberlieferungen, die angefochten werden. — Der Feuilleton-Artikel der rig. Zeitung Nr. 83 des vorigen Jahres hob diesen Zusammenhang mit Recht hervor.

die der würdige Harleß „ein Labyrinth der Weisen" nennt und die ihn zur Abfassung seiner offenbar zum Rückzuge mahnenden „Gewissensfragen" bewogen haben. Eben so zeugt davon die neueste Fassung der Lehre von den Sacramenten, die Herr Professor Oettingen a. a. O. rügt. Die Betonung der sogenannten realen Naturwirkung der Sacramente, um die kirchliche Objectivität zu retten, widerspricht nicht blos der hohen Bedeutung des Worts, sondern erinnert gar zu sehr an die magische Sacramentslehre der Römer.

In obiger Ausführung liegt auch schon die Antwort auf jenen Trugschluß von der Heilung des Romanisirens durch Römischwerden. Wenn mein Gegner von zeitlichen Basen spricht, so nimmt er da das Wort Zeit im Gegensatze zur Ewigkeit, während ich es in meiner Mahnung, uns von ihr tragen zu lassen, von der Gegenwart im Gegensatze zur Vergangenheit verstand. Erlaubt schon dieser verschiedene Sinn des Wortes Zeit nicht, einfach jenen Schluß zu ziehen, so wird er geradezu zum Sophisma, wenn wir erwägen, daß weil Rom sich theilweise auf zeitliche Basen stellte, wir noch nicht Alles, was der Zeit sich nähert, des Römischwerdens beschuldigen können.

Mir bleibt in Betreff der kirchlichen Richtung noch eine Seite zu besprechen, nämlich die ihrer praktischen Erfolge. Die „Antwort" führt als solche an S. 518: „daß manche praktische Institutionen wie: eingehendere Gemeindepflege durch Herbeiziehung der Gemeinde-Aeltesten, kirchliche Volksschule, Bibelverbreitung, gegenseitige Unterstützung der Gemeinden, Missionsthätigkeit ꝛc. gerade durch die kirchliche Richtung, theils angebahnt, theils zu allgemeiner Anerkennung und Geltung gebracht worden sind." Ich muß aufrichtig gestehn, daß ich diese Worte

um Wenigsten für unbegründet halte. Denn das ist doch
ur zu bekannt, daß die lutherische Kirche gerade vorzugs-
eise die Pastoren- oder Theologenkirche ist und daß sie
on sich aus, ohne äußere Veranlassung, nirgends etwai-
en Gemeinde-Aeltesten eine in das Gemeindeleben ein-
reifende Stellung zu geben verstanden hat, — am We-
igsten hat aber das die kirchliche Richtung gethan, und na-
entlich bei uns, wo das mißliche Verhältniß zwischen uns
Deutschen und den Nationalen das doppelt schwer macht. —
Die Volksschulsache ist seit der Herrschaft der kirchlichen
Richtung auf der livländischen Synode gewiß nicht mehr
ls früher verhandelt worden und hat sich in der Wirk-
ichkeit hauptsächlich deshalb gehoben, weil die ökonomische
age der Nationalen, wie unsere politischen Zeitverhält-
isse das erforderten. Uebrigens ist es ja auch bekannt,
aß sogar das Seminar für Schullehrer bei Walk sich
inge Zeit hindurch nicht der Gunst der Geistlichen, und
erade auch solcher der kirchlichen Richtung, zu erfreuen
atte. — Die Bibelgesellschaften nahmen ihren Anfang
n reformirten England und sind unabhängig von der
irchlichen Richtung zur Geltung gekommen. — Die Un-
erstützungskasse ging nicht von Männern der kirchlichen
ichtung aus, sondern von denen, welche diese Richtung
ahre lang zu ihren Gegnern zählte, und man weiß, mit
elcher Mißgunst der ihr correspondirende Gustav Adolph-
erein von Seiten der lutherischen Pastoren Deutschlands
sher betrachtet worden ist und noch jetzt im Ganzen be-
achtet wird. Das zeigen auch die Mittheilungen aus der
utherischen Landeskirche Bayerns, Dorpater Zeitschrift ꝛc.
862 Heft III. S. 416. Endlich die Missionsthätigkeit,
i es die innere, sei es die äußere, ist nicht von der kirch-
ichen, sondern vielmehr von der pietistischen Richtung aus-

gegangen. Der erste lutherische Missionär Ziegenbalg mußte im Anfange des vorigen Jahrhunderts durch das Hallesche Waisenhaus aufgesucht werden, und die jetzt in Leipzig von der kirchlichen Richtung betriebene Mission thut gewiß wohl daran, nicht gerade viel Rühmens von sich zu machen. Sie ist ein Werk, zu dem die Gemeinden nur beizusteuern haben, das aber in Europa wie in Ostindien, ihrem Arbeitsfelde, fast ganz von Theologen geleitet wird. Ihre inneren Zwistigkeiten, wie ihr Verhältniß zu den übrigen Confessionen sind lange beklagenswerth genug gewesen, und ihre Erfolge sind mindestens nicht bedeutender, als die andrer Gesellschaften. — Die innere Mission Wichern's aber hat als nicht strengkirchlich lange genug das Schicksal des Gustav Adolph-Vereins in den Augen der lutherischen Pastoren getheilt. Vielleicht wird dieses Institut bei ihnen jetzt mehr Anerkennung finden, nachdem die öffentliche Meinung angefangen hat, ihm ihre Sympathien zu entziehen. — Wenn dagegen mein Gegner zum Erweise, daß ich mich in der Beurtheilung der gegenwärtigen kirchlichen Verhältnisse geirrt habe, speciell auf unsere livländische Landeskirche und ihre Zustände sich beruft, so wird er dabei wohl nicht die Gebildeten in unsern Gemeinden im Auge gehabt haben. Im Allgemeinen legt sich ihre Stellung zur Kirche und gerade zur kirchlichen Richtung unter den gegenwärtigen Geistlichen in den beiden oben citirten Feuilleton-Artikeln der rig. Zeitung leider in nur zu klaren Ausdrücken dar. Es ist eine Kluft zwischen ihnen und uns da, eine höchst beklagenswerthe Kluft, über die wir uns um so weniger hinwegsetzen können, als wir sie leider in einem großen Theile der protestantischen Christenheit wiederfinden. Diese hat Rothe im Auge, wenn er a. a. O. S. 98 sagt: „wir Geist-

lichen wissen unsern Gemeinden, zumal als Gemeinden, nicht mehr recht beizukommen, und unsere Gemeinden finden keinen Weg, nahe an uns heran zu gelangen." Es könnte also nur auf unser Verhältniß zu den Nationalen gehen, wenn der Verfasser der „Antwort" sagt, daß ihn meine Schilderung unserer Wirksamkeit in Erstaunen gesetzt habe S. 513. Gerade dieser Punkt war es auch, der die Majorität der livländischen Synode dazu bewog, zur Ueberschrift der „Antwort" hinzuzusetzen: „Auf Wunsch der Synode gedruckt." Mir wird namentlich die Berufung auf das Jahr 1845 verargt, denn es sei seitdem schon so sehr Vieles anders und besser geworden, — und gerade unter dem Einflusse der kirchlichen Richtung. Daß diese 18 Jahre nicht spurlos an uns vorübergegangen sind und namentlich das Jahr 1845, — das hoffe ich gewiß; daß die Besserung unsrer kirchlichen Verhältnisse aber von großem Belang ist, kann ich nicht glauben, ehe sich das in einer Zeit abermaliger Prüfung erweist, und mahne nur noch an das Jahr 1861. In diesem kam wieder die Lust zum Auswandern nach Rußland über einen großen Theil der Nationalen Livlands. Es schien damals nicht, als ob die mit einer Auswanderung aus Livland verbundenen religiösen Uebelstände, die ihnen doch die betreffenden Amtsbrüder gewiß klar gemacht haben, der Lust zur Auswanderung das Gegengewicht zu halten im Stande gewesen wären. Das nenne ich noch immer lau sein gegen die religiösen Interessen. — Doch wir haben ja jetzt ein anderes Urtheil über 1845, als das meinige, und ein Beispiel dafür, wie die Ansicht meiner verehrten Gegner vor diesem bestanden hat. Propst Willigerode hat voriges Jahr Harms in Hermannsburg besucht und schreibt über seine Unterredung mit ihm, wie folgt: „Allerdings sagte er mir, als wir so nebenein-

ander saßen und plauderten, unter Anderem: der Abfall unseres Volkes vom Glauben der Väter, wie wir ihn in unsern jammervollen, kläglichen Jahren hatten, spreche gegen den kindlichen Glauben, den ich an ihm preise, und die Größe unsrer Pfarrgemeinden mache genügende und gedeihliche Seelenpflege schlechterdings unmöglich, womit ich denn so ziemlich mit meinem Erheben unsrer Zustände über die Teutschländischen an die Luft gesetzt war, und einigermaßen wie die Butter an der Sonne dastand." (Der pater Zeitschrift 1862, Heft IV. S. 572.) Sapienti sat!

Zu den von mir aufgeführten und von der „Antwort" nicht beanstandeten Belegen dafür, daß die kirchliche Richtung nichts Praktisches schaffe, was Aussicht auf Bestand hätte, ist jetzt noch ein neuer hinzugekommen. Im April 1862 beschenkte der, mit Theologen dieser Richtung umgirrte König von Hannover die Kirche dieses Landes mit einem neuen Katechismus. Die Gemeinden erhoben sich aber auf Grund der Verfassung gegen dieses Geschenk. Seine Einführung wurde sistirt und soll jetzt von einer demnächstigen Berathung der Landes-Synode abhängig gemacht werden. Und daß dieses, abgesehen von dieser verfassungswidrigen Art der Einführung, nicht ganz ohne Grund geschehn ist, erweist die Zeitschrift für Protestant und Kirche Band XLIV. Heft 3, S. 186, wo sie ausdrücklich bei allem sonstigen Lobe hervorhebt, daß die Behandlung der Frage in Betreff der Kirche „einer theologischen Controverse der Jetztzeit, wenn auch vorsichtig, so doch für den Sachkundigen wohl bemerkbar, Einlaß in den Katechismus gewährt hat."

Fassen wir schließlich das Resultat unsrer bisherigen Erörterungen zusammen, so ergiebt sich uns, daß die moderne kirchliche Richtung, seit ungefähr 20 Jahren aufge-

kommen ist der Theologie, weder eine besondere Treue gegen Gottes Wort, noch eine rechte Nüchternheit bewiesen, sondern bei ihrem grundsätzlichen und unfreien Hervorheben der alten Dogmatik einerseits in gewissen Beziehungen und namentlich einzelnen Ausläufern eine bedenkliche Neigung zum Romanisiren, und andrerseits einen fühlbaren Mangel an Erfolgen auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens gezeigt hat. Wenn aber die mir ertheilte „Antwort" dem gegenüber die Theologie dieser Richtung die „im Wissen und Leben einheitliche und selbstständig freie, die Theologie aller Zeiten" benennt, so hat sie damit selbst die Befangenheit ihres Urtheils documentirt, — eine Befangenheit, die es ihr unmöglich macht, auf die aufgeworfene Frage eine unparteiische und befriedigende Antwort zu geben. Denn gerade diese Richtung ist es, unter deren Herrschaft die nicht zu leugnende Kluft zwischen Geistlichen und Laien sich so weit aufgethan hat, daß entweder die Einen die Andern ruhig dahin gehn lassen, ohne noch einen Einfluß auf einander zu üben, oder daß es zu ernstlichen Conflicten kommt. Die Geschichte unsrer Tage bietet für Beides hinreichende Belege. Und wohl erklärlich ist dieser Erfolg der kirchlichen Richtung. Von dem starken Selbstgefühl, mit dem sie alle ihre Vertreter erfüllt, wie das ja auch in der „Antwort" hervortritt, von dem Mangel an nüchterner Besonnenheit, die sich uns namentlich in ihrer Exegese zu Tage gelegt hat, von ihrer Vorliebe für alte Dogmen, alte Gebräuche und alte Institutionen kann nicht ein Eingehn auf die jetzt lebende Menschheit erwartet werden. Sie verwirft deren Bestrebungen als nicht in ihr System passend, verliert dadurch den Einfluß auf sie und giebt sie dann auf. Rothe sagt a. a. O. S. 44: „noch weniger begreife ich bei den diesen Unkirchlichen gegenüberstehenden „Gläubigen"

den Gleichmuth, mit dem sie zusehn, wie die großen Schaaren jener beharrlich der Kirche den Rücken kehren." Der Gleichmuth, der die Dinge so weit hat kommen lassen, ist allerdings nicht zu begreifen. Nicht will ich um dieses Gleichmuths willen die einzelnen Vertreter dieser Richtung unter den Geistlichen anklagen. Sie mögen selbst oft und schwer genug daran tragen, daß dem so ist. Aber wenn man nur trägt und keine Abhilfe schafft, — und man kann keine schaffen, so lange man da den Grund nicht suchen will, wo er liegt, — dann zieht man sich doch zuletzt nicht unverdient solche Vorwürfe zu. Das ist das Schicksal derer, die auf dem Boden dieser Richtung stehn. Sie macht sie indifferent gegen die, die ihre Anschauungen nicht theilen, und erzürnt sie gegen die, die sie tadeln. Auch mir mit meiner Mahnung ist es so gegangen, obgleich, wie selbst mein Gegner zugiebt, ich „gemäßigt" gesprochen habe. Die erhaltene „Antwort" bestätigt recht die Begründetheit der Frage: „wo hinaus das führen soll?" Und daß ich mit meiner Anschauung der Sachlage nicht „isolirt" dastehe, beweist Rothe a. a. O. S. 49: „was nach menschlicher Rechnung (und eine andre dürfen wir doch hier nicht machen, wenn wir nicht Gott versuchen wollen) in der Zukunft bevorsteht, wofern wir in der bisherigen Bahn bleiben, ist mir nicht zweifelhaft: die Kluft zwischen dem Volke und der Kirche wird sich nur immer mehr erweitern."

2.

Wir kommen zum zweiten Hauptpunkte unsrer Erörterungen, nämlich zu der Frage: **ob und worin wir als Christen und Geistliche auf unsre Zeit einzugehn haben?**

Die „Antwort" giebt uns hierüber keine genügende Auskunft. Denn wenn auch S. 540 die allgemeine An-

deutung vorkommt, „es gebe gewiſſe Sphären, in denen die Theologie gewiſſe Eigenthümlichkeiten unſrer Zeit mit Segen für ſich und die Zeit wird ausbeuten können und müſſen", — ja wenn auch das geradezu in Bezug auf den Ausbau der Kirchenverfaſſung, wie des Gemeindelebens S. 541 zugegeben wird, — ſo ſind dieſe Andeutungen doch theils zu vereinzelt, theils ſtehen ſie zu unbegründet da, um von irgend einem Belange zu ſein. Ja, es widerſprechen ihnen andere Sätze geradezu, z. B. S. 536: „je feſter die Theologie auf ihrer eignen Baſis ſteht, je unverworrener ſie mit der Zeit bleibt, um ſo geeigneter, um ſo williger muß ſie ſein die Zeit zu verſtehn und ihr ſich verſtändlich zu machen." Wir werden uns daher darauf beſchränken, unſere Anſicht unter gelegentlicher Abweiſung der gegneriſchen Angriffe darzulegen.

Haben wir auf unſere Zeit einzugehen? — Für den Gebrauch des Wortes „Zeit" bei Erörterung der von mir geſtellten und erörterten Frage empfange ich, obgleich doch die geſammte profane wie geiſtliche Literatur der Gegenwart ſich dieſes Wortes ohne weitere Erklärung bedient, von meinem geehrten Gegner einen bitterböſen Vorwurf und werde belehrt S. 515, daß ſtatt dieſes Abſtractums beſſer der concrete Begriff „der dem Einfluſſe der Zeit unterworfenen Menſchheit" anzuwenden ſei. Dieſe Subſtitution kann ich nicht acceptiren. Denn wir kommen damit weder von dem Abſtractum „Zeit" — wie erſichtlich iſt, — los, noch genügt ſie dem, was ich hier unter dem Worte „Zeit" verſtehe. Ich habe das, was ich in „Wo hinaus?" hierüber ſage S. 31 und 32, ausdrücklich von unſrer Zeit geſagt, d. h. von der Gegenwart, als dem Producte und Reſultate der Vergangenheit. Wenn wir überhaupt an einen geſchichtlichen Verlauf der menſchlichen

Entwickelung glauben, und ganz beſonders, wenn wir dieſe unter Gottes Leitung wiſſen, können wir keine Stufe derſelben anders begreifen und recht erfaſſen, als auf Grund der Vergangenheit. Bei ruhiger Entwickelung liegt der Zuſammenhang mit dieſer auf der Hand, aber er zeigt ſich auch in bewegter Zeit dem aufmerkſamen Beobachter. — Im Zeitalter der Reformation z. B., das doch ein bewegtes war, ſehn wir ſchon vor dem Beginne dieſer das an den Werken des Alterthums neuerwachte Geiſtesleben, die durch die Abhängigkeit von Rom beleidigte ſittliche Thatkraft und das tiefe, durch leeren Ceremoniendienſt unbefriedigte religiöſe Bewußtſein der deutſchen Nation als die Anzeichen davon, daß die bisherigen Pfade für den Gang des religiöſen Lebens nicht genügen würden. Als Gott die Männer gab, welche dieſes erkennend die Bande der römiſchen Prieſterherrſchaft und des römiſchen Ceremonienweſens durch das Hervorheben der Rechtfertigung allein durch den Glauben brachen und das mit Hülfe der neugewonnenen Sprachkenntniſſe aus der Schrift begründeten, brach das Alte zuſammen und erhob ſich die Neuzeit, ohne daß ſie doch losgeriſſen von der Vergangenheit dageſtanden hätte. Wenn ſich dann den Bewegungen der damaligen Zeit die Sünde der Menſchen beigeſellte und in den Beſtrebungen eines Hutten, oder in dem Aufruhre der rohen Bauern oder in den Bilderſtürmereien eines Karlſtadt ans Licht traten, ſo waren die Reformatoren gewiß im Rechte, dieſen Strömungen ſich nicht blos zu entziehen, ſondern auch entgegen zu treten. Sie hätten aber nie die Reformation vollbracht, wenn ſie um ſolcher Beimiſchung der Sünde willen jene berechtigten Bewegungen der damaligen Zeit nicht als ſolche erkannt und erfaßt hätten, oder mitten in ihrer Arbeit an ihrem Werke irre geworden wären.

Wie ihnen die Prüfung dieſer verſchiedenen ihre Zeit bewegenden Beſtrebungen nicht erſpart war, ſo iſt das auch uns nicht erſpart. Und auf welchem Gebiete des Wiſſens und Lebens wären wir überhaupt ſolchen Prüfens überhoben? Wie nirgends, ſo auch nicht hier auf dem Gebiete der Zeit, auf dem Gott, der Lenker der Geſchichte, ſelbſtgewollte und daher berechtigte, aber auch Ihm mißfällige und alſo ſündige Beſtrebungen an uns herantreten läßt, zwiſchen denen wir wohl, ſie reiflich prüfend, wählen, die wir aber nicht ohne Weiteres verwerfen und abweiſen können, ja bei deren Wahl ein Fehlgriff oft nicht blos erfolglos bleibt, ſondern ſich auch bitter rächt. Wer aber nicht blos durch die allgemeine Entwickelung ſich gleichſam mühſelig fortſchieben laſſen, ſondern wie es ſolchen, die Führer Andrer ſein ſollen, zukommt, Träger der Entwickelung ſein will, der muß, gleich jenen Männern, im Stande ſein, nicht nur die gottgewollten Beſtrebungen ſeiner Zeit zu erkennen, ſondern ſo zu erfaſſen, daß er bereitwillig auf ſie eingehend, ſie recht eigentlich fördert und leitet.

Dem Einfluſſe ſolcher von Gott heraufgerufenen, geſchichtlich gewordenen Bewegungen der Zeit unterliegt nicht blos die ganze Menſchheit als ſolche, ſondern auch die Chriſtenheit, inſofern ſie zu jener gehört. Das giebt die „Antwort" zu, wenn ſie ſagt, S. 515: „die unter dem Einfluſſe der Zeit ſtehende Menſchheit, iſt entweder Publikum . . . oder chriſtliche Gemeinde, ſofern ſie aus Waſſer und Geiſt wiedergeboren iſt zu dem mit Chriſto verborgenen Leben in Gott." Wir ſehn gänzlich ab vom Publikum, das auffallend genug, obgleich es wenigſtens bei uns aus den gebildetern Schichten unſrer doch chriſtlichen Geſellſchaft beſteht, und zwar einen weſentlichen Beſtandtheil dieſer ausmacht, durch ein entweder .... oder .... von der chriſt-

lichen Gemeinde unterschieden und, wie es scheint, von ihr ausgeschlossen wird. Denn sobald die christliche Gemeinde auch, — ganz davon abgesehn, ob diese Definition derselben mit der der Augsburgischen Confession Artikel VII stimmt — zu der unter dem Einflusse der Zeit stehenden Menschheit gehört, so ist jede fernere Bezugnahme aufs Publikum, von dem ich gar nicht gesprochen hatte, unnütz. Meine Forderung, uns nicht von unsrer Zeit zu isoliren, sondern in sie einzutreten, ist, sobald der Einfluß der Zeit auf die Christenheit in seiner Berechtigung anerkannt wird, auch berechtigt, es müßte denn sein, daß in unsrer Zeit gerade sich vorzugsweise gottwidrige sündhafte Bestrebungen geltend machten.

Hören wir zuerst die „Antwort" über unsre Zeit urtheilen. S. 524 heißt es: „an die Zeiten vor ihr gehalten ist unsre Zeit gewiß insofern besser, als das Zeitengesetz ein Zahlengesetz ist ꝛc. Dieses Bessersein ist aber nichts weiter als Entwickelterſein." Nachdem mein Gegner dann mir vorgeworfen, ich hätte bei meinem Zeitenruhme die Sünde übersehn, — was ich durchaus nicht zugebe, — wirft er S. 525 unsrer Zeit vor, es mangele ihr an dem Bußgefühl dafür, „daß sie ihre Sünden zugleich ausschäumt und in ihren Strudel nicht allein die gottgewollte Gottseligkeit und Kindlichkeit früherer Zeiten, sondern zum Theil auch die selbstgewollten Freiheiten und Rechte niederzieht ꝛc." Wir wollen absehn von manchen ungegründeten Behauptungen, wie z. B. der, daß das Zeitengesetz ein Zahlengesetz sei, was sich aus der Geschichte leicht widerlegen läßt, und danach aussieht als wäre es zur Herabsetzung unsrer Zeit angeführt. Wenn aber das Bessersein unsrer Zeit in nichts Weiterem als in einem Entwickelterſein bestehn soll, und ihr der Mangel an Bußgefühl dafür,

daß sie die gottgewollte Gottseligkeit und Kindlichkeit früherer Zeiten in ihren Strudel niedergezogen, vorgeworfen wird, so kann ich das nur so verstehn, daß in religiöser und wahrscheinlich auch moralischer Beziehung die Entwickelung unsrer Zeit zurückgeblieben ist, oder gar Rückschritte gemacht hat. So gewiß eine solche Möglichkeit zugegeben werden muß, so gewiß muß die Wirklichkeit eines solchen Mangels nachgewiesen werden. Die „Antwort" hat das nicht gethan. Wir bestreiten ihr daher die Richtigkeit dieser Behauptung und wollen unsre Gründe für das Gegentheil angeben. In moralischer Beziehung steht es besser als vor 100, 200 und 300 Jahren. Das beweisen uns die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" von Freitag, an eingehenden urkundlich erzählten Beispielen. Ja die moderne Bildung stellt mit Bewußtsein an sich die Forderung einer sittlichen Entwickelung, wofür wir nur beispielsweise anführen Dr. Lazarus: „Das Leben der Seele", wo er des Weitern über Bildung handelt, dort heißt es S. 9: „vornehmlich von dem Gebildeten verlangen wir Erfüllung dessen, was die Sittlichkeit vom Menschen fordert." — Wenn aber in religiöser Beziehung die heutige Entwickelung den Fall der Gottseligkeit und Kindlichkeit früherer Zeiten mit sich geführt hat, so braucht das noch gar nicht wider Gottes Willen geschehn zu sein. Weil die Gottseligkeit früherer Zeiten gefallen ist, so ist die Gottseligkeit überhaupt der unsrigen nicht abhanden gekommen. Rothe sagt a. a. O. S. 47 in Bezug darauf: „Der geistige Horizont des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts ist ein für allemal untergegangen, auch für die christliche Frömmigkeit als specifisch evangelische. Ihn wieder heraufzubeschwören, dazu reicht keine menschliche Macht hin", und fährt dann S. 48 fort: „Die Kirche hält

dieſe moderne Bildung für eine unchriſtliche, weil das Chriſtliche in ihr nicht das bisherige altherkömmliche Gewand des Chriſtlichen trug, ſondern im Hausrocke des einfach Menſchlichen einherging .... Aber deßhalb war und iſt ſie doch nicht minder an ſich wirklich ein Fortſchritt in der geſchichtlichen Entfaltung und Realiſirung des Chriſtenthums, und der Erlöſer, der ſie heraufgeführt hat durch ſeine Leitung der Geſchichte, läßt ſie ſich durch keine menſchliche Kurzſichtigkeit, wenn ſie es noch ſo gut meint, wieder herausdrängen." So urtheilt einer der bedeutendſten Theologen der Gegenwart. Wie ganz anders lautet das, als wenn wir in der „Antwort" S. 538 leſen: „nie aber kann und darf es kommen, daß die Theologie mit ihrer Lehre dem gegenwärtigen Jahrhunderte nicht dienen kann", — oder gar S. 540: „und die Zeit verſteht das auch; ſie verſteht, daß dieſe Theologie ihr Kind nicht iſt, und das heißt recht verſtanden." Wie fährt doch unſre kirchliche Richtung hoch und ſicher einher! wie ſind ihre Augen geblendet durch ihre eigne Herrlichkeit! Aber wohlthuend iſt es nach ſolchen Ausſprüchen wie dieſe, wieder einmal Worte, wie jene Rothe's, zu vernehmen.

Faſſen wir nun das bisher Erörterte zuſammen, ſo ergiebt ſich uns als Reſultat, daß wir den Anforderungen der jedesmaligen Zeit, die im Verlaufe der unter Gottes Leitung geſchehenen Entwickelung der Menſchheit an uns herangetreten, nicht blos im gewiſſen Sinne unterworfen ſind, ſondern ſobald ſie ſich als nicht gottwidrig erweiſen, bereitwillig auf ſie einzugehen haben. Ja auch unſre Zeit kann das mit Recht von uns fordern, denn ſie iſt keine vorzugsweiſe gottwidrige, ſondern vielmehr eine in vielen Beziehungen entwickeltere als die frühern Zeiten, und

hat darum ein um so besseres Recht, von uns ein Eingehn auf sich zu verlangen.

Welches sind nun die Bestrebungen, die unsre Zeit beherrschen, und uns zum Eingehn auf sich auffordern? Die Geschichte der letzten 100 Jahre läßt sie uns nicht blos selbst in immer deutlicheren Umrissen erkennen, sondern auch die Ursachen, aus denen sie hervorgingen. Auf dem Gebiete des Wissens haben die großen Geister der deutschen Nation, Lessing, Kant, Fichte, Schelling, Schleiermacher ꝛc., ein neues Betreiben der Wissenschaft, überhaupt ein neues Denken angebahnt. Es wurde gerungen nach Erforschung und Erkenntniß der Wahrheit auf allen Gebieten des Wissens und Lebens. Und zwar zeichnet sich dieses Ringen der Neuzeit vorzugsweise durch eine ins Detail gehende Forschung aus, um auf Grund dieser zu sichern allgemeinen Resultaten zu gelangen. So in der Geschichte, den Naturwissenschaften ꝛc. Es ist ein Drang nach begründeter Erkenntniß der Wahrheit, wie ihn in seiner Treue und Gewissenhaftigkeit nur eine vom Christenthum getragene Bildung erzeugen kann. — Auf dem Gebiete des Lebens aber ringen die Völker Europa's nach Verwirklichung der seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts im Principe feststehenden persönlichen Freiheit des Einzelnen. Daher zeigt sich allenthalben das Zusammensinken feudaler und das Entstehen repräsentativer Institutionen. In diesen meinen sie die Garantie für den Bestand der Freiheit gefunden zu haben. Das ist aber die Uebertragung dessen, was die Reformation auf religiösem Gebiete begonnen, auf das politische. Das Christenthum der Reformation ist der Träger des Princips der persönlichen Freiheit. Weder das Heidenthum der alten noch der neuen Zeit kennt das. — Auf dem Gebiete des Lebens zeigt sich

uns endlich noch ein anderes Streben der Gegenwart, — nämlich das, Einzelne wie ganze Völker einander nahe zu bringen und mit einander zu verbinden. Mögen Eisenbahnen, Dampfschifffahrt ꝛc. das anscheinend nur äußerlich bewirken, so bleibt es das nicht. Mit der äußern Annäherung vollzieht sich langsam aber sicher eine innere. Und ist das keine christliche Idee? Das Wort „katholisch" deutete ja schon früh an, daß die Kirche sich ihres ökumenischen Charakters wohl bewußt war. Annähern nicht blos, sondern einigen will sie alle Menschen unter das Regiment des Einen Herrn. Keine dieser Bestrebungen ist gottwidrig, sondern sie ruhen im Gegentheil auf christlicher Grundlage und dabei haben sie für die Jetztzeit den Charakter von unerläßlichen Forderungen. Wir haben also Veranlassung genug uns zu fragen, wie wir ihnen auf unserm Gebiete entsprechen werden?

Dem Streben nach freier Erforschung der Wahrheit werden wir als protestantische Theologen nicht entgegen sein können, ja selbst wenn die freie Forschung zur Alles, auch die heil. Schrift bis ins Detail hinein prüfenden Kritik wird. Oder sollen wir ihr auf Grund der alten Dogmatik oder der Symbole des sechszehnten Jahrhunderts ein „Bis hierher und nicht weiter" zurufen? Oder können wir ihr den Weg vorschreiben, den sie wandeln soll? Sie ist eine Macht, die, unbekümmert um unser Veto, weiter schreitet. Doch es scheint als ob die „Antwort" das anerkennt, denn auch sie spricht die Nothwendigkeit der Kritik aus, wenn sie sagt: „die historische Kritik sichert der Theologie die Reinheit aller ihrer Disciplinen", S. 529. Aber wenn Rothe oder Kahnis, — abgesehen von den schon früher angeführten Fällen, — die nicht abgeleugnet werden, — die Lehre vom Kanon oder der Inspi-

ration der heil. Schrift nun wirklich kritisiren, so erschallt aus allen Reihen der kirchlichen Richtung das Verdammungsurtheil. Auch unsre livländische Synode hat eins gebracht. Oder ist das keine historische Kritik? — Rothe geht freilich noch weiter und sagt a. a. O. S. 48: „Es ist platterdings unmöglich (und bei ruhiger Ueberlegung müssen wir uns ja freuen, daß dem so ist), daß in der Entwickelungsperiode der Christenheit, in deren Anfängen wir stehn, — um mich auf die Cardinalpunkte zu beschränken — die altkirchliche Vorstellung von der heil. Schrift und ihrer Inspiration, die athanasianische oder irgend welche wirkliche Trinitätslehre, die chalcedonensische Lehre von der Person Christi, die anselmische oder irgend welche andere juristische Genugthuungslehre, die Lehre von einer, wie auch immer verhüllten, Magie der Wirksamkeit der Sacramente u. s. w. je wieder im Großen die ehrliche Ueberzeugung der Gebildeten werden, wenn auch Einzelne von diesen auf individuelle Veranlassungen und Motive hin (ich meine persönlich völlig ehrenwerthe), sich gerade auf dergleichen Dogmen leidenschaftlich piquiren mögen." Vielleicht geht Rothe hier weit. Das aber glaube ich doch bekennen zu müssen, daß wir eben so wenig in den Zweifeln und Fragen der Laien blos Vorwitz und Unglauben, als in der Alles prüfenden Arbeit der wissenschaftlichen Kritik blos die Sucht zu negiren suchen dürfen. So unangenehm dieses Fragen und Prüfen oft auch auftritt, so ist es doch viel öfter als wir glauben aus dem Verlangen nach Wahrheit hervorgegangen, — einem Verlangen, dem wir zumal auf dem religiösen Gebiete die Berechtigung nicht streitig machen können. So gewiß „die religiösen Thatsachen — die äußern wie die innern — für alle Zeiten feststehn und ewig jung bleiben" (Rothe) und eine

Kritik, welche diese angreift, schlägt sich selbst, — so gewiß können die eigentlich kirchlichen Dogmen in der Weise, wie wir sie bisher gelehrt haben, sich nicht forterhalten und werden das Läuterungsfeuer der Kritik durchmachen müssen. Das sehen wir jetzt schon sich vollziehen an der Lehre vom Kanon und der Inspiration, und dieses Feuer scheint noch nicht dem Verlöschen entgegen zu gehen.

Das Streben nach persönlich freier und selbstständiger Entwickelung des Einzelnen mahnt uns ferner daran, diese auch allen Gliedern der Kirche auf kirchlichem Gebiete zu verschaffen. Es ist eine unbedingte Nothwendigkeit geworden, den Gemeinden für ihre eigne Verwaltung, wie bei der Theilnahme am Kirchen-Regimente und an der Synode eine angemessene Vertretung zu gewähren. Die „Antwort" meint, die presbyterialen Institutionen wären das einzige von den von mir genannten Mitteln, unsrer Zeit wieder näher zu treten, das die Herren der kirchlichen Richtung approbiren könnten, „wenngleich auf anderem Boden gewachsen, als Du wünschest." Es thut mir leid, daß mein Gegner den Boden nicht namhaft gemacht hat, auf dem er diese Institutionen anbauen will. Wir haben schon mancherlei Versuche mit denselben erlebt. In Preußen z. B. ist als Erforderniß der zum Gemeinde-Kirchenrath zu Wählenden festgesetzt, daß sie 30 Jahre alt sind, an den kirchlichen Gnadenmitteln theilnehmen und durch ihr bisheriges sittliches Verhalten des kirchlichen Ehrenamtes würdig erscheinen. Um aber den Gräueln einer Urwahl zu entgehen, sollten der Pfarrer, der Patron, und die von diesem ernannten Kirchen-Vorsteher unter Leitung des Superintendenten mindestens die doppelte Anzahl der zu Wählenden namhaft machen, aus denen die Gemeinde dann wählt. (Hase, die evang.-prot. Kirche des deutschen

Reichs S. 308 ꝛc.) Für künftige Wahlen geschieht dieser Vorschlag durch den Gemeinde-Kirchenrath selbst. Hase nennt dies eine Wahlordnung des Mißtrauens und nicht des Vertrauens, und gewiß mit Recht. Seit über 10 Jahren existirt diese Einrichtung, aber ins Leben kann sie nicht wirklich getreten sein, da noch im vorigen Jahre ein Prediger sich der Einführung von Gemeinde-Aeltesten in seiner Gemeinde widersetzte. Und nirgends ist sie, trotz dem daß die sie begleitenden Erläuterungen an ihr die schöne Vereinigung der geschichtlich berechtigten Cooptation mit der Wahl durch die Gemeinde rühmen, von einiger Bedeutung geworden. Nicht einmal zu Kreissynoden hat man es in den östlichen Provinzen Preußens gebracht.

In Bayern dürfen die selbstständigen, christlich gesinnten Mitglieder der Gemeinden so viel Wahlmänner wählen, als jede von diesen Geistliche hat. Für die weltlichen Abgeordneten zur Synode ist die Bedingung das durchlebte 25. Lebensjahr, christlicher Wandel, und durch Theilnahme am Gottesdienste und Abendmahl bewährte kirchliche Gesinnung. Zu geistlichen Abgeordneten wurden 1849 fast nur Dekane erwählt, so daß unter 66 solchen nur 8 oder 9 einfache Pfarrer waren. Und noch ist das so, denn 1862 waren wieder nur 9 Pfarrer unter allen geistlichen Abgeordneten. „Es ist also", klagen die Mittheilungen aus dieser Landeskirche, Dorpater Zeitschr. 1862, III. Heft S. 420, „die ganze Synode mehr eine Vertretung des Kirchen-Regiments, als der Kirche selbst." Selbst wenn der Vorwurf gegründet wäre, so fiele er nur auf die Geistlichen, die doch die einflußreichsten Wähler sind, zurück. Es scheint mir aber, so wenig ich dieses Mißverhältniß in Schutz nehmen will, zumal jetzt ungerecht zu sein, nachdem die Parität der weltlichen und geistlichen Abgeordneten schon

erreicht und für die Zukunft die Oeffentlichkeit der Sitzungen beschlossen ist.

In Oldenburg dagegen werden 17 weltliche Abgeordnete und von denselben Wählern 12 geistliche zur Synode gewählt, zu denen der Großherzog auf Vorschlag des Ober-Kirchenraths noch 5 geistliche ernennt. In den Gemeinde-Versammlungen haben alle volljährigen, selbstständigen Männer Stimmrecht, die nicht durch Religionsverachtung und unehrbaren Lebenswandel öffentliches Aergerniß geben. Die Pfarrgemeinden eines Kreises bilden die Kreisgemeinde, ihre Vertretung die Kreis-Synode. Zu ihr gehört jeder Pfarrer einer Gemeinde mit 2 Aeltesten. Diese wählen die geistlichen und weltlichen Abgeordneten zur Synode, die alle 3 Jahr vom Großherzoge berufen wird. Nur im Einverständnisse mit dieser kann der Großherzog Kirchengesetze erlassen oder abändern, und ist überhaupt an die Beobachtung der Verfassung gebunden, während die Kirche im Uebrigen von der eigentlichen Staatsregierung ganz unabhängig ist. Und als Resultat führt Wilkens (allgem. kirchliche Zeitschr. von Schenkel 1861, 3. Heft S. 189) an: „niemals treten Conflicte zwischen der Synode und dem Ober-Kirchenrathe hervor. Wohl aber seien Kräfte als im Schooße der Kirche vorhanden an's Licht getreten, auf die für die Zukunft hoffnungsvoll gebaut werden möge." —

Danach kann ich nicht leugnen, daß ich weder von der Vereinigung der Cooptatio nmit der Gemeindewahl noch von Synoden, auf denen dem Laienelemente nur mit Widerstreben eine wirksame Vertretung gewährt wird, eine gedeihliche Entwickelung der Kirche erwarte. Das Beispiel der angeführten drei Kirchen-Verfassungen scheint vielmehr ein freies und vertrauensvolles Eingehen auf die Wünsch-

und Bedürfniſſe der Laienwelt anzurathen. Denn offenbar iſt das in Oldenburg im größeſten Maaße geſchehen und entſchieden von ſegensreichem Erfolge geweſen. Wenn wir nun auch, wie die „Antwort" ſagt S. 518, „unſerm ganzen Kirchen-Vorſtande eine geiſtlichere, in das Gemeindeleben eingreifendere Stellung wünſchen, ſei es nun indem er Theil nimmt an den Synoden, ſei es auf anderem Wege", — ſo genügt das jedenfalls nicht. Kommt man nie über das Wünſchen hinaus und weiß keine Wege ausfindig zu machen, wie ſich das Gewünſchte verwirklichen läßt, ſo ſieht das Wünſchen zuletzt aus, als wünſchte man das nicht, was man zu wünſchen behauptet. Gerade wir haben uns um ſo mehr vor ſolchem Schein zu hüten, als es uns Lutheranern nicht mit Unrecht immer vorgeworfen worden iſt, wir wären die Paſtorenkirche, bei uns hätte das Laienelement keine Vertretung und überhaupt keine Geltung. Döllinger hat das in ſeiner Weiſe neuerdings wieder ausgebeutet. Und ſelbſt die Zeilen der „Antwort" verrathen nur zu oft, wie vor den Geiſtlichen, den Theologen, die Gemeinde in den Hintergrund treten muß.

Wir kommen endlich zu der dritten, in unſrer Zeit ſich hervorthuenden Beſtrebung nach Annäherung des Geſchiedenen, nach Einigung deſſen, was durch hiſtoriſch gewordene oder räumlich gegebene Schranken getrennt iſt. Wir Proteſtanten zerfallen in vielerlei Confeſſionen und Denominationen und ſind nach Ländern und Provinzen traurig genug geſpalten. Unſer alter Feind nach außen hin, die römiſche Kirche, hat das oft zu benutzen gewußt und benutzt das noch, um uns herabzuſetzen und uns zu ſchaden. Und was das innere Leben betrifft, ſo leidet es auch unter dieſer Vereinzelung jeden Theiles. Warum verbindet uns kein Band der Brüderlichkeit, der Freundſchaft? Ja, wir

meiden jede Annäherung und nehmen eine oppositionelle Stellung gegen einander ein, z. B. Lutheraner und Reformirte. Das Wenigste, was darin gefordert werden kann, ist eine wahre und aufrichtige Toleranz. Die „Antwort" sagt freilich S. 514: „die Welt fordert, wie Du sagst, nur Toleranz, die Theologie muß heiligende und beseligende Liebe leisten." Uns ist hier das Wort Theologie wieder bezeichnend gewesen. Der Gemeinde mit ihrem Glauben und ihrer Liebe wird nicht Erwähnung gethan. Die Theologen, die Herren der kirchlichen Richtung, sind es, auf die es allein ankommt. Die müssen heiligende und beseligende Liebe leisten. Aber leider thun sie es nicht. Es sind nur wenige Jahre her, als das Wort jenes Führers der Kirchlichen, daß er mit einem Reformirten nicht zusammen beten könne, durch alle theologischen Zeitschriften ging. Und als auf der letzten bayerischen General-Synode die Löhe'sche Partei „auf Abstellung der im Lande hin und wieder gebräuchlichen Abendmahlsgemeinschaft zwischen den Lutheranern und den Gliedern andrer kirchlichen Gemeinschaften" antrug, war Professor Thomasius es, der sich der Sache annahm. Die übrige Synode, auch Harleß, verwarf den Antrag aufs Entschiedenste, — zum Leidwesen des Herrn Correspondenten a. a. O. S. 430. Der Herr Professor aber meinte, die richtige Praxis müßte gegenüber der laxen wenigstens ausgesprochen und gewahrt werden. Das that von allen Gliedern der Synode der Vertreter der Theologie. Das war die beseligende und heiligende Liebe, die immer das Seelenheil der Andersgläubigen bei der Toleranz gefährdet sieht, und diese um deßwillen von sich stößt, sobald sie sich ihr nicht beugen. Es ist nach ihr unverzeihliche Laxheit, dem Andersgläubigen seinen Glauben zu lassen. Er muß durchaus auch in

die eine allein ſeligmachende Form des Glaubens hineingebracht werden, wenn man ihn wirklich liebt. Die Anſichten über Toleranz tauchen Gottlob öffentlich nicht mehr auf, die einſt Bunſens Zorn auflodern machten: „die Toleranz iſt ein Kind des Unglaubens", „ihr innerſter Beweggrund iſt kein andrer, als der Zweifel an der göttlichen Offenbarung und damit aller ſichern und bindenden Wahrheit." Stahl ſprach ſie aus und mit ihm ſcheinen ſie zu Grabe gegangen zu ſein. Laſſen wir uns aber darum nicht täuſchen; der kirchlichen Richtung ſagt die Toleranz nicht zu. Dieſe will dulden, neben ſich als berechtigt anerkennen. Darauf zunächſt kommt es im Zuſammenleben mit Andersgläubigen an. Sie haben das Recht das von uns zu fordern, wenn ſie unter uns ſind, namentlich die evangeliſchen Chriſten andrer Confeſſionen. Wir hier kommen im Ganzen nicht häufig in den Fall, z. B. Reformirte unter uns zu ſehen; aber man frage, ob die Liebe unſrer Kirchlichen beſeligend auf ſie einwirke. Sie fühlen ſehr wohl die vornehme, ſie doch eigentlich ausſchließende lutheriſche Kirchlichkeit. Die „Antwort" hat ja Recht, wenn ſie nicht blos Toleranz, ſondern Liebe fordert. Aber es werde das Geringere erſt geübt; ſonſt verſteckt ſich nur zu leicht hinter die hohe Forderung der Liebe der Mangel an anerkennender Duldung. — Wenn mein Gegner endlich ſagt S. 539: „Die Zeit der rechten Union wird auch ſchon kommen; bis dahin gilt's halten an dem Sonderbekenntniß, denn die rechte Union fordert Bekenntnißtreue der Theologie und Bekenntnißbedürftigkeit der Zeit, was dieſer abgeht", und er verſteht unter der Bekenntnißtreue in Zeiten wie die unſrigen ſind, das „ungetrübte Erhalten" der Symbole der erſten und des ſechszehnten Jahrhunderts, und alſo wohl auch unter der zu hoffenden Bekenntnißbedürftigkeit

der Zeit das Verlangen nach diesen Symbolen, — dann werden wir uns nicht mehr einigen können. Ich muß L. Fr. W. Stier in seinem Streite mit Gabler über die wahre Bekenntnißtreue (Weimar 1862, S. 19) ganz beistimmen, daß die Bekenntnißtreue nicht in der Verkündigung dogmatischer Lehrsätze, sondern in der Bewährung (welche selbstverständlich die Bewahrung voraussetzt) des christlichen Glaubens besteht. Und ebenso auch darin, „daß bei Weitem die Meisten derer, die nicht mit den dogmatischen Lehrsätzen der symbolischen Bücher übereinstimmen", — „es eben nicht können, und zwar darum, weil ihr gesammter Bildungsstand, ihre ganze Welt- und Lebensanschauung, ihr innerlichstes Wesen damit in Widerspruch steht." Das ist nicht blos Unglaube, wie man nur zu oft aburtheilen hört, sondern der Unterschied der Zeit, der sich hier also geltend macht. Wir können die unbedingte Zustimmung zu den Symbolen nicht mehr von den eignen Glaubensgenossen erlangen; wir warten vergeblich auf die Bekenntnißbedürftigkeit der Zeit; wir haben kein Recht, auf diese Hoffnung uns stützend uns den übrigen Evangelischen gegenüber zurückhaltend zu erweisen. Es giebt auch, wie Rothe a. a. O. S. 120 treffend bemerkt: „eine wahrhaft christliche, eine von aller Leichtfertigkeit himmelweit entfernte weitherzige Toleranz, eine nicht aus dem Indifferentismus, sondern aus der Plerophorie eines erleuchteten, sich selbst richtig verstehenden Glaubens stammende Toleranz, die allwirklichen Ausschreitungen von der Linie des Christlichen weit wirksamer in Schranken hält, als der streitsüchtige dogmatisirende Eifer." Ja, ich glaube, wir Lutheraner haben es an dieser heiligen und sittlich ernsten Toleranz besonders fehlen lassen. Wir haben gegen die Union, gegen die Allianz, gegen den Gustav-Adolph-Verein, gegen

jede Art von Annäherung an die übrigen Protestanten immer angekämpft, und oft mit großem Unrechte. Denn nicht zu leugnen ist es, daß in allem dem eine Wahrheit liegt, die wir nur zu oft übersehen haben. Kahnis formulirt diese in seinem Zeugniß gegen Hengstenberg S. 32 als: 1) „die Grundüberzeugung, daß das Christenthum seinem innersten Wesen nach Leben sei, Gemeinschaft des Einzelnen mit Gott; 2) ein Herz für die gesammte Christenheit, einen katholischen Sinn; 3) ein lebendiges Streben immer mehr hinan zu kommen zur Einheit des Glaubens und der Erkenntniß des Sohnes Gottes. Lernt das Lutherthum dieses nicht von der Union, so wird es derselben nicht nur nie Meister, sondern hat überhaupt keine Zukunft." —

In dieser dreifachen Beziehung, meine ich, können und müssen wir unsrer Zeit nahe treten. Ja insofern sie diese Anforderungen an uns Zeitgenossen Alle nicht ohne gottgewollte Berechtigung macht, haben wir denselben willig und ohne Rückhalt zu genügen, uns von ihr darin tragen zu lassen. Und wir werden wieder mitten im Leben stehen und nicht mehr isolirt über das Leben der Zeit zu schmollen brauchen. Schenkel sagt a. a. O. S. 186: „im Zeitalter der Reformation standen die Theologen an der Spitze der geistigen Bewegung." „Die Theologie leuchtete wie eine Königin unter den übrigen Wissenschaften; die theologische Facultät hieß nicht nur die erste, sie war die erste." Und warum sollte das jetzt nicht mehr so sein können? —

Past. S. sagt S. 544: „Doch möchten wir nicht so mit dem reinen Gegensatze von dir scheiden." Der reine Gegensatz gegen mich würde wahrlich wenig auf sich haben. Es ist aber der Inhalt seiner Zeilen der reine Gegensatz fast gegen alles, was unsre Zeit bewegt. Die kirchliche Richtung, als deren Vertreter Past. S. doch das Wort

führt, ſieht in der Zeit und dem, was ſie bewegt, vor Allem Gottloſigkeit und fürchtet ſich deshalb vor jedem Schritt, der ſie ihr näher brächte. Sie fürchtet für ihre hergebrachten Dogmen und will daher keine freie und unbehinderte Kritik; ſie fürchtet ihre bisherige Herrſchaft in der Kirche zu verlieren, und ſtimmt daher nur unter Bedingungen in die Einführung auch die Gemeinde vertretender Inſtitutionen; ſie fürchtet für ihren Beſtand und zieht ſich daher vor jeder Annäherung an die übrigen Proteſtanten ſcheu zurück. Sie kann von ihrem Standpunkte ſchon die Berechtigung zu der von mir geſtellten Frage nicht zugeben. Das ſehe ich vollkommen ein. Dann verſuche ſie aber auch keine „Antworten" zu geben. Eine Antwort muß auf die Frage eingehen, wenn ich auch gern zugebe, daß von verſchiedenen Geſichtspunkten aus die Antwort ſich verſchieden geſtalten wird. Dem Eingehen auf die Frage iſt aber der Lebensnerv durchſchnitten, die rechte Kraft benommen, wenn man innerlich gegen die Stellung der Frage ſelbſt ſich auflehnen muß. Das iſt auch meinem Gegner ſo gegangen. Er hat das Verhältniß der Kirche zur Zeit theils in einander aufhebenden Ausſprüchen beſchrieben, theils umgeht er meine Frage, indem er nur im Allgemeinen über das Ziel der Kirche ſpricht. Um auf das die Aufmerkſamkeit zu lenken, brauchte ich nicht noch wo hinaus? zu fragen. Dieſe Frage aber ruft uns unſre Zeit nur zu deütlich zu. Wer ſie nicht vernehmen will, der ſehe zu, wie er ſich mit ihr ſelbſt abfindet. Sie wird um unſretwillen ihre Schritte nicht inne halten. Das wiſſen die Einſichtigeren, wie ein Oettingen und ein Harleß, und lenken daher zurück von dem bisher verfolgten Wege. Das hat mit Seheraugen erſchaut und mit er-

schütterndem Ernste und ins tiefste Innere dringender Liebe beschrieben ein Mann wie Rothe. —

Bis auf ein Paar Anmerkungen habe ich mich fast jeglicher Vertheidigung meiner von Past. S. so vielfach angegriffenen Person enthalten. Ich habe solch ein Vertheidigen für unwürdig erachtet, und es kam mir gewiß weder bei Erörterung der von mir aufgeworfenen Frage, noch jetzt auf meine Person an. Ich will es gern glauben, was ich hin und her in meines verehrten Gegners Zeilen gelesen habe, daß er mich persönlich liebe. Uns hat ja auch eine enge Freundschaft verbunden. Um so mehr bedauere ich, daß er die Sache nicht rein sachlich behandelt hat, ja daß er sich zuletzt gar zum Lesen zwischen den Zeilen hat hinreißen lassen, — einer Kunst von zweifelhaftem Werthe, deren Ausübung ihm, wie ersichtlich, auch keinen Nutzen gebracht hat. Namentlich dieser Schlußabsatz seiner Antwort übersteigt nach meiner Ansicht das, was sonst in der Polemik für gestattet gilt. Aber, freilich mag das Maaß hierfür ein dehnbares sein, da seine Antwort für „gründlich, höchst anregend und von Bruderliebe getragen" erachtet worden ist — ein Urtheil, das die vertreten mögen, die es gefällt haben.

2.

Ein Wort über die Miſſion unter den Juden.

Synodal-Vortrag

von

Paſtor Kügler zu Salisburg.

An eine Schuld, eine gemeinſame, ſoll dies Wort erinnern. — Unſre livländiſche Kirche hat ſeit einigen Jahren begonnen, eine Schuld abzutragen, die längſt auf ihr lag, es iſt die Miſſion unter den Heiden. — Der Herr ſegne dies ſein Werk mit ſeinem reichen Segen, daß es immer friſcher grüne und blühe, und zu einem Lebensbaum werde, der ſeine Zweige über die indiſche Kirche und über die Kirche der Heimath ausbreite! —

Aber wie haben wir uns bis jetzt zu dem alten erwählten Volke Iſrael verhalten, das unter uns und vor unſern Augen wandelt flüchtig und unſtät, wie Kain, der ſeinen gerechten Bruder erſchlagen, an deſſen Stirn das Kainszeichen gepflanzt iſt; an dem jener furchtbare Fluch: ſein Blut komme über uns und unſre Kinder, noch immer nicht zum Heilsworte und zur Gnadenerfüllung gekommen iſt? — Es iſt das alte erwählte Volk, von dem das Heil gekommen iſt, von dem der Herr ſelbſt entſproß und ſeine Apoſtel, das nach dem Worte des Herrn nicht untergehen darf im Wellenmeere der Völker, ſondern bezeugen muß Gottes Gerechtigkeit und Wahrheit, aber auch ſeine unendliche Gnade, das Volk, das noch aufbewahrt ſcheint zu großen Thaten vor dem Ende der Zeiten. —

Nachdem der Lebensfürſt vergebens drei Jahre durch ſein Wort voll Geiſt und Leben an ihm gerüttelt, um es aus dem Schlafe der Selbſtgerechtigkeit und des phariſäiſchen Hochmuths zu wecken; nachdem auch ſeine Thränen

die verstockten Herzen nicht hatten erweichen können, und als es später auch die junge Gemeinde des Herrn, die es als ein Salz vor der Fäulniß hätte bewahren können, aus sich gestoßen hatte, da war das Maaß seiner Sünde voll, da war es zum Aase geworden, um das sich die Adler sammeln mußten. Luc. 17, 37. Das längst gedrohte Gericht Gottes erfolgte. Der Herr zerstreute es, wie er bereits fünfzehn hundert Jahre vorher durch seinen Knecht Moses ihm gedroht, unter alle Völker der Erde; und es ist an ihm wörtlich erfüllt der Fluch des Herrn: verflucht wirst du sein in der Stadt, verflucht auf dem Acker; und du wirst ein Scheusal und ein Sprichwort und ein Spott sein unter allen Völkern, da dich der Herr hingetrieben hat. Dazu wirst du unter denselben Völkern kein bleibendes Wesen haben, und deine Fußsohlen werden keine Ruhe haben; ein rauschendes Blatt soll dich jagen, Tag und Nacht wirst du dich fürchten, und deines Lebens nicht sicher sein. — (5 Mos. 28.)

Die Juden haben Wege gefunden durch den Schnee Sibiriens und durch den Sand der brennenden Wüste. Europäische Reisende hören von Gegenden, in welche sie selbst hineinzudringen nicht vermögen, es seien Juden daselbst wohnhaft. —

Ja es ist ein armes, schwer geschlagenes Volk! — Wohl haben einzelne sich große Reichthümer gesammelt, wohl sind sie dem Christen vielfach überlegen in Handel und Wandel, wohl haben sie große geistige Gaben; und dennoch fressen dem gros des Volkes der Unfriede, die Angst, die Trostlosigkeit, die Verachtung der Menschen, die Lüge und der Betrug wie unzählige Schlangen das Herz, und es wandelt ohne Opfer und Altar, ohne Licht und Recht, ohne Trost und Frieden durch die Jahrhunderte, und

auch vor unſern Augen. Jedes Jahrhundert und jedes Volk hat ihm beinahe ſeine beſonderen Qualen zugedacht Beſonders iſt es im Orient verachtet. Der Geiſt Chriſt hat ihr Joch in chriſtlichen Ländern erträglicher gemacht aber überall, wo Chriſti Gnadenſonne nicht ſcheint, empfindet das Volk Iſrael die ganze Wucht des Fluchs. In Aſien und Afrika, wenn einmal ein menſchlich denkender Reiſender ihnen Billigkeit oder nur Gerechtigkeit widerfahren läßt, erſtaunen die Juden über ſo etwas Unerhörtes und die Eingebornen zürnen über ſolche Aeußerungen der Humanität. Wer dort den Namen eines Juden erwähnt bittet die Geſellſchaft um Verzeihung, als wenn er etwas Unanſtändiges und Anſtößiges geſagt hätte.

Den Fürſten des Lebens hat es getödtet, das gräßlichſte Verbrechen in der Weltgeſchichte begangen, damit iſt es an ſich ſelbſt zum Selbſtmörder geworden, und hat den unerhörten Fluch auf ſich geladen.

Und doch keine menſchliche Macht und Klugheit hat es vernichten und überwinden können. Das Volk Iſrael iſt unverwüſtlich in ſeinem Elende, aber auch unerſchütterlich zähe in ſeinem geiſtigen und geiſtlichen Standpunkte. Denn es liegt noch unter dem Gericht der Verſtockung, der Selbſtgerechtigkeit und des Unglaubens, und der Feindſchaft gegen Chriſtum; wie der Prophet Jeſaias ihm ſchon ſagt: der Herr wird über euch ausgießen einen Geiſt des harten Schlafes. (Jeſ. 29, 10.) Das Volk richtet noch immer auf ſeine eigne Gerechtigkeit, weil es nicht erkennen will die Gerechtigkeit Chriſti, die allein vor Gott gilt. Es rühmt ſich ſeiner Beſchneidung, und wandelt doch unbeſchnitten an Ohren und am Herzen den Weg des Verderbens, des Lugs und des Trugs. Daher richtet es noch heute allen ſeinen Haß und ſeine Läſterung gegen den, der

allen menſchlichen Ruhm und Selbſtgerechtigkeit zu Schanden gemacht, vor dem nur gilt der Glaube an den, der die Sünder gerecht macht, der uns verſöhnt hat mit ſeinem Blute, und in uns ſchafft ein neues Leben aus Gott und in Gott. — Der kleinſte Judenjunge lernt ſchon aus ſeinem Talmud den Gehenkten, wie Chriſtus nur genannt wird, höhnen und läſtern, und bis auf dieſen Tag bleibt die Decke Moſes noch unaufgedeckt auf ihren Augen, wenn ſie das alte Teſtament leſen. — Sie verwerfen Chriſtum, in dem allein das Heil iſt, und warten noch ihres Meſſias. Dieſer Wahn iſt die Seele ihres Aberglaubens. Wie oft ſind ſie ſeit Barcochba bitter getäuſcht! Faſt in allen Jahrhunderten haben ſich jüdiſche und chriſtliche Fanatiker und Betrüger zu ihrem Meſſias aufgeworfen, und haben ſchmählich geendet mit ihren Anhängern. Aber durch keine Belehrung und durch kein Gottesgericht laſſen ſie ſich von ihrem Fundamental-Irrthum überzeugen. Und immer haben ſich die Juden, wie gegen Jeſum, ſo gegen die Chriſten mit den Machthabern des Unglaubens vereinigt; überall haben ſie in Kriegszeiten ſich mit den Feinden der Chriſten verbunden, wenn nicht geradezu ihr augenblicklicher Vortheil das Gegentheil erforderte. Denn, wenn ſie dieſen ihren Gegenſatz gegen die chriſtliche Kirche auch hin und wieder nur mit Vorſicht hervortreten laſſen, ſo weit die Rückſicht auf ihre Sicherheit und die jeweiligen Machtverhältniſſe es erlauben, ſo kann man darin noch keine Annäherung an chriſtliches Weſen erkennen. Wie viel im Gegentheil gegenwärtig geiſtreiche jüdiſche Literaten, die Redactoren und Mitredactoren der geleſenſten Zeitungen, dem modernen Zeitgeiſte mit Geiſt, Witz und Spott in ſeinem Kampfe gegen die chriſtliche Kirche und chriſtliches Leben und Weſen dienen und gedient haben, iſt allen wohl bekannt. Man denke

nur an Heine und Consorten. — Das Judenthum mit der Aristokratie seines Geldregiments ist eine bewußte antichristliche Macht auf dem politischen, socialen und literärischen Felde, dem das Christenthum mit allen seinen Lebens- und Liebesmächten entgegentreten muß, um es zu überwinden. —

Denn das kann uns hoffentlich nicht täuschen, daß ein großer Theil des modernen Judenthums, indem es sich von dem Gesetz Moses und dem Aberglauben des Talmuds losgemacht, sich jetzt auf der Basis der Natur-Religion seine Tempel erbaut, in denen die Orgel spielt und gebildete Prediger sentimentale oder geistreiche Vorträge halten. Dies Judenthum ist nichts als ein alter Rock, der mit neuen Lappen des bloßen Deismus oder Pantheismus ausgeschmückt ist. Diesem Wesen fehlt die Sonne der Wahrheit, Christus und seine Versöhnung; diesem Tempel der Grund- und Eckstein, von dem allein das Heil und Leben kommt, Christus und seine Frieden bringende Gnade. Dies moderne Judenthum ist in sich satt und reich, und meint Alles zu haben, und ahnt doch nichts von dem süßen Kern des Evangeliums, weil es nur an der Schale hängen geblieben ist. — Dagegen möchte das orthodoxe Judenthum, das sich seufzend fortschleppt unter der Last des Gesetzes, und das auf Jerusalems Trümmern für schweres Geld sich von den Türken die Erlaubniß erkaufen muß, weinen zu dürfen an der Stätte, da ihre Väter gebetet haben, uns eher eine Symbolik ihres Seufzens nach Freiheit und Frieden sein. Es sind Thränen, die der gewiß noch trocknen wird, der überhaupt gekommen ist, allem Elende ein Ende zu machen, und spricht: wen der Sohn frei macht, der ist wahrhaft frei. —

Wir sprechen hier nicht menschliche Wünsche und Hoffnungen aus, sondern stehen auf festem Grunde, auf dem

Grunde der Verheißungen Gottes im Alten und Neuen Teſtamente für das Volk Iſrael. Die Schrift lehrt entſchieden, daß das Volk Iſrael ſich noch zu Chriſto bekehren ſoll.

Wie der Fluch in Schrecken erregender Wirklichkeit ſich an ihm erfüllt hat, ſo können und müſſen wir auch die dem Volke geweiſſagten Segnungen, wenn auch geiſtig, ſo doch real faſſen, und ihre Erfüllung von der Allmacht, Barmherzigkeit und Weisheit Gottes ſicherlich hoffen. Der Herr ſelbſt ſpricht ſchon im A. Bunde: gleichwie ich über dies Volk habe kommen laſſen alles das große Unglück, alſo will ich alles Gute über ſie kommen laſſen, das ich ihm geredet habe.

Wo auch immer in der heil. Schrift über Iſrael der Fluch ausgeſprochen wird, immer ſchließt ſich die Verheißung des Segens daran. Schon in 5. Moſes heißt es: wenn du bis an der Himmel Ende verſtoßen wäreſt, ſo wird dich doch der Herr dein Gott von dannen ſammeln und dich von dannen holen.

Das Volk Iſrael iſt und bleibt auch in ſeiner Blindheit noch das Volk Gottes. Nicht als ob es an ſich einen ſubjectiven Rechtsanſpruch an die Gnade Gottes hätte; nein, im Gegentheil, es iſt das Volk von eiſerner Stirn und von hartem Nacken, das Volk, an dem Gott das Maaß ſeiner Geduld hat erſchöpfen müſſen; aber Gottes Verheißungen gereuen ihn nicht. Und die Schrift lehrt eine objective unumſtößliche Berufung Iſraels. Es kann durch ſeinen Unglauben die Verwirklichung der Pläne Gottes mit ihm wohl aufhalten, aber nicht völlig vernichten. Schon Moſes ſieht den Grund der immerdar über Iſrael ſchwebenden Erbarmung Gottes in ſeiner Bundesſchließung. Nachdem er dem Volke um des Abfalls willen die Zer-

ſtreuung unter alle Völker verkündigt, fährt er alſo fort (5 Moſ. 4, 33 ff): wenn du daſelbſt geängſtigt ſein wirſt und dich treffen werden alle Dinge, ſo wirſt du dich bekehren zu dem Herrn deinem Gott. Denn der Herr dein Gott iſt ein barmherziger Gott, er wird dich nicht verlaſſen noch verderben, und wird nicht vergeſſen des Bundes mit deinen Vätern, den er ihnen geſchworen hat. —

So reden faſt alle Propheten von einer Zeit, da der Fluch in Segen verwandelt wird. Der Prophet Sacharjah ſpricht von einer Zeit, da Jehovah den Geiſt der Gnade und des Gebets über ſein Volk ausgießen wird, von einer Zeit, da ſie blicken werden auf den, welchen ſie durchbohrt haben, und wehklagen über ihn, wie man wehklagt über einen einzigen Sohn. (Sach. 12, 37.) Und bei dem Propheten Jeremias verheißt der Herr: dann will ich mit dem Hauſe Juda und dem Hauſe Iſrael einen neuen Bund machen, und ich will mein Geſetz in ihr Inneres geben, und in ihr Herz ſchreiben, und ſie ſollen mein Volk ſein und ich will ihr Gott ſein.

Einen noch feſteren Grund der Hoffnung erhalten wir durch den Ausſpruch des Erlöſers im N. Bunde, Matth. 23, 38: ſiehe euer Haus ſoll euch wüſte gelaſſen werden, denn ich ſage euch: ihr werdet mich von jetzt an nicht ſehen, bis ihr ſprecht: gelobet ſei der da kommt im Namen des Herrn. — Der Erlöſer ſprach dieſe Worte, da er eben im Begriff ſtand, den Tempel für immer zu verlaſſen. Dieſer iſt das Haus Iſraels. Das ganze Volk wohnte dort geiſtlich bei dem Herrn, und wurde von ihm dort mit hausväterlicher Liebe verſorgt. Geiſtlich genommen wurde dies Haus wüſte mit dem Moment, da der Sohn Gottes daſſelbe verließ. Der Tempel war von Stunde an, trotz ſeiner fortdauernden äußern Pracht, geiſt-

lich eine Ruine. Dieser geistlichen Verwüstung muß zu seiner Zeit die äußerliche folgen, wie sie Daniel bereits im 9. Cap. als die Folge der Ausrottung des Gesalbten geweissagt hatte. Aber die Zerstörung ist nicht das Ende der Wege Gottes mit dem Volke seiner Wahl. Sie werden ihn von nun an nicht mehr sehen, bis sie sprechen: gelobet sei, der da kommt. Darin liegt deutlich, daß sie dereinst noch sprechen werden: gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn, und demzufolge ihn sehen, den zu sehen die alleinige Quelle des Heils ist. — Absichtlich legt der Erlöser den zu ihm sich Wendenden die Worte in den Mund, mit denen früher die Haufen ihm zugejauchzt hatten. Jener Zuruf ging hervor aus einem Zuge zu dem wahrhaftigen Heilande und Könige, der durch diese Thatsache als vorhanden bezeugt wird, und der auch in den Zeiten der tiefsten Verdunkelung immer von Neuem aus dem äußersten Hintergrunde des Volksbewußtseins hervorgeleuchtet hat. Dieser Zug, so lange er auch niedergehalten wird durch widergöttliche Mächte, wird doch endlich sich Bahn brechen. — Er spricht es mithin hier bestimmt aus, daß eine Zeit kommen wird, wo Israel und seine Vornehmen ihn als den Messias bekennen werden. — Dies sind inhaltsschwere Andeutungen des Erlösers, daß die Juden noch einst zur Theilnahme an Christi Reich gelangen werden.

Diese Andeutungen des Erlösers finden ihre Ausführung in der eigentlich klassischen Stelle (Römer 11); namentlich v. 25 und 26, wo Paulus schreibt: ich will euch nicht verhalten, liebe Brüder, dieses Geheimniß (μυστήριον), auf daß ihr (Heidenchristen) nicht stolz seid. Blindheit ist Israel eines Theils widerfahren, so lange bis die Fülle der Heiden (πλήρωμα τῶν ἐθνων) eingegangen sei, und also das ganze Israel selig werde u. s. w. — (πᾶς Ἰσραὴλ

σωθήσεται). — Der Apostel geht von der Anschauung aus, daß der Bund mit den Patriarchen (der heiligen Wurzel Israels) zunächst ihre leiblichen Nachkommen angeht, daß daher diesen vor allen die Mittel dargeboten werden, wodurch sie wahre Glieder des wahren Israels der Kirche und des Heils theilhaftig werden können. Er setzt voraus, daß solche Darbietung noch nicht in der wirksamsten Weise erfolgt ist, und betrachtet es als unzweifelhaft, daß wenn sie einst erfolgt, das Resultat ein erfreuliches und bedeutendes sein wird. Der Apostel bleibt aber nicht bei der Bekehrung Israels stehen. Er weist zugleich, um die römischen Heidenchristen recht mild gegen die Juden zu stimmen, darauf hin, daß aus ihr segensreiche Folgen für das Ganze der Kirche hervorgehen werden. Dies geschieht in den zwei Sätzen: so ihr Fall der Welt Reichthum ist, und ihr Schaden ist der Heiden Reichthum, wie viel mehr, wenn ihre Zahl voll würde; und v. 15 so ihre Verwerfung der Welt Versöhnung ist, was wird ihre Annahme anders sein als das Leben von den Todten?

Dann mahnt der Apostel die Heidenchristen (v. 16—24), sie sollten dessen eingedenk sein, daß sie nicht geborene Kinder der Gottesfamilie, sondern nur Gäste im Hause Gottes sind, daß das Schicksal der ungehorsamen Kinder noch viel sichrer die ungebührlichen Gäste treffen würde, und daß das Näherrecht der Kinder vor den Fremden trotz ihrer momentanen Verweisung aus dem Hause nur sistirt sei, aber seiner Zeit wieder in Kraft treten werde (cf. Philippi: Comm. z. a. St.). Der Gott, der die Juden um ihres Unglaubens nicht verschont hat, kann sie wieder einpfropfen in den guten Oelbaum. Die Juden sind zwar abgebrochen, aber die heilige Wurzel,

welche sind die Väter, trägt sie doch, weil sie um ihretwillen wieder eingepfropft werden sollen.

Aber nicht nur, daß Israel noch einst der Kirche Christi einverleibt werden soll, sagt die Schrift, sie deutet auch die Zeit an, wann das Heil über dies erwählte Volk kommen soll; wenn es heißt: Jerusalem wird zertreten werden von den Heiden, bis daß der Heiden Zeit erfüllt wird (Luc. 21, 24), bis das πλήρωμα τῶν ἐθνων wird eingegangen sein, d. h. die im Rathschluß Gottes bestimmte Menge. Wann diese Vollzahl eingegangen ist, das ist uns nicht offenbart. Die Schrift sagt nirgends, daß alle Heiden das Evangelium im Glauben aufnehmen werden, sondern nur, daß es allen soll gepredigt werden. Das Evangelium ist bereits in vielen Ländern verkündigt worden, und hat blühende Kirchen geschaffen, aber ebendaselbst, man denke nur an Klein-Asien und den Norden von Afrika, ist der Leuchter wieder nach der Drohung des Herrn von seiner Stätte gestoßen worden; und der kalte Halbmond steht da, wo sonst seit Jahrhunderten die milde Sonne Christi leuchtete. Daher kann die Zeit vielleicht recht nahe sein (und sie naht immer mehr, je weiter die Sonne über die Heidenländer aufgeht), daß dem Judenvolk anfangen die Augen über sich aufzugehen. —

Von jenen schwärmerischen Verirrungen, daß Jerusalem in Palästina noch einst in Pracht erstehen soll, daß dort der Tempel mit seinem Cultus wieder hergestellt werde daß Israel die ganze Erde beherrschen wird, und dergleichen mehr, sagt das Wort Gottes, richtig verstanden, nichts. Aber die Kirche steht auf diesem Felsengrunde, wenn sie die zukünftige Bekehrung der Juden hofft, und von ihr eine tiefgehende Einwirkung auf das Ganze ihres Lebens erwartet.

Wir fragen aber natürlich weiter, wie können diese Verheißungen der Gnade nur erfüllt werden? Gewiß durch kein anderes Mittel und auf keinem andern Wege, als auf dem alle andern Völker in das Netz der Gnade gezogen werden, durch die Predigt von Christo. Das Wort des Königs, der sich alle Völker erworben hat zu seinem Eigenthum, an seine Sendboten: gehet hin und predigt das Evangelium allen Völkern, gilt gewiß auch dem alten erwählten Volke Israel. — Darum gingen die Apostel überall auf ihren Missions-Reisen erst zu den Juden, und erst dann, wenn sie sich dem Evangelio hartnäckig verschlossen, zu den Heiden. Paulus behielt bis zu seinem Tode die brennende Liebe zu seinen Brüdern, für die er gern sein Leben geopfert hätte. — Der Glaube kommt aus der Predigt, und der heilige Geist wirkt durch das Wort. — Wir können daher unmöglich annehmen, daß die Bekehrung Israels durch eine magische Wirkung, oder durch eine unmittelbare Ausgießung des heiligen Geistes über sie erfolgen werde. Denn es ist nicht Gottes Weise, in seinem Reiche unmittelbar zu wirken. Er wies sogar Paulus an die Kirche, als dieser fragte, was soll ich thun (Apostelg. 9, 6). Gott wirkt durch Menschen auf Menschen; Christen werden durch Christen gezeugt. Daß dabei die vorbereitenden Wirkungen der göttlichen Gnade nicht geleugnet werden, ist zu klar. — Aber nur ein Salböl für die Wunden des armen Volks Israels giebt es, das Evangelium von Christo dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Dieser Jesus muß diesem Volke als der Verheißne immer und immer wieder (wie der Christenheit) in Liebe und Geduld vorgehalten werden, bis das Herz ihm bricht vor solcher Liebe. Der Glaube kommt nur aus der Predigt, aber ebenso auch nur die rechte Sündenerkenntniß.

Ihre Hauptsünde, die eine große Sünde, die sie noch täglich begehen in der Verleugnung Christi, muß ihnen in der Predigt und Mission näher gebracht werden. Wer kann wissen, ob der Herr sich nicht einzelner durch das Evangelium für die Wahrheit gewonnener Israeliten vorbereitend bedienen will? Wer bestimmen, wie lange der Saame liegen soll, bis der Thau von oben sich ergießt, bis die Gnadenstunde schlägt, wo sie ihrem Herrn und Bruder, den sie verkauft und gemordet haben, zu Füßen sinken, und von ihm das Lebensbrot und das Land der Verheißung empfangen sollen? — Aber Christus muß ihnen nahe gebracht werden, damit sie sich in freier Wahl für ihn bestimmen. —

Geschichtlicher Ueberblick der Missions-Arbeit unter den Juden.

Fragen wir weiter, was hat denn die christliche Kirche gethan, um dies Volk zum Erlöser zu führen? So müssen wir leider die Augen beschämt niederschlagen. Denn sie hat gar wenig als die treue Magd des Herrn gethan, auch diesen verlornen Groschen wieder aus dem Staube zu suchen. —

Wohl war das Gericht über dies Volk in furchtbarem Maaße hereingebrochen. Aber sein Herz war dadurch nicht zerbrochen, und seine Augen waren nicht helle geworden, zu schauen auf den Gekreuzigten. Im Gegentheile, die Triumphe des Kreuzes Christi in der Welt, anstatt ihnen die Augen zu öffnen, erbitterten sie noch mehr gegen die neue christliche Macht. Sie traten, wo sie nur konnten, als Feinde des christlichen Staates und der christlichen Kirche auf. Daher erließ der Staat gegen sie als gegen Feinde, harte Gesetze, die sie natürlich nur noch mehr erbitterten.

Die Kirche vergaß immer mehr, feurige Kohlen auf das Haupt ihrer Feinde zu sammeln; sie selbst veräußerlichte immer mehr zur Gesetzeskirche. Ihre Mittel, die Juden zu bekehren, wurden auch immer äußerlicher, immer gesetzlicher. Die Juden durften im Mittelalter nur mit Priestern verkehren, sie wurden mit Gewalt in die christlichen Kirchen getrieben, Gottes Wort zu hören, und ein Büttel mit einer langen Stange stand beim Gottesdienste hinter ihnen, und stieß die, welche nicht aufpaßten. Durch Demüthigungen wollte man sie bekehren.

Es ist das Verdienst der Reformation, daß man sich wieder in christlicher Liebe diesem armen Volke zuwandte. Luther selbst mahnte namentlich in seinen früheren Jahren mit ihnen christlich zu handeln, und ihnen den christlichen Glauben anzubieten, daß sie den Messias aufnehmen, der doch ihr Vetter ist, und von ihrem Fleisch und Blut geboren und rechter Abrahamssaamen, des sie sich rühmen. Auch Spener that Manches für sie. Und doch, im Ganzen und Großen geschah nichts zu ihrer Erlösung. Es blieb bei der Einwirkung von Einzelnen auf Einzelne. — Manche bedeutende Männer wurden allerdings für das Evangelium gewonnen, aber das Volk im Großen blieb unberührt. — Die Stellung zu den Juden ist oft ein Zeichen gewesen, wie man überhaupt zu Christo stand. Im achtzehnten Jahrhunderte, dem Zeitalter der Aufklärung, trat ein schneller Umschlag ein. Im Anfange desselben ist noch mancher Eifer, den Juden wenigstens Einzelnen, das Evangelium zu predigen, aber am Ende desselben hatte man es ganz aufgegeben. Es ist gar nicht mehr die Rede, daß in keinem andern das Heil sei, als in dem Namen Christi.

Man predigte ja den Christen größtentheils nur die

natürliche Religion. Leſſing ſtellt in ſeinem Nathan das Judenthum gleich dem Chriſtenthum und dem Muhamedanismus; drei ähnliche Ringe, der rechte iſt verloren gegangen. Man predigte eine Union aller Religionen unter dem Spruche: wir glauben alle an einen Gott; bemühte ſich daher die Juden zu dieſer aufgeklärten verdünnten Religion herüberzuziehen, dadurch, daß man ſie von ihren alten Gebräuchen abbrächte. Man ſchlug vor, ſie unter die Soldaten zu ſtecken, um ſie von ihren abergläubiſchen Gewohnheiten zu entwöhnen. — Die neuſte Zeit hat die Emancipation vom Chriſtenthum vollbracht. Der chriſtliche Glaube ſoll nicht mehr der Sauerteig ſein, der Alles durchdringt, ſondern ein Gebiet für ſich. Der Staat bemüht ſich immer mehr ein chriſtusloſer zu werden. Wie ſollen die Juden noch glauben, daß allein in Chriſto das Heil zu finden ſei. Daher nimmt ſich nur der lebendige Glaube an Chriſtus, der in der Liebe thätig iſt, auch des armen blinden Judenvolks an. — So hatte ſchon der gläubige Profeſſor Kallenberg unter dem Einfluſſe Hermann Franke's ein eigenes Miſſions-Inſtitut in Halle errichtet, aus dem in 70 Jahren gegen 20 Miſſionäre ausgingen, von denen mancher das Evangelium unter den Juden in Europa, Aſien und Afrika mit glühendem Eifer predigte. Doch das Inſtitut erloſch 1792.

Wohl erweckte der Herr im Anfange dieſes Jahrhunderts einen großen Eifer für die Heiden-Miſſion. Aber die Juden-Miſſion fand nicht bald daſſelbe heilige Intereſſe wie jene. Man war noch zu ſehr gewohnt, die Juden verächtlich zu behandeln, oder mißtrauiſch anzuſehen, als daß man ſich mit ihnen einlaſſen, oder von einer Arbeit an ihnen ſich viel verſprechen wollte. — In dieſer Gleichgültigkeit beſtärkte man ſich noch durch falſche Auslegung

einzelner Bibelstellen, aus denen man beweisen wollte, d
es noch nicht Zeit sei, die Juden zu bekehren, und die
beit an ihnen vergebens sein müsse, weil auf ihnen
Gericht der Verstockung ruhe. —

Doch endlich siegte auch hier die christliche Li
Unsre Brüder in England haben uns auch darin wie
durch ihre thatkräftige Liebe die Bahn gebrochen. —

Seit 1808 besteht die Londoner Gesellschaft zur B
breitung des Christenthums unter den Juden. Mehr
60 Missionäre und deren Gehilfen, meist geborne Israeli
arbeiten auf allen Theilen der Erde, in Frankreich, Deut
land, Polen, England, in Konstantinopel und Jerusal
Sie hat mancherlei Druckereien, in welchen hebräische
beln oder einzelne Theile der Bibel mit und ohne Ueb
setzung der europäischen Sprachen herausgegeben werd
Auch ist von ihr eine zweite sehr gute Uebersetzung
N. Testaments in hebräischer Sprache zu Tage gefört
worden, die in Tausenden von Exemplaren an die Ju
verkauft wird. Von den Missionären werden auch chr
liche Schriften verfaßt, die geeignet sind, tiefe Eindri
auf die Israeliten zu machen. Die Gesellschaft hat in L
don zwei Anstalten zur Erziehung jüdischer Kinder erb
in deren jeder 50 Knaben und ebenso viel Mädchen
Bewilligung der Eltern unterrichtet und zu Christo gefü
werden. Am Jahresfeste wird das Hosianna dem, der
kommt, von diesen Kindern in hebräischer Sprache ges
gen, wie einst die jüdischen Kinder dem Erlöser dies
sianna zuriefen. In einer kleinen Kirche wird jeden So
tag in englischer und deutscher und hebräischer Spra
gepredigt, für die Proselyten und für deutsche Juden,
nach England fliehen, weil sie in Deutschland von ih
Verwandten verfolgt werden. Sonntag Nachmittag w

die Litanei hebräisch gebetet. Hierher werden auch alle 14 Tage durch Zettel, die man an die Straßenecken befestigt, die Juden selbst eingeladen; dort jährlich Juden auf Jesu Tod getauft. — Es sei nur noch erwähnt, daß mit dieser Anstalt ein hebräisches Collegium in Verbindung steht, d. h. ein Institut zur Bildung von Juden-Missionären, so wie ein Proselytenhaus, in welchem bekehrte Juden zu verschiedenen Handwerken angeleitet werden.

Ueberall finden durch die Arbeit der Missionäre die heiligen Schriften reichen Absatz. Besonders werden von Königsberg aus viele Bibeln nach Rußland verbreitet. Ich hatte selbst Gelegenheit, bei einem alten Juden, der sich sehr für den Glauben interessirte, eine reiche Bekanntschaft mit dem A. und N. Testamente zu finden. Er war als junger Mann in Königsberg gewesen, war viel in Berührung mit den Missionären gekommen, und das Wort von dem Messias Jesus wirkte noch Tag und Nacht an seinem Geiste.

Zwar arbeiten die Rabbiner auf alle Weise den Missionären entgegen, aber sie können es doch nicht hindern, daß nicht doch manche Seele zur Erkenntniß der Wahrheit kommt. —

Die Missionäre lassen es sich angelegen sein, die Hauptstädte Deutschlands, hauptsächlich auf den großen Messen, wie in Leipzig und Frankfurt, zu besuchen, und lassen keine Gelegenheit unbenutzt, den Juden ans Herz zu reden, obwohl sie nicht selten mit Hohn und Spott, ja gar mit Anspeien und Schlägen zurückgewiesen werden.

Ebenso besteht in Basel seit vielen Jahren ein christlicher Verein, der es sich zur Aufgabe stellt, unter den Gläubigen Theilnahme für Israel anzuregen und zu nähren, Betstunden für Israel einzurichten, heilsbedürftige Israeliten

zu unterstützen, und durch eine besondere Zeitschrift: den Freund Israels, das Interesse für die Juden wach zu erhalten.

Wem von uns wäre endlich unbekannt, daß seit zwei Jahrzehnten neben dem griechischen und katholischen Bischofe evangelische Bischöfe, meist israelitischer Herkunft, jetzt der würdige Gobat, in dem alten Jerusalem an jedem Sabbathe und Sonntage das Evangelium von dem Gekreuzigten verkündigen? daß dort Missionäre in einer Schule Judenkindern das Wort Gottes erklären, in einem Hospitale kranke Juden pflegen? Doch wie sehr klagt Gobat, daß es gar schwer sei, neben den beiden katholischen Bischöfen, die von ihren Gläubigen aus allen Ländern reiche Unterstützung erhalten, das Werk Gottes zu treiben, da die evangelischen Christen noch so wenig Liebe zur heiligen Sache der Mission zeigen.

Und doch, wir sehen mit Freuden aus alle dem die Thätigkeit für das alte ehrwürdige tief erniedrigte Bundesvolk Gottes wachsen. Fragen wir weiter, wie steht es mit dem Segen, mit dem Erfolge dieser Arbeit, so können wir zur Ehre Gottes bekennen, daß sie nicht vergebens gewesen ist. Und wäre der Erfolg auch noch so gering, so könnte man daraus noch nicht den Rückschluß wagen, daß wir die Hände in den Schooß legen dürfen. Die Arbeit ist schwer, sehr schwer und ermüdend; — aber nicht umsonst. —

In den letzten zwanzig Jahren sind in den preußischen Staaten, wo sie längst volle Freiheit des Verkehrs und Erwerbs genießen, mehr als zwei tausend Juden getauft worden. Und das ist erwiesen, daß in diesem Jahrhunderte mehr freiwillige aus innerer Ueberzeugung hervorgegangene Uebertritte unter ihnen stattgefunden haben, als in vier-

hundert Jahren vorher. — Wie viele bekehrte Israeliten sind nicht Säulen der Kirche geworden! Wer denkt nicht an Cappadose in Holland, an Neander, an unsern theuern Philippi. Sind diese auch nicht alle durch die directe Arbeit der Juden-Mission gewonnen worden, so ist es doch unzweifelhaft, daß diese dabei auch ihren gesegneten Antheil hat.

Ein großer Segen ist ferner, daß die Predigt des Evangeliums von Christo als dem erschienenen Messias das jüdische Volk zum Zweifel an die willkürlichen Erklärungen ihrer Rabbiner gebracht, und die Sehnsucht nach dem Heiland geweckt und wach erhalten hat. Und sagt, sollte das so verachtete Volk sich nicht zu uns und zu Christo gezogen fühlen, wenn wir ein warmes Interesse für sie zeigen, wenn wir um ihre Bekehrung eifern, wenn sie den warmen Liebeshauch des evangelischen Glaubens empfinden? eine Liebe, die ihnen nachgeht und für sie betet? wenn wir liebend eingehen in ihre Hoffnungen, und ihnen zeigen, daß die Aussagen der Propheten in Christo herrlicher erfüllt sind, als das Volk nur je es ahnen kann?

Und endlich, vernahmen wir nicht vorhin, daß Israel in den Zeiten des Abfalls als das zum Herrn bekehrte und durch seinen Geist neu belebte Volk nicht blos die Drangsale im Kampfe gegen die Mächte des Antichrists erleben, sondern daß es vielleicht selbst ein Mittel der endlichen Neubelebung für die Völker, ein Segen für die Gemeinde des Herrn sein soll? Wenn ihr Verlust ein Mittel der Erlösung war für die Heiden-Welt, was wird ihre Wiederaufnahme anders sein als ein Leben für die todte Christenheit? (Röm. 11.)

Also die Christenheit muß ablegen ihren lieblosen unchristlichen Stolz, der das Volk sich selbst überläßt, und

dem Verderben Preis giebt, der ſich ſtößt an der Niedrigkeit ſeines fluchbeladenen Zuſtandes. Unter Iſrael muß ebenſo miſſionirt werden wie unter den Heiden. — Oder ſollte von irgend einer Seite der Einwurf geltend gemacht werden, die Juden wohnen bereits unter chriſtlichen Völkern, unter chriſtlichen Inſtitutionen, ſie haben die Erkenntniß Chriſti ſo leicht, als die Chriſten? Dieſer Einwand würde, ganz allgemein gefaßt, auch gegen die Miſſion unter den Kaffern und Tamulen ſprechen. Denn giebt es in Afrika nicht auch holländiſche Prediger und holländiſche chriſtliche Bauern, und in Indien engliſche Chriſten und engliſche Prediger? Und doch halten wir es für nöthig, beſondere Miſſionen, die das Verlorne ſuchen, dort zu unterhalten. Wer kennt nicht die menſchliche Natur und ihre hundert Ausflüchte, wenn es gilt, ſich von dem alten gewohnten Weſen loszuſagen? — Hat darum der Erlöſer nicht geſagt: geht hinaus und nöthigt ſie hereinzukommen, daß mein Haus voll werde? — Dazu kommt noch Folgendes. Sie lernen den chriſtlichen Glauben aus der Ferne nur ſehr unvollſtändig, ja unrichtig kennen. Dann hat der tiefe bittre Groll, der durch furchtbare Unbilden ſeit Jahrhunderten erzeugt, und durch den Fanatismus ihrer Rabbiner ſorgfältig genährt wird, den feindſeligſten Haß gegen Alles, was Chriſtenthum heißt, in ihnen erzeugt. Der Bann des Talmudismus erhält ſie in der tiefſten Unwiſſenheit, und macht ſie unempfänglich für Belehrung. Die katholiſchen und orientaliſchen Chriſten werden ohnehin von ihnen um ihres Heiligen- und Bilderdienſtes willen gradezu als Götzendiener verachtet. Und wenn wir uns etwa auf die Früchte des Chriſtenthums im Leben berufen wollen, was können wir ihnen antworten, wenn ſie mit bittrem Hohne auf das hinweiſen, was ſie

seit anderthalb Jahrtausenden davon zu erfahren haben? Oder sind unsre Gemeinden solche blühende und fruchtbare Gärten Christi, daß wir nur auf sie hinweisen dürften und sagen: kommt und sehet?

So ist denn kein Wunder, wenn viele Juden, die sich von der Verkehrtheit des Talmudismus abgestoßen fühlen, statt sich zum Christenthum zu wenden, sich lieber von aller positiven Wahrheit lossagen, und sich der hohlen Aufklärung oder dem entschiedensten Unglauben in die Arme werfen. Als ich vor 12 Jahren auf einem Postwagen zwischen Berlin und Königsberg viel mit Juden, die eben von der Messe kamen, über den Messias sprach, zog ein junger Mann einen preußischen Thaler aus der Tasche und sagte: das ist mein Messias, einen andern brauche ich nicht.

Darum muß die evangelische Kirche, die werthe reich gesegnete Magd des Herrn, der er zehn Pfund des reinen Worts und reinen Sacraments geschenkt hat, mit dieser Leuchte auch hinzutreten zu dem Volke Israel, auf daß es die Herrlichkeit des erschienenen Messias erkenne. Die Gemeinde muß ebenso die Bekehrung dieses wundersamen Volkes auf dem fürbittenden Herzen tragen, daß nicht jeder unbußfertig dahinsterbende Jude uns vor dem Throne Gottes anklage, daß wir ihm den nicht gebracht haben, der allein der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. — Es muß ein heiliger Kreuzzug in der Liebe Christi unternommen, auf allen Gebieten, in der Lehre, in der Wissenschaft und im Leben der Glaube an Christus von der Christenheit bezeugt und seine Herrlichkeit überall dargestellt werden. Die Gemeinde Christi muß in allen ihren Gliedern voll werden des Erbarmens gegen dies Volk, das die Perle nicht jedesmal zurückweist, wenn sie ihm in Liebe gereicht wird. Die Gemeinde Christi muß auch Thränen Christi über sie weinen, muß ihnen die Seligkeit des Glaubens in Wort und That bezeugen, in der gewissen Hoffnung, daß das Wort nicht leer zurückkehren wird.

Meine Bitte und mein Antrag an die Synode ist daher die, neben der Heiden-Mission auch der Mission unter den Juden eine liebende Stätte zu gönnen. Ich fürchte den Einwand nicht, wir haben schon so viel zu thun und zu bitten für die Heiden, die Gefangenen, die Glaubensbrüder. Die wahre Liebe Christi erweitert das Herz; sie

wächst in dem Grade, als wir ihr Nahrung geben. Die Liebe ermüdet nie.

Darum bitte ich die Brüder: 1) in Zukunft im Kirchengebete, an der Stelle, wo wir um die Ausbreitung des Reichs Gottes bitten, neben der Heiden-Mission auch der Juden-Mission sonntäglich zu gedenken;

2) wenigstens an einem Sonntage (es möchte dazu der X. Trin.-Sonntag bei der Erklärung des Evang. von der Zerstörung Jerusalems der geeignetste sein) die Augen der Gemeinde auf das Judenvolk zu lenken; ihr warm die Verpflichtung, auch für das Heil dieses Volkes sorgen und beten zu müssen, ans Herz zu legen, und durch ein christliches Leben und Bezeugen Christi an ihrer Bekehrung mitzuarbeiten;

3) in Missionsstunden auch dessen hin und wieder zu gedenken, was die christliche Liebe hier und da unter Israel thut. —

So weit gehen fürs erste meine Bitten. Ob wir auch für die Juden-Mission collectiren sollen, wozu in der Erlanger Zeitschrift ernst gemahnt wird, — ob Brüder, namentlich solche, die in Städten als Seelsorger arbeiten, wo Juden wohnen, durch passende Vorträge, durch Vertheilung von hebr. N. Testamenten die Christianisirung dieses Volks vorbereiten — was überhaupt sonst gethan werden kann und soll, damit die Juden, die sich auch unter uns, namentlich in Riga immer mehr ausbreiten, für Christum und die Wahrheit gewonnen, und durch die christliche Liebe unschädlich gemacht und überwunden werden, das überlasse ich dem betenden Nachsinnen der verehrten Amtsbrüder.

II.

Zur Literatur.

Wir haben schon im 1. Heft auf des edlen Jenenser-Theologen Dr. K. Hase's neuestes Werk: „Handbuch der Protestant. Polemik gegen die römisch-kathol. Kirche", aufmerksam gemacht, und thun es heute wieder und zwar mit den Worten eines Andern aus einer ausländischen Recension um so lieber, da uns das Buch einen hohen Genuß

währt hat, und wir Keinem rathen möchten, das Buch unbesehen" zu verachten, wie das wohl mitunter vorkommt, und bei welcher Methode man allerdings zum „Narren" werden kann. Es heißt dort: „Er hat mit altbewährter Virtuosität ein Meisterwerk geliefert, auf das die Kirche, deren Interesse es vertritt, stolz sein darf. Man kennt Dr. Hase's Art zu streiten, den edlen ritterlichen Anstand, der fern von aller Leidenschaftlichkeit und Maßlosigkeit, den achtungswürdigen Gegner achtet und Achtung erzwingt, die durchsichtige Klarheit, in welche er den verworrensten Streitpunkt zu setzen weiß, und die feine, socratische Ironie, wie sie einem geistreichen Menschen eigen zu sein pflegt, siegender oft als die allergelehrteste Deduction. Alle diese schönen Eigenschaften, so selten in Einem Menschen vereinigt, haben hier in glänzender Weise zusammengewirkt. Es dürften wohl der protestant. Streiter nicht Allzuviele sein, die so bereitwillig anerkannt hätten, was recht und löblich ist auch drüben im Reiche des Papstthums, um dann desto gewichtiger den Streithammer fallen zu lassen auf das, was im katholischen Wesen dem Geiste des Christenthums, der zugleich der Geist des Protestantismus ist, widerstreitet. Darin, in dieser Billigkeit der Anerkennung dessen, was Anerkennung verdient oder Entschuldigung, ist das siegesbewußte Vertrauen auf die eigne Sache ausgesprochen und liegt keine geringe Macht über den Gegner. Wer aber so siegreich die Sache des Protestantismus zu führen, dazu gehörte die durchdachte Geschlossenheit der dogmatischen Grundanschauung, die bis in das verborgenste Versteck katholischem Irrthum nachgehn und seine geschichtlichen Beweise entkräften kann." — Schließlich machen wir auf das letzte Kapitel des Buches, welches Politik und Nationalität behandelt, aufmerksam. Der Katholicismus ist gar häufig von Geschichtsunkundigen und Geschichtsverdrehern — mit einem großen Chorus blinder Nachbeter — gerühmt worden, auch in jüngsten Zeiten, als das alleinige Präservativ wider die Revolution. Grade das stockkatholische Italien und das rechtgläubige Paris, und noch andere Gegenden, die einem Jeden einfallen, wenn er die Zeitungen liest, sind immer wieder der Heerd von Revolutionen gewesen! —

Wie man auch in unsern Tagen in eben nicht musterhafter Weise theologische Differenzen in literärischer Fehde durchkämpft, haben wir öfter zu bemerken Veranlassung

nehmen müſſen. Man erinnere ſich nur, wie z. B. Pro
feſſor Philippi in Roſtock ſeinen Erlanger Collegen Pro
Hofmann angriff, ohne freilich dieſen aus ſeiner feſte
Stellung zu heben; — und beide waren doch Männer eine
und derſelben „Fraction"; ferner wie Prof. Kurtz in un
ſerm Dorpat den alten Berliner Meiſter Hengſtenber
in höchſt auffallender Weiſe in ſeiner bekannten famoſen Streit
ſchrift behandelte, und dieſem Dinge zu hören gab, wobe
alle Gemüthlichkeit aufhört; endlich wie gegen den früh
ren Geſinnungsgenoſſen, den Leipziger Prof. Kahnis, ſi
große und kleine Ritter heranmachten, in „edelſter ſittliche
Entrüſtung" über dieſen „Abgefallenen" das Wehe! zu ru
fen. Nunmehr leſen wir in der Roſtocker Theol. Zeitſch
1863, S. 196 ff. eine fulminante Kritik des neulich an
hier berührten letzten Werkes unſres Dorpater Prof. Kur
„der Altteſtamentliche Opfercultus", aus der Feder de
emerit. Dörptſchen Prof. Keil, der gegenwärtig ſeine Pen
ſion in Leipzig verzehrt und immer noch fleißig die theol
Welt mit ſeinen literäriſchen Gaben erfreut. Keil reſumir
ſein Urtheil über dieſes Kurtz'ſche Buch dahin, es ſei „a
fruchtbarer geiſtreich theol. Gedankenentwickelung ebenſo arm
wie an unfruchtbarer, theils ungerechter, theils verfehlte
Polemik reich." (Hätte ich dieſe Keil'ſche Recenſion früh
geleſen und mich von ihr beſtimmen laſſen, ſo wäre i
heute um 2 Rbl. 50 Kop. reicher, denn ſoviel habe i
richtig für dieſes Buch bezahlt.) Was aber dem Keil'ſche
Urtheil die Krone aufſetzt, iſt die wahrhaft niederſchmet
ternde Anklage gegen den Verf. des kritiſirten Buches, Hrn
Prof. Kurtz. Dieſe Anklage, die Keil gewiß überzeugt i
aufs evidenteſte nachgewieſen zu haben, beſteht in zw
Sätzen: Kurtz ſei 1) vom heiligen Geiſte verlaſſen, un
habe 2) mit der Kirchenlehre entſchieden gebrochen! Wa
fragen, ob es möglich ſei, noch etwas ſtärkeres zu ſagen
In der That, wenn ein Prof. der Theologie in Dorp
im J. des Heils 1863 von ſeinem ehemaligen Collegen
feierlich in einer Zeitſchrift, die als maßgebend in der Co
ſtatirung der „reinen Lehre" gilt, angeklagt wird, er ſ
vom heiligen Geiſt verlaſſen und er habe mit der Kirchen
lehre entſchieden gebrochen, dann hört Alles auf! Wörtlic
lauten die beiden Stellen ſo: „Soviel iſt klar, daß die
Art, entgegengeſetzte Anſchauungen und Theorien zu b
kämpfen, auf keinen Fall die Erkenntniß der Wahrheit fö
dert, denn ſie fließt nicht aus dem Geiſte, der in al

Wahrheit leitet." — Und: „die neue Opfertheorie von Dr. Kurtz hat mit der Kirchenlehre entschieden gebrochen." (Wir wollen übrigens zur Beruhigung unsrer Leser, die etwa erschrecken könnten, hier kurz bemerken, daß dieser furchtbare Bruch mit der Kirchenlehre nicht so entsetzlich ist, wie er aussieht. Die Apologie der Augsb. Conf. Art. 24 lehrt nämlich allerdings, wie Keil nachweist, ausdrücklich, daß es im A. T. zweierlei Opfer gebe, a) Versöhnungsopfer und b) Dankopfer. Da nun, ist der richtige Syllogismus, unbezweifelt in den symbolischen Büchern der luth. Kirche an einer Stelle steht, es gebe zwei Opfer, Kurtz aber nur von einem Opfer, Sühnopfer, im A. T. etwas wissen will, so hat Kurtz so entschieden mit der „beschworenen" Kirchenlehre gebrochen, als 1 nicht 2 und 2 nicht 1 ist!) — Wie ich neulich aus der Rigaschen Zeitung entnahm, hat ein ehrenwerther College von mir, irgendwo gedruckt, in der Dorpater Zeitschr. meine freundlichen und anerkennenden Worte, mit denen ich hier, wie männiglich zur Genüge bekannt, zum öfteren die Dogmatik von Kahnis begrüßt habe, in der Art getadelt, daß ihm dabei die gerechtesten Zweifel über meine Christlichkeit beigekommen seien, vollends aber von meiner confessionellen Treue selbstverständlich nach solchen Proben nicht die Rede sein könne[1]). Ich gebe dem lieben Manne „zehn Jahre Zeit", nicht — „fern von Madrid", aber fern von aller Eisenbahn- und Telegraphenverbindung, über sein Anathema, das er so gemüthlich herüber geschleudert hat, „nachzudenken." Ich bin überzeugt, der gelehrte Kritiker Kurtz wird über die Keil'schen Redensarten nur lächeln, und solches Beispiel erscheint nachahmungswerth. Was sich die Herren wohl bei solchen Redensarten denken? Mögen sie! —

Auch Harleß — alles schweige, jeder neige sich bei diesem Namen! — bläst zum Rückzuge und gibt abermals vortreffliche Warnungen, die Manchem nicht wie angenehme Musik klingen werden, die aber nun einmal gedruckt zu le-

---

[1]) Für diejenigen, die den kostbaren Passus übersehen haben, setze er (Rig. Zeitung Nr. 36 d. J.) hier. Es heißt dort wörtlich also: „wir können nicht umhin, zur Charakteristik des Synodalreferenten der „Dorpater Zeitschrift" (Hr. Oberpastor Schwarz in Dorpat) zu constatiren, daß derselbe (S. 108) die Christlichkeit derjenigen Theologen, welche die Dogmatik des Dr. Kahnis mit Freuden begrüßt haben, in ernste Zweifel zieht, ihre confessionelle Treue aber selbstverständlich für aufgegeben ansieht!"

sen daſtehen, und an denen wir uns herzlich erbaut haben. Es iſt höchſt dankenswerth, wenn ein Mann, wie Harleß, es für Pflicht hält, der Trompete einen deutlichen Ton zu geben. Alles, was dieſer Theologe und edle Geiſt je geſchrieben, und der Welt als des Geiſtes Produkt und That vorgelegt hat, zeichnet ſich durch ernſte, entſchieden kirchliche, echt lutheriſche Haltung aus, und iſt dabei allzeit von einer ſo maßvollen Weihe getragen, daß mich bei dem Studium ſeiner Schriften nie das Gefühl ergriffen hat, es werde auch nur um einen leiſeſten Zug von der Linie, die der Denker einzuhalten hat, abgewichen. Wir haben neulich eine Schrift von ihm hier dankbar angezeigt, welche gewiſſe Tagesfragen eingehend und ſchlagend beſprach. Jetzt können wir nicht umhin, auf die neueſte Schrift von Harleß dringend aufmerkſam zu machen. (11.) „Das Verhältniß des Chriſtenthums zu Cultur- und Lebensfragen der Gegenwart. Erlangen, 1863." Das Büchlein enthält des Beherzigenswerthen ſo viel, daß wir nach Recenſentenart eigentlich einige beſondere Prachtſtellen wie zur Probe mittheilen ſollten, dabei aber leicht alle 85 Seiten abſchreiben könnten. Schon das Vorwort iſt tief einſchneidend; die drei Aufſätze beſprechen: 1) Chriſtenthum und Dichtkunſt, 2) das Chriſtenthum und die Literatur der allgemeinen Bildung, 3) Chriſtenthum und Politik. Natürlich werden wir auf die hier niedergelegten Gedanken gar oft wieder zurückkommen. Dieſe Schrift ſollte kein einziger gebildeter Chriſt, der ſich für die Fragen der Gegenwart intereſſirt, ungeleſen laſſen. In „Leſeabenden" beſonders empfehlenswerth.

Daran möge ſich ein Aufſatz von Dr. Carl Schnaaſe anſchließen, der urſprünglich zu einem Vortrage auf Veranſtaltung des evangeliſchen Vereins zu Berlin beſtimmt war, an deſſen Abhaltung der Verf. durch Geſundheitsrückſichten verhindert wurde: (12.) Bildung und Chriſtenthum. Ein Vortrag. Berlin, 1861. 40. S. Allen denjenigen, welche ſich berufen fühlen ſollten, gegen die Aufſätze Mitth. 18, 1. S. 16 ff., 19, 1. S. 44 ff., u. 19, 2. S. 97 ff. etwas zu verlautbaren, wollten wir rathen, vorher dieſe beiden Schriften von Harleß und Schnaaſe zu ſtudiren, um daraus zu lernen, was man widerlegen muß, wenn man etwas Gründliches ſagen will. Solche Schriften, wie dieſe beiden von Harleß und Schnaaſe, ſind geradezu ein Arſenal. Zeige, daß die Waffen dieſes Ar-

senals nichts taugen, und daß du auf deinem „Monitor" Alles ringsumher in Grund und Boden schießen kannst, dann wollen wir anfangen uns zu besinnen, ob des berühmten Stahl's Motto: „nicht Majorität, sondern Autorität" ein verkehrtes ist.

Sollte ein theologischer Leser meinen, die so eben empfohlenen Schriften seien von zu geringem Umfange, um in den einschlagenden Sachen etwas Erschöpfendes zu bieten, so käme es doch nur auf den Versuch an, sich selbst zu überzeugen. Indessen sind wir gar nicht verlegen, für Solche, die nach einer größeren Dosis verlangen, sofort noch ein Buch zu präsentiren (das freilich 2 Rbl. kostet, während die beiden erstgenannten zusammen 1 Rbl. kosten), in welchem der „speculativste" und tiefsinnigste Theolog der Gegenwart, Prof. R. Rothe in Heidelberg, das Wort ergreift: (13.) „Zur Dogmatik." Gotha, 1863. 356 S. Der Inhalt bietet drei Artikel: Begriff der evangelischen Dogmatik, Offenbarung, heilige Schrift. Ein Abdruck einzeln in den theol. Studien und Kritiken veröffentlichter Abhandlungen, aber durchaus von neuem durchgesehen und durchgängig vermehrt, namentlich in Beziehung auf des Erlangers Hofmann Einreden. Sehr bezeichnend ist die Stelle in dem Vorwort: „Wie ich der Ueberzeugung bin, daß das denkende Bewußtsein der Zeitgenossen [1]) erst dann vermögen wird, sich gründlich über das Christenthum zu orientiren und mit wirklicher Freudigkeit in dasselbe wieder einzuleben, wenn es sich zu dem Gedanken des Uebernatürlichen und des Wunders von Neuem ein Herz gefaßt haben wird: so bin ich gleicherweise auch davon tief durchdrungen, daß das Uebernatürliche und das Wunder im Christenthum in derjenigen Behandlung, welche unsre kirchliche Theologie ihm hat angedeihen lassen, sich zum Bewußtsein der modernen Christenheit — und die vormoderne kann man doch eben nicht wieder ins Leben zurückrufen, nachdem die Geschichte sie begraben hat — niemals Zugang verschaffen wird." Ferner können wir nur vollkommen beistimmen, wenn es heißt S. 350: „Das scheint mir allerdings von entscheidender Wichtigkeit zu sein für die Orientirung

[1]) Auch Rothe beschäftigt sich mit dem — „denkenden Bewußtsein der Zeitgenossen." Wir bitten diejenigen, die das für überflüssig halten, zu überlegen, denn ohne Nachdenken und Ueberlegung darf's nicht ablaufen, wie sie Rothe widerlegen!

nicht etwa nur der gegenwärtigen Theologie, sondern vor Allem auch der Religiösen unter den Zeitgenossen überhaupt, daß gleichmäßig beides immer bewußtvoller anerkannt werde: sowohl auf der einen Seite, daß die christliche Frömmigkeit (der christliche „Glaube" im biblischen Sinne des Wortes) zu allen Zeiten wesentlich dieselbe ist, und daß sie insbesondere als evangelische auch jetzt noch wesentlich dieselbe ist wie in der Epoche der Reformation, — als auch auf der andern Seite, daß die Stellung, welche das denkende Bewußtsein, mit einem Worte die Wissenschaft zu derselben zu nehmen hat, um sich über sie mit sich selbst und der christlichen Gemeinde zu verständigen, jetzt nothwendig eine völlig andere ist, als diejenige, welche die ältere Kirche constant inne gehabt hat. Nur auf dieser Basis halte ich nämlich eine aufrichtige Wiederverständigung unsrer modernen Christenheit (der katholischen nicht minder als der protestantischen) mit dem alten und für immer unveränderlichen und unerschütterlichen Christenglauben für möglich." Wir meinen, gerade solche Bücher, wie dieses von Rothe, müßten von keinem Theologen unstudirt gelassen werden. Hierbei können wir uns nicht versagen, noch eine Stelle anzuführen: „die jetzt herrschende[1]) Theologie pflegt sehr bestimmt zu erklären, daß sie die „alte mechanische" Vorstellung von der Inspiration der Bibel aufgegeben habe. So auch wieder Auberlen, die göttl. Offenb. 1, S. 208. Er verwirft sehr bestimmt die „überspannte" kirchl. Inspirationslehre; aber er macht sich nicht klar, daß mit dieser Verwerfung die „Inspiration" der Schrift etwas ganz anderes wird."

Dem Theologen und religiösen Christen, dem denkenden ernsten Menschen, dem die Gegenwart in ihren bedeutenden Erscheinungen auf dem Gebiete geistiger Forschungen nicht fremd bleiben darf, meinen wir, können auch solche Bücher, wie folgende, von hohem Interesse sein:

14. Vier Reden über Leben und Krankſein, von Rudolf Virchow. Berlin, 1862. 136 S. Der berühmte Verfasser (geb. 1822), wie man mir sagt, die erste jetzt lebende medicinische Capacität, Schüler des großen bahnbrechenden Physiologen Johannes Müller, seiner

[1]) Uns scheint das übrigens jedenfalls zuviel gesagt; wenigstens ist das „jetzt" ein sehr bedenklich in abnehmend Licht verschwindendes Moment!

politischen Gesinnung wegen lange Zeit in seinem preußischen Vaterlande unmöglich, ward endlich doch in Berlin unvermeidlich, und strahlt nunmehr dort als ein Stern erster Größe. Seine Stellung in dem Abgeordnetenhause ist bekannt, die uns aber hier nichts angeht. Wir haben es hier mit dem Manne der Wissenschaft zu thun, der es nicht unter seiner Würde erachtet, die Ergebnisse der feinsten und scharfsinnigsten Untersuchungen dem größeren „gebildeten Publikum" (wir erschrecken vor diesem Worte nicht) in Vorträgen zugänglich zu machen: 1) über die mechanische Auffassung des Lebens. 2) Atome und Individuen. 3) Das Leben des Blutes. 4) Das Fieber. Wir laden zu dieser Lectüre ein.

15. Geschichte der Civilisation in England, von Heinr. Thomas Buckle, (aus dem Englischen) übersetzt (vortrefflich) von Arnold Ruge. 2 Theile. Es gilt nicht, dieses leider unvollendet gebliebene Werk hier zu empfehlen. Es hat sich, meinen wir, bereits in der ganzen civilisirten Welt einen Namen erworben, wenn auch manche Parodoxien anzustreiten sind. Niemand lasse sich durch den engbegrenzenden Titel irre führen, als habe man es hier nur mit England zu thun: vielmehr hat der zu früh verstorbene Verf. († in Damaskus 1861, wohin er von den Aerzten eines Brustleidens wegen geschickt war) — auf Grundlage der genauesten Studien und einer staunenerregenden Kenntniß der literärischen Quellen, die in den Anmerkungen die Nachweise liefern, Skizzen und Aperçus aus der Geschichte der Civilisation der ganzen Menschheit geliefert, woran sich allerdings genauere Schilderungen der Entwickelung des französischen, spanischen, schottischen ꝛc. Geistes, namentlich der letzten 3 Jahrhunderte anschließen. Es sind nun 40 Jahre her, da ich mit einer Art heiliger Ehrfurcht Herder's Ideen zur Phil. der Gesch. zum erstenmale las; ich erinnere mich des Eindrucks noch heute ganz genau, den diese hinreißenden, im dichterischen Schwunge hoher Genialität concipirten Rückblicke in eine längst entschwundene Vergangenheit damals auf ein junges Gemüth machten, das so eben vom Homer, Sophokles, Pindar und Theokrit, vom Livius, Cicero, Virgil und Horaz kam, und hundertmal Schiller's „Schöne Welt, wo bist du" als Refrain dazu genossen hatte. Wie ganz anders ist dieses Buch von Buckle aus der modernsten Neuzeit herausgewachsen, um wie viel älter der Mann, der es liest, um

wie viel stärker ist gegenwärtig das Bedürfniß nach Detailwissen als vor 70—80 Jahren, da das Herdersche Werk geschrieben ward, wie reichen wir mit allgemeinen Anschauungen, von geistreichen Hypothesen und Vermuthungen durchzogen, wenn die genaueren Kenntnisse der Realitäten fehlen, nicht mehr aus.

16. Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes, von Gustav Freitag. Leipz. 1862. 588 S. Wer Material zur richtigen Erkenntniß der Zustände der letzten drei Jahrhunderte sucht, und in eigenen Familienüberlieferungen die Erinnerung von beiläufig hundert Jahren in seinem Gedächtniß bewahrt, der findet hier einen Reichthum von Thatsachen und Wahrheiten, die das concrete Leben predigt. So z. B. die Schilderung einer deutschen Stadt um 1750 ist ausgezeichnet, man glaubt das alte Riga vor sich zu haben, als wenn der Verf. unter uns gelebt hätte. So S. 270: „Kaum gab es ein altes Haus, welches nicht seine Polterstube hatte, auf den Gräbern, in den Kirchthüren zeigte sich ein Gespenst, überall spukte es; noch wurden alte Katzen als Hexen betrachtet, und die Erscheinungen Verstorbener, Ahnungen und bedeutsame Träume wurden mit angstvoller Gläubigkeit erörtert. Immer noch war das Aufsuchen verborgener Schätze eine wichtige Angelegenheit, keiner Stadt fehlten glaubwürdige Berichte über Funde, die in der Nähe gemacht oder durch unzeitig gesprochene Wörter vereitelt waren. Aber der verständige Familienvater ist bereits eifrig bemüht, seine Kinder und Dienstboten über dergleichen aufzuklären. Es ist ein lebhafter Kampf, der fast in allen Familien geführt wird, von den Vertretern neuer Zeit mit der Ueberlegenheit und Schärfe, welche ein innerer Sieg über stille Erinnerungen des eigenen Lebens zu verleihen pflegt. Der Aufgeklärte leugnet gar nicht die Möglichkeit eines geheimnißvollen Zusammenhangs mit dem Jenseits, aber versteht jeden einzelnen Fall mit Mißtrauen und Ironie zu betrachten; er nimmt allerdings an, daß hinter dem zerstörten Altar der alten Kirche, in den Ruinen des nahen Schlosses noch irgend etwas sehr Curiöses verborgen sein könne, und daß es wohl lohnen möge, einmal nachzugraben; aber er nährt eine souveräne Verachtung gegen die Flämmchen und den schwarzen Hund und zählt mit besonderer Freude zahlreiche Beispiele auf, wie dieser Glaube „alter Zeit" durch Betrüger gemißbraucht worden sei. Auch vergeht selten ein Vierteljahr, daß nicht

eine geleſene Zeitſchrift ſchöne Abhandlungen bringt, worin die Bergmännchen gänzlich geleugnet, die Feuerkugel phyſikaliſch erklärt und die Donnerkeile als Verſteinerungen betrachtet werden. Noch fehlen in keiner Stadt aufgeregte Leute, welche durch Erſcheinungen gequält ſind, aber ſchon behaupten nicht nur die Aerzte und weltlichen Gelehrten, auch klügere Bürger, daß ſolche Art Teufel nur durch Faſten und Purgiren auszutreiben ſeien, da ſie nur in Hypochondriacis durch krankhafte Einbildungen erzeugt wurden."

17. Bibliorum Codex Sinaiticus Petropolitanus. Auspiciis Augustissimis Imperatoris Alexandri II. ex tenebris protraxit in Europam transtulit ad juvandas atque illustrandas sacras litteras edidit Constantinus Tischendorf. Petropoli MDCCCLXII. (4 Bände in Imperialqu.) Von dieſem großartigen Werk gelehrten Fleißes und typographiſcher Kunſt haben wir das Glück durch kaiſerliche Munificenz auch in Riga zwei Exemplare zu beſitzen, die ſo eben eingegangen ſind, eines in der Rigaſchen Stadtbibliothek und eines in der Bibliothek der Alterthumsforſchenden Geſellſchaft. Im November v. J. überbrachte T. ſeinen Codex Sinaiticus, wie er ihn vermittelſt der Leipziger Preſſe in einem Prachtwerk von vier Bänden dargeſtellt hat, in 31 Kiſten mit 12—1300 Bänden nach St. Petersburg, wo ſie das Miniſterium der Volksaufklärung in ſeine Räume aufgenommen hat. Die große Verdienſtlichkeit der Arbeit konnte nirgends unerkannt bleiben: „mais nous ne sommes pas tout à fait des Ostrogothes", bemerkte treffend dazu ein ruſſiſcher Fürſt. Wie das Werk in drei Jahren vollendet werden konnte, das läßt ſich ſchwer begreifen, mag auch das gelehrte Publikum an das außerordentliche der Tiſchendorf'ſchen Leiſtungen gewöhnt worden ſein. Am Martin-Luthertage überreichte Tiſchendorf die erſten Exemplare den kaiſerlichen Majeſtäten in Zarskoje Selo; ſie hatten ſich bei den erlauchten Beförderern des Unternehmens der gnädigſten Aufnahme zu erfreuen. Schon vorher hatte der Kaiſer durch den Miniſter Golowwin das Großkreuz des Stanislaus-Ordens an den deutſchen Profeſſor gelangen laſſen, ſo daß dieſer vor den Majeſtäten mit Stern und Grandcordon geſchmückt zu erſcheinen hatte. Den ſämmtlichen deutſchen Univerſitätsbibliotheken ſind Exemplare durch die kaiſerliche Gnade beſtimmt. Von keiner Seite ſoll der Wunſch darnach lebhafter als von engliſcher Seite ausgeſprochen worden ſein.

Prof. Wieſeler in Kiel äußert ſich über dieſe ganze Sache, Theol. Stud. u. Krit. 1861, 4. S. 803 ff.: „Unbeſtritten das größte Verdienſt, welches ſich Dr. Tiſchendorf um den neuteſtamentlichen Text erworben hat, in welcher Beziehung er alle früheren Bearbeiter deſſelben überragt, iſt die Entdeckung und ſorgfältige Vergleichung oder Herausgabe der wichtigſten Monumente des neuteſtamentlichen Textes, zu welchem Zweck er ſeit 1840 die großartigſten Reiſen durch Europa und nach dem Orient gemacht und mit unverdroſſenſtem Eifer die Bibliotheken und Klöſter des Orients durchforſcht hat. Von den überraſchenden Reſultaten ſeiner letzten bibliſchen Reiſe in den Orient, welche er im Jahre 1859 mit Unterſtützung der ruſſiſchen Regierung machte, handelt ſeine Schrift: notitia editionis codicis bibliorum Sinaitici auspiciis imperatoris Alexandri II. susceptae etc. Leipzig 1860. 124 S. 4." Was den von T. neu aufgefundenen codex Sinaiticus betrifft, ſo ſagt Wieſeler: „Obwohl man ſeit der bekannten Handſchriftverfälſchung durch den Griechen Simonides etwas mißtrauiſch ſein muß und ſich wundern kann, daß dieſe wichtige Handſchrift von den Mönchen des Kloſters ſo lange nicht beachtet worden iſt, ſo kann man doch nach den dieſelbe betreffenden eingehenden Mittheilungen des gelehrten Paläographen Dr. T. nicht zweifeln, daß wir eine echte Handſchrift des höchſten Alterthums (aus dem vierten Jahrhundert) vor uns haben."

III.

Nachrichten.

Kirchliche Zeitbilder.

Alles, was im Lauf der letzten Paar Monate ſich auf dem weiten Gebiete des kirchlichen Lebens in der Nähe und Ferne zugetragen hat und der Aufzeichnung werth iſt, ſei es der Schatten oder des Lichtes wegen, die dabei zum Vorſchein kommen, gehörig zu regiſtriren, iſt ein Vorſatz, der bei jedem neuen Heft mit ganzer Kraft erfaßt, aber immer noch nicht in der nothwendigen Genauigkeit und Aus-

fährlichkeit vollzogen wird. An dieser Mißstellung der Wünsche zu deren Verwirklichung trägt keineswegs die Schuld die tiefe Empfindung des Wortes: „unser Wissen ist Stückwerk", indem von allen Seiten ein so reiches Material an Nachrichten herbeiströmt, daß es sich nur um Auswahl und Sichtung und Beleuchtung handelt: auch nicht der Mangel an Thatsachen und Ereignissen, denn die unruhigen Menschen sorgen wahrlich zur Genüge, daß die „Zustände" in einem unaufhörlichen Fluß sich bewegen; auch nicht die „Präventivcensur", indem ich durch langjährige Uebung mich vollständig außer Stand erkläre, anders als „nach bestehenden Censurvorschriften" zu schreiben und drucken zu lassen; endlich auch nicht, weil der Ref. etwa befürchtet, die Leser durch die Darbringung solcher kirchl. Zeitbilder zu ermüden, da im Gegentheil solche „Nachrichten aus dem Reiche Gottes", wie dieses sich in der Zeit darstellt, der allgemeinsten Theilnahme sich erfreuen. Die einzige Ursache, daß bisher diese „Nachrichten" sich in unserer Zeitschrift am Schluß eines jeden Heftes auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum haben beschränken müssen, liegt vielmehr in der Fülle und Menge anderweitiger Manuscripte, die jedenfalls Berücksichtigung verdienen, und ohnehin oft zu lange auf den Abdruck warten. Darum ist dieser Umstand zu reguliren, und werden einerseits diese Nachrichten eine weitere Entfaltung beanspruchen, indem die kirchlichen Zeitereignisse zu wichtig sind, als daß man ihnen nicht ein regelmäßig periodisch wiederkehrendes Abbild gönnen wollte, andererseits aber eine reichliche Zusendung von selbstständigen Arbeiten, die specielle Zeitfragen genauer erörtern, allzeit wünschenswerth bleibt.

Fangen wir diesmal unsre Umschau von dem Punkte an, wo wir stehen, also von Riga und den „baltischen" Landen, und greifen wir zur Veranschaulichung der Gegenwart etwas in die Vergangenheit zurück, also 50 Jahre, bis auf das Jahr 1813. Wie in Allem, so ist auch unbestritten in den kirchlichen Beziehungen das Leben ein entwickelteres, bewußteres, regeres und für weitere Blicke empfänglicheres geworden. Wo wäre es z. B. damals auch nur von fern einem eingefallen, den betreffenden Zeitgenossen solche „kirchliche Zeitbilder" anzubieten? Wir erinnern uns durchaus nicht, dergleichen aus jener Zeit zu besitzen. Haben wir doch jetzt drei kirchliche Zeitschriften, die ausdrücklich nicht blos streng fachwissenschaftliches bringen, sondern

alle auch weitere Leserkreise suchen, während ohnehin die übrigen „Blätter" und Journale sämmtlich den kirchlichen Dingen keine geringe Aufmerksamkeit widmen, abgesehen davon, was die ausländische Literatur täglich mit der Eisenbahn oder durch den Buchhandel herbei bringt.

Ein Blatt, wie das St. Petersb. Sonntagsblatt, richtig redigirt, muß sich nach unsrer Ansicht halten und kann und wird sich mit Segen einer großen Verbreitung und Anerkennung allzeit erfreuen. Es kommt Alles auf die rechte Behandlung an. Nur möglichst edel, populär ohne trivial zu sein, und alle hohe, an wissenschaftliche Ausdrucksweise streifende Rede vermeiden. — Wir haben unter den „deutschen" Gemeinden bei uns eine große Mannichfaltigkeit der Bildung und der Bedürfnisse und Anforderungen; und wir meinen daher, es verlohnte sich wohl, einmal den Ton nicht „niedrig", wohl aber piano einfach anzuschlagen. Es gibt Tausende, die mit den beiden andern „kirchlichen" Zeitschriften nichts anzufangen wissen, aber die in einer solchen periodisch anregenden Weise auch bedient sein wollen. Wenn eine grundforschende Untersuchung über die Bne Elohim (1 Mos. 6) oder über Hosea 1 am rechten Ort mit großer Hingebung gelesen wird, so wäre sie für unsere Mittheilungen weniger brauchbar, und im Petersb. Sonntagsbl. gewiß an ganz unrechter Stelle, wogegen z. B. eine klare und verständliche Darstellung des Inhalts und Ideenganges des Propheten Hosea ꝛc. überall zeitgemäß wäre. Es erscheint uns sehr ersprießlich, wenn die verschiedenen kirchl. Zeitschriften ihre Stellung klar im Auge halten, nicht, um „Concurrenz" oder „Collision" zu vermeiden, das wäre die geringste Sorge, sondern um einfach ihre Aufgabe möglichst zu verwerthen. So lange wir nur die Mittheilungen hatten, konnten diese nicht anders, als in einem fortwährenden Hin- und Herschwanken den Versuch wagen, möglichst allen Rücksichten zu genügen, so weit das Material reichte, wodurch aber nur einleitende Zustände zur Darstellung kamen. Das ist jetzt anders. Die Sache ist bedeutend vorgeschritten. Die Stoffe können sich in verwandtschaftlichen Geistesinteressen sammeln, und so ist die getheilte Arbeit nun damit beschäftigt, in geschlossenen Gruppen und gesonderten Functionen wohlthätig die Ausgestaltung des Ganzen durch Bearbeitung der Einzelgruppen zu erwirken. Wenn ein Lobredner der alten Zeit meinte, unsere Väter und Großväter vor 50 Jahren

hätten aber ja auch ganz glücklich und zufrieden gelebt, ohne Behelligung von 3 kirchl. Zeitschriften, abgesehen von jenen vielen anderen, die auch um das Wort bitten, so ist gegen den, der an einem solchen entschwundenen Glück sein Behagen findet, nichts zu sagen. Aber wir die Menschen von 1863 sind nun eben andersartig, als die von 1813. Vor 50 Jahren florirte noch die Leibeigenschaft. Mit den Volksschulen sah es ziemlich miserabel aus: in weitern Kreisen war man noch bei der Frage, ob überhaupt Volksschulen nöthig seien — ein längst überwundener Standpunkt —, während es jetzt sich nur darum handelt, wie man sie am besten einrichtet. Eine Bibelgesellschaft existirte noch gar nicht, die wurde 1813, also gerade vor 50 Jahren, gegründet, und hat, auch nur die numerische Anzahl der verbreiteten Exemplare heiliger Schrift in Betracht gezogen, bei allen Unterbrechungen und fortwährenden Unterstützungen, die die Londoner Bibelgesellschaft aufs großartigste gewährte, Erstaunliches geleistet. Von lettischen Zeitungen war keine Rede, während wir jetzt 3 wöchentlich erscheinende besitzen. Die wenigsten Landkirchen hatten Orgeln, jetzt möchte kaum eine solche zu finden sein, die keine hätte. Wir hatten kein Choralbuch, was das sagen will, dürfte kurz berührt daraus ersichtlich sein, daß das Bewußtsein des Besitzes der herrlichen Kirchenmelodien fast ganz, zumal bei den Gebildeten, abhanden gekommen war. Von einer Verpflichtung, auch der geistlichen Besorgung der evangelischen Glaubensgenossen in Sibirien zu gedenken, wußte man nichts. Unsre theure Dorpater Landesuniversität hatte zwar ihr erstes Decennium zurückgelegt, aber Alles war noch im Entstehen, und die Segensfrüchte, die reifen sollten, konnten erst nach längeren Jahren sich zeigen. Die Isolirung der Prediger, der geringe gegenseitige geistige Verkehr derer, die am Bau des Gottesreiches bauten, vielfach schmerzlich empfunden, konnte aber erst später durch neu herankommende Mittel zur Förderung der Gemeinschaft überwunden werden. Die Prediger-Synoden mit den anregenden Arbeiten und Beschäftigungen, zu denen sie veranlaßten, waren unbekannt, und hatten sich nur in beschränkten Formen in Reval erhalten. Die centralisirte Zusammenordnung sämmtlicher evang.-luth. Kirchen und Gemeinden in Rußland unter einem Gen.-Consistorium, was auch gegen ein „Centralisiren" theoretisirt werden mag, müssen wir als höchst praktisch heilsam erkennen und als einen Fort-

schritt betrachten, wenn auch über Befugnisse, Gerechtsame, Verpflichtungen und Obliegenheiten solcher zeitlichen Einrichtungen im Kirchenleben weder das letzte Wort gesprochen, noch das Idealmusterbild einer „Kirchenordnung" erschienen ist. Die „kirchliche Armenpflege", ein Institut der jüngsten Neuzeit, ein Lebenszeichen der mithandelnden Gemeindeglieder, die hier nicht blos als die Behandelten eintreten, allerdings noch sehr im Stadium der Entstehung und der ersten Versuche, aber von denen, die mit solchen Versuchen angefangen haben, mit Ausdauer und Zähigkeit auch bei unvermeidlichen Schwierigkeiten, mit denen alles Anfangen verbunden ist, festzuhalten, und es wird auch an diesem Liebeswerk der Segen nicht ausbleiben. Unsre „Unterstützungskasse", ein etwas unglücklich gewählter, zu abstracter Name für eine höchst concrete Sache, die in unsern Gemeinden enorme Betheiligung gefunden hat, eine Art von „Gustav Adolphs-Verein" für die evang.-luth. Gemeinden Rußlands, womit freilich wieder bewiesen ist, daß wir Lutheraner hier eben etwas Apartes sind, und die große evangel. Kirche deutscher Zunge „draußen" immer noch nichts rechtes mit uns anzufangen weiß, und von uns am Wenigsten Notiz nimmt: die geistige Strömung ist noch immer fast ausschließlich importirend, und das Bedürfniß der Gegenseitigkeit noch zu schwach. Allerdings haben wir jetzt eine Angelegenheit, die eine nähere geistige Gemeinschaft vermittelt, die Mission unter den Heiden. Selbstverständlich steht die hohe Bedeutung dieser heiligen Lebensaufgabe der ganzen Christenheit uns über allem Zweifel erhaben. Wir können uns nur freuen, daß die Sache auch bei uns aus dem Stadium schüchterner und verschämter Versuche, wie solche vor Jahren in der Ordnung waren, zu größeren Dimensionen angewachsen und ans Licht der Oeffentlichkeit getreten ist. Für uns ist es gar keine Frage, daß auch bei uns etwas gethan werden muß. Und Gottlob es geschieht auch Manches, wenn auch noch viel mehr geschehen könnte. Wenn die Prediger Livlands im vorigen Jahre in runder Summe 3000 Rbl. aus ihren Gemeinden nach dem Leipziger Missionshause schicken konnten, und solche Gabe jährlich sich wiederholt, dabei Barmen, Basel ꝛc. keineswegs vergessen werden, so ist auch in Deutschland selbst die Leistungsfähigkeit der Lutheraner in Rußland nicht verkannt worden, und hat sich die Aufmerksamkeit der dortigen christlich-kirchlichen Bestrebungen, ja so-

ar von Amerika aus, zu uns hingelenkt, und wir haben uns in den letzten Jahren der Besuche von Sendboten aus Leipzig, Barmen, Basel, Kaiserswerth, Paris, Jowa (Nord-Amerika) zu erfreuen gehabt, die viel Theilnahme fanden. Wir haben nur zu wünschen, daß solche lieben Freunde recht oft wiederkehrten. Es thut unsern Gemeinden eine solche Erinnerung, daß hinter den Grenzpfosten auch Menschen wohnen, die ihren Herrn Jesum lieb haben, ab und zu ganz wohl. Daß es immer welche geben wird, die dem ganzen Missionswesen von Herzen gram sind, und daher nicht schlecht genug davon reden können, und Alles aus der Türkei und Hinter-Indien lieber lesen, als Bekehrungsgeschichten, die entweder „langweilig" oder „schwärmerisch" oder „heuchlerisch" seien, wissen wir, und kann uns solcher Heuler Existenz nicht irre machen, denn „Aergerniß muß kommen"; wir stehen ganz einfach bei der Verheißung, daß sich „im Namen Jesu Aller Kniee beugen sollen." Auch das befremdet uns nicht, wenn nächstens auch die Presse, wie das ja schon vielfach geschehen ist, nicht ermangeln würde, auf das Unsittliche (!) hinzuweisen, den „Armen" die letzten Groschen für Missionszwecke abzuschwatzen. Thatsachen, die der Oeffentlichkeit angehören, unterliegen der öffentlichen Kritik, soweit gegebene Verhältnisse für solche offen ausgesprochene Meinungsverschiedenheiten reif sind. Das Mittel der modernen Zeit ist die Presse. Die Presse in den Abgrund verbannt wünschen kann Mancher, wünschen ist erlaubt, hilft aber nichts. Auch die Zweckmäßigkeit der Heidenmission mag Angriffe erfahren, Argumente gegen Argumente, nur ohne die famose „ultima ratio regum", wie der große Friedrich seine Cylinderröhren im Zeughause zu Berlin nannte. Die Wahrheit wird doch zuletzt siegen. Die Wahrheit hat den Widerspruch, der sich in Worten kund gibt, nicht zu fürchten, solange die Antwort nicht behindert ist. Darum können wir die Politik der auf Ceylon herrschenden Engländer nur billigen, die den Buddahpriestern jüngst gestattete, in heidnischen Schriften und Traktaten, für die Volksmasse berechnet, die Bestrebungen der christlichen Missionen auf der Insel anzugreifen; nur nicht todtschlagen noch verbrennen! Jemehr die Unwahrheit Fläche darbietet, desto mehr wird sie in ihrer Ohnmacht blos gelegt. Jene, die ein so entsetzliches Geschrei erheben, wenn eine Gemeinde von „Armen", d. h. 10,000 bäuerlichen Standes, etwa 50 Rubel für die

Heidenmission Kopekenweise zusammenlegen, sollten doch gefälligst nachzählen, wie viel eine gleiche Menschenanzahl für Branntweinconsum beizusteuern vermocht hat, und die Gefühle wägen, wenn es möglich wäre, die dort aus einer Gabe für Missionszwecke (wozu jedenfalls ein gewisser idealer Schwung gehört) und hier aus einem Branntweinrausch für das handelnde Individuum selbst sich ergeben. Es ist gegen alle statistischen Nachweise, wie gegen alle Erfahrungs-Psychologie, daß die Opfer religiosen Wohlthätigkeitsdranges bis zum pecuniären Bankerott sich häufen. Es wäre eine statistische Aufgabe, die zu zählen, die in Jahresfrist als Verschwender „alle ihre Habe" den Armen gegeben, und in dieser Weise sich ruinirt hätten! —

Es liegen drei Synodal-Berichte vom vorigen Jahre vor, aus denen hier Einiges mitgetheilt werden soll. Zuerst die Synode der Rigaschen Stadt- und Patrimonial-Prediger (in Allem 14, activ im Dienst befindlich, nebst 1 „diesem Consist.-Bezirke zugezählt"), vom 28. November 1862. Die Predigt hielt Sup. Poelchau, und, wie Ref. urtheilt, ohne Furcht vor privater oder öffentlicher Reclame, erbaute Synodalen wie Gemeinde durch den liebevollen Ernst der tief eingehenden praktischen Behandlung des anscheinend minder fruchtbaren Textes Luc. 6, 12—16. Wenn wir nicht wüßten, daß unsre Bitte vergeblich wäre, so würden wir noch heute den Druck der Predigt wünschen. Sehr richtig bemerkte Präses in den Eröffnungsworten der ersten Sitzung, daß die Synoden der Rigaschen Stadtprediger sich von den andern schon darin unterscheiden, daß hier Prediger zusammentreten, die an einem Ort unter fast immer gleichen und gemeinsamen Erfahrungen leben, und, eben weil nicht aus weiter Ferne zum einen Zweck versammelt, nicht mit ganz ungetheilter Hingabe die Bedeutung der Synodaltage im Auge halten könnten. Es ward die Vermehrung der pastoralen Arbeitskräfte in Folge schon vor Jahren angeregter Wünsche in Erwägung gezogen und abermals auf die Gründung einer Alexandershöh'schen Pfarre hingewiesen. Solche Dinge wollen aber unaufhörlich repetirt sein, bis die Stunde schlägt. So war es auch mit der Martinskirche auf Hagenshof, die auch früher für ganz überflüssig, ja „störend" gehalten wurde, bei der gegenwärtig nur das Eine zu bedauern ist, daß sie viel zu klein für die wachsende Gemeinde gebaut ist. Eine andere im Jahre vorher gestellte Proposition: „die an einer Kirche wirkenden Pastoren

völlig gleich zu stellen", d. h. den „Unterschied" der „Oberpastoren und Diaconen" aufzuheben, und, nach dem Muster der St. Petersburger Gemeinde-Verhältnisse, diese in Compastoren zu verwandeln, so daß die Nachmittagsprediger alternirend auch an den Vormittagen predigten, woraus, wie man hoffte, „eine gleichmäßigere Vertheilung der Gemeinden" zu Wege gebracht würde, ward als unthunlich erkannt, dem auch wir, durch Erfahrungen belehrt, beipflichten. Die Hauptabsicht dabei, auf diese Weise „die Gemeinden gleichmäßiger zu vertheilen", würde jedenfalls für den Augenblick wenigstens nicht erreicht werden, da die Gemeinden einmal sich nicht leicht „vertheilen" lassen, sondern die einzelnen Gemeindeglieder stets das Recht der freien Wahl ihres Beichtvaters sich bewahren, das ihnen mit einem Schlage nicht ohne die größten Mißstimmungen alterirt werden dürfte, und auch mit der Proposition gewiß nicht beabsichtigt ward. Man hoffte nur, es würden, sobald die Prediger an einer Kirche gleich gestellt wären, die Gemeinden sich selbst allmählich auch gleichmäßig vertheilen, so daß nicht blos der Uebelstand wegfiele, nach welchem der erste Pastor an der Kirche 4000 Communicanten, der zweite 500 und der dritte 100 zählt, sondern die Vertheilung $= \frac{4000 + 500 + 100}{3}$ auf jeden, wenn auch nur annähernd, sich verwirklichte. Abgesehen von der Frage, warum dann nicht auf Grund dieses Rechenexempels auch mit den Gemeinden auf dem Lande sollte vorgegangen werden, da ganz ähnliche Ungleichheiten sich nicht blos in der Stadt nachweisen ließen, ist es in einer Gemeinde mit mehreren Predigern ganz unmöglich eine gleichmäßige Vertheilung anders, als durch Aufhebung des Princips der Freiwilligkeit zu erzielen. Die Stellung eines „Diaconus" oder Pastors primarius allein bedingt keineswegs die ungleiche Vertheilung. Der selige Superintendent D. G. Bergmann hatte sozusagen seine „beste" oder „Glanzperiode" als Nachmittagsprediger, zuerst am Dom und dann zu St. Petri; er erfreute sich damals stets einer vollen Kirche und schon damals eines Beichtkreises, der mindestens dem aller übrigen Prediger an beiden Stadtkirchen zusammengenommen gleich kam, wenn nicht noch überbot. Das war um das Jahr 1823; ob das 1873 unmöglich wäre, wage ich nicht zu behaupten. Als das einzige Mittel, eine gleichmäßige Vertheilung zu beschaffen, möchte erscheinen

die Anstellung von so und soviel gleichmäßig apostelbegabten Predigern, wogegen aber einmal der fatale Einwand sich erhöbe, daß die Apostel so schnell nicht zu beschaffen sind, auch nicht jeder General ein Wellington ist, und Lückenbüßer auch leben wollen und ihren Platz wo gehörig auch ganz gut ausfüllen, und zum andern die thatsächliche Erfahrung nicht unbeachtet gelassen werden dürfte, daß selbst, wenn im besten Falle stets ganz gleich liebenswürdige, begabte, ausgezeichnete und mit apostolischer Salbung ausgerüstete Prediger — von der Ehrenhaftigkeit und Treue ganz abgesehen, die wir als selbstverständlich annehmen — an Einer Gemeinde fungirten, die Gemeinde doch, wie die Menschheit nun einmal ist, zuletzt einer gewissen Strömung folgen würde. Können denn die Aerzte an einem Ort es irgendwie dahin bringen, daß die Kranken sich alle gleichmäßig vertheilen? Uns scheinen solche künstlich ausgedachte Theorien für ein Experiment zu gewagt zu sein. Daß unsre Alten an den Hauptkirchen neben den eigentlichen Hauptpastoren auch einen Helfer stellten, erscheint uns sehr praktisch gehandelt. Daß den Diaconen im Lauf der Zeit außer ihrer Stellung als Prädicanten mit den Hauptpastoren gleiche Rechte eingeräumt worden sind, was von Anfang nicht war, und auch gegenwärtig in Reval, Pernau, Dorpat ꝛc. noch nicht ist, mag ganz zeitgemäß gewesen sein. An unsren großen Jesus- und Gertrud-Gemeinden steht nur je ein Prediger; wenn Patron und Gemeinde aber es für gut fänden, den Pastoren bei ihrer Amtsüberbürdung je einen „Helfer" oder Diacon beizuordnen, so ist damit noch gar nicht gesagt, daß die Nothwendigkeit einer Theilung der einen Gemeinde in zwei erwiesen sei, vielmehr kann es sehr angemessen sein, daß dem eigentlichen Pastor eine jüngere Kraft zur Aushülfe zur Seite stände. Auch steht es nirgends geschrieben, daß der Diaconus zeitlebens in seiner Stellung, die allerdings dem strebsamen Manne eine ungenügende wird, bleiben muß. — Die Heizung der Stadtkirchen wurde auch besprochen, und hoffen wir noch eine solche zu erleben. — Eine treffliche Arbeit von Pastor Tiling „über Ehe, Ehescheidung, Wiederverehelichung und Civilehe", sind wir in der Lage, nächstens unsern Lesern mitzutheilen, worauf wir also hinweisen. — Poelchau jun. stellte einen motivirten Antrag auf Gründung eines „kirchl. Missions-Vorstandes", und wurde dieser beachtungswerthe Gegenstand zu weiterer Maß-

me einer Commission übertragen. — Die Schülerzahl Kirchen- und resp. Gemeinde-Schulen ward mit 735 egeben. Darunter waren 288 deutsche und 447 letti- Kinder, unter diesen letzteren 150 Sonntagsschüler, und en beiden Patrimonial-Kirchspielen Pinkenhof und Bickern . Von Katlekaln und Holmhof war nichts erwähnt. hnen wir zu den 288 deutschen noch die 104 der St. obi-Kirche, die, obzwar in der Stadt, nicht unter das asche Stadt-, sondern Livländische Consistorium sortirt, ind 392 deutsche Kinder, die in den seit 14 Jahren ins en getretenen Kirchenschulen freien Unterricht genießen, beträgt die hier bezeichnete Schülerzahl in Summa 839.

Die Revalsche Stadtgeistlichkeit, aus 7 Predigern be- end, hielt 1862 im November auch ihre „kleine" Syn- Sup. Girgensohn eröffnete sie in würdiger Weise in St. Olai-Kirche mit einer Predigt. Interessant war das achten, das die Synode in Folge einer Anfrage des n.-Consistoriums vom 17. Aug. 1862, die übrigens allen nsistorien zugefertigt war, abgab, inwieweit die geistliche nsur der in Rußland herausgegebenen geistlichen Bücher ng.-luth. Bekenntnisses noch nützlich sei. Dieses Gut- ten sprach sich dahin aus, daß die geistliche Censur unter maligen Zeitumständen nicht aufzuheben sei, ja es wäre viel- hr eine Verschärfung wünschenswerth! Da die „Mit- ilungen" nicht das Organ eines kirchenregimentlichen chteramtes sind, wohl aber ein Organ der Kirchenge- sen, die ihre Ansichten und Wünsche über zeitgemäße rbesserungen des kirchlichen Lebens hier in motivirter ise aussprechen können, soweit solche Aeußerungen über- pt statthaft sind, so behalten wir uns ein unmaßgebliches tum, ganz abgesehen von den Separatvoten einzelner nsistorien und Synoden, in dieser Sache noch vor. Dem otocoll waren 22 Synodalthemata zur beliebigen Bear- tung für 1862 beigegeben. In Folge dieser Themata es wirklich zum Vortrage von sechs Bearbeitungen schiedener Propositionen, und können wir uns über den if der Revaler Synodalen nur freuen. Girgensohn: ie ist die Stelle Hebr. 9, 28 zu nehmen, und welche lüsse kann man daraus auf die Rechtfertigung machen?" rauf der Fragesteller (Huhn) auf den Wunsch des Vor- enden seine Erklärung, wie er die Frage verstanden en wollte, gab. Ripke: „über die wünschenswerthe form des Kirchengesanges." Huhn: „Was möchte zum

vollen Begriff der Kirche nach Hebr. 7 gehören?" Luther: „Läßt sich die Handauflegung bei der allgemeinen Beichte rechtfertigen?" Mozelli: „über das Interesse für die Heidenmission." Es ist mit Allerhöchster Bewilligung in Finnland, in Folge des 1000jährigen Jubelfestes der ersten Einführung des Christenthums in Finnland 1857, eine Finnische Missionsgesellschaft gegründet. Durch die monatlichen Beiträge von c. 1000 Rubel hat sich bis jetzt, obgleich bereits bedeutende Sendungen an auswärtige Missionsanstalten erfolgt sind, so nach Hermannsburg 2000 Rbl., 2000 Rbl. nach Berlin, 2000 nach Leipzig, ein Saldo von 23,000 Rbl. ergeben, und man beabsichtigt die Gründung einer eigenen Missionsstation, mit Anschluß an den Berliner Missionsverein. Neumann: „über Katechisationen in der Kirche." Außerdem ergibt sich aus dem Protocoll zur großen Befriedigung des Lesers, wie eingehend die Besprechungen nach jedem Vortrage nicht blos erfolgten, sondern auch zu Protocoll genommen sind. Viel Fleiß und Arbeit unverkennbar. Der Herr segne die fleißigen Synodalen!

Die Oeselsche Synode von 1862 im Juni, auch eine „kleine", wurde wie immer in dem dortigen Centralpunkt Arensburg gehalten. Sämmtliche 13 Prediger waren anwesend. Past. Frank von Wolde predigte „über das Amt evangel. Prediger." Nach Eröffnung der Sitzungen durch eine herzliche Ansprache des Präses, Sup. A. v. Schmidt, wurden erst mehrere Commissa und Domestica erledigt, unter denen auch einige waren, die „Material zu einer dereinstigen General-Synode" (!) liefern sollten, die aber hier, weil weniger von allgemeinem Interesse, übergangen werden müssen. Darauf bildeten den Haupttheil der Sitzungen die ausgearbeiteten Vorträge über Synodalthemata. Zuerst gab Schneider von St. Johannis: „Aphorismen zur 1. u. 2. Synodalfrage, indem er aus der Geschichte unsrer Kirche, insbesondere der Zeit des Orthodoxismus und Pietismus darzuthun versuchte, wie das Wort Gottes den Verstand erleuchtet und der Geist Gottes das Herz erwärmt." (Wir bedauern, die formulirten Synodalfragen nicht gefunden zu haben. A. d. R.) Masing von Jamma: über die erste Synodalfrage, den ersten historischen Theil, indem der dogmatische und exegetische Theil folgen sollte, und gab die ganze Lehre vom heil. Geist und vom Worte Gottes vom Anfange der Kirche bis zur Reforma-

tion. (Das Thema scheint gewesen zu sein: über das Verhältniß des heiligen Geistes zum Wort.) Nach einer „lebhaften" Discussion sprach sich die Mehrzahl dahin aus: „das Wort wirkt nicht ohne den heil. Geist, der heil. Geist nicht ohne das Wort." Gahlnbäck von Pyha: „warum wirken unsre Predigten so wenig?" (Material zur Fortsetzung des Aufsatzes: „Wo hinaus?" Mitth. 18, 1. A. d. R.) Hesse von Arensburg: „Hat Luther auch Beerdigungsreden gehalten", mit praktischen Anwendungen, woran sich Besprechungen über den jetzigen Modus der Beerdigungen, und wie es mit „Sacramentsverächtern" zu halten, anschlossen, wobei sich zwei verschiedene Ansichten geltend machten. Körber von Ansekül: „was heißt populär predigen?" (Soll nächstens hier in den Mittheil. erscheinen. A. d. R.) Carlblom von Peude: „wie lernt man populär predigen," worüber Hesse gleichfalls einen Vortrag hielt. Sup. v. Schmidt: „wann ist der Prediger berechtigt und verpflichtet, von der Theilnahme am heil. Abendmahle auszuschließen", und motivirte eingehend seine, wie es uns scheint, wohlbegründete Ansicht, daß Pastor nur warnen und abrathen könne. „Die Mehrzahl aber blieb bei der Anschauung, daß allerdings zuerst abgerathen werden müsse, daß es aber denen, die keine Sündenerkenntniß haben und den in Unbußfertigkeit Verharrenden nicht ohne eigene Versündigung gereicht werden könne, sie also abgewiesen werden müßten." Die Synode erkannte, bei der zehnten Synodalfrage: „was ist von Hausbesuchen zu halten und wie richtet man sie zweckmäßig ein", den Segen der Hausbesuche an, und es ward gewünscht, „Hausbesuche nach Art und Weise der in Livland stattfindenden auch auf der Insel, wo es möglich sei, zu erstreben." Schneider klagte in Veranlassung der Frage: was haben wir Prediger zu thun, daß die darniederliegenden Gebietsschulen mehr leisten, als bisher? über den traurigen Stand der Gebietsschulen. Diese wichtige Schulangelegenheit wird eingehend besprochen, auch die Einrichtung eines Schullehrer-Seminars. —

Correspondenz aus Südrußland. 4. Februar 1863. „Ihre geehrten Zeilen vom 3. Decbr. 1862 kamen gerade an, als mir am 28. Decbr. ein sehr betrübender Fall vorlag. Es haben sich aus dem Warschauschen von Klischtschew evangelische und reformirte Familien in dieser Gegend angesiedelt. In Folge der Drangsale, die ihnen die

daſige Bevölkerung angethan, weil ſie ſich nicht an ihren unruhigen Weſen betheiligen wollten, hat die Regierung ihre Noth erkennend, ſogleich Verfügung getroffen, ihnen Päſſe in andere Gegenden des Reiches auszufolgen. Nun iſt ein Theil hierher gekommen. Einer dieſer Familien wurde ein Kind 65 Werſt von hier geboren.

Der Vater machte ſich auf nach Marienberg auf der Okmer Steppe, bei ſtrenger Winterkälte, um dort das Kind taufen zu laſſen. Dieſe zum Nachbarkirchſpiel Glücksthal gehörige deutſche neuangelegte Kolonie auf den Beſitzungen des Fürſten Gagarin iſt noch zu unbemittelt, um einen Küſter und Kirchenſchullehrer zu unterhalten. Er fuhr alſo unverrichteter Sache zurück. Darauf mußte er in Geſchäftsangelegenheiten nach Odeſſa. Bei ſeiner Rückkehr iſt das Kindlein erkrankt. — Er geht ſogleich in die Oekonomie des Gutes Marderos und man läßt ihm 3 Pferde ab, um ſein Kind 65 Werſt hierher zur Taufe zu bringen. Das arme Kind erkrankt unterwegs noch mehr und 5 Werſt vor dem Ziel ihrer Reiſe ſtirbt es. Als ich bei der Ankunft der Leute hierſelbſt die Mutter fragte, warum ſie dem Kinde nicht die Nothtaufe ertheilt, ſo erwiederte ſie, ſie habe es nicht gewußt. Ich unterwies ſie, was ſie hätten thun ſollen und erkundigte mich, ob denn bei ihnen die Verordnung nicht bekannt gemacht werde, daß die Eltern, Vater oder Mutter oder ſonſt ein evangel.-luth. Chriſt das Recht habe die Nothtaufe an erkrankten Kindern zu vollziehen.

Selten iſt mir ein ſo niederbeugender Fall vorgekommen. Die Mutter machte ſich ein ſchweres Gewiſſen daraus, daß das Kind, wie ſie ſagte, die liebe Taufe nicht erlangt. Der Tod des Kindes ſchmerzte ſie nicht ſo ſehr, als das Nichterlangen der Taufe. Ich hielt ihr vor, daß nicht der Mangel, ſondern die Verachtung des Sacramentes uns verdamme. Sie habe ja, ſelbſt erſt Wöchnerin in der dritten Woche, ſich mit ihrem Gatten und Kinde bei ſolcher Winterkälte aufgemacht zu einer Reiſe von 65 Werſt, um ihrem Kindlein die heilige Taufe zu verſchaffen. Da ſie in ihrem Kummer und ihren Sorgen unfähig war, die Troſtgründe zu faſſen, ſo ſetzte ich ſolche ihrem Manne, der nur polniſch und etwas ruſſiſch verſtand, in ruſſiſcher Sprache auseinander, damit er ſie ihr ins Gedächtniß rufe.

Die Leute leben hier in den dürftigſten und armſeligſten Verhältniſſen, ſo daß ſelbſt verheirathete Männer bei Koloniſten ſich als Knechte verdingen, um ihrer Familie

den erforderlichen Unterhalt zu verſchaffen. Obgleich deutſche Familien, ſo haben ſie die deutſche Sprache doch vollſtändig vergeſſen und ſprechen nur noch polniſch.

Darum theile ich dieſen Fall mit, damit doch in Zukunft die evang.-lutheriſchen Paſtoren es ſich zur heiligſten Pflicht machen, in der Schule, beim Confirmandenunterricht und, wie ich es in andern ältern Kirchſpielen Südrußlands angetroffen habe, den Eltern jährlich von der Kanzel einzuſchärfen, ihr Recht, erkrankten Kindern die Nothtaufe zu ertheilen, mit aller Treue auszuüben, durchaus nicht zu unterlaſſen und alsdann den nächſtwohnenden Prediger davon zu benachrichtigen, damit des Kindes Taufe beſtätigt und in die Kirchenbücher eingetragen werde.

Von Kirche und Schule kann bei ſolchen dürftigen Vermögensumſtänden und bei einem nur auf 3 Jahre abgeſchloſſenen Pachtverhältniſſe natürlich nicht die Rede ſein. Jedoch ſprechen ſie den Wunſch aus, ihre Kinder in deutſche Schulen zu geben, damit ſie deutſch lernen. Ich wies ſie nach Kleinneudorf, einer zum Caſſler Kirchſpiel gehörigen Kolonie, welche von dem Wohnſitze der meiſten Familien, Großulow oder Andreewka, nur 10 Werſt entfernt iſt, einen Küſter und Kirchenſchullehrer, ein hübſches Schul- und Bethaus beſitzt und keine ſo große Anzahl Kinder wie die Hauptgemeinde Caſſel hat.

Es ſind in Großlow 8 Familien. Die übrigen wagten es nicht, ſich in Pachtverhältniſſe mit dem Edelmanne einzulaſſen und zogen wieder fort. Jedoch ſagten ſie, daß ſie unter ſich ſonntäglich Gottesdienſt in ihrem Dörfchen halten und die Bibel in polniſcher Sprache leſen. Ich muß ſehr bedauern, daß ich dieſer Sprache nicht mächtig bin. Aber noch mehr ſchmerzt mich's, daß ich keine Bibeln, Katechismen und anderweitige gute Schriften gediegenen chriſtlichen Inhaltes in dieſer Sprache beſitze, um durch dieſelben auf ſie den erforderlichen Einfluß ausüben zu können.

Sehr wünſchenswerth wäre es, wenn Sie auf irgend einem Wege durch die Liebe der polniſch redenden Herren Amtsbrüder Geſchenksweiſe zu geeigneten Schriften gelangen könnten, daß ſie mit den nöthigen polniſchen Bibeln, Katechismen und guten Predigtſammlungen verſorgt würden. Die Leute ſind ſo dürftig, daß manche über Winter nicht das Brot haben und von der Unterſtützung der Koloniſten

und des russischen Edelmannes Großul-Tolstoi unterhalten werden. Cassel den 4. Februar 1863.

Pastor Nikolai Mickwitz.

Der kathol. Klerus kann es nicht ertragen, daß auch in Tyrol das Recht der Gleichheit aller Confessionen vor der bürgerlichen und weltlichen Ordnung, wie im ganzen übrigen Deutschland, geachtet werde: Tyrol soll nun einmal ein sperrisisch rein gehaltenes Land bleiben, fern vom geringsten Hauch der Ketzerei. Die protestantische Kirche in Meran wird noch immer angefochten, sie soll nur ein „Bethaus" oder ein „Privat-Oratorium" heißen, kein Protestant soll in Tyrol auch nur ein Fuß breit Land ohne Nörgelei besitzen dürfen. Nächstens kommt der Landtag in Insbruck zusammen. Der Erzbischof von Salzburg ermangelt demnach nicht zu mahnen, er erläßt an seine Kleriker in einem Hirtenbrief Verhaltungsregeln, wo auch Folgendes gesagt wird: „Es wird sich darum handeln, ob das für ein Land gewiß unschätzbare Gut der Glaubenseinheit (wir denken fürs Erste hätten wir schon an der Glaubensfreiheit übergenug, die Glaubenseinheit wird im christlichen Sinne nicht durch Zwangsmaßregeln errungen), das Tyrol von seinen Altvordern ererbt (immer dieselben Gründe von der Altvordern-Erbschaft, also das Neue schlecht, nicht weil es falsch, sondern neu, und das Alte gut, nicht weil es wahr, sondern weil es alt! Schon die heidnischen Bekämpfer des Christenthums in den ersten Jahrhunderten brachten dieses Argument gegen die Lehre des Evangeliums vor, sie sei doch so jung und von gestern her!) und mit eifersüchtiger Sorgfalt bisher bewahrt hat (so, daß die ketzerischen Zillerthaler haufenweise aus dem Lande gejagt wurden a. 1730 und hundert Jahre später zum zweitenmal!), ihm auch ferner erhalten und gesichert bleiben könne, oder gleichwohl wie anderwärts der Gefahr religiöser Spaltungen und Zerrissenheit anheimfallen soll (diese alte Flöte von der seligen Harmonie und Eintracht des Glaubens dort!); — ob wie bisher Tyrolersein oder Katholischsein auch in Zukunft noch als unzertrennbare Begriffe gelten oder Tyrol auf den Ehrenschmuck eines unvermischt katholischen Gepräges fürderhin verzichten soll." — Der kathol. Reichensperger aus Geldern im Abgeordnetenhause zu Berlin könnte sich um die wahre Aufklärung unsterbliche Verdienste erwerben, wenn es ihm gefiele, dem Erzbischof von Salzburg und seiner Tyroler Klerisei nicht blos seine schöne Predigt

welche er den Ständen neulich zum Besten gab, über Toleranz und Glaubensfreiheit zu halten, sondern auch die Zustimmung der noch für die Identität der Begriffe Tyrolersein und Katholischsein schwärmenden Herren erlangen könnte, was einstweilen moralisch unmöglich ist. In den paritätischen Staaten schwärmen die Ultramontanen für religiöse Toleranz, Glaubensfreiheit, gleiche Rechte der Confessionen, und suchen in „rein evangel. Ländern" die Harmonie und Eintracht des Glaubens zu stören, während sie für sich selbst nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen handeln, wo sie die „Mehrzahl" bilden. So geht's.

Auch nach Ungarn werden die „reifen Früchte vom Baume der gegenwärtigen theologischen Bildung" durch die ungarische protest. Kirchen- und Schulzeitung in Pesth, von Prof. Ballagi herausgegeben, getragen, sagt die prot. K.-Z. 6 c. Dagegen die entgegengesetzte Stellung wird vom Prof. Filo zu Nagy-Körös vertreten. „Einer der bedeutendsten und kräftigsten Repräsentanten der reformirten Kirche Ungarns, der reform. Prediger Révészcz zu Debreczin spricht sich dahin aus, er achte und ehre jene Richtung hoch, welche Aler. Schweizer in Zürich und Ballagi u. A. in Ungarn vertreten. Nach seiner Ansicht ständen sie unter der Fahne des Geistes Christi und des Fortschritts der Menschheit. Aber auf der andern Seite verkünde er auch keinen Vertilgungskrieg gegen jene Richtung, welche Filo repräsentirt. Auch sie habe ihren Nutzen und Vorzug. Sie sei in Bezug auf das gesellschaftliche Leben, und namentlich in Bezug auf die Wissenschaften, welche sich auf die Kirche beziehen, was der Ballast auf dem Boden des Schiffes. Diese Grundlast soll aber für sich nicht mehr beanspruchen als das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, und namentlich nicht die Führerrolle sich anmaßen, da sie nicht nach dem Fortschritt hin, sondern nach dem Boden des Wassers hin gravitirt." Diese guten Rathschläge sind freilich leichter zu geben als zu halten. Gegenüber Filo's Berufung auf die Wunder, als die Erweisungen der göttlichen Sendung Christi und seiner Jünger, sagt dieser selbe Révészcz: „wenn es irgend etwas gibt, das nur Sache des subjectiven Glaubens sein und dessen objective Wirklichkeit nie bewiesen werden kann, so ist es das Wunder. Lassen wir daher jene allgemeine und verpflichtende Formulirung des Glaubens an die Wunder, und wenn Jemand sagt, daß er auch ohne Wunder fähig ist an den Herrn zu glauben, so wollen wir

auch einen ſolchen von Herzen als unſern Bruder im
anſehn" [1]). Hier vereinigen ſich Révéscz in Ungarn,
Schweizer in Zürich, der alte Chryſoſtomus in B
Prof. Wegſcheider in Halle und Prof. Powell in O
Ob man dem nun beipflichtet oder nicht, jedenfalls iſ
„Strömung" noch nicht ausgegangen. —

Der Katechismusſtreit in Hannover, wer hat nicht
von ihm geleſen und gehört, und ſich je nachdem ſei
theil gebildet! Die Sache iſt kurz geſagt die: ein Le
Katechismus von 1790, der um ſeiner vielen Mänge
len Lehrern und Predigern längſt zur Laſt geworden
wurde durch ein neues katechetiſches Lehrbuch erſetzt
Grund eines ältern, das aber eine durchgreifende
beitung erfuhr. Dieſer neue Katechismus ſollte nach
königl. Verordnung vom 24. April 1862 in ſämm
evang.-luth. Kirchen und Schulen gebraucht werden.
fangs war es ganz ſtill, und es ſchien, als würd
neue Katechismus willige Aufnahme finden. Doch ba
hoben ſich Stimmen des Widerſpruchs und wurden
lauter. Streitſchriften und Adreſſen wider den neue
techismus erſchienen, auch Flugſchriften zur Vertheid
deſſelben. Als aber ein P. Baurſchmidt, Verf. eine
Gegenſchriften, zur Verantwortung geladen wurde, gi
Auguſt die bisher literariſche Oppoſition in das St
der Maſſendemonſtration über. Da erfolgte von Obe
rückgängige Bewegung: der König hob das Gebo
Einführung wieder auf, und überließ es der Freiwill
ihn zu gebrauchen oder nicht. Nach dieſem Erfolg der
lichen Meinung ging man aber weiter und die Opp
warf ſich nun auf die kirchliche Verfaſſung und ver
Synoden. Auch dieſem Wunſch gab die Regierung
und erklärte im November, daß eine Reform der Ki
verfaſſung in Ausſicht ſtehe. So iſt denn vorläufig
und das Weitere abzuwarten. —

Was iſt es aber nun mit dem Katechismus von

---

[1]) Chryſoſtomus ſagt: *εἰ γὰρ πίστος εἶ ὡς εἶναι χρ
φιλεῖς τὸν Χριστὸν ὡς φιλεῖν δεῖ, οὐ χρείαν ἔχεις τῶ
μείων· ταῦτα γὰρ ἀπίστοις δέδοται.* D. h.: „if you
believer as you ought to be, and love Christ as you ought t
him, you have no need of miracles, for these are given to
lievers." Essays and reviews. S. 114: study of the evi
of Christianity.

Wir müssen das für einen Grundmangel erklären, wenn man in einem Katechismus, der als Grundbuch der christlichen Erkenntniß der lutherischen Kirche für die Jugend berechnet ist, von Luther's Katechismus absieht, und einen andern Gang einschlägt. Der kleine Katechismus Luther's ist ein Büchlein, das man nicht alle Tage nachmachen oder durch ein Besseres ersetzen kann. Reformationszeiten kommen nur dann und wann, wenn der Herr seiner Kirche winkt, dann fehlt's an ihnen nicht. Es gibt bei aller Freiheit des Forschens und der Fortentwickelung, der wir wahrlich nicht das Recht schmälern, auch eine feine Demuth, die wartet und nicht auf eigene Hand dem Himmelreiche und der Ordnung der bestehenden Kirche Gewalt anthut, sondern sich bescheidet. Deutlich und faßlich, sicher und fest, kurz und bündig und behaltbar in Satz und Form muß der Grundstoff des evangel. Lehrinhalts gegeben werden, denen sich die Erklärungen in körniger und kräftiger Rede, verständlich und klar, warm und biblisch nach Ausdrucksweise anschließen. Wer in diesem Fach gearbeitet hat, der weiß am besten, wie ungenügend die eigenen Arbeiten nach langer Mühe und Anstrengung einem doch zuletzt erscheinen, und er darum am liebsten zu einem gegebenen, der sich etwa seit Menschenaltern in den Gemeinden eingebürgert hat, zuwendet. Der Katechismus von 1790 scheint keineswegs den Bedürfnissen der Gegenwart zu entsprechen. Abgesehen davon, daß in ihm die evangel. Lehren „ziemlich treu wiedergegeben sind", und man also mit ihm durchkommen kann, fragen wir, wie unzweckmäßig z. B. Fragen sind, wie etwa: „Wenn du die Welt und Alles, was darinnen ist, vernünftig betrachtest, denkst du alsdann, daß sie von ungefähr entstanden ist, oder, daß sie einen Urheber haben müsse?" Oder: „Streitet es wohl mit unsrer kindlichen Furcht vor Gott, wenn man auch vor Menschen Furcht hat, oder sich vor dem Verluste irdischer Güter fürchtet?" Sind das nicht höchst langweilige Fragen, bei denen man den Anfang wieder vergessen hat, wenn man glücklich beim Ende angekommen ist! Wie ganz anders klingts dem Kindesverstande und Herzen an, wenn in L.'s kleinem Katechismus ganz kurz und bündig gefragt wird: „Was ist das?" „Wie geschieht das?" ꝛc. — Was den neuen Katechismus betrifft, der auf Grund eines alten vom J. 1642 — man braucht davor nicht gleich zu erschrecken, ob alt oder neu, gleichviel, wenn nur gut, es kommt ja auf die Umarbei-

tung alles an — eingesetzt werden sollte, so scheint e
verdiene er jedenfalls den Vorzug vor dem abzuschaff
wenn auch manche noch beibehaltene veraltete Forme
Ausdrücke, worin ja nie der Kern der richtigen Leh
suchen ist, besser hätten vermieden werden können.
ist aber dieses Außenwerk bei Vielen eine Veranla
den Werth des Ganzen in Abrede zu stellen. Man b
Manchem nur ein unglückliches veraltetes Wort zu z
auch darauf hinzuweisen, daß hier ein Katechismue
1642 zugemuthet werden soll, also aus einer Zeit, wo
die Hexenprocesse im kräftigsten Schwunge waren, s
er genug und sein Urtheil ist fertig. Dann heißt's,
will das hannöversche Volk durch ein octroyirtes mi
terliches Buch zurückschrauben, in eine bereits versch
und durch die Zeit gerichtete Orthodoxie, man wolle
„Glaubenszwang" gefangen nehmen ꝛc. Was abe
dieser ganzen Sache entschieden zu beklagen ist, ist
Verfahren der Einführung. Die Absicht mag gut und
lich gewesen sein, aber eine andere Frage ist und
immer: was erfordert die kirchenregimentliche Wei
Jetzt weiß man freilich sehr gut, was hätte geschehen m
Man hätte die Verbreitung auf dem Wege der Oeffe
keit nicht scheuen sollen, wie z. B. in Württemberg
der 30er Jahre mit der Einführung des neuen G
buchs geschah, das man vorher als Entwurf den Ge
den zur Beurtheilung anheim gab. Anders kann es
mal in unsern Zeiten nicht geschehen. Wir schreiben
mal heute nicht 1529, wo Luther „für die einfältigen P
herren" ꝛc. seinen kleinen Katechismus schrieb, und
nahm es an, denn Luther hatte ihn gegeben, und das
gut. Das kommt davon, wenn man Luther nache
will, und ist kein Luther. Dann kommt's zu einem l
chen Ende, wie in Hannover 1862, man muß revo
versprechen, freigeben, alles Schritte, die in so e
Dingen vom Uebel sind [1]).

---

[1]) Sogar die Ev. K.-Z. Decbr. 1862, S. 1171 seufzt üb
„durchweg auffallenden Mangel an praktischem Geschick, der
dieser Katechismus-Angelegenheit kund gegeben", und läßt sich
lich auch erst hinterher, weise also vernehmen: „während die P
mation des Königs vom 14. April ganz vortrefflich abgefaßt
ist doch andrerseits zu fragen: war eine solche königl. Procla
überhaupt nothwendig? Wenn auch die Berechtigung des Kön
solchem Erlaß unzweifelhaft feststeht, so war doch ein so ecl

Von der Kirchenspaltung der separirten Lutheraner in neuester Zeit ist auch bei uns schon Manches verlautbart, und können wir nicht beanstanden, davon genauer Act zu nehmen. Wir von unserem Standpunkt haben vielfach in unsrer Zeitschrift auf das ganz Ungesunde, Ueberreizte und höchst Ueberflüssige einer Separation der Lutheraner gegenüber der unirten evangel. Landeskirche in Preußen hingewiesen, indem wir fort und fort es betonen müssen, daß es bei der Union keineswegs, wie man uns immer vorreden will, sich um Verleugnung der Fundamentalartikel des evangel.-luth. Glaubens handelt, daß, wenn wirklich die, welche der Union mit Bewußtsein zugethan sind, seelengefährlichen und die Gemeinschaft mit dem Erlöser zerstörenden Dogmen und Grundsätzen huldigen, es z. B. seelenmörderisch sein müßte, seinen Theologie studirenden Sohn auf irgend eine preußische Universität zu schicken, weil er ja in Gefahr stände, höchst ketzerische Anschauungen und Be-

---

Schritt so lange zu vermeiden, als er nicht von der dringendsten Noth geboten war. Seit Jahren war die Einführung des neuen Katechismus vorbereitet, seit Jahren wurde bereits die Art der Einführung vielfach besprochen und noch bei Lebzeiten des Cultusministers v. Bothmer dieser von verschiedenen Seiten sehr dringend darum angegangen, den Katechismus nicht durch Zwang, sondern durch Gestattung seines Gebrauchs einzuführen. (Richtig. Die evangel. Gemeinden lassen sich einmal in kirchlichen und religiösen Dingen nichts aufzwingen, das Zwingen ist ganz unevangelisch.) Es wurde mit Recht geltend gemacht, daß ein zum praktischen Gebrauch bestimmtes Buch, wenn auch noch so vortrefflich verfaßt, doch erst durch den Gebrauch selbst sich legitimiren müsse; daß es leicht sein würde, wenn das Buch nur frei gegeben, einzelne im Gebrauch zu Tage tretende Mängel wieder abzuändern, daß dazu aber gar keine Aussicht mehr vorhanden wäre, wenn das Buch einmal durch königl. Ordre gesetzlich eingeführt sei. Warum hat man darauf so wenig gehört? Weil man sich völlig sicher glaubte, wenn man sich auf die weltliche Macht stützen könnte, daher kam nun aber auch die gänzliche Rathlosigkeit, als diese zu wanken anfing." (Hört, hört!) Ferner S. 1175: „Erfahren sollen wir (durch diese ganze Geschichte) allesammt, daß wir viel zu viel Werth auf Formen und Erlasse von oben gelegt haben; gründlich erfahren, daß mit Ordonanzen geistlicher und weltlicher Obrigkeit die Kirche nicht regiert werden kann. Das ist aber eine Hauptkrankheit unserer landeskirchlichen Verhältnisse, daß die große Mehrzahl der Geistlichen in bester Absicht meint, das Reich Gottes ließe sich durch Ordonanzen bauen. Trat irgend ein Mangel zu Tage, so schrie alle Welt nach einem Consistorial-Ausschreiben zur Abhilfe, war denn ein solches erlassen, so hieß es getrost: was fehlt uns weiter?" (Die Hauptsache, die praktische Durchführung.) Die Ev. K.-Z. schlägt hier einen vortrefflich „aufgeklärten, liberalen" Ton an.

griffe ſich einzuimpfen, es ſei denn, daß er den u
Profeſſor immer mit der Reſtriction anſieht, dieſer ſei
lich ein ſolcher, der einer andern Confeſſion angehör
Die Separation der preußiſchen Lutheraner von der u
Landeskirche erfolgte bekanntlich 1832, als nach der
führung der neuen Agende, durch welche die Refor
und Lutheraner zu gemeinſchaftlichem Gottesdienſt uni
chenregiment zuſammentraten, auf Anregung hauptſ
des Prof. Dr. Scheibel in Breslau etwa 2000 ſi
ausgeſchieden erklärten. Die Zahl ſämmtlicher ſepa
Lutheraner beträgt nach den eigenen Angaben gegen
nur ungefähr 50,000, mit etwa einem halben Hunder
digern. Beim Regierungsantritt des Königs Friedrich
helm IV. 1840 wurde ihnen, nachdem ſie in den J
vorher allerdings manche Vexationen und Unbilden
leiden gehabt hatten, vollkommene Freiheit zur Bi
einer eigenen ſelbſtſtändigen Kirche, wie ſie können un
gen, gegeben, wie denn kein Menſch in ganz Preuße
zwungen wird, bei der Union zu bleiben. So kam es
in Breslau zur Gründung eines Ober-Kirchencolle
der ganzen nunmehr völlig unabhängigen lutheriſchen
in Preußen, an der Spitze der begabte Profeſſor Dr
Huſchke. Von vornherein ſcheint es, als ſei bei de
paration nicht blos der Hauptgeſichtspunkt geweſen das
langen, die Lehre und den Gottesdienſt der einzelne
meinden gemäß dem luth. Bekenntniß zu bewahre
aufrecht zu erhalten. Sonſt hätte doch die Zuſicherun
ruhigen können, daß die Lutheraner innerhalb der
die luth. Lehre feſtzuhalten berechtigt ſeien. Man fo
vielmehr, und das war eben der Punkt, dem es galt,
faſſungsgarantieen für den Beſtand der luth.
So ſind denn die neueſten Zerwürfniſſe innerhalb d
parirten Lutheraner in Sachen der Kirchenverfaſſu
frage ausgebrochen, die zu neuen Separationen ver
haben, ſo daß es jetzt Lutheraner ſeparirte in der 1. P
ſeparirte in der 2. Potenz ꝛc. gibt. Das Ober-Kirche
gium in Breslau verlangte, unter Zuſtimmung der
rität der Glieder ihrer General-Synode 1856, daß
in das Kirchengebet eine beſondere Fürbitte für das
Kirchencollegium als kirchl. Oberbehörde, die ein
träger der Kirche ſei, eingeſchaltet werden ſollte. D
proteſtirte Pfarrer Diedrich zu Jabel in der Pri
„das heiße nach Rom eingelenkt, das ſei unlutheriſch;

haupt reiße in der (separirten) lutherischen Kirche eine Verirrung ein, welche die Herrlichkeit der Kirche in der Verfassung suche. Insbesondere habe auf den Synoden eine heillose Gesetzmacherei überhand genommen, wobei die wichtigsten Dinge durch Majoritäten rasch abgemacht worden seien, während ein großer Theil der Mitglieder nichts davon verstanden habe." (!) Diese Protestation erregte eine unglaubliche Entrüstung; D. wurde wie ein Verräther angesehn. Alle Gespräche, Disputationen, Colloquien, Synoden, Kirchenvisitationen und Compromisse, Alles half nichts und führte zu nichts; D. mit seiner Gemeinde sagten sich von dem Ober-Kirchencollegium in Breslau los, und stiftete nun eine neue abgetheilte separirte lutherische Kirche, welche die wahre luth. Kirche repräsentiren wollte, wobei zu bemerken ist, daß von einem Unterschiede in Dogmen und Sacramentsbegriff gar keine Rede war: es handelte sich nur um die Kirchenverfassungsfrage. D. sah vermöge seiner fanatisch entzündeten Phantasie (obgleich ihm sachlich mehrere Glieder des Ober-Kirchencollegiums selbst Recht gaben) in seinen bisherigen Oberen die leibhaftigen Diener Satans, welche die wahre luth. Kirche durch List und Gewalt mit Füßen zu treten gewillt seien. Die Spaltung innerhalb der Separirten ist nun eine vollendete Thatsache geworden. Das Breslauer luth. Ober-Kirchencollegium hat ein Organ im „Kirchenblatt"; Pastor Ehlers, früherer Redacteur desselben, gründete sofort ein neues „kirchliches Zeitblatt für luth. Gemeinden", und dieses wurde Organ der Opposition, ohne daß er doch aus dem Kirchencollegium schied. Welche Confusion! Dem Beispiele Diedrich's folgten nun auch andere separirte luth. Pastoren, z. B. der Pastor Wolf in Magdeburg; die Folge davon war, daß die ohnehin schon kleine (man denke an die 50,000 der ganzen separirten luth. Kirche!) separirte Gemeinde in Magdeburg sich in zwei spaltete, die eine blieb beim Breslauer Ober-Kirchencollegium, und die andere ging ihre eigenen Wege. Von allen Enden und Ecken der separirten Kirchengemeinschaft, aus Posen und vom Rhein, aus der Mark und der Provinz Sachsen ließen sich Stimmen hören wider „die falsche Lehre" der Breslauer! überall traten Pfarrer und Gemeinden auf, die sich von dem Ober-Kirchencollegium lossagten. Mitten in dieser Verwirrung und allgemeinen Auflösung geschah nun das Merkwürdige, ein Zug der göttlichen Nemesis! Diese Separirten, die sich

gutwillig nicht so in lauter Atome zerstückeln wollte
principiellen Gegner der Einmischung des Staates i
chensachen, suchten jetzt eine Stütze gegen ihre Abfa
in der Staatsgewalt! Die Regierung hatte nämlich
das Ober-Kirchencollegium als kirchl. Oberbehörde
licher separirten Lutheraner in Preußen anerkannt;
Staatsurkunde ist jetzt das Panier des Ober-Kirche
giums, und auf Grund dieses Regierungserlasses v
es, daß der Staat ihm zu seinem Recht verhelfe geg
den Abtrünnigen! Noch ist die Entwickelung nicht a
Das Weitere wird die nächste Zeit bringen. Bem
werth bleibt, daß bei der Separation in den dreißige
ren das Axiom galt, daß lutherische Christen das
haben, über ihre kirchlichen Oberen zu urtheilen, ob
Grundlage der luth. Kirche gemäß verfahren oder v
ser Grundlage abirren (Ei!), und, falls die kirchlichen
nach dem Urtheil der Kirchengenossen abirren, ihn
Gehorsam aufzukündigen und von ihnen abzutreten.
sem Grundsatz gemäß haben Diedrich und Genossen
delt. Prof. Huschke, Haupt der Breslauer, mit bes
„Feldherrntalent" begabt, wie die Allg. K.-Z. mein
hauptet, die Kirchengenossen seien dem Kirchenregimen
nach göttlichem Recht als Regieramt in der Kirche so
„eingestiftet" von Gott sei, Gehorsam schuldig, na
vierten Gebote! Die Gegner sprechen nur vom mens
Recht der kirchl. Aufsichtsbehörde, und zwar, sofern
im Namen der ganzen Gemeinschaft, die
des Predigtamts zu demjenigen anhalten können, w
nach Gottes Wort zu thun schuldig sind, und erlaub
zu urtheilen, wie weit „die Aufsichtsbehörde" richti
fährt oder nicht. Jedenfalls ist zu bedauern, daß die
Schaar von 50,000 separirten Lutheranern unter
Millionen evangel. Christen Deutschlands nicht verträ
und ruhiger unter einander leben können. Wir wi
ihnen den Frieden Gottes, und nehmen einstweil
ihnen Abschied. —

Die Sclavenfrage ist seit der ewig denkwü
That Alexander's II. von Rußland für Europa entsc
dagegen in dem christlichen Amerika noch lange nich
schweige in den muhamedanischen und heidnischen Lä
Ueber diese Sclavenfrage hat nunmehr bereits zwei
Jahre ein Bürgerkrieg zwischen dem Norden und
der nordamerikanischen Union in einer Hartnäckigk

Furchtbarkeit sich fortgewälzt, daß wir nur mit Schaudern und Entsetzen uns dem Gräuel dieser Verwüstungen zuwenden. Ströme Blutes sind geflossen, namenloses Elend hat sich über blühende Culturgegenden ergossen, aufs tiefste sind die socialen Zustände erschüttert. Und das alles um einer Frage willen, die, sollte man meinen, das „philosophische" 18. Jahrhundert in seiner Theorie und das fortschreitende 19. in seiner Praxis schon längst entschieden hat. Hier abermals ein Beispiel, wie langsam das Licht der Wahrheit sich Geltung verschafft, wenn es auch schon längst in den Büchern vom „Natur- und Menschenrecht" zu lesen steht, und wie Habsucht, Eigennutz und langgenährtes Vorurtheil die spitzfindigen siegreichen Advocaten von Grundsätzen sind, die längst schon hätten abgethan sein sollen. Nicht, daß die Sclavenliebhaber ganz einfach sagten, es erheische eben ihr Vortheil, Menschen nicht als Personen, sondern als Sachen zu behandeln, und der Stärkere habe Recht; nein, die Bibel und Vernunftraisonnements müssen hervor, um die Rechtmäßigkeit der Sclavenhalterei zu erhärten. Die zeitlichen socialen Zustände der althebräischen und antik griechisch-römischen Welt, aus denen die prophetischen und apostolischen Gottesverkündigungen zu uns herüber tönen, in ihren damaligen Formen, werden, mit gänzlicher Verkennung der pädagogisch-didaktischen Form der geschichtlichen Heilsoffenbarung als noch immer maßgebend für eine unter dem „neuen" Gesetz des Evangeliums wandelnde Christenheit proclamirt. Das Heuchlerische dieser Behauptungen, nach denen gewisse Racen unabänderlich von Gott selbst zum Sclavendienst bestimmt seien, erscheint recht grell bei dieser Methode, die Bibel zur Vertreterin egoistischer und räuberisch-gewaltthätiger Handlungsweise zu benutzen, daß die ewigen Grundsätze der Erlösungs-Fähigkeit und Bedürftigkeit „aller" Menschen dabei völlig außer Acht gelassen werden. Nach den Gesetzen von Südcarolina ist der Negersclave ein „rein passives Wesen", ein „völliges Eigenthum seines Herrn", und das geringste Menschenrecht, Herr seiner eigenen Haut zu sein, in der das Vernunftwesen steckt, wird ihm abgesprochen. Man mästet die Neger nicht blos ähnlich wie Thiere, man züchtet sie auch vielfach ganz in der Weise, wie man werthvolle Hausthiere züchtet. Virginien, neben Maryland und Kentuky hat eine vorzugsweise traurige Berühmtheit durch den großartigen Umfang und die Erfolge seiner systematisch betriebenen Ne-

gerzüchtungsanstalten erlangt. Es ist ferner eine traurige, aber unleugbare Thatsache, daß von allen Kirchengemeinschaften des Nordens der Union keine einzige, mit alleiniger Ausnahme der Quäker, bisher rechten und allseitigen Ernst mit ihrem Dringen auf völlige Abolition der Negersclaverei gemacht hat! Man kann daher eigentlich mit Recht sagen, „zwischen den Plantagenbesitzern des Südens und zwischen der Mehrheit der republikanischen Partei besteht gar kein Conflict der Principien, sondern lediglich ein Conflict der Interessen!“ —

Aus Afrika sind wichtige Nachrichten über einen, wie es scheint, plötzlichen Umschwung in der dem Christenthum bisher so feindlichen Gesinnung des Königs von Dahomey eingelaufen. Dieser bekriegte die große Negerstadt Abbeokuta vergeblich. In Abbeokuta hatte das Evangelium inzwischen durch Missionen erfreulichen Eingang gefunden, unter dessen Bevölkerung sich bereits 3000 christliche Neger befinden. Was die Ursache auch sein mag, der durch seine Wildheit und Grausamkeit berüchtigte Heidenkönig, der noch im vergangenen Frühjahr Christen hatte kreuzigen lassen, ist jetzt plötzlich mit dem englischen Bevollmächtigten in friedliche Unterhandlungen getreten, und hat den wesleyanischen Missionär Freeman zu sich eingeladen. Der Bischof von Sierra Leona und der Missionär haben sich nun von Cape Coast aufgemacht, um sich zu einem Besuch bei dem Könige mit Commodore Wilmot, dem Befehlshaber der westafrikanischen Flottenstation, zu vereinigen. Möchten die jetzt schwebenden Unterhandlungen dazu beitragen, das Land Dahomey dem Evangelium näher zu bringen! —

Auch aus Madagaskar ist Erfreuliches zu melden, indem nach den neuesten Nachrichten der 32jährige König, der so eben seiner grausamen christenfeindlichen Mutter gefolgt ist, sich sehr günstig für das Evangelium bezeugt, den Bau von Kirchen gestattet, die Bekehrung seiner Unterthanen durchaus nicht behindert, Religionsfreiheit proclamirt und von der Königin Victoria eine schöne Bibel sich hat schenken lassen. Man muß die Hoffnung nie aufgeben. Zeit und Stunde bringt der Herr, und wir haben die Verheißung: es muß gelingen!

I.

Abhandlungen und Aufsätze.

1.

Warum thut uns ein neues Gesangbuch noth?

Von

Pastor G. F. Buettner.

Einleitung.

Der nachfolgende Aufsatz sollte der diesjährigen kurl. Synode vorgelegt werden, was aber die Umstände nicht erlaubten. Indessen circulirt er gegenwärtig bei den Predigern Kurlands. Der Verfasser ergreift um so freudiger die Gelegenheit, durch diese Zeitschrift für seinen Plan auch in weiteren Kreisen Interesse zu erwecken, weil der Gegenstand, um den es sich handelt, so tief in das kirchliche Leben der Gemeinden eingreift, daß über ihn die Stimmen eines möglichst großen Kreises vernommen werden, desgleichen die Ausführung mit so manchen schwierigen Aufgaben verknüpft sein möchte, daß die Mitwirkung von so viel Kräften wie möglich gewünscht werden muß. Demnach ergeht hiermit an die geehrten Leser unter den Predigern Liv- und Estlands die freundliche Aufforderung, die in Rede stehende Sache auch zu der ihrigen machen zu wollen. Es gilt hier nicht blos, das alte rigasche Gesangbuch, wiewohl dieses den reichsten Schatz von Kernliedern enthalten dürfte, auszubeuten, sondern auch was sich sonst noch in alten und neuen Gesangbüchern an bisher Unbe-

nutztem und Unbekanntem finden sollte, zu einer Sam
lung zu vereinigen und in Umlauf zu setzen.

Gleichzeitig erlaubt sich Schreiber dieses, auf die E
deutsamkeit des genannten Gesangbuches hinweisend,
einer Ermittelung aller Auflagen desselben aufzuford
Die dankenswerthe Arbeit des Dr. Geffcken hat über
erste Periode dieses Buches die möglichst genügende Au
kunft gegeben; läßt aber über die zweite Periode, über
der hochdeutschen Ausgaben (von 1615 bis mindestens 174
der Nachforschung ein weites Feld offen. Unsere Provi
zen sind nun wohl vorzugsweise berufen wie auch i
Stande, über dieses höchst interessante und bedeutende, bi
her nur zu wenig beachtete hymnologische Werk Aufschlu
zu geben.

Allein nicht blos an sich, sondern auch in Bezug a
das von Unterzeichnetem angestrebte Ziel, die Redacti
eines neuen deutschen Gesangbuches, wäre es von Nutze
die sämmtlichen Ausgaben des „Rigischen Gesangbuches" na
Form und Inhalt genau kennen zu lernen. Es enthi
nämlich das in der folgenden berichtlichen Uebersicht zu
Grunde gelegte kurl. lettische Gesangbuch 58 Lieder n
deutschen Ueberschriften des Lieder-Anhanges, die in d
mir vorliegenden Ausgabe des rig. Gesangbuches (v
1730, mit 1377 Liedern) sich nicht vorfinden, aber d
wahrscheinlich deutschen Gesangbüchern, und zwar vielle
nur anderen Ausgaben desselben rigaschen entlehnt si
Der Text dieser, mitunter guten, Lieder würde sich o
nur herstellen lassen, wenn es gelänge, die Originale au
zufinden.

Zu den aus diesen 58 Liedern ausgewählten, zur Au
nahme in unser Gesangbuch sich vielleicht eignenden, rec
ich namentlich folgende 22:

Nummer des kurl. lett. Gesangbuches:

660.	Liebster Jesu thu mir auf	5	Verse.
287.	O wundergroße Treu	6	„
13.	Dies ist ein Tag des Herrn . . .	6	„
49.	Jesu hilf zum neuen Jahre . . .	8	„
101.	Wenn Gott Dein allerliebster Sohn,	5	„
159.	Alles Volk, so in der Welt	5	„
150.	Frohlockt mit Freuden ihr Völker all	6	„
165.	Komm Gott heil'ger Geist mit Wonn'	5	„
172.	Komm heiliger Geist, großes Licht .	5	„
182.	Gelobet sei mein Gott, mein Licht, .	5	„
324.	Prüf' meine Seel' Gott deinen Herrn,	6	„
401.	Lasse Herze dein Betrüben, ...	5	„
449.	O Gott, wie Deine Kinderlein . .	9	„
415.	Ach, wie betrübt sind fromme Seelen	8	„
671.	Gehabt euch wohl, ihr meine Freund'	8	„
635.	Liebster Jesu herzlich' Wonn' . . .	5	„
523.	Ach, Vater, ich Dein armes Kind .	8	„
537.	Mein Gott und Vater segne mich .	1	„
503.	Nun geh' ich aus auf Gottes Wegen	6	„
634.	Liebster Jesu weil ich nun	4	„
611.	Schönste Sonne, Himmelszier, . . .	10	„
293.	Wer bin ich armes Kind	5	„

Aus welcher Quelle das kurl. lett. Gesangbuch diese Lieder geschöpft, ist dem Unterzeichneten bei seinen spärlichen Hülfsmitteln zu ermitteln bis jetzt nicht gelungen. Er würde für jede hierauf bezügliche Nachricht dankbar sein.

Kabillen Pastorat den 29. October 1862.

G. F. Buettner.

Warum thut uns ein neues Gesangbuch noth?

Ich frage nicht: thut es noth? Ich setze es als eine von uns Allen, die das alte lettische Gesangbuch kennen, längst gefühlte dringende Nothwendigkeit voraus; und will hier nur mittheilen, was sich mir bei der Ansicht mehrerer deutschen Gesangbücher ergeben, um das Dringende noch dringender zu machen.

Wir — d. h. die evangelischen Deutschen — besitzen einen Schatz von geistlichen Liedern, wie ihn meines Wissens keine andere Nation besitzt, noch je besessen hat. Wenn wir irgend ein Gesangbuch von 6 bis 800 Nummern, wie sie deren gewöhnlich haben, aus Händen legen, und nach einem andern, dem ersten besten, greifen, so begegnen wir wieder so viel neuen Liedern, daß der Vorrath unerschöpflich zu sein scheint. Es haben ja auch viertehalb Jahrhunderte mitgewirkt, um diesen Schatz anzusammeln. Sieben Gesangbücher, über die ich zu berichten habe — und unter diesen ist keines der umfangreicheren — geben 416 Namen von Liederdichtern mit Nachweis ihres historischen Alters; etwa 39, von denen nur die Namen bekannt sind, und 3 bis 400 Lieder ohne Nachweis der Verfasser.

Welchen Gebrauch haben wir nun von diesem reichen Schatz gemacht? Wie viel und was haben wir davon unseren Gemeinden mitgetheilt? Denn daß es hier gilt das Beste auswählen, da man nicht Alles geben kann, liegt auf der Hand.

Suchen wir nun erst uns auf diesem weiten Gebiete zu orientiren, so bemerken wir sogleich, daß diese 400 Liederdichter sich chronologisch in 3 Hauptgruppen ordnen lassen; daß wir somit 3 Hauptperioden der geistlichen Dichtkunst erhalten.

In den ersten beiden schaaren sich die Geister moder-

nen Ringes um zwei bekannte hochstehende Namen, Luther und Paul Gerhard, und zwar so, daß diese beiden ersten Perioden von einander und von der folgenden dritten durch einen Zeitraum von 30—110 Jahren geschieden sind, der nur geringe Productivität entwickelt zu haben scheint.

Kaum hatte Luther seine Stimme erhoben, so war es, als wenn die Liederdichter aus der Erde wuchsen. Paul Speratus, J. Jonas, Laz. Spengler, Elisab. Creuziger, Hegenwaldt, Nic. Decius, Dachstein, Weiß, Andr. Knöpken in Riga, Schneesing, Zwick, Reißner, Erasm. Alber, Hesse, Waldis, Gramann, Matheſius, Hans Sachs — sind sämmtlich Luthers Zeitgenossen, größtentheils sogar Altersgenossen. — Wir können diese Periode mit Selnecker, geb. 1532, blühte also etwa um 1560, schließen; denn von hier bis zum Anfange der nächsten Periode, d. h. dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts kommen nur zwei Namen von einiger Bedeutung vor, Mart. Beheim und Phil. Nicolai.

Die zweite Periode eröffnet Joh. Heermann, geb. 1585, blühte also zu Anfang des 30jährigen Krieges; dann Paul Gerhard, geb. 1606, mit seinen Zeitgenossen Dilherr, Gesenius, Denicke, Heinr. Albert, Simon Dach, Homburg, Schirmer, Thilo, Werner, Keymann, Rist, Paul Flemming, Joh. und Mich. Frank, Joach. Neander, Wegelin, Olearius, Clausnitzer, Scheffler, Neumark, Albinus u. A., welche allen den von uns zu besprechenden Gesangbüchern den verhältnißmäßig reichsten Stoff und so zu sagen den festen Kern gegeben haben. Als letzten Ausläufer dieser Periode können wir Sacer annehmen, weil mit ihm die Reihe der Dichter schließt, die zu den alten Gesangbüchern reichlicher beisteuerten. Sacer blühte etwa um 1665.

Es ist nun wohl ganz augenscheinlich, daß diese beiden Perioden mit den beiden weltgeschichtlichen Katastrophen der Reformation und dem 30jährigen Kriege in Verbindung stehen. Hierüber weiter unten mehr.

Wenn ich von einer dritten Periode spreche, unter welche ich Alles von Sacer bis auf unsere Zeit zusammenfasse, so muß ich im Voraus bemerken, daß sie als ein mit besonderem Charakter hervortretendes Ganzes diesen Namen eigentlich nicht beanspruchen kann, wenigstens nicht in dem Sinne wie die beiden ersten Perioden; daß diese Zeit vielmehr das Bild der Zerrissenheit und Charakterlosigkeit trägt, demungeachtet können wir sie, von ihrer organischen Entwickelung ganz absehend, ohne Schaden für unseren Zweck einstweilen als dritte Periode gelten lassen.

In welchem Verhältniß sind nun diese 3 Perioden in unseren Gesangbüchern vertreten? Es sind sieben Gesangbücher, die mir geeignet scheinen, bei dieser Frage in Betracht gezogen zu werden:

1) Das alte kurländische lettische (das livländische ist ihm sehr nahe verwandt), welches uns zeigen wird, was die lettische Gemeinde an Liedern hat.
2) u. 3) Die 150 Kernlieder der Eisenacher Gesangbuchs-Commission, und die 224 Kernlieder von Wackernagel, die uns darauf hinweisen, was wir haben sollten. — Zu diesen habe ich noch
4) den unverfälschten Liedersegen, Berlin 1854, hinzugefügt, weil es gleichfalls ein gutes Buch ist.
5), 6) u. 7) Das Petersburger, Ulmannsche und rigasche Gesangbuch (letzteres von 1853); die uns zeigen, was die deutsche Gemeinde nicht hat.

Die Zwischenperioden ziehe ich in der folgenden Be-

rachtung mit den Hauptperioden zusammen, und rechne die erste Periode von Luther bis 1600; die zweite von 1600 bis 1700, bis wohin auch das lettische Gesangbuch reicht; die dritte von 1700 bis jetzt. Die folgende Tabelle giebt das Verhältniß, in welchem jede Periode zu jedem Gesangbuch beigetragen, in Procenten an.

	Lettisches Gesangb.	150 Kernlieder.	Kleine Wackern.	Liederse- gen.	Petersb. Gesangbuch.	Ulm.	Rig.
I. Per. 1524—1600	35,0	38,5	34,2	24,6	10,0	8,5	9,2
II. Per. 1600—1700	65,0	47,4	40,8	44,2	28,8	24,5	30,5
III. Per. 1700—1860	—	13,2	22,5	22,9	61,5	66,1	58,6

Das alte lettische Gesangbuch ist nach Auswahl und ruppirung seiner Lieder sowie nach Anordnung des ganen Buches nichts weiter als ein Auszug des alten „Rigi-en." Dieses ist — nach Geffcken — unter allen jetzt beutzten lutherischen Gesangbüchern das älteste; denn die te Auflage erschien 1530 in niedersächsischem Dialekt. ie erste hochdeutsche Ausgabe erschien 1615. Hier ist er von diesen keine gemeint; sondern das von Brever nno 1664 herausgegebene, späterhin öfters aufgelegte. — as lettische ist in der Auflage von 1744, mit der Ueberrift der deutschen Liederanfänge, hier benutzt worden. er letzte in diesem vorkommende Autor ist Freylinghausen, ebte etwa um 1700.

So erfreut sich denn unsere lettische Gemeinde bereits t 118 Jahren einer reichhaltigen Sammlung unserer ten Kernlieder in meist vortrefflicher Uebersetzung. Die ttische Gemeinde hat, das muß man gestehen, diese Gabe t Dankbarkeit aufgenommen; denn wer kann die Tau-

ſende zählen, die — ohne ſelbſt leſen zu können — d
Lieder ihrem Gedächtniß vollſtändig einprägten und ſo
ihrem Eigenthum machten. Der Segen wird nicht aus
blieben ſein!

Das haben nun unſere Vorgänger für die lettiſch
Gemeinde gethan. Was haben wir für unſere deutſche Ge
meinde gethan?

Wir haben ſie mit den vielen ſchönen Liedern de
lettiſchen Geſangbuches, an denen wir uns ſelber erbauten
nicht bekannt gemacht. Wir haben nicht einmal ihre
Quelle, ihrem Urſprunge nachgeforſcht. Wir wiſſen vo
den Liedern, die jene *überſetzten* und die unſere eig
lettiſche Gemeinde *noch heute auswendig lernt*, nic
einmal, daß ſie auch im deutſchen exiſtiren. Das iſt doc
ein ſonderbares Verhältniß!

Wir haben die Blätter unſerer Geſangbücher mit Li
dern aus neuerer Zeit gefüllt. — Zwar muß man es m
Dank gegen die Herausger der obengenannten drei deutſch
Geſangbücher anerkennen, daß ſie die bisher faſt vergeſſ
nen Lieder der zwei erſten Perioden wieder zu Ehren g
bracht und die von ihren Vorgängern aus dem Ende d
vorigen und dem erſten Viertel dieſes Jahrhunderts eing
haltene unerquickliche Bahn ganz entſchieden verlaſſen habe
Allein ſie ſcheinen *ihre* Aufgabe anders aufgefaßt zu h
ben, als wie unſere Verhältniſſe *es uns* an die Hand g
ben, worüber ich mich weiter unten näher erklären wil
und deshalb haben ſie uns noch viel ſchöne Lieder vo
enthalten.

Das Urtheil über geiſtliche Lieder iſt freilich ſehr ve
ſchieden und die Stimme über den Werth der alten ſa
getheilt. Ja, es giebt wohl ſogar Stimmen, die die Rü
kehr zu den alten Liedern und Geſangbüchern einen Rü

schritt nennen. Nun darum, weil sie alt sind, möchte es wohl kein Rückschritt sein! Dann müßte man es auch einen Rückschritt nennen, daß Schlegel den Shakespeare auf die Bühne brachte. Es wäre bald ein Rückschritt, Göthe und Schiller zu lesen u. s. w. Von der Kirche sollte am wenigsten die Neuheit einer Sache als Maßstab für ihren Werth gebraucht werden, denn die Kirche steht ja selber mit allen ihren Wurzeln in einer alten Zeit und bezieht nur von daher ihre Lebenskraft, namentlich die evangelische Kirche. Darum wollen wir doch kein Lied verwerfen, weil es alt ist, es sei denn, es wäre veraltet. Wir wollen vielmehr nach einem andern Maßstabe suchen.

Was empfinden wir beim Lesen z. B. eines Paul Gerhard'schen Liedes? (Luther wollen wir schon gar nicht unserem Urtheil unterwerfen.)

Es muß wohl auch der abgeneigteste und der größeste Gegner der Rückkehr zu alten Liedern gestehen, daß ihn hier eine gesundere, reinere Luft anweht, daß hier jeder Ton so recht aus der Tiefe der Brust herausklingt. Da ist nichts Gemachtes, nichts Erkünsteltes, Gezwungenes. Der Dichter spricht gerade so, und nur so, wie es ihm ums Herz ist; und dieses Herz ist so fromm, so voll Gottvertrauen, so viel geprüft und in der Prüfung bewährt. Man fühlt es den meisten dieser Lieder an, daß sie der Erguß des sich gewaltsam hervordrängenden Gefühles sind, womit der Dichter zunächst sich selbst Stärkung und Trost zusprechen wollte. Daher trifft hier so recht der Spruch zu: Was vom Herzen kommt geht auch zum Herzen. Es tragen aber fast alle Lieder jener Zeit mehr oder weniger denselben Charakter, so daß es der Kritik oft schwer werden möchte, aus blos inneren Gründen den Autor nachzuweisen; nur daß im Allgemeinen den Liedern von P. Gerhard eine

Fülle von Kraft im Ausdruck und von Innigkeit des Gefühles beiwohnt, die sie vor den andern auszeichnet.

So hat denn auch die Gemeinde die Lieder jener zwei Perioden überall mit Liebe aufgenommen und gepflegt. Selbst die Letten haben dieses fremde Geisteserzeugniß, als man es ihnen wegnehmen wollte, mit einer Aufopferung beschützt, welcher nur die Verblendung, die zu einem solchen Schritt rathen konnte, die Wage hält. — Das sogenannte neue lettische Gesangbuch haben die meisten Gemeinden weggegeben, ohne daß sich auch nur eine Stimme zu seinem Schutz erhoben hätte; und die Letten, die sonst jeder Neuerung feind sind, lassen sich diese Neuerung, den Wechsel des Gesangbuches, nicht nur gern gefallen, sondern haben an vielen Orten selber um Wiedereinführung des alten Gesangbuches gebeten. Ob wohl die Gemeinden für die Lieder von Schmolk, Hiller, Pfeil, Liebich, Cramer, Spitta ꝛc. große Kämpfe bestehen würden?

Allein Geschmack und Gefühl geben immer noch keinen sichern Maßstab? Wir wissen nicht, wieweit dabei unsere persönliche Anschauungsweise mitwirkt, wie weit wir uns von der geistigen Strömung unserer Zeit mit- und fortreißen lassen. Wir wollen uns deshalb um einen objectiveren Maßstab bemühen.

Es geschah oben jener beiden welthistorischen Katastrophen Erwähnung, die zu den beiden ersten Perioden der geistlichen Dichtkunst in so augenscheinlicher Beziehung stehen sollten.

Der Einfluß der ersteren auf letztere ist nicht zu verkennen, auch wohl nie verkannt worden. Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß alle unsere herrlichen Lieder durch das gewaltige Drängen und Treiben ihrer Zeit hervorgerufen sind. Jene großen Kämpfe griffen so tief ins Leben ein

und riefen eine solche Anspannung aller Geisteskräfte hervor, daß sie wie ein befruchtender Regen und Sonnenschein zu betrachten sind, der die Geister erwachen und im Gebet zu Gott wachsen und Frucht tragen ließ. — Zwar bedarf es, um so Großes hervorzubringen, auch des entsprechenden geistigen Bodens; das Talent muß da sein, und es war in reichem Maße da. Aber — sollte das Talent nicht immer da sein? nur die günstigen Umstände, die es wecken müssen, sind nicht immer da. Die poetische Begabung allein macht es nicht. Hätte Gellert in jener Zeit gelebt, gewiß hätte er anders gedichtet. Die Lieder der zwei ersten Perioden sind den Blüthen und Früchten eines wärmeren Himmelsstriches zu vergleichen. Deutschland war damals in die Tropenzone versetzt. — Man sieht es den Liedern an, daß sie ein Erzeugniß des schweren Druckes sind, der damals auf der Brust eines jeden Evangelischen lastete.

Man kann wohl sogar Natur und Wesen jenes Druckes an den Liedern selbst erkennen. In denen des Reformations-Zeitalters tritt besonders ein Gedanke in den Vordergrund, die Erhaltung der reinen evangelischen Lehre. Stets kommt die Bitte um Gottes Beistand zur Erhaltung der Kirche und des Wortes Gottes, zum Schutz gegen den allgemeinen Menschenfeind, den Fürsten der Finsterniß vor; während in der zweiten Periode die geistig und leiblich so schwer heimgesuchte Gemeinde in ihren Bitten und Klagen vielseitiger und darum auch inniger und gemüthlicher ist.[1]) Wenn die Lieder der ersten Periode uns nicht so vollstän-

[1]) Das Verhältniß der Liedergruppe „von der christlichen Kirche" ist wie 55 (erste Periode) zu 12 (zweite Periode). Dagegen die „vom christlichen Leben" und „Lob- und Danklieder" umgekehrt, = 30 zu 63 und 15 zu 36.

dig mit ſich fortreißen und, obgleich wir das Urkräftige in ihnen bewundern müſſen, uns nicht in gleichem Grade erwärmen, wie die der zweiten, ſo möchte es wohl darin liegen, daß wir bei ihnen mehr in eine Welt des abſtracten Denkens, oder doch weniger als bei den letzteren geſchieht, in die Mitte der leidenden und fühlenden Menſchenwelt verſetzt werden. Die Vorſtellung der Gefahr war dort größer als die Gefahr ſelbſt; während hier Gefahr und Noth in der Geſtalt von Glaubenszwang, Krieg, Hungersnoth und Leiden aller Art ſo ſchwer drückten, daß ſie es gar nicht zum abſtracten Denken kommen ließen.

So giebt uns denn die Geſchichte ſelbſt den Maßſtab für den Werth der Lieder; und man kann wohl ſogar ſagen, daß wir, anſtatt dieſen Liederſchatz zum Spielball unſeres Urtheiles und Geſchmackes zu machen, an ihm vielmehr Urtheil und Geſchmack üben und läutern können. Daher werden Geſangbücher, wie das alte rigaſche, mithin auch das alte lettiſche, immer einen hohen Werth haben.

Unſere drei obengenannten deutſchen Geſangbücher haben die bei weitem größere Hälfte ihrer Lieder aus unſerer dritten Periode gewählt.

Man muß geſtehen, daß bei dieſen Liedern mehr oder weniger eine Abſicht durchklingt. Sie ſind für das Geſangbuch gemacht; und „man merkt die Abſicht, und man iſt verſtimmt.“ — Dafür ſind ſie im Allgemeinen freilich zum kirchlichen Gebrauch geeigneter, als die meiſten alten, ſchon wegen ihrer minderen Länge; ſind geglätteter im Ausdruck und Versbau und empfehlen ſich ſo dem gebildeten Geſchmack, oder doch dem Geſchmack der Gebildeten mehr als jene.

Allein Anſicht und Geſchmack können hier nicht allein entſcheiden. Die Thatſache iſt nicht wegzuleugnen, daß

den neueren Liedern jener großartige historische Hintergrund fehlt, dessen die beiden ersten Perioden sich erfreuen, und daß sie nicht wie jene einem Boden entsprossen sind, den – so zu sagen Gottes Hand selbst bereitet hatte. Daher auch hier ein gemeinsamer Drang, eine gewissermaßen nationale Erhebung nirgends zu spüren ist. Jeder Dichter steht mehr oder weniger vereinzelt da, höchstens als der Repräsentant einer gewissen Zeitrichtung oder als Führer einer größeren oder kleineren Partei oder Secte, die sich aber jedenfalls einer allgemeinen Anerkennung nicht zu erfreuen hatte.

Um nun meine Behauptung, daß das lettische Gesangbuch an schönen Liedern reicher sei als unsere deutschen, oder vielmehr, daß die deutschen an diesen arm seien, nicht nur auf obige Zahlenverhältnisse zu begründen, muß ich sie auch noch durch einige Beispiele erhärten.

Da bietet sich mir vor allen unter Nr. 273 des alten lettischen Gesangbuches das schöne Beichtlied „Es sawus grehkus suhdsohs", „Mein' Sünd' ich beicht' und klage" dar. Dieses fehlt aber nicht nur unsern drei deutschen Gesangbüchern, sondern schlechterdings allen Liedersammlungen und Liederschätzen alter und neuer Zeit. Man hat versucht es aus dem Lettischen zurückzuübersetzen, dieses und noch einige andere Lieder des lettischen Gesangbuches; man hat die Frage aufgeworfen, ob es nicht vielleicht eigne Dichtung der Uebersetzer (Fürecker, Dietz, Bienemann ꝛc.) sei; und die Wenigsten wissen bis auf diese Stunde, daß alle diese Lieder im rigaschen Gesangbuch in gutem deutsch abgedruckt altes Eigenthum der deutschen Gemeinden sind. Man vergleiche nur die Breversche Ausgabe von 1664 oder die von 1730.

Ferner vermissen wir Nr. 406. „Ach wann kommt doch

die Stunde", ein Lied, das die blinden Bauerkinder auswendig zu lernen pflegen. Ferner

Nr. 415. „Ach wie betrübt sind fromme Seelen" wovon der letzte Vers „Er, nun mein liebster Jesu führe häufig bei Beerdigungen während des Heraustragens aus der Kirche gesungen wird. Dann

Nr. 492. die Begräbnißlieder „Lasset ab Ihr mein Lieben" von Joh. Heermann und „Begrabet mich nun immerhin" von G. Neumark (wiewohl letzteres nicht im lettischen Gesangbuch).

Nr. 268. das schöne Bußlied von Calisius „O Schöpfer aller Dinge" (im Ulmann'schen Gesangbuch vorhanden).

Nr. 13. „Dies ist ein Tag der Ehren", Adventslied nicht einmal im rigaschen Gesangbuch vorhanden.

Nr. 66. „Ach was soll ich Sünder machen", v. Joh. Flittner.

Nr. 660. „Liebster Jesu thu' mir auf" — nirgend vorhanden als nur im Lettischen.

Nr. 669. „Liebster Gott wann werd' ich sterben" v. Kaspar Neumann.

Nr. 671. „Gehabt Euch wohl, Ihr meine Freund" von M. Weiß.

Endlich 19 der schönsten Lieder von Paul Gerhar darunter Nr. 317, „Herr dir trau ich all' mein' Tag" und Nr. 445, „Der Herr der aller Enden". Im Ganz 150 Lieder, die alle eine Zierde eines jeden Gesan buches wären; diese alle, die das lettische Gesangbuch h vermißt man in unseren deutschen Gesangbüchern, außerd auch noch manches gute Lied aus andern Sammlung z. B. das hübsche Osterlied von Schiebeler „Trium Triumph und Lob und Dank" auf die Melodie „Wie sch

leuchtet der Morgenstern", das sogar im alten Neander'schen Gesangbuch steht. — Erwägt man noch, daß das rigasche Gesangbuch von seinen 1377 Liedern nur 523 an das lettische abgegeben, so läßt sich auch da noch eine vielleicht reiche Nachlese erwarten. Eine flüchtige, soeben beendigte, Durchmusterung des rigaschen Gesangbuches von 1730 hat mir 115 Lieder ergeben, die wohl verdienten in unsere Gesangbücher aufgenommen zu werden. NB. außer den obigen 150 Liedern.

Hiemit wäre denn wohl eine große und schmerzliche Lücke in unsern deutschen Gesangbüchern nachgewiesen, und die Behauptung, daß ein neues Noth thue, gerechtfertigt.

Es sei mir nun noch zur Unterstützung meines Antrages erlaubt, ein paar Worte über die zweite Frage, die sich der ersten so natürlich anschließt, hinzuzufügen:

Nach welchen Grundsätzen soll ein neues Gesangbuch redigirt werden?

Ein Gesangbuch ist — oder unser Gesangbuch soll sein ein Erbauungsbuch, nicht blos ein Gesangbuch. Es wird — namentlich von den auf dem Lande oft weit von ihrer Kirche lebenden Deutschen — mehr darin gelesen, als daraus gesungen. Und es fragt sich, in welcher Eigenschaft es mehr Segen zu bringen geeignet ist, ob als Gesangbuch oder als Lesebuch. In vielen Häusern ist es nicht etwa das erste Erbauungsbuch nach der Bibel; nein! es ist unbedingt das erste, und wird mehr gelesen als die Bibel selbst; denn diese ist in mehreren Theilen dem ungebildeten Landvolk unverständlich, z. B. in den apostolischen Briefen und der Apokalypse; in anderen nicht einmal bestimmt ohne Beihülfe Erbauungsbuch zu sein. Dagegen hat die gebundene Rede des Gesangbuches eine auf das Gemüth besonders wohlthuende Wirkung, steht uns in sei-

nen Verfassern der Zeit nach näher und hat den Stoff der Bibel für unsere Zustände und Bedürfnisse verarbeitet und faßlich gemacht, so daß namentlich der gemeine Mann aus dem Gesangbuch erst die Bibel verstehen lernt. Ein gutes Lied ist ein Stück guter Predigt, ja wohl besserer Predigt, als wir für gewöhnlich zu geben im Stande sind.

Doch dem sei wie ihm wolle; Thatsache ist, daß in vielen Familien das Gesangbuch das einzige Erbauungsbuch ist, weil sie kein anderes haben.

Aber es ist oft nicht blos das einzige Erbauungsbuch; es ist leider noch öfter das einzige Erbauungsmittel. Es soll damit der Erbaulichkeit der Predigt nicht zu nahe getreten werden. Aber wie oft hören denn die Deutschen auf dem Lande eine deutsche Predigt? Hoffentlich ist es nicht wahr, daß es Prediger gebe, die deutsche Gemeinde haben und doch nicht deutsch predigen. Aber das ist gewiß wahr, daß in vielen Kirchen nur sehr selten deutsch gepredigt wird.

Diese Vereinfachung des Gottesdienstes wird damit entschuldigt, daß ja die meist aus Ungebildeten bestehende deutsche Landgemeinde oder Gemeinde kleiner Städte und Flecken ohnehin den lettischen Gottesdienst besuche, da sie die lettische Predigt besser verstehe als die deutsche. Beides ist wahr. Die Deutschen besuchen den lettischen Gottesdienst und verstehen — wenn nicht etwa Ausländer unter ihnen sind — die lettische Predigt eben so gut und vielleicht besser als die deutsche, schon darum, weil dem gemeinen Mann verständlich predigen keine gar zu häufige Gabe ist. — Ob aber die deutsche Gemeinde durch diese Zumuthung ihre Erbauung einzig und allein in der lettischen Predigt zu suchen, von der seelsorgerischen Liebe und Gewissenhaftigkeit ihres Pastors sehr erbaut sein werde, ist zu bezwei-

ln, besonders da sie gar nicht erst gefragt wird, sondern r nur die Wahl gelassen wird, entweder die lettische Pre- igt zu hören oder — gar keine.

Genug! diese Deutschen auf dem Lande, die von uns lbst so oft als verwildert und demoralisirt angeklagt wer- n, haben sich keiner sehr sorgsamen Pflege von unserer eite zu erfreuen. Sollten wir da nicht um so bereitwil- ger sein, ihnen in einem tüchtigen Erbauungsbuche eini- n Ersatz für die ihnen so schwer zugängliche deutsche redigt zu bieten? Und was wäre hiezu geeigneter, als n vollständiges Gesangbuch, eine reichhaltige ammlung aller guten Lieder aus alter und neuer Zeit?

Der Gedanke, soweit ich ihn auch in andern Kreisen, B. gegen Schullehrer ꝛc. auszusprechen Gelegenheit hatte, t ungetheilten Beifall gefunden. Alle, die mit dem alten tischen Gesangbuch vertraut sind, freuen sich die ihnen it ihrer Jugend bekannten und lieb gewordenen Lieder ch in ihrem deutschen Gesangbuch wiederzufinden, wo sie bisher oft so schmerzlich vermißt haben.

So lege ich denn den lieben Amtsbrüdern die Sache t der Zuversicht ans Herz, daß sie, das Zeitgemäße und ringende derselben mitfühlend, ihre Zustimmung und Mit- rkung zur Redaction eines neuen deutschen Gesangbuches cht versagen werden.

Anmerk. d. Red. Ueber vorliegende Proposition ließe sich Man- es pro et contra sagen, und stehen daher diese Spalten ander- eitigen Arbeiten über diesen Gegenstand offen, die aber etwa den mfang eines Druckbogens einhalten dürften.

2.

Geschichte der Gründung der evangelisch-lutherischen Colonieen in Ostsibirien,

von

Pastor Butzke in Saratow.

1.

Es war im Jahre 1843, als in dem Gefängniß-Comité zu Moskwa das Mitglied desselben Divisions-Prediger Dr. Karl Sederholm das Project in Vorschlag brachte, für sämmtliche nach Sibirien verwiesene Sträflinge evangelischer Confession in der Nähe solcher Städte, in welchen sich evangelische Prediger befinden, besondere Colonieen zu gründen, und zwar nach den Nationen gesondert, für die Letten bei Tobolsk, für die Ehsten und Finnen bei Omsk und für die Deutschen bei Tomsk, damit das Moskowische evangelisch-lutherische Consistorium beim Eintritt von Prediger-Vacanzen an den genannten Orten dafür Sorge tragen könne, daß diese Pfarrstellen mit Pastoren besetzt würden, welche die Sprache der Ansiedler ihres Pfarrbezirks verständen. Dieses Project gelangte zur Vorstellung an den Präsidenten des Gefängniß-Comité's zu St. Petersburg, Grafen Benckendorff, welcher seinerseits dem Minister-Comité einen gleichlautenden Antrag stellte.

So gut dieser Plan gemeint war, so stellten sich doch der Ausführung mancherlei Schwierigkeiten entgegen, die sich zum Theil sogar auf gesetzliche Bestimmungen gründeten.

Bei Creirung der Pfarrstellen im Tobolskischen war bereits ausdrücklich auch auf die geistliche Bedienung der Verwiesenen Bedacht genommen und dem zweiten westsibirischen Divisions-Prediger die finnische Colonie Rysch

kowa, welche — 200 Werst von Omsk entlegen — fast ausschließlich aus Verschickten besteht, zum beständigen Aufenthaltsort angewiesen worden; in unmittelbarer Nähe von Omsk aber durfte keine neue Colonie gegründet werden, da nach R. G. Bd. 14, § 1283 es nicht erlaubt ist, auf der Festungslinie, welche — damals noch — die Grenze des Tobolskischen Gouvernements gegen die sibirischen Kirgiesen bildete, Verwiesene anzusiedeln. Ueberdieß sollen nach § 1633 von den zur Ansiedlung Verschickten nur die weniger wichtigen Verbrecher im Tobolskischen bleiben, die demnächst wichtigeren aber weiter östlich im Tomskischen und Jenisseischen Gouvernement vertheilt werden, folglich auch die dieser letztern Kategorie zugezählten Letten, Ehsten und Finnen; während zur Zwangsarbeit Verurtheilte ihre Bestimmung nach den Hüttenwerken der genannten Gouvernements, die schwersten Verbrecher aber nach den Hütten- und Bergwerken des Irkutskischen und Nertschinskischen erhalten.

Für das Tobolskische Gouvernement stellte es sich demnach — dies war die Erklärung des Ministers des Innern (Perowsky) — weder als zulässig noch nothwendig heraus, in dem Bestehenden eine Aenderung zu treffen, vielmehr als das Richtigste bei der einen finnischen Colonie Ryschkowa es bewenden zu lassen; um aber auch für das Tomskische und Jenisseische Gouvernement diese Angelegenheit zu ordnen, trat der Minister mit dem General-Gouverneur von West- und Ostsibirien in Relation.

Nach dem Berichte des Ersteren belief sich im Tomskischen die Zahl der evangelischen Ansiedler d. Z. nur auf 58 Individuen, und im Laufe der letzten zehn Jahre waren in Allem nicht mehr als 18 hinzugekommen; weßhalb er (Fürst Gortschakow) der Meinung war, alle diejenigen

neu hinzukommenden Letten, Ehsten und Deutschen, welche nach R. G. § 1633 nicht im Tobolskischen angesiedelt werden dürfen, nach Ostsibirien zu befördern, wo sie in Vereinigung mit ihren schon in größerer Anzahl dort sich befindenden Glaubensgenossen ein geeigneteres Unterkommen finden würden.

Der ostsibirische General-Gouverneur (Roupert) berichtete: Die Zahl der in den verschiedenen Kreisen des Jenisseischen Gouvernements wohnhaften Sträflinge evangelischer Confession betrüge d. Z. 218 Seelen, und gab sein Gutachten: sämmtlichen nach Ostsibirien kommenden evangelischen Ansiedlern in dem Minussinskischen Kreise ihre Wohnplätze anzuweisen, indem dieser Kreis sowohl wegen seiner sehr spärlichen Bevölkerung, als auch wegen großer Wohlfeilheit der wichtigsten Lebensbedürfnisse, welche denselben vor den übrigen Theilen des Jenisseischen Gouvernements auszeichne, überhaupt sich vorzugsweise zur Colonisirung empfehle, einen Pastor aber in der Stadt Minussinsk für diese Ansiedler zu bestimmen und ihnen alle übrigen im ganzen Gouvernement zerstreuten dieser Kategorie angehörigen Sträflinge evangelischen Bekenntnisses, falls sie selbst es wünschten, hinzuzugesellen.

Auf diese Communicate der General-Gouverneure Sibiriens, so wie auf jene oben angezogenen gesetzlichen Bestimmungen sich gründend, insonderheit aber, abgesehen von der Colonie Ryschkowa, die im Uebrigen so unbedeutende Zahl der in Sibirien sich befindenden evangelischen Ansiedler, welche die Gründung besonderer Colonieen für jede einzelne Nation unzulässig erscheinen lasse, hervorheben zu gab der Minister des Innern in einer Unterlegung an den

Minister-Comité vom 25. August 1845 (Benckendorff war inzwischen mit Tode abgegangen) sein Urtheil dahin ab: das Princip für die Colonisirung der evangelischen Sträflinge Sibiriens dürfe nicht von dem Unterschiede der Nationen, sondern von der größern oder geringern Wichtigkeit der Verbrechen, um deretwillen sie verschickt worden, hergenommen werden, und formulirte seinen Antrag, zugleich auch die bequemere geistliche Bedienung, soweit der aufgestellte Grundsatz sich damit vertragen wollte, nicht außer Acht lassend, in folgender Weise:

1) Die weniger wichtigen nach Sibirien verschickten Verbrecher evangelischen Bekenntnisses, welcher Nation sie auch angehören mögen, sollen im Tobolskischen Gouvernement in der schon da sich befindenden Colonie Ryschkowa angesiedelt werden, woselbst auch ein Pastor dieser Confession, mit der Seelsorge dieser Leute beauftragt, seinen beständigen Aufenthalt hat.

2) Alle übrigen demnächst wichtigeren zur Ansiedlung nach Sibirien verschickten Verbrecher evangelischer Confession sollen nach dem Jenisseischen Gouvernement abgefertigt werden, wo im Minussinskischen Kreise, je nachdem es die Umstände erfordern werden, eine oder zwei Colonieen mit einem oder zwei Pastoren einzurichten sind.

3) Der Pastor in Irkutsk ist bei seinem bisherigen Etat zu belassen, mit der Verpflichtung, den Nertschinskischen Bergbezirk zu besuchen, als den Hauptort für die Verschickung der Zwangsarbeiter, in deren Zahl auch Verbrecher evangelischer Confession sein können. [1])

---

[1]) Aus diesem dritten Punkte, zusammengehalten mit dem zweiten, scheint hervorzugehen oder kann doch erforderlichen Falles dar-

4) Was diejenigen evangelischen Sträflinge betrifft, welche d. Z. schon in Sibirien angesiedelt sind, so sollen keine weitern Verfügungen wegen einer Veränderung ihres Wohnortes getroffen werden; doch soll ihnen — mit Ausnahme derjenigen, die sich in der Colonie Ryschkowa befinden, wo bereits ein Prediger ist — das Recht zustehen, sich, wenn sie es wünschen, nach dem Minussinskischen Kreise überzusiedeln.

Diese Bestimmungen erhielten durch die Kaiserliche Bestätigung d. d. 2. October 1845 Gesetzeskraft. Die ministerielle Eröffnung derselben an den General-Gouverneur Roupert ist vom 6. October datirt.

In Gemäßheit dieses Allerhöchsten Befehles ertheilte Roupert, in einer Bekanntmachung desselben vom 15. November, dem Civil-Gouverneur des Jenisseischen Gouvernements die Vorschrift: für die zur Ansiedlung nach diesem Gouvernement bestimmten Sträflinge evangelischen Bekenntnisses im Minussinskischen Kreise Ländereien anzuweisen.

In Folge dieser Vorschrift wählte der Kameralhof zu Kraßnojarsk im Einverständnisse mit dem Civil-Gouverneur im Nowoselowschen und Abakanschen Gebiete (Волость) des Minussinskischen Kreises fünf Landestheile, welche auf dem dazu angefertigten Plane mit Nr. 1 und 2 bezeichnet wurden, von einem solchen Flächeninhalte, daß daselbst 3143 Seelen colonisirt werden konnten.

Nach Genehmigung des Planes durch die Minist

---

aus resultirt werden, daß die Competenz des Irkutskischen Division Predigers auf das Irkutskische Gouvernement nebst Transbaikal beschränkt werden, einem der Colonial-Prediger im Minussinskisch aber (ähnlich wie im Tobolskischen) die zeitliche Bedienung auch d ganzen übrigen Jenisseischen Gouvernements obliegen solle.

des Innern und der Reichsdomainen ward derselbe von der ostsibirischen Hauptverwaltung bei Communicat vom 28. September 1846 dem Civil-Gouverneur zu Kraßnojarsk zur unverzüglichen Vollziehung des Allerhöchsten Befehles übergeben. Allein wegen unrechtmäßigen Verfahrens („по неправильнымъ дѣйствіямъ") der mit der Abmessung oberwähnter Landestheile beauftragten Beamten war die Abtheilung der zur Gründung evangelischer Colonieen im Nowoselowschen und Ubakanschen bestimmten Ländereien nicht sofort zu Stande gekommen.

2.

So stand diese Angelegenheit noch, als im Sommer 1847 der General-Gouverneur Roupert Ostsibirien verließ,[1]) und seitdem scheint sie drei Jahre lang in Vergessenheit gerathen.

Doch hatten mittlerweile, von dem nach dem Allerhöchsten Befehle vom 2. October 1845 ihnen zustehenden Rechte Gebrauch machend, viele evangelische Ansiedler aus Ost- und Westsibirien sich nach dem durch Fruchtbarkeit des Bodens und milderes Klima vor andern Theilen Sibiriens sich auszeichnenden Minussinskischen Kreise, und zwar vorzugsweise, ja fast ausschließlich nach dem Schuschaschen Gebiete, dem südlichsten Theile des Kreises, übergesiedelt. Der Hauptstamm dieser Uebergesiedelten, besonders mehrere finnische Familien, war bereits in den Jahren 1828 und 29 aus der Colonie Ryschkowa nach dem Kolmakowschen Gebiete des Omskischen Kreises übergeführt worden und

[1]) † im Nov. 1849 auf seinem Landgute in Bessarabien. Als die Nachricht von seinem Ableben nach Irkutsk gelangte, wurde auf den Wunsch der Gemeinde sein Andenken geehrt durch Abhaltung eines besondern Trauergottesdienstes mit Verlesung seines Nekrologs.

von da im Jahre 1847 nach dem Schuschaschen gekomme
Hier hatten sie, mitten unter den russischen Ansiedlern l
bend, deren vielfachen Chikanen und Bedrängnissen for
während ausgesetzt und in verschiedenen Dorfschaften zer
streut, von Jahr zu Jahr die Anweisung eines Platze
auf welchem sie sich gemeinschaftlich anbauen dürften, er
wartet und zu wiederholten Malen diesen ihren Wunsc
betreffende Bittschriften an den Gouverneur in Kraßnojarc
eingereicht, welche aber sämmtlich unbeantwortet, unerhö
geblieben sind.

Die erste erneute Anregung dieser Sache und dere
kräftige Betreibung haben wir dem damaligen Irkutskische
Civil-Gouverneur Sorin zu danken. Am 3. Septembe
1850 hatte der General-Gouverneur Murawjew eine Rei
nach St. Petersburg angetreten und Sorin versah bis zu
August 1851 dessen Geschäfte.[1]) Eine der ersten Sache
welche derselbe in der Eigenschaft als stellvertretender G
neral-Gouverneur vorgenommen zu haben scheint, war eb
diese unsre Angelegenheit. Denn von seinen nun folgende
Vorschriften an den Civil-Gouverneur zu Kraßnojarsk en
hält bereits die vom 6. September 1850 die Bitte, sofo
alle Maßregeln anzuwenden, damit endlich die Abtheilun
der den evangelischen Ansiedlern bestimmten Ländereien i
Nowoselowschen und Abakanschen zu Stande komme, u
jene wegen ihres unrechtmäßigen Verfahrens straffällige
Landmesser zur Verantwortung zu ziehen.

Der Civil-Gouverneur Padalna[2]) zu Kraßnojar
war ebenfalls damals nach Petersburg abgereis't und d

---

[1]) Gleich nach Murawjews Rückkehr wurde S. nach Wladim
versetzt.

[2]) Roupert's Schwiegersohn.

Präsident der Kraßnojarskischen Gouvernements-Regierung Rodikow vertrat dessen Stelle.

Dieser ertheilt seinerseits den in der Vorschrift vom 6. September enthaltenen Auftrag dem Kameralhof zu Kraßnojarsk, der in einem Rescript vom 30. October durch verschiedene Gründe zu beweisen sucht, daß die Abmessung erwähnter Ländereien nicht früher, als nach Verlauf von zwei Jahren beendigt sein könne, welches auch der Irkutskischen Hauptverwaltung eröffnet wird, zugleich mit der Anzeige, daß den schuldigen Landmessern bereits die nöthigen Erklärungen abgefordert würden.

Das darauf erfolgte Schreiben des stellvertretenden General-Gouverneurs vom 25. November 1850 an den stellvertretenden Civil-Gouverneur zu Kraßnojarsk lautet im Auszuge:

„. . . . Die Meinung des Kameralhofs dürfte sich schwerlich in Uebereinstimmung bringen lassen mit dem Thatbestande der betreffenden Verhandlungen. Denn wenn der Civil-Gouverneur in Gemeinschaft mit dem Kameralhof zu Kraßnojarsk schon im Jahre 1846 die auf dem Plane mit Nr. 1 und 2 bezeichneten Ländereien zur Anweisung an die evangelischen Ansiedler bestimmte, so waren doch wahrscheinlich auch damals schon diejenigen Gründe vorhanden, um deretwillen der Kameralhof jetzt die Abmessung dieser Ländereien vor Verlauf von zwei Jahren für unausführbar erachtet. Damals sind aber keine dergleichen Gründe angeführt worden, welche der Abmessung im Wege ständen. Weßhalb sind denn jetzt solche derselben hinderlich? Alles dies muß genau untersucht werden. Denn wollte man der Meinung des Kameralhofs unbedingt beipflichten, so würde der Kaiserliche Befehl vom 2. October 1845 in Verlauf von sieben Jahren nicht zur Vollziehung

kommen. Eine ſolche Säumigkeit in Erfüllung der Allerhöchſten Befehle wird aber nun und nimmer geſtattet ſein dürfen. Demnach erſuche ich Ew. Hochgeboren, falls Sie die vom Kameralhof beigebrachten Gründe keiner Berückſichtigung werth finden, im nächſten Sommer zur Abtheilung erwähnter Ländereien einen durch ſeine Zuverläſſigkeit, Unparteilichkeit und Kenntniſſe Ihnen bekannten Landmeſſer abzuordnen, indem Sie demſelben zugleich einſchärfen, die Abmeſſung mit der ſchuldigen Genauigkeit und Eile auszuführen, wie die Geſetze und obwaltenden Umſtände dies erfordern, und ihm ankündigen, daß ein etwaniges unrechtmäßiges Verfahren unterſucht und ſtrenge geahndet werden ſolle. Sollten Sie indeß, hochzuverehrender Herr, finden, daß jene Gründe von unabweisbarer Erheblichkeit ſind, ſo berichten Sie mir unverzüglich über deren Erheblichkeit, mit aller Genauigkeit Punkt für Punkt Ihr eigenes Urtheil beifügend. Die Erklärungen der Beamten aber, welche früherhin die Abmeſſung unrechtmäßig beſorgt haben, bitte ich, nachdem Sie ſie erhalten, zufolge der geſetzlichen Vorſchriften gehörigen Orts zur Unterſuchung zu übergeben . . ."

Ausgerüſtet mit den Copieen von den Actenſtücken denen obige Mittheilungen entnommen ſind, trat ich in den erſten Tagen des Juni 1851 die Reiſe ins Jeniſſeiſche an In Kraßnojarsk war zur Abordnung eines Landmeſſers nach dem Nowoſelowſchen und Abakanſchen noch nichts geſchehen. Der Gouverneur zeigte ſich dieſer Sache durchaus abgeneigt und meinte, daß es ſchwerlich vor einigen Jahren dazu werde kommen können, aus welchen Gründen? hat er mir nicht mitgetheilt. Nachdem indeß noch anderweitig einige Erkundigungen eingezogen und Bitten angebracht waren, eilte ich nach dem Minuſſinskiſchen Kreiſe, welcher

vom 30. Juni bis zum 13. Juli so gründlich wie möglich von mir bereis't wurde.[1])

3.

Der Minussinskische Kreis zerfällt in 4 Gebiete, deren Aufeinanderfolge von Norden nach Süden folgende ist: Das Nowoselowsche, Abakansche, Tessinskische und Schuschasche. Da die Würde eines Kreishauptmanns (окружный начальникъ) kurz zuvor aufgehoben und die Geschäfte desselben für die Stadt mit denen des Polizeimeisters, für das Land mit denen des Ordnungsrichters (исправникъ) vereinigt worden waren, so war Letzterer für meine Anträge und Gesuche auf dieser Reise die höchste Instanz. Ihm sind namentlich das Landgericht in Minussinsk, die „Bei-

[1]) Zweimal hatte ich schon zuvor das Jenisseische Gouvernement bereist, in den Jahren 1849 und 50. Aber das Innere des Schuschaschen war mir bis dahin ein verschlossenes Land geblieben. Es mußte für die lutherische Kirche gleichsam erst entdeckt werden. Schon auf meiner ersten Amtsreise waren mir Gerüchte von dortwohnhaften finnischen Landleuten zu Ohren gekommen, schienen sich mir aber nicht zu bestätigen, da die Behörden in Minussinsk mir keine Auskunft darüber geben konnten. Das zweite mal wandte ich mich schriftlich an die Schuschasche Gebietsverwaltung, alle zerstreuten Lutheraner aus dem ganzen Gebiete nach dem Dorfe Schuscha bescheidend, wo ich inzwischen selbst wartete. Es dauerte mehrere Täge, bis nur Einzelne sich da einfanden. Namentliche Verzeichnisse über die Ev.-Lutherischen mit Angabe der Ortschaften, wo sie sich befinden (wie sie für die Zwangsarbeiter auf den Fabriken, Bergwerken und Schmelzhütten überall dem Divisions-Prediger auf dessen Requisition sofort zugefertigt werden, aber über die Ansiedler in den Dörfern, wenn sie überhaupt gegeben werden, doch immer höchst unvollständig und höchst unzuverlässig sind) hatte ich hier gar nicht erlangen können. So machte ich bei dieser Gelegenheit wieder die gründliche, sehr ärgerliche Erfahrung, wie man sich auf die Anordnungen der Behörden zur Zusammenziehung der Glaubensgenossen in den Kreisstädten oder Gebietsverwaltungsdörfern ganz und gar nicht verlassen dürfe.

ſitzer" deſſelben (земскіе засѣдатели) bei den verſchiedenen Gebietsverwaltungen und dieſe ſelbſt ſammt ihrem „Schreiber" untergeordnet. — Südlich vom Schuſchaſchen befinden ſich außer jenen vier Gebieten, noch drei Bezirke, von Tataren bewohnt, die zum Theil in ihren Ulluſſen ſeßhaft, zum Theil nomadiſirend, ihre beſondern Verwaltungen haben (думы) und unter einem eignen unmittelbaren Oberhaupte, dem Taiſcha, ſtehen. — Endlich ſind in den am Fuße der Sajaniſchen Kette und deren Vorbergen ſich hinziehenden Wald- und Sumpfregionen, der Minuſſinskiſchen, ſ. g. taigá (ſo wird nämlich jede entlegene völlig unbewohnte Urwildniß in Sibirien genannt) mehrere Privat-Gold-Wäſchereien etablirt, deren Vorraths-Stapelplatz oder ſ. g. Reſidenz, der Koſaken-Vorpoſten Karatuo, noch 200 bis 300 Werſt von dem Hauptſyſtem der Goldſeifen entfernt iſt.

Alle dieſe verſchiedenen Theile des Minuſſinskiſchen Kreiſes werden vom Jeniſſei durchſtrömt, welcher, nachdem er die Sajaniſche Bergkette durchbrochen hat und in die Ebene eingetreten iſt, zahlreiche Arme und fruchtbare Werder bildet und hier, in dieſer ſüdlichen Hälfte des Kreiſes, eine große Menge Nebenflüſſe nebſt deren Zuflüſſen von beiden Seiten des durch den Hauptſtrom mitten getheilten Landes aufnimmt. Nähert man ſich, von Atſchinsk kommend, auf der großen Landſtraße der Kreisſtadt Minuſſinsk, ſo ſcheint ſich anfangs, in den nördlicheren Gebieten, dem Blicke des Reiſenden lange nichts von der gerühmten Fruchtbarkeit des Landes offenbaren zu wollen, vielmehr die ausgedehnte baum- und waſſerloſe Steppe einen ſolchen Ruf Lüge zu ſtrafen. Mit Ausnahme der unmittelbar an den Landesſtrom angrenzenden reichen und anmuthigen Gegenden, hat in der That das Nowoſelowſche und zum Theil auch noch das Abakanſche dieſen wenig kulturfähigen

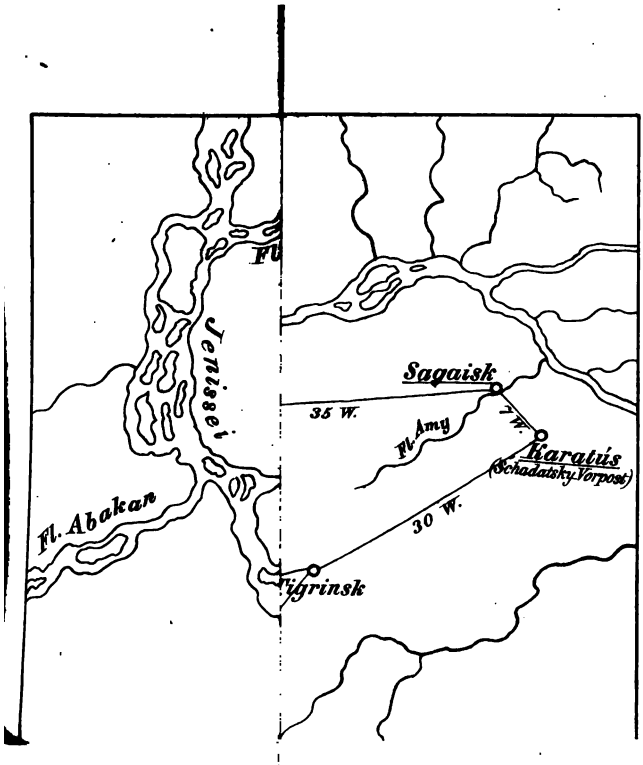
Charakter. Allein je tiefer man ins Land hinein kommt, desto mehr gewahrt man von den Reizen und Vorzügen des Minussinskischen Kreises, bis endlich das Innere des Schuschaschen, welches ich am gründlichsten kennen zu lernen Gelegenheit hatte, sich vollkommen als das gelobte Land des russischen Ostens rechtfertigt.

Diese Beobachtung gab mir zuerst den Gedanken ein, da die Abmessung jener im Nowoselowschen und Abakanschen Gebiete für die evangelischen Ansiedler bestimmten fünf Landestheile bis dahin noch nicht zu Stande gekommen sei, wo möglich einen Tausch derselben mit andern Ländereien im Schuschaschen Gebiete auszuwirken.

Nach Minussinsk gekommen, trug ich meine deßfallsigen Wünsche dem Ordnungsrichter vor, indem ich dabei den Umstand, daß die evangelischen Ansiedler, mit sehr wenigen Ausnahmen, bereits alle im Schuschaschen Gebiete wohnten, besonders aber auch die wahrscheinlich örtlichen Schwierigkeiten, welche im Nowoselowschen und Abakanschen die Abtheilung der Ländereien nach dem entworfenen Plane binnen fünf Jahren nicht hätten zur Ausführung kommen lassen, geltend zu machen suchte. Der Ordnungsrichter, durch seine häufigen Fahrten nach allen Richtungen des Kreises im Besitze der genauesten Localkenntnisse, bestätigte meine Vermuthung, daß, wie überhaupt der größere Theil jener nördlicheren Gegenden des Kreises, so auch das dort im Jahre 1846 vom Kameralhofe für die evangelischen Ansiedler ausgewählte Terrain zur landwirthschaftlichen Benutzung sehr wenig geeignet, ja zum Theil gar keiner Bebauung fähig sei, während das Schuschasche Gebiet mehrere durch Fruchtbarkeit und äußerst günstige Bodenverhältnisse ausgezeichnete und gleichwohl noch völlig unbebaute Landstrecken enthalte. Als eine solche

noch ganz wüst liegende Gegend im Schuschaschen bezeichnete er u. a. die bei Kamenny-Brod am Sujetuk, welche zwar bereits für russische Kolonisten, freie Kronsbauern aus dem Orelschen, bestimmt sei, und auch in diesem Sommer für sie abgemessen werden sollte; doch könne dieses Stück Land, in Betracht dessen, daß meine Glaubensgenossen schon so lange warteten, auch diesen angewiesen werden, und nach seinen Aeußerungen schien es nur auf ihn anzukommen, darüber nach Gefallen zu verfügen.

Einem Empfehlungsschreiben von Stadler in Krasnojarsk hatte ich's wohl hauptsächlich zu danken, daß der Ordnungsrichter nicht nur auf alle meine anderweitigen Wünsche und Anliegen so bereitwillig einging, sondern daß mir auch die Bereisung des Schuschaschen und Tessinskischen Gebietes, von Dorf zu Dorf die Glaubensgenossen aufsuchend, diesmal außerordentlich erleichtert ward, indem er mir einen Expressen mitgab, welcher mit einem offenen Befehl an alle Dorfbehörden mir überall vorauseilte, meine Ankunft meldend und zu dieser alle vorbereitenden Maßregeln treffend, so daß ich überall da, wo Confessionsgenossen sich vorfanden, diese immer bereits versammelt fand, wo keine waren, ohne Aufenthalt weiter fahren konnte. Zu einiger Orientirung im Schuschaschen mag die — freilich wohl der Berichtigung sehr bedürftige — beigegebene Karte, und zur Verdeutlichung derjenigen zerstreuten Elemente, aus denen sich anfänglich unsre Colonieen gebildet haben, den ersten Grundstock derselben ausmachend, die folgende Tabelle dienen. Ich habe nämlich angetroffen:


Fl
Jenissei
Sagaisk
35 W.
Fl. Amy
7 W.
Kiaratuis
(Schadatsky Vorpost)
30 W.
Fl. Abakan
Tigrinsk

			Kinder.				Kinder.					
	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.
1) Im Nowoselowschen Gebiete .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
2) „ Abakanschen Gebiete . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
3) „ Tessinskischen „ . . .	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	3	—
4) In der Stadt Minussinsk . . .	1	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—
5) Im Dorfe Schuscha	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
6) „ „ Schuner	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—
7) „ „ Sabinsk	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	2	—
8) „ „ Jermakowsk	1	—	—	—	—	—	6	3	3	—	7	2
9) „ „ Dubensk	—	—	16	9	12	8	2	4	2	2	2	—
10) „ „ Kamenny Brod . .	—	—	—	—	—	—	1	1	1	1	—	—
11) „ „ Wostotschnoje . . .	1	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—
12) „ „ Tigrinsk	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—
13) „ „ Sagaisk	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
14) „ „ Karatus	—	—	—	—	—	—	4	—	—	—	6	—
in Allem	7	—	17	9	12	8	18	12	6	3	22	2

mithin im ganzen Minuſſinskiſchen Kreiſe 116 Perſonen evangeliſchen Bekenntniſſes.

Ein eigentliches Gemeinleben trat nur in Jermakowsk und, beſonders erfreulich, in Dubensk unter den dortigen zahlreichen Finnen und Ehſten hervor. An dem letztern Orte hatte ich an einem Tage Beſtätigung von Nothtaufen an 8 Kindern, Confirmation von 4 Kindern in verſammelter Gemeinde, von einem wegen Krankheit im Hauſe der Eltern, Abendmahl für 34 Communicanten und 2 Trauungen. Von den 32 allein in Dubensk angetroffenen Kindern waren 8 in der ruſſiſch-griechiſchen Kirche getauft worden, von ihnen 2 aus einer finniſch-griechiſchen und 6 aus lettiſch-griechiſchen Miſchehen. Bei den Confirmanden waren die Kenntniſſe im Leſen und im Katechismus zum Theil recht erfreulich. Auch die übrigen Kinder bis zum ſechsten Jahre herab examinirte ich: beſonders die Kleinſten übertrafen um Vieles meine Erwartung, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß im Allgemeinen, namentlich unter den Finnen, wie überhaupt der kirchliche Sinn, ſo inſonderheit auch die Kinderzucht, alles Lobes würdig war, und daß dieſe einfachen gutmüthigen Landleute, obwohl während einer langen Reihe von Jahren jeglicher amtlichen Seelſorge entbehrend, in beiderlei Beziehungen den meiſten deutſchen Familien in Kraßnojarsk, Irkutsk ꝛc. zu einem recht beſchämenden Beiſpiele dienen könnten. In Jermakowsk waren einige von den jungen Männern abweſend; ſie hatten ſich zur Arbeit auf den benachbarten Goldwäſchereien vermiethet. Wie dort vor dieſer zwar wegen des reichlichen Arbeitslohnes wohl ſehr verlockenden, aber nach tauſend Erfahrungen und Beiſpielen nur gar zu leicht zum häuslichen und wirthſchaftlichen wie zum ſittlichen Ruin führenden Erwerbsquelle ernſtlich gewarnt werden mußte, ſo fand

ich dagegen in Dubensk solche Grundsätze und Ueberzeugungen, zumal bei den Alten, schon vor, und diese versprachen ferner darüber zu halten und zu wachen, daß in Zukunft besonders auch in ihrer künftigen, hoffentlich ehestens zu gründenden Colonie ein solche Gefahren drohendes auswärtiges Verdienstsuchen nicht mehr vorkommen solle. Unter diesen Alten muß ich einen gewissen Michel Thomanpoika (M. Thomahof) namhaft machen, welcher Enkel und Urenkel in der Dubenskischen Gemeinde zählte, das würdige Haupt und gleichsam der Patriarch derselben, der während der letzten fünf Jahre alle Taufen in ihr verrichtet hatte und stets auch ihre gemeinsamen Gottesdienste zu leiten pflegte. Bei meiner Anwesenheit that er es gleichfalls gemeinschaftlich mit dem Prediger. Zum Abendmahl-Gottesdienste z. B. waren dort gegen 50 Personen in einem nur allzu engen Raume gedrängt versammelt. Bei der Beichte fiel die ganze Gemeinde auf die Knie, Michel Thoman-poika sprach das Beichtgebet im Namen Aller und Alle beteten es ihm nach, worauf der Pastor nur noch die Absolution zu ertheilen hatte. Das Band der Einigkeit und Gemeinschaft und was von guter Ordnung, Zucht und Sitte in dieser kleinen finnischen Gemeinde, trotz ihrer bisherigen Isolirung von allem kirchlichen Verbande, sich vorfand, hatte dieselbe gewiß vornehmlich diesem ihrem Altvater zu verdanken. Sowohl in Jermakowsk als in Dubensk wurde ich von ihnen zu ihrem Mittagsessen eingeladen, wobei ich neue Gelegenheit hatte, ihre Gastfreiheit und Gutmüthigkeit zu bemerken und aus der Fülle der mannichfachen Speisen auf die auch bei ihrer bisherigen so gedrückten Lage doch keineswegs ärmlichen Umstände in dem gesegneten Schuschaschen Lande zu schließen. Wie bei meiner Ankunft in Dubensk der Jubel, ja ich darf sagen das

Entzücken allgemein gewesen war, so gab sich auch bei meiner Abreise die allgemeine Zufriedenheit, wieder einmal einen Pastor ihres Glaubens in ihrer Mitte gehabt zu haben, auf vielfache Weise zu erkennen. Wie sehr wäre zu wünschen gewesen, daß dieser erfreuliche Gemeindegeist von dem Hauptstamm dieser Finnen in dem Minussinskischen durch so lange unerfüllt gebliebenes Hoffen und Harren geprüft und geläutert, sich auch auf die übrigen evangelischen Colonisten und deren späteren Zuwachs verbreitet hätte!

4.

Obschon die in Rede stehende Gegend nahezu 70 Werst von der Gouvernementsstadt Kraßnojarsk entfernt ist, welche mir mit der dort zu erbauenden Kirche bereits als Mittelpunkt einer zukünftig wohl abgesondert für das Jenisseische Gouvernement einzurichtenden Pfarrstelle vorgeschwebt hatte, so mußte mir gleichwohl nunmehr Alles daran gelegen sein, dahin wirken zu können, daß die Colonisirung in der Nähe eben derjenigen beiden Dorfschaften (Dubensk und Jermakowsk) zu Stande komme, wo die weitaus größeste Zahl der Glaubensgenossen d. i. einstweilen bereits wohnhaft war, zumal der Ordnungsrichter auf eine solche Stelle hingewiesen hatte, diese den Wünschen der Leute selbst entsprach und zugleich Alles, was ich von der geographischen Position, so wie von den klimatischen und Bodenverhältnissen dieser Stelle sah und hörte mich in der Ueberzeugung bestärkte, daß mit der Auswahl eben dieses Punktes kein Mißgriff geschehen würde.

Der Platz bei Kamenny-Brod (d. h. Steinfurt) enthält auf einer Fläche von 8 Werst Länge und 5 Werst Breite das beste Acker- und Wiesenland, auch hinreichend Brennholz, während das Bauholz höchstens 10 Werst von

da entlegen ist, und wird von einem zwar nicht sehr bedeutenden, aber klaren und schnellfließenden aus sieben Quellen entspringenden Flusse, dem Sujetuk, bewässert, welcher mehrere bequeme Stellen zur Anlegung von Wassermühlen bietet. Der Ehste, welcher sich damals bereits mit seinem Weibe und zwei Kindern dort angebaut hatte, suchte mir mit warmem Enthusiasmus und großem Wortreichthum die glücklichen Bodenverhältnisse dieser Gegend zu schildern.

Alle aber waren einstimmig in dem unbegrenzten Lobe, welches sie einer andern, nur etwa 12—15 Werst von da am Fuße eines Hügels (Буланая гора) an beiden Ufern des Flusses Kebesh gelegenen Stelle zu ertheilen ganz unerschöpflich waren. Der Raum dieser Stelle, in der Umgegend unter dem Namen „Jarki" bekannt, ist so ausgedehnt, daß da 500 und mehr Feldwirthschaften eingerichtet werden können, das Terrain zum Theil hügelig, zum Theil eben, enthält Waldung, Acker- und Wiesenland in der gehörigen Proportion und eignet sich durch seine vortreffliche reine Dammerde, die hier zugleich tiefer reicht als in den meisten andern Gegenden des Minussinskischen, ebensowohl zum Ackerbau wie durch seine fetten Triften und blumenreichen Wiesen zur Schaf- und Bienenzucht. Gerühmt wurde besonders auch ein ebendaselbst befindlicher sehr fischreicher See, so wie das klare kalte Wasser des Kebesh mit kieslichtem Grunde, eines Flusses, welcher zwar unbedeutend, doch bei etwas hohem Wasserstande für Flöße und Barken fahrbar sei, so daß man mittelst desselben leicht in den Sujetuk und aus diesem in die Oja und den Jenissei gelangen könne. Aber auch nach der entgegengesetzten Seite hin bietet die Nachbarschaft der Goldseifen einen bequemen und vortheilhaften Absatz der Feldproducte.

Wie ich aus der Ueppigkeit und außerordentlichen

Mächtigkeit selbst des gewöhnlichen Unkrauts, die mich i
Erstaunen setzte, so wie aus der Thatsache, daß das dortig
Erdreich, ohne die geringste Cultur, fünfzehn Jahre na
der Reihe tragbar bleibt, auf die Kraft und Betriebsamk
des Bodens schließen mußte, so gab mir zur Beurthe
lung des Klimas die dem Lande eigenthümliche Veget
tions-Fähigkeit den sichersten Maßstab. Zu den Erzeu
nissen des Pflanzenreiches, die den Minussinskischen Kre
und besonders diese südlicheren Gegenden des 53. Breite
grades meines Wissens vor allen andern Theilen Ostsib
riens auszeichnen, gehören u. a. Melonen und Arbuse
welche dort auf freiem Felde reifen und auf Flößen d
Jenissei hinab nach Krasnojarsk und Jenisseisk verfü
werden; ferner eine Art Buchweizen, Kirlyk genannt, welch
überall in großer Menge wild wächst und als wo
schmeckende und gesunde Speise benutzt werden kann; eben
der Hanf, ohne Anbau fortwuchernd und eine sehr ansehn
liche Höhe erreichend, wilder Hopfen ꝛc. Die Hirse, welch
so viel mir bekannt, im ganzen übrigen Ostsibirien ni
vorkommt, scheint hier, ganz wie in den südlicheren Pr
vinzen des europäischen Rußlands, nach dem Brode d
gewöhnlichste Nahrungsmittel auszumachen. An den Anb
anderer Nutzpflanzen, besonders mancher Fabrik- und Man
factur-Gewächse, z. B. des Flachses, der Runkelrübe, d
Sonnenblume ꝛc., welche gewiß gleichfalls hier mit gut
Erfolge cultivirt würden, hatte man noch gar nicht gedac
Ueberall bemerkte ich nur Laubholzwaldungen; die Zo
der nordischen Nadelhölzer scheint hier aufgehört zu hab
welches ich bald sehr bedauern sollte; denn als ich die ne
gegründete Colonie Werchne-Sujetuk zu Weihnachten 18
auf meiner Rückreise nach Europa zum letzten Male b
suchte, so sah ich meine Absicht, den Kindern einen Chri

baum zuzurichten, dadurch vereitelt. Enthusiasten für diese Gegend meinen, es käme nur auf den Versuch an, ob es sich nicht auch lohnen würde, der Seidenzucht wegen auch den Maulbeerbaum anzupflanzen; doch wird daran zu zweifeln erlaubt sein. Muß überhaupt das Klima eines Landes stets mit größester Sicherheit nicht bloß nach dem Vorkommen, sondern auch nach der Güte seiner Gewächse bestimmt werden, so kann in dieser Beziehung angeführt werden, daß z. B. der Minussinskische Taback einen stärkern Kneller hat, als der Saratowsche. Während also die Dankbarkeit des Bodens mit der gerühmten Fruchtbarkeit der Ukraine nicht nur einen Vergleich auszuhalten im Stande wäre, sondern diese vielleicht noch übertrifft, dürfte das Klima des Minussinskischen wohl am richtigsten mit dem des Orelschen und Kurskischen verglichen werden, wenn nicht die rein continentale Lage im Mittelpunkte des größesten Festlandes der Erde noch andere und sehr bedeutende Unterschiede, besonders in Betreff der Intensität der Tageswärme und der Nacht- und Winterfröste herausstellte; und wenn hier der Minussinskische Kreis das sibirische Italien genannt zu werden pflegt, so ist ein solcher Vergleich natürlich cum grano salis zu verstehen.

Doch muß noch bemerkt werden, daß das dasige Klima nicht nur ein relativ mildes, sondern auch durchaus gesundes und angenehmes zu nennen ist. Herrschende Krankheiten, Mißernten z. B. wegen anhaltender Dürre, eigenthümliche Landplagen sind hier unbekannt. Sowohl das frische Ansehen der finnischen Landleute in Dubensk, als auch die fülligen Formen und bemerkenswerth regelmäßige Gesichtsbildung ihrer Kinder schien mir gleichfalls nicht außer Zusammenhang zu stehen mit der Beschaffenheit der Luft und des Klimas im Schuschaschen. — Zu den Vor-

zügen des Irkutskiſchen Gouvernements vor dem ganzen Jeniſſeiſchen gehört zwar die höhere Lage und größere Reinheit der Luft. Das Jeniſſeiſche enthält ausgedehnte Waldungen und viele ſumpfige Stellen, daher wimmelt hier die Luft ſtellweiſe zu Zeiten von Heeren geflügelter Inſecten, unter denen beſonders eine Art ſehr kleiner Fliegen, die ſ. g. Moſchke, als eigentliche Landplage bezeichnet werden muß. Der Reiſende, der es verſäumt hat, ſich mit dem hier überall, ſelbſt auch unter dem Landvolke, allgemein gebräuchlichen über den ganzen Kopf zu ziehenden und unter dem Halſe zuzuſchnürenden dichten Haarnetze zu verſehen, wird nicht minder durch die ungeheure Menge dieſer mikroſkopiſchen Inſecten, vor der er ſich nirgends zu retten weiß, als durch den mitunter ſehr empfindlichen giftigen Stich derſelben aufs Höchſte beunruhigt. Das Netz, welches ich mitgenommen, kam mir in den niedern Gegenden des Jeniſſei und ſelbſt noch im Abakanſchen ſehr zu Statten; im Schuſchaſchen dagegen habe ich nirgends nöthig gehabt, mich deſſelben zu bedienen. Ebenſo ſind Heuſchrecken, von deren Verwüſtung ich im Atſchinskiſche Augenzeuge war und welche in derſelben Zeit z. B. in den Gegenden der Schilka die ganze Hoffnung des Landmanne zerſtörten, ſo viel ich erfragen konnte, im Minuſſinskiſche eine unbekannte Erſcheinung.

Daß ich nur der Vorzüge des Minuſſinskiſchen Kreiſes und inſonderheit des Schuſchaſchen Gebietes Erwähnung gethan, hat darin ſeinen Grund, daß mir beſondere Nachtheile nicht bekannt geworden ſind, deren mögliches Vorhandenſein ich damit nicht in Abrede geſtellt haben will. Wenn nach Verlauf eines Decenniums Gründlicheres und Genaueres über die phyſiſche Beſchaffenheit des Landes von dorther berichtet würde, ſo bin ich gewiß, daß dies das Intereſſe Vieler anſprä-

5.

Nach dem allen wäre es um so mehr zu bedauern gewesen, wenn die in diesem Lande damals noch in so precärer Stellung wohnhaften evangelischen Ansiedler ungeduldig geworden, eben noch kurz vor meiner Ankunft bei ihnen im Sommer 1851 zu einem Entschlusse wären getrieben worden, welcher sie des Segens der kirchlichen Gemeinschaft wohl völlig und auf immer beraubt hätte.

Noch ehe ich ins Minussinskische kam, hatte ich bereits mehrere Dorfschaften im Kanskischen und Atschinskischen besucht. Ueberall galt die Losung: der Ajansche Tract! Ueberall erkundigte man sich bei mir: wie es denn da sei, wohin das Aufgebot der Regierung laute. Der Weg von Jakutsk nach Ajan nämlich sollte angesiedelt werden, um da ordentliche Stationen anzulegen und die Wege zu bauen. Dahin, besonders familienweise auszuwandern, waren in allen Kreisen und Gebieten des Jenisseischen Gouvernements, unter sehr annehmbaren Bedingungen, alle, die dazu Lust hätten, aufgefordert worden. Auch unsere Glaubensgenossen im Minussinskischen, besonders die Dubenskischen in Masse, hatten sich bereits dazu entschlossen gehabt und auch schon eine Bittschrift deßhalb aufsetzen lassen. Doch hatten sie, ehe sie dieselbe einreichten, noch die Ankunft ihres Predigers abwarten wollen; denn schon früher waren sie vom Ordnungsrichter, der es immer ehrlich mit ihnen gemeint hatte und sie als fleißige, ordentliche und in der Landwirthschaft erfahrene Leute werth hielt, davon abgerathen worden. Mein Rath war, ihre Bittschrift nur sogleich ins Feuer zu werfen, dagegen ihr Vertrauen auf Gott nicht wegzuwerfen und getrost auszuharren, indem sie

ſich verſichert halten dürften, daß eben jetzt die Zeit gekor
men ſei, da ihre Geduld die allerlängſte Zeit auf die Pro
geſtellt worden.

Ueber dieſe Ausſicht äußerten ſie zwar die lebhafte
Freude, zugleich aber ihr Bedauern, daß ihre Coloniſiru
nicht wenigſtens ſchon im vorhergehenden Jahre zu Stan
gekommen, weil in dieſem Falle ihre Zahl um ein Bede
tendes hätte vermehrt werden können, und erzählten n
dabei Folgendes:

Im Sommer des Jahres 1850 waren 12 finniſ
und 5 lettiſche Familien aus der Colonie Ryſchkowa
ihnen nach dem Schuſchaſchen gekommen, in der Abſi
ſich hier ihren Glaubensgenoſſen anzuſchließen. Sie hatt
ſich das Land beſehen und es überall ihren Wünſchen e
ſprechend gefunden, beſonders aber hatte ihnen die Gege
am Kebeſh ausnehmend gefallen. Weil ſie jedoch den k
maligen Zuſtand ihrer Glaubensbrüder nicht ſehr ben
denswerth finden konnten, indem dieſe noch ſo zerſtreut u
unter mancherlei Bedrängniſſen leidend leben mußten, wä
rend ſie ſelbſt, wenn immerhin unter ungleich ungünſtig
Umſtänden in Betracht des Bodens, Klimas und der übrig
Localverhältniſſe, dennoch wenigſtens in einer eignen Colo
leben durften, ſo waren ſie nach Ryſchkowa zurückgezog
zum großen Leidweſen der Minuſſinskiſchen, zumal da u
ter jenen 17 Familien ſich auch einige recht geſchickte Le
befanden, welche bei der Einrichtung einer Colonie ſe
nützlich, ja unentbehrlich geweſen wären, wie u. a. e
guter Mühlenbauer, Namens Martin. Doch waren
nicht abgezogen, ohne denen in Dubensk das Verſprech
zu hinterlaſſen, ſobald dieſe mit den übrigen Glaubensg
noſſen im Minuſſinskiſchen entweder am Kebeſh oder an

bei Kamenny-Brod zu Einer Colonie vereinigt worden wären, dann unfehlbar wiederkommen zu wollen [1]).

Es blieb mir nur noch übrig, zur möglichsten Vorbeugung ähnlicher Rathlosigkeit dieser Leute beim etwanigen Eintritt ähnlicher kritischer Lagen und Vorfälle nach Maßgabe der vorhandenen Mittel für die Zukunft das Nöthige zu ordnen. Ueberhaupt schien es wichtig und nothwendig, nicht nur für diesen ihren provisorischen Zustand bis zur Gründung der Colonien, sondern auch so lange sie noch nicht durch eine beständige amtliche Seelsorge berathen wären, daß, außer ihrem bereits erwähnten Vormunde, auch ein Gemeinevorsteher als leitender Rathgeber und correspondirender Vermittler bei allen ihren gemeinsamen Angelegenheiten ihnen zur Seite stehe, welchem zugleich die Führung des Personalregisters und die Verwaltung einer Bücherniederlage, wie auch einer Gemeinecasse zu kirchlichen Zwecken zu übertragen wäre. Ein solcher Gemeinevorsteher brauchte glücklicher Weise nicht erst, ebenso wenig wie der Vormund, gewählt zu werden; sie besaßen ihn bereits an Peter Fahlenberg in Schuscha, einem der wenigen damals noch am Leben befindlichen [2]) s. g. Dekabristen Lu-

[1]) Diese intendirte Auswanderung aus Ryschkowa, zusammengehalten mit den schon früher vorgekommenen, scheint zu beweisen, daß die Tobolskische Gouvernementsregierung solche Uebersiedelungen, wenn sie dazu Erlaubniß ertheilte, dem vierten Punkte des Kaiserl. Befehles vom 2. Oct. 1845 nicht widersprechend gefunden haben kann, und daß überhaupt Auswanderungen aus dem Tobolskischen weder dem Interesse der Regierung, noch dem der dortigen evangelischen Ansiedler zuwider laufen könne, indem jene es mißfällig zu bemerken scheint, daß diese Colonisten bei ihrer dasigen so ungünstigen Lage ihrer Bestimmung nicht zu entsprechen im Stande sind, und diese jede Gelegenheit zu ergreifen scheinen, ihre mißlichen Verhältnisse gegen glücklichere zu vertauschen.

[2]) Außer ihm noch Küchelbecker in Barguſin und Thorſſon in Selenginsk († Nov. 51).

therischen Bekenntnisses in Ostsibirien, welcher mit der grö ßesten Bereitwilligkeit auf alle meine Anträge und Auf träge einging [1]).

Von meiner Rundreise im Schuschaschen, die ich zur Theil auch in Fahlenbergs Gesellschaft gemacht hatte, nac Minussinsk zurückgekehrt, begab ich mich zusammen m Michel Thoman-poika, welcher auch inzwischen aus Dubens nach der Stadt gekommen war, noch einmal zum Ord

[1]) F. scheint an jener Verschwörung beim Regierungsantri Kaiser Nicolai's nicht den geringsten persönlichen Antheil gehabt z haben, sondern ist nur durch den Drang der Umstände sein falsch Selbstankläger geworden. Seine von ihm selbst in russischer Sprach geschriebene „Letzte Beichte des unglücklichen Peter Fahler berg" verdiente zu seiner Rechtfertigung vor der Nachwelt und al psychologische Merkwürdigkeit der Oeffentlichkeit übergeben zu werde: Er gehört zu denen, welchen das Elend nach Gottes Absicht zu Besten, zu innerlicher Beugung und christlicher Demüthigung h dienen müssen. Einfachheit, Bescheidenheit, Aufrichtigkeit, herzlich Biederkeit sind Grundzüge seines Charakters. Seine Zurückhaltur beim Urtheilen und Absprechen in Sachen der Politik zeichnete ih vortheilhaft aus vor den meisten seiner Schicksalsgenossen. Sein Umstände waren beschränkt, sein Einkommen gering; es bestand dem Ertrage einer Tabacksplantage, von welcher er c. 40 Pud jäh lich gewann. Im Frühjahr 51 war durch eine ungewöhnliche Uebe schwemmung des Jenissei, wobei ein neuer Arm dieses Flusses s bildete, welcher mehrere Gebäude zerstörend einen Theil des Dorf Schuscha von dem übrigen trennte, auch seine Plantage ein Rau der Vernichtung geworden. Zu einem Schadenersatz hatte dara Stadler in Kraßnojarsk für ihn mit leichter Mühe eine beträchtlich Unterstützungssumme gesammelt. Ein Beweis, wie allgemein g achtet und geliebt F. in der ganzen Umgegend war. Wichtiger aber hier die Erwähnung des Umstandes, daß er auch die Achtun und das herzliche Vertrauen seiner Glaubensgenossen im Schusch schen besaß, und daß er in beständiger freundschaftlicher Correspo denz mit Stadler stand, der als officieller Revident des Minussin kischen Kreises während 1½ Jahre die dortigen Verhältnisse durch A schauung und Erfahrung genau kennen gelernt und damals in ein einflußreichen Dienststellung in Kraßnojarsk lebend, als Präsides

nungsrichter, unsre gemeinsamen Bitten, besonders auch in Betreff der Vorbehaltung des Landes am Kebesh für die evangelischen Ansiedler, bei ihm anbringend. Er versprach dazu das Seinige zu thun.

6.

Außerdem aber schien es unumgänglich, die Sache auch höhern Orts zu betreiben und hierzu keine Gelegenheit ungenutzt vorübergehen zu lassen; denn von der Entscheidung dieses Sommers sollte ja die ganze Zukunft dieser evangelischen Colonieen abhangen. Der General-Gouverneur wurde auf seiner Rückreise aus St. Petersburg um die Zeit meiner zweiten Anwesenheit in Krasnojarsk, Mitte Juli, von Tage zu Tage daselbst erwartet. In der Voraussetzung, Dr. Stubendorff werde ihn begleiten, ließ ich ein Schreiben mit umständlicher Auseinandersetzung dessen, worin unsre, gegen die Bestimmungen des Jahres 1846 nunmehr veränderten und erweiterten Wünsche und Bitten bestehen müßten, an Stubendorff zurück, damit alle Schwierigkeiten und Hindernisse wo möglich geschwind übers Knie gebrochen werden möchten, und brach selbst am 20. Juli aus Krasnojarsk auf, um die Goldseifen des Pittschen und Udereischen Systems zu besuchen. —

Der General-Gouverneur war erst am 5. August in Krasnojarsk eingetroffen, Stubendorff ihm um einige Tage nach Irkutsk vorausgeeilt. Doch hatte er nicht versäumt, in Krasnojarsk wenngleich nicht jenem, so doch dem Civil-Gouverneur unsre Minussinskische Angelegenheit von einer Seite vorzustellen, welche demselben einiges Interesse für sie abzugewinnen und den Entschluß bei ihm zu befördern

---

unsers dortigen Kirchenraths auch die Minussinskischen Angelegenheiten gelegentlich zu betreiben zugesagt hatte.

im Stande war, das auszuführen und ins Werk zu richten was sein sel. Schwiegervater, General-Gouverneur Rupert eingeleitet und angefangen.

Bei meiner dritten Anwesenheit in Kraßnojarsk, von den Goldwäschereien zurückgekehrt, in den ersten Tagen des Sept., erfuhr ich aus dem von Stubendorff an mich in Kraßnojarsk zurückgelassenen Antwortsschreiben den angedeuteten Erfolg, und bei einem Besuche bei dem Gouverneur äußerte derselbe gegen mich: er wünsche es selbst daß die Colonisirung der Finnen im Minussinskischen zu Stande komme; dann werde man doch auch immer frische finnische Butter [1]) auf seinem Tische haben können.

Es war also nun wenigstens ein Butter-Interesse vorhanden. Und dieses gab mir den Muth, in einer gründlich motivirten Vorstellung (докладная записка) vom Sept., bei deren Abfassung mir Stadler, obgleich um dieselbe Zeit recht bedenklich krank darniederliegend, mit zuvorkommender Bereitwilligkeit behülflich war, den Gouverneur um den Tausch der im Nowoselowschen und Abakanschen für die evangelischen Ansiedler bestimmten Ländereien gegen andere von entsprechendem Flächeninhalte im Schuschasch und besonders auch um die Vorbehaltung des Platzes am Kebesh, so wie um möglichst schleunige Erfüllung der in dem Allerhöchsten Befehle vom 2. Oct. 1845 übereinstimmenden so lange unerhört gebliebenen Bitten meiner zerstreuten Glaubensgenossen im Schuschaschen noch recht dringend anzugeben, und trat darauf meine Rückreise nach Irkutsk an.

Was aber mittlerweile im Schuschaschen vorgefallen war, das sollte ich erst bei meiner Ankunft in Irkutsk an

[1]) Ein in Sibirien überall damals sehr rarer Artikel.

zwei Briefen von Fahlenberg erfahren, die mich dort erwarteten. Welche Factoren zusammengewirkt haben mögen zu den einander so völlig widersprechenden Resultaten, wie diese beiden Schreiben sie enthielten, das eine vom 25. Juli, das andere vom 18. August datirt [1]), ist mir mit Bestimmtheit nicht bekannt geworden. Den Inhalt des ersteren hätte ich nicht nöthig mitzutheilen, indem der darin berichtete Vorfall ohne Folgen geblieben ist, wenn nicht derselbe als letzte und härteste Prüfung unsrer dasigen Glaubensgenossen angeführt zu werden verdiente.

Erst im Juni 1851 hatten die Evangelischen in Dubensk ihre letzte Bittschrift wegen ihrer Colonisirung im Minussinskischen an den Gouverneur in Kraßnojarsk eingereicht. Statt der gehofften endlichen Erfüllung ihrer Bitte sollten sie nun, etwa zehn Tage nach meiner Abreise aus Minussinsk, gezwungen werden, nach ihrem frühern — vor 23 Jahren verlassenen — Wohnorte Ryschkowa zurückzukehren. Zweien citirten Deputirten dieser Colonisten ward in der Schuschaschen Gebietsverwaltung ein Befehl aus dem Tobolskischen Kameralhof an das Omskische Landgericht vom 30. Juni 1850 vorgelesen, mit Abnahme ihrer Namensunterschriften, ihn gehört zu haben. Der Inhalt dieses Befehls, von welchem eine Copie jenem Briefe von Fahlenberg beigelegt war, ist folgender: Obgleich das Omskische Landgericht um die Uebersiedelung mehrerer Familien aus dem Kolmakowschen Gebiete des Omskischen Kreises nach dem Minussinskischen angesucht habe, so gehören die-

[1]) Sie wurden, gleichwie alle übrigen schriftlichen Urkunden über die Entstehung der evangelischen Colonien im Minussinskischen, nebst denen über die Verhandlungen wegen des Baues eines evangelischen Gotteshauses in Kraßnojarsk, in dem Archive des Kraßnojarskischen Gemeinderaths aufbewahrt.

ſelben doch zu der Colonie Ryſchkowa, welche nach dem vierten Punkte des Allerhöchſten Befehls vom 2. Oct. 1845 zu einer ſolchen Ueberſiedelung kein Recht habe; weßhalb dem Omskiſchen Landgerichte aufgegeben werde, ſein deßfallſiges Geſuch ohne Folgen zu laſſen [1]).

Nach Vernehmung dieſes Befehls waren jene Deputirten, Michel Thoman-poika und deſſen Bruder Berthel Thoman-poika, zu Fahlenberg gekommen mit der Bitte, dieſen Umſtand mir mitzutheilen und in dieſer ihrer kriti-

---

[1]) Es muß hier auf Zweierlei aufmerkſam gemacht werden: 1) daß dieſer Befehl aus dem Tobolskiſchen Kameralhofe offenbar jedes rechtskräftigen Grundes entbehrt, indem dieſelben Landleute, welche dadurch zur Rückkehr nach Ryſchkowa verpflichtet werden ſollten, ſchon in den Jahren 1828 und 29, wie bereits erwähnt, und zwar mit Einwilligung der Gemeinde und Genehmigung des Tobolskiſchen Kameralhofs von Ryſchkowa nach dem Kolmakowſchen Gebiete übergeführt worden waren, woſelbſt (nicht aber nach Ryſchkowa) ſie während 17 Jahren alle Kronsabgaben und übrigen Gerechtſame entrichtet haben, folglich, als ſie von da nach dem Minuſſinskiſchen Kreiſe verſetzt wurden, unmöglich mehr als zur Colonie Ryſchkowa gehörig angeſehen werden konnten, alſo auch der vierte Punkt des Allerhöchſten Befehles, vom Jahre 1845 (NB.) unmöglich eine Anwendung auf ſie zulaſſen konnte, was auch der Kameralhof damals, als er ihnen auf Verwendung des Omskiſchen Landgerichts die Erlaubniß zu dieſer Ueberſiedelung ertheilte (im J. 1847) eingeſehen zu haben ſcheint, nun aber unbegreiflicher Weiſe doch wieder nicht hat anerkennen wollen; 2) daß dergleichen Chikanen, die Coloniſirung der evangeliſchen Anſiedler zu hintertreiben, verbunden mit der ganz unverkennbaren und ſo entſchiedenen Abneigung der Kraßnojarskiſchen Gouvernementsregierung, zur Realiſirung dieſes Planes die geeigneten Schritte zu thun, nur ſo lange gedauert haben, als es ſich noch um jene fünf Landestheile im Nowoſelowſchen und Abakanſchen zu handeln ſchien; ſobald aber, wahrſcheinlich auch in Folge einer hier beſonders wirkſamen Vorſtellung des Minuſſinskiſchen Ordnungsrichters, jene Coloniſirung nicht dort, ſondern im Schuſchaſchen zu bewerkſtelligen und in Ausſicht geſtellt war, alle Schwierigkeiten und jedes Bedenken ſofort weggefallen ſind.

schen Lage mich um Rath und Beistand anzugehen. Denn jetzt würden sie sich lieber entschließen, wenn es doch durchaus keine Möglichkeit wäre, im Schuschaschen sich anzusiedeln, den Vorschlag der Regierung zur Auswanderung nach dem Wege zwischen Jakutsk und Ajan anzunehmen, wovon ich ihnen abgerathen hätte, als zurück nach Ryschkowa zu ziehen, welches sie gänzlich ruiniren würde.

Der zweite Brief von Fahlenberg enthält endlich einen detaillirten Bericht über die Abmessung des Landes bei Kamenny-Brod durch einen damit beauftragten Landmesser aus Kraßnojarsk, über die Bestimmung der Grenzen und documentirte Anweisung derselben durch den Ordnungsrichter an die evangelischen Ansiedler und über deren Vorbereitungen zur sofortigen Besitznahme ihres Landesantheiles, und schildert die Aeußerungen ihrer dankbaren Freude, daß endlich ihr so lange gehegtes sehnliches Verlangen durch Gottes gnädige Vorsehung und Fügung erfüllt worden sei.

7.

Damit war aber noch keineswegs Alles erreicht, das Gesuch vom 6. Sept. nur theilweise gewährt worden. Es lagen noch zweierlei Aufgaben vor.

Finnen und Ehsten waren es, welche zuerst von diesem Lande Besitz ergriffen [1]). Die Letten hatten mir schon früher erklärt, sie wünschten sich nicht in Einer Colonie mit diesen nieder zu lassen. Es mußte der Nationaleifersucht, wie auch einer künftigen bequemern amtlichen Seelsorge Rechnung getragen werden. Jene, wie nicht minder diese erheischte eine Theilung nach den beiden Haupt-Volksstäm-

[1]) Nur Eine kleine lettische Familie hatte sich ihnen angeschlossen, wahrscheinlich noch dieselbe, deren Pastor Coßmann, Mittheil. 1858, S. 82 f. Erwähnung thut.

men. Doch konnte ja mit größeſter Wahrſcheinlichkeit darauf gerechnet werden, daß die heterogenen Elemente vermöge des Naturtriebes, ohne durch dahin abzielende Anordnungen ihre Freiheit zu beſchränken, ſich ſelbſt am zweckmäßigſten von einander ausſcheiden würden, falls man ihnen nur durch Anweiſung abgeſonderter Räumlichkeiten die Möglichkeit dazu darböte.

Die Grenzen des bei Kamenny-Brod für die evangeliſchen Anſiedler Oſtſibiriens zugemeſſenen Landes erreichten noch bei weitem nicht den Umfang, auf welchen dieſe auf dem Grunde der Beſtimmungen vom Jahre 1846 Anſpruch machen durften. Es mußte alſo dahin gewirkt werden, daß ihnen von den oberwähnten und beſchriebenen, gleichfalls noch wüſtliegenden und unbeſetzten Ländereien am Kebeſh dazu noch ein ſolches Stück Landes zugeſprochen werde, welches, mit Inbegriff des Antheils bei Kamenny-Brod, einen culturfähigen Flächenraum ausmachte, auf dem, nach eben jenen Beſtimmungen, die ja nun nicht mehr für das Nowoſelowſche und Abakanſche Gebiet gültig, ſondern ganz auf das Schuſchaſche übertragen worden waren, 3143 Reviſionsſeelen ſich landwirthſchaftlich einzurichten im Stande wären, zur Gründung einer zweiten Colonie für Letten und Deutſche[1]). Dies war die eine Aufgabe.

In Gemäßheit des mehrerwähnten Kaiſerlichen Befehles dürfen diejenigen zur Anſiedelung nach Sibirien exilirten Perſonen evangeliſchen Glaubens, welche nicht im weſtlichen Sibirien bleiben, ſondern wegen ihrer wichtigeren Verbrechen ihre Beſtimmung nach Oſtſibirien erhalten, nach keiner andern Gegend verſchickt werden, als in die evangeliſchen Colonieen des Minuſſinskiſchen Kreiſes. Seit

[1]) An noch eine dritte hatte ich damals noch nicht gedacht.

der Einrichtung der Colonie Werchne-Sujetuk[1]) war zwar diese gesetzliche Bestimmung in volle Kraft getreten und hätte nicht ferner unerfüllt bleiben dürfen; gleichwohl schien die Mahnung und Erinnerung hieran nicht überflüssig, sondern sehr nothwendig. Es galt also, den Erlaß eines solchen Befehls der Gouvernementsregierungen[2]) zur unverbrüchlichen Nachachtung an die betreffenden Deportations-Expeditionen auszuwirken. Dies die andere Aufgabe.

Obgleich nun beide Angelegenheiten in einer Unterlegung vom 6. Jan. 1852 der Fürsorge des Irkutskischen Kriegsgouverneurs, Generalmajor v. Wenzel (Sorin's Nachfolger), als Präsidenten unseres Kirchenrathes dringlich empfohlen wurden und er sie auch betrieben zu haben scheint, so sollte es mir doch während meiner noch übrigen Amtsführung in Ostsibirien nicht mehr zu Theil werden, dieselben ins Werk gerichtet zu sehen. Erst nach meiner Rückreise nach Moskau, im Jan. 1853, nahm der Gouverneur in Kraßnojarsk, wie ich mit Vergnügen bemerkte, an unsern Minussinskischen Angelegenheiten wenigstens viel regeren Antheil und versprach, meine Schützlinge zu den seinigen zu machen. Bald darauf scheint die Abmessung noch zwei anderer Stellen am Kebesh und die Anweisung derselben durch den Ordnungsrichter für diejenigen, welche sich abgesondert von den Steinfurtern anzubauen wünschten, stattgefunden zu haben. Dagegen mußte das Gesuch wegen Abfertigung sämmtlicher zur Deportation über das Tobolskische hinaus verurtheilten Sträflinge evangelischen Bekenntnisses nach dem Minussinskischen und deren Ansammlung in den Colonien am Sujetuk und am Kebesh erst von

[1]) Ich pflegte sie Steinfurt zu benennen.

[2]) Ein „Allerhöchster" Befehl (vergl. Mittheil. 1858, S. 85) war dazu nicht mehr nöthig.

Pastor Coßmann wiederholt werden, und wird dieſ Maßregel erſt ſeit dem Jahre 1857 in Erfüllung gebrach

Zu Weihnachten 1852 bei meinem letzten Beſuche de Lutheraner im Minuſſinskiſchen beſtand die kleine Stein furter Gemeinde nur erſt aus 6 Familien[1]) und ebenſ vielen Wohnhäuſern (darunter eine Erdhütte), und zähl 31 Communicanten (und zwar 24 Finnen, 4 Ehſten[2]) un 3 Letten). Es war der Kern der Landleute im Minuſſin kiſchen, beinahe die ganze frühere Dubenskiſche Gemeind (nur Eine finniſche Familie war damals noch in Dube zurückgeblieben). Derſelbe Geiſt der Einigkeit und d Gottesfurcht, wie dort, trat mir auch hier wieder entgege und zeigte ſich u. a. in dem herzlichen und ſchmerzliche Bedauern, daß ſie wieder, wer weiß wie lange, eine hi tenloſe Heerde ſein ſollten. Wie ſie an mich ſchon früh ein ehſtniſches Schreiben gerichtet hatten, ſo fragten ſie mi nun, ob ſie nicht auch ſelbſt direct an das Moskauſche Co ſiſtorium in ehſtniſcher Sprache eine Bittſchrift um die An ſtellung eines Paſtors in ihrer Mitte abfaſſen und einſe den dürften. Sie waren ja in ihrer frühern Lage d Bittſchreiben ſo gewohnt geworden. Ich ſagte ihnen, ſ

[1]) Nicht 20, wie Coßmann ſchreibt, Mittheil. 1859, 1. He Uebrigens braucht nicht angenommen zu werden, daß dieſe Anga durchaus unrichtig wäre, daß alſo die übrigen 14 Familien nothwe dig alle erſt ſpäter, in dem Zeitraum von 1853 bis 56 ſich dort n dergelaſſen haben müßten. Denn bei dieſen Landleuten rechneten ſi damals wenigſtens, ein Vater, deſſen verheirathete Söhne und ſo Enkel ſammt deren Kindern ſämmtlich als Eine Familie, und woh ten auch ſo alle zuſammen unter Einem Dache. Sie mögen ſ ſpäter abgetheilt haben.

[2]) So zählte ich wenigſtens; doch muß bemerkt werden, d ſich der Unterſchied der Ehſten von den Finnen, welche letztere d überwiegende Ingredienz ausmachten, durch Verſchwägerungen u langes Zuſammenwohnen ſchon ſo ziemlich verwiſcht hatte.

möchten es immerhin thun; doch scheinen sie es unterlassen zu haben. An Pastor Pundany, der während zehn Jahre von Ryschkowa aus auch ihre Ansiedelung im Kolmakowschen Gebiete zu besuchen gepflegt hatte, trugen sie mir die herzlichsten Grüße auf.

Ferner waren die jungen heirathsfähigen Männer um Eheweiber sehr in Verlegenheit. Auf meiner Rückreise war ich schon bis Minussinsk gekommen und dachte natürlich nicht anders, als daß ich niemals mehr im Leben irgend Jemanden von diesen Landleuten wiedersehen werde. Da erscheint dort zu meiner Verwunderung gleichwohl noch einmal bei mir eine Deputation von ihnen. Es war ihnen ein neuer Gedanke gekommen und alsbald die Nothwendigkeit klar geworden, mir nacheilen zu müssen. In ihrer Nachbarschaft befinde sich ein Malakanendorf; die Malakanen aber hätten, wie sie gefunden, unserm evangelischen Glauben sehr nahe kommende religiöse Ueberzeugungen; ob ich ihnen dazu rathen könne, sich mit diesen Leuten zu verschwägern. Ich sagte ihnen: Ihr kennt euren evangelisch-lutherischen Glauben. Aber nicht nur das, ihr liebt ihn doch gewiß auch; ihr wünscht also ohne Zweifel, daß er rein und unverfälscht euren Nachkommen erhalten werde. Könnt ihr nun über diesen Punkt keine Gewißheit erlangen für die aus Ehen mit malakanischen Fräuen entsprossenen Kinder, so dürft ihr keine Weiber von den Malakanen nehmen, ihre religiösen Grundsätze mögen euch so evangelisch vorkommen als sie wollen. Ich entließ sie mit dem Troste, der Hirt und Bischof ihrer Seelen, der im Himmel, aber auch bei uns ist alle Tage bis an der Welt Ende, werde ihnen ja auch bald wieder einen menschlichen Hirten senden, und verwies sie, wenn sie inzwischen einen Rathgeber nöthig hätten, nochmals an Peter Fahlenberg in

Schuſcha, in allerlei Fällen aber und unter allen Umſtänden an Den, der ſie nach ſeiner Verheißung niemals verlaſſen noch verſäumen werde und der da heißt, und wahrhaftig iſt und bleibt, wie das gegenwärtige Weihnachtsfeſt Ihn verkündige, der Wunder-Rath, Kraft-Held, Ewigvater, Friedefürſt.

Möchten dieſer kleinen Gemeinde die vielen Trübſale und mancherlei Prüfungen, unter denen ſie endlich durch Gottes fürſorgende Güte einen feſten irdiſchen Wohnſitz erlangt hat, dazu gedient haben, daß ihr um ſo reichlicher dargereicht werde der Eingang zu dem ewigen Reiche unſers Herrn Jeſu Chriſti! Möchte die Geſchichte der Gründung dieſer evangeliſchen Anſiedelungen auch den Nachkommen jener Erſtlinge, ſo wie den ſich ihnen ſeitdem zugeſellenden Glaubensbrüdern zu einem aufmunternden Beiſpiele des geduldig ausharrenden Glaubensmuthes unter allerlei Anfechtungen und Leiden dieſer Zeit gereichen, wiſſend, daß dieſelben nicht werth ſind der zukünftigen Herrlichkeit! Möchte dieſer Anſammlungsort für diejenigen unſrer Confeſſionsgenoſſen, welche das europäiſche Rußland ausgeſtoßen, unter ſo ermöglichter beſtändiger ſeelſorgeriſcher Pflege recht Vielen als eine willkommene Zufluchtsſtätte und ſegensreiche Rettungsanſtalt vom Verderben Leibes und der Seele für Zeit und Ewigkeit ſich bewähren! Wir aber müſſen ſprechen: „Solches geſchiehet auch vom Herrn Zebaoth; denn Sein Rath iſt wunderbarlich, und führet es herrlich hinaus. Jeſ. 28, 29.

So führſt du doch recht ſelig, Herr, die Deinen,
Ja ſelig und doch meiſtens wunderlich!
Wie könnteſt du es böſe mit uns meinen,
Da deine Treue nicht kann verleugnen ſich?
Die Wege ſind oft krumm und doch gerad,
Darauf du läſſeſt deine Kinder gehn;
Da pflegt's oft wunderſeltſam auszuſehn, —
Doch triumphirt zuletzt dein hoher Rath.

3.

rin besteht die Popularität einer Volkspredigt?

Vortrag auf der öselschen Synode 1862.

Von

Pastor M. Körber zu Anseküll.

Man hat in jüngster Zeit oft die Frage aufgeworfen: m richten unsre Predigten im Ganzen so wenig aus? Beantwortung dieser Frage hat man gar mancherlei rgehoben, woran es uns und unsern Predigten fehlt. hat hervorgehoben, daß es so vielen Predigern an ründlichen Bekehrung fehle, mit andern Worten, daß Prediger zwar rechtgläubig, aber nicht recht gläu- eien, oder um mit Zinzendorf zu reden: „Wollt ihr nner der Gnade sein, Räumet euch der Gnade erst selber

Man hat hervorgehoben, daß wir oft uns selbst, nicht Christum predigen, oder wie dies der alte Müller einmal beim Beginn seiner Predigt also aus-): „Lieben Leute, heute vor acht Tagen wollte Herr Müller predigen, heute aber soll der heil. Geist pre- ." — Man hat gesagt: mancher Prediger arbeitet viel an seiner Predigt, aber betet zu wenig, oder mit Goßner zu reden: „halte an mit Flehen um den Geist, und warte, bis deine Zunge feurig wird vom des heil. Geistes, bis dein Herz glühet in der Liebe und dann rede von dem, was dein Herz erfüllt." — hat gesagt: viele Prediger betonen zu sehr den Glau- und dringen zu wenig auf die Buße und die den den bewährende Heiligung. — Man hat gesagt: redigt soll nicht sowohl Wahrheiten, als vielmehr Wahrheit verkündigen, d. h. man soll nicht eine ein- christliche Wahrheit, ohne Zusammenhang mit dem

Einen Mittelpunkt, Christo, — predigen. — Man hat gesagt: viele Prediger gehen nur auf Rührung der Zuhörer aus, so daß es ihren Predigten an der rechten Lehrhaftigkeit fehlt (wie man denn auch von zwei Classen von Predigern gesprochen hat, von erwecklichen und lehrhaften). Man hat gesagt: viele Prediger bewegen sich in ihren Predigten in einem abgeschlossenen Gedankenkreise, ohne Berücksichtigung der Zustände der Gemeinde. Man hat gesagt: viele Prediger sind nur für die Ungläubigen, andere hingegen nur für die Gläubigen. Dieses und noch manches andere hat man mit mehr oder weniger Recht als Grund angeführt, warum unsre Predigten im Ganzen so wenig wirken. — Allein ein Moment, und zwar ein, wie es uns scheint, sehr wichtiges, hat man übersehen, oder doch wenigstens nicht gebührend betont: die Popularität der Predigt. Sagen wir wohl zu viel, mit der Behauptung: daß es der Mehrzahl unserer Volksprediger an der Volksthümlichkeit der Predigt fehle? Unser armes Volk, das sich Jahrhunderte lang leibliche Knechtschaft gefallen lassen mußte, muß sich noch immer in vielen Kreisen gefallen lassen, daß man zu ihm in einer Weise redet, die ihm über den Kopf geht. Und zwar trifft dieser Vorwurf nicht etwa nur angehende Prediger, die noch nicht die abstracte Schulweisheit ausgebrochen haben, sondern auch ältere Prediger. Was einmal ein Bauer von vielen jetzt erscheinenden Volksschriften sagte, gilt auch von den Predigten vieler Volksprediger. Wir geben das Wort des Bauern in der Uebersetzung: „Sie sind wohl in unsrer Sprache geschrieben, aber man wird doch nicht recht klug aus ihnen. Manches dieser Bücher kommt mir so vor, wie ein Vogel, der so hoch fliegt, daß

man nicht klug wird, ob es eine Taube oder ein Habicht ist. Man sieht eben nur, daß es ein Vogel ist."

In Nachstehendem wollen wir es versuchen, ein Bild dessen zu geben, was wir unter Popularität der Volkspredigt verstehen. Man hat die Popularität oft mit Gemeinfaßlichkeit definiren wollen, aber es scheint uns diese Definition zu enge. Wir wollen in Nachstehendem die einzelnen Momente der Popularität hervorheben, aus denen dann die allgemeine Definition derselben resultiren wird.

I. Die Volkspredigt sei **concret.**

Im Sächs. Kirchen- und Schulblatt 1860 Nr. 6 heißt es: „Unsre Predigten sind fast ausnahmslos zu hoch und zu abstract. Schon die Sprache unsrer Predigten ist viel zu sehr die Bücherſprache, nicht die der gewöhnlichen Rede, wenn Menschen persönlich mit einander handeln. Dadurch treffen die Predigten zu wenig, die Worte schlagen zu wenig ein, denn sie berühren nicht das gewöhnliche Denken. Sie bleiben zu fern, weil ihre Haltung zu vornehm ist. Und so ist's denn auch mit den Gedanken und mehr noch mit ihrer innern Gestalt und Bewegung. Denn das will ich gerade nicht sagen, daß unsre Predigten zu reich an Gedanken seien, aber diese Gedanken haben etwas zu Fremdes, Abstractes, Wissenschaftliches in ihrer Bildung und Formung. — Diese vornehme abstracte Haltung unsrer Predigten in einem gewohnten Kreise von Wendungen und Ausdrücken ist eine Sache der Bequemlichkeit. Es ist eine Arbeit, aber eine Arbeit der Liebe, nicht blos die Worte, sondern auch die Gedanken und die ganze Weise der Gedankenbildung zu übersetzen in die dem Volke geläufige." — Dieses Urtheil trifft unsre Predigten noch mehr, die wir nicht in unsrer Mutterſprache, sondern in einer andren

Sprache predigen. Je niedriger jemand in seiner geistigen Entwickelung steht, desto schwächer ist sein Abstractionsvermögen, desto stärker sein Bedürfniß nach veranschaulichender Concretheit. Das Volk steht, wie das Kind, nicht auf der Stufe des Begriffes, sondern der Anschauung. Wie machen wir nun dem Volke das Abstracte concret oder anschaulich? — Durch Vorführung geistiger Bilder in Gleichnissen und Geschichten. Wir können keinen schlagenderen Beweis für die Wichtigkeit dieses Momentes der Popularität anführen, als die Predigt dessen, der als der Allerpopulärste sich am tiefsten herabließ zur Anschauungsweise und zum Fassungsvermögen des Volkes. Durch diese seine concrete Predigtweise hat uns der Herr einen heiligen Wink gegeben, den auch die Väter unsrer Kirche und auch manche Prediger unsrer Zeit wohl verstanden haben. Das bezeugen die Predigten eines Luther, Arndt, Scriver, H. Müller, Herberger — Ahlfeld, L. Harms v. Hermannsburg, Caspari. Und sie sind sich dessen wohl bewußt. Hören wir z. B. Luther in dieser Beziehung: „Ach wie hat doch unser Herr Christus Fleiß gehabt, daß er einfältig lehrete. Denn er ist in seinen Predigten flugs in Parabeln und Gleichnissen hineingefallen von Schafen, Hirten, Wölfen, Weinbergen, Feigenbäumen, Samen, Aeckern, Pflügen ꝛc. Alles darum, daß es die Leute verstehen, fassen und behalten könnten." Noch ausführlicher über die Bedeutung der veranschaulichenden Concretheit durch Gleichnisse und Bilder spricht sich H. Müller aus: „Diese Art im Lehren erwählte vornehmlich Jesus, weil sie sehr lieblich ist und die Herzen der Menschen gewaltig ergreift. Eine Blume ist angenehmer als ein schlichtes Kraut. — Sodann, weil sie sehr nützlich ist und das Schwere leicht macht, einer Leiter gleich, darauf die Zuhörer durchs Irdische zum Himmlischen,

durchs Zeitliche zum Ewigen, durchs Sichtbare zum Unsichtbaren, also durchs Bekannte zum Unbekannten geführt werden. Auch beweget diese Art im Lehren sehr, dringet tief und haftet lange. Der menschliche Verstand begreift nicht alles, sondern was menschlich geredet wird. Die Kinder wollen Milch haben." — So stehen uns denn in unsern Predigten viele biblische Gleichnisse und Bilder (auch die Propheten und Apostel haben sich ja der Bilder bedient) zu Gebote. Auch steht es uns frei, selbst Bilder zu geben, nur müssen diese dem Lebenskreise des Volks entnommen sein und dürfen nicht durch ihre Trivialität die Würde der Kanzel verletzen, zum Lachen oder Spott reizen. Zu solchen unschicklichen Bildern in der Volkspredigt möchten wir z. B. nachstehende von V. Herberger rechnen. „Willst du, liebes Herz, gute Predigten haben, so mußt du nicht langsam gezogen kommen, wie die Fliege aus der Buttermilch." — „Judas war mit Bubenstücken beschüttet, wie der Bettler mit Läusen." — „Du hast dich am Bratspieße des heiligen Kreuzes in heißer Liebe bei dem brennenden Zornesfeuer deines Vaters schmälen lassen. Du träufst vom Blut wie ein saftiger fetter Braten, daß ich an Leib und Seele getröstet würde in Ewigkeit. Ich halte das geistliche Bratpfännlein meines Herzens unter."

Was nun ferner die Anführung geschichtlicher Beispiele in unsern Predigten anbetrifft, so haben wir auch darin den Herrn und die Apostel zu Vorgängern, denen manche unter den Vätern unsrer Kirche und auch manche Prediger unsrer Zeit gefolgt sind. — Wir meinen zunächst die Geschichte aus dem A. T. — Unter den ältern Predigern meinen wir z. B. Arndt, der fast jede Predigt mit einer alttestamentlichen Geschichte beginnt, die ihm als Uebergang zum Sonntagsevangelium dient. Beim Durch-

lesen seiner Evangelienpostille gewinnt man einestheils die Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit dieses erbaulichen Ausbeutens des A. T., anderntheils erstaunt man über die Menge der uns in demselben zu Gebote stehenden Geschichten. Doch nicht nur das A. T., sondern auch die spätere Geschichte des Reiches Gottes liefert uns eine Menge solcher erbaulichen und veranschaulichenden Geschichten, wie die Sammlungen von Burk, Wölbling, Glaser, Jaspis, Schubert, Seelbach, Florey, Leonardi, Caspari, Ostertag ꝛc. sie uns bieten. — Unter den neueren Predigern sind uns, was dieses Einstreuen von Geschichten anbetrifft, namentlich Hofacker, Ahlfeldt, L. Harms, Kapf mit gutem Beispiele vorangegangen. Der letztere rechtfertigt sich in der Vorrede zu seinen Epistelpredigten über die Einflechtung von mehr als 90 Geschichten folgendermaßen: „Sie sollen die Wahrheit deutlicher und anschaulicher machen, und besonders der Jugend Lehren geben, die durch alle Ermahnungen nicht so eindringlich werden, wie durch Geschichten. Gar viele behalten von der Predigt keine Gedanken, aber Geschichten sind Nägel, an denen auch die Gedanken hängen bleiben, daher Jesus so viel durch Geschichten predigte, und die Hauptoffenbarungen Gottes im A. und N. Bunde sind Geschichten. Erfreuliche Erfahrungen haben mir gezeigt, daß hier und da eine Geschichte mehr wirkte, als die ganze Predigt.“ — Es sei dem Verfasser erlaubt, aus seinem Amtsleben eine Erfahrung hier mitzutheilen, die den letzten Ausspruch Kapf's bestätigt. — Pastor schuldete einem Gemeindegliede eine Summe Geldes. Das Gemeindeglied kam nach seinem Gelde. Pastor konnte ihm nur die Hälfte auszahlen. — Nach etlicher Zeit erschien das Gemeindeglied, um den Rest der Schuld in Empfang zu nehmen. Pastor aber

hatte vergeſſen, daß er bereits die Hälfte der Summe ausgezahlt, und zahlte den vollen Betrag aus. Am andern Tage erſchien das Gemeindeglied und brachte die Hälfte der Summe zurück, mit dem Bemerken, die ſei ſchon bezahlt. Als nun Paſtor den jungen Menſchen verſuchend fragte: warum er es nicht behalten, da er doch geſehen, daß Paſtor es vergeſſen, gab er die Antwort: „er hätte es auch ganz gern behalten, aber die Geſchichte, die Paſtor einmal vor Jahren bei dem ſiebenten Gebot erzählt, habe ihm keine Ruhe gelaſſen, das Unrechtmäßige zu behalten.“ — So viel über das Veranſchaulichende in unſern Predigten durch Bilder, Gleichniſſe und Geſchichten. Zur Veranſchaulichung eines Begriffes oder Gedankens in der Volkspredigt dient auch die Individualiſirung. Luther's Predigten liefern treffliche Beiſpiele derſelben. Endlich müſſen wir als einen beſondern Hebel zur Veranſchaulichung, zwar nicht eines Begriffes oder Gedankens, als vielmehr der im Texte uns gegebenen Begebenheit oder Situation — die Schilderung und Ausmalung hervorheben. — Palmer unterſcheidet die Schilderung von der Ausmalung dadurch, daß dieſe „die Grenze des bis ins Einzelne hiſtoriſch Nachweisbaren überſchreitet, und das der Anſchauung Fehlende durch die aus dem Wort Gottes genährte Phantaſie ergänzt.“ Bei der Schilderung und Ausmalung wendet ſich der Volksprediger an die Phantaſie des Zuhörers, auch ſie muß benutzt werden zur Aufnahme des göttlichen Wortes. Stellt der Prediger ſo die bibliſche Situation oder Begebenheit, wie ein Gemälde mit lebhaften Farben vor das innere Auge des Zuhörers, ſo weckt er nicht nur das Intereſſe deſſelben für den nun lehrhaften Theil der Predigt, ſondern dieſer ruht gleichſam auf einem anſchaubaren Grunde. — Fr. W. Krummacher re-

präsentirt diese Richtung mit ihren Licht- und Schattenseiten. Denn wir können es nicht leugnen, daß, bei dieser Gabe und Neigung des Schilderns und Ausmalens, auch die Gefahr nahe liegt, der Phantasie einen solchen Spielraum zu gestatten, daß das gelieferte Bild ein willkürliches, unbiblisches und daher verwerfliches wird. — Auch der unsrer Ansicht nach ausgezeichnetste Volksprediger unsrer Zeit, L. Harms, besitzt diese Gabe und Neigung des Schilderns und Ausmalens, ohne jedoch an der bezeichneten gefährlichen Klippe zu scheitern. Als ein abschreckendes Beispiel, wohin diese Neigung und Gabe, wenn sie nicht unter die Zucht des heil. Geistes gestellt wird, führen kann, mag hier nachstehendes aus einer gedruckten Predigt über das Weihnachtsevangelium stehen:

„In dieser Nacht wurde der Herr geboren. Seine Mutter wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe zwischen zwei unschuldige Thiere, einen Ochsen und einen Esel, welche so glücklich waren, den Herrn zu sehen. Neben dem Kinde lag die 15jährige Jungfrau, ganz in Anbetung versunken, und hinter ihr der treue Joseph. Es wurde aber kein Wort gewechselt. Es war eine kalte Decembernacht und das Kind fror im kalten Stalle. Ich bin überzeugt, daß in dieser Nacht die Sterne nicht geleuchtet haben, denn es wurde ja das Licht der Welt geboren, gegen welches der Glanz aller Sterne nichts ist, so wie sich die Sonne verfinsterte, als der Herr am Kreuze hangend sein Haupt neigte und starb. — Endlich von des Ochsleins und Eseleins Hauch erwärmt, schlug das Kind seine Augen auf und weinte. Diese Thränen flossen schon über den ersten Verdammten. Die guten Hirten weideten des Nachts, ungeachtet der Kälte, ihre Heerden. — Plötzlich erschien in einem großen Lichte der Engel des Herrn

und sprach ꝛc. Und es erscholl in der Luft der Chor der seligen Geister. Die Vögel fingen an zu singen, und alles wurde rege, und es ward um Mitternacht der herrlichste Tag. Die guten Hirten gingen nach Bethlehem und brachten dem Kindlein ihre Opfer, und das Kindlein lächelte auf die ihm geopferten Lämmer. Und so ward Gott Mensch."

So haben wir denn im Bisherigen dasjenige Moment der Popularität behandelt, durch welches wir dem auf niedriger Bildungsstufe stehenden und alles Abstractionsvermögens baaren Volke verständlich werden: die Concretheit der Predigt durch Veranschaulichung. — Allein es kommt ja nicht blos darauf an, daß das Volk unsre Predigt verstehe, sondern auch, so viel als möglich, behalte. „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren." — Hiernach kommen wir denn zu einem zweiten Erfordernisse einer auf die Bedürfnisse des Volkes berechneten Predigt.

II. Sie sei **behaltbar.**

Die Behaltbarkeit der Predigt wird zum Theil schon durch dasjenige erreicht, was wir im vorigen Abschnitt behandelten, denn das Concrete prägt sich dem Gedächtniß ein durch das dem innern Auge vorgeführte Bild, wie solches auch in dem von Luther und Kapf angeführten Worte angedeutet war. In dem Citate von Luther hieß es nämlich: Darum habe der Herr so viel in Gleichnissen und Parabeln gesprochen, „daß es die Leute fassen — und behalten könnten." — Und Kapf nannte eingeflochtene Geschichten Nägel, an denen die Gedanken hängen bleiben. Dennoch sei es uns vergönnt, in diesem Abschnitte noch besonders auf die Behaltbarkeit hinzuweisen und einiges hervorzuheben, was dem Volke das Behalten erleichtert.

Freilich müssen wir hier einen faulen Fleck berühren der es verschuldet, daß so viele Predigten eben nicht be haltbar sind, sondern wie eine Wolke über das dürstend Erdreich gehen, ohne segensreiche Spuren zu hinterlassen Wir meinen die unverantwortliche Gewohnheit, ohne gründ liche Vorbereitung die Kanzel zu besteigen. Diese au Leichtsinn (man bedenkt nicht, daß der Herr selbst auch un ser unsichtbarer Zuhörer ist), — aus Hochmuth (was ic auch rede, ist für dies Volk immer noch gut genug) un aus Trägheit (man will den alten Adam nicht zwingen zur Arbeit im Schweiß des Angesichts) — hervorgehende Gewohnheit des Extemporirens hat aber dieses zur noth- wendigen übeln Folge: daß meist nur Worte gemacht wer- den, die auf der Zunge geboren sind, nicht aber aus einem mit dem Wasser des Lebens zuvor gefüllten Herzen quellen, mit andern Worten, man predigt in gewissen, durch die häufige Wiederholung stereotyp gewordenen Redensarten, zu denen man immer wieder seine Zuflucht nehmen muß, um seine Gedankenarmuth und innere Kernlosigkeit zu ver- bergen, daher, wie Krummacher es nennt: die Eintönig- keit, nicht der Stimme, sondern der Gedanken. „Sol- che Eintönigkeit, sagt Krummacher weiter, ist eine unaus- bleibliche Frucht des Nachlassens in treuem fortgesetztem an- gestrengtem Graben im Schacht der heil. Schrift. In Folge solcher Unterlassung der geistlichen Schatzgräberei und alle Meditation, wird man sich bald in einem beschränkten, das Lichtgebiet der Offenbarung nicht zur Hälfte umschweben den Kreise von Wahrheiten herumdrehen, die immer wieder in denselben Fassungen und Wendungen wiederkehren. So gestalten sich die Predigten fast formular und liturgienartig Da gewinnt's das Ansehen, als wechselten nur die Text in der Kirche, nicht aber die Predigten." Daher sagte dem

auch einmal ein Bauer, als er bei Gelegenheit einer Kirchenviſitation gefragt wurde: wie ſie denn mit den Predigten ihres Predigers zufrieden ſeien? „wie ſollten wir mit unſerm Prediger nicht zufrieden ſein, er ſingt ja, gleich der Lerche, immer daſſelbe Lied!“

Wenn es vorhin hieß, daß die Predigten extemporirender Prediger ſich faſt formular und liturgienartig geſtalten, ſo gilt dies mehr von den ruhigeren Naturen. Auf einen andern Abweg aber gerathen die lebhaften Naturen, bei denen Gefühl und Phantaſie vorherrſcht: nämlich in fromm klingende Salbaderei oder ſentimentales, confuſes Geſchwätz, eine Gefahr, die dem ſentimentalen Volke gegenüber um ſo näher liegt, als daſſelbe im Allgemeinen ganz gern mit frommer Salbaderei und gefühligem Geſchwätz vorlieb nimmt, weil dieſes nur gefühlig aufregt, ohne im Mindeſten auf den Willen einzuwirken. Schon Luther kannte ſolche Salbaderei und charakteriſirt ſie treffend, indem er ſie den Mägden vergleicht, die zu Markte gehen, „wenn ihnen eine andre Magd begegnet, ſo halten ſie mit ihr einen Ständerling, begegnet ihnen dann eine andre Magd, ſo halten ſie auch mit der eine Sprache, alſo thun ſie mit der dritten und vierten auch, kommen alſo langſam zum Markte. Alſo ſind die Prediger, die alles ſagen wollen, was ihnen einfällt.“ — Darum liegt leider eine beherzigenswerthe Wahrheit in dem Worte jenes katholiſchen Prälaten, der zum ſeligen Sander ſagte: „es wird mit eurer lutheriſchen Kirche nicht beſſer, bis ihr den Plauderkaſten los ſeid.“ Wie viele ſolcher Plauderkaſten mögen noch in unſerer Kirche ſein! Wie viele dem Leiermanne gleichende Prediger mögen noch ſonntäglich unter uns ihre ſtereotypen Leierkaſtenmelodien ableiern, und mit dieſen gewohnten Melodien ihre Zuhörer zum leiblichen

und geiſtlichen Schlafe einlullen! Solche Predigten gleichen einer magern Studentenſuppe, auf deren wäſſrige Oberfläche nur ein paar kleine Fettaugen in troſtloſe Einſamkeit umherſchwimmen. Solche Salbadereien haben *nichts Behaltbares*. Die Gemeinde bringt nichts aus ihnen mit nach Hauſe fürs Leben. Daß dem ſo iſt, liegt nicht nur in der Natur der Sache, ſondern wurde auch einmal und irgendwo von einem Bauer ausgeſprochen. Auf dem Wege von der Kirche nach Hauſe ſagte er zu einem andern Kirchgänger: „Merkwürdig, wie die Prediger doch ſo verſchieden ſind; obgleich ſie doch alle Gottes Wort predigen! Wenn ich aus dieſes Paſtors Predigt komme, ſo weiß ich aber auch gar nichts von ſeiner Predigt, wenn ich aber jenen Paſtor predigen gehört habe, ſo tönt mir ſeine Predigt die ganze Woche über in meinen Ohren, ſogar bei der Arbeit fallen mir Worte aus ſeiner Predigt ein.“ — Wenn wir vorhin ſagten: es ſei eine Arbeit der Liebe, bei unſrer Vorbereitung auf die Predigt nicht nur die Worte, ſondern auch die Gedanken in die dem Volke *geläufigen* zu überſetzen, — ſo ſetzen wir hier noch hinzu: nicht nur in die dem Volke geläufigen, ſondern auch in die dem Volke *behaltbaren*. Denn wie dem Volke das Denken ſchwer wird, ſo auch das Behalten. Wir müſſen ihm daher bei dieſer ſeiner Eigenthümlichkeit oder Schwäche liebend zu Hülfe kommen, indem wir auf die Behaltbarkeit unſrer Predigt bedacht ſind.

Der Verfaſſer hatte einmal vor Jahren mehrere des Schreibens kundige junge Leute aus ſeinem Paſtoratsgebiete aufgefordert, nach jeder gehaltenen Predigt, alles niederzuſchreiben, was ſie aus der Predigt behalten. Bei Durchleſung dieſer niedergeſchriebenen Reminiscenzen aus ſeiner Predigt fiel es dem Verfaſſer auf, wie die Leute

meiſt nur das behalten hatten, was concret oder auch prägnant, körnig in der Predigt ausgedrückt worden war. — Auch ſonſt iſt es dem Verf. oft im traulichen Geſpräche mit Gemeindegliedern aufgefallen, wie ſie noch nach Jahren aus der Predigt einen Gedanken citirten, der in ein ſolches concretes oder prägnantes Gewand gekleidet war. Wir müſſen daher, wollen wir behaltbar predigen, liebend bemüht ſein, uns möglichſt prägnant, körnig auszudrücken, d. h. eine längere Auseinanderſetzung zum Schluß in einen ſolchen prägnanten, leicht behaltbaren Satz zuſammenzufaſſen, wie auch Luther ſagt: „Viel mit wenigen Worten, fein kurz anzeigen können, das iſt Kunſt und große Tugend.“ — Und iſt uns nicht der Herr ſelbſt darin ein Vorbild? — Wie körnig und unvergeßbar ſind viele ſeiner Ausſprüche, namentlich in ſeiner Bergpredigt! Auch in dieſer Beziehung hat er uns einen Wink gegeben, den wir Volksprediger namentlich wohl zu beachten haben. — Ein paar Beiſpiele mögen genügen. In einer Predigt über die Ehe ſagt der Prediger: „du Mann! ſei zur rechten Zeit taub! du Weib! ſei zur rechten Zeit ſtumm!“ — Hiermit hat der Prediger die moraliſche Regel, wie Eheleute die Einigkeit in der Ehe erhalten ſollen, in einer ſo prägnanten Ausdrucksweiſe gegeben, daß das Volk ſie nicht nur mit Aufmerkſamkeit und innerer Zuſtimmung anhört, ſondern gewiß auch behalten wird. Oder der Prediger legt ſeiner Gemeinde die Chriſtenpflicht der täglichen Hausandacht ans Herz und ſchließt mit dem kurzen, leicht behaltbaren Satze: „denn das Haus, in dem Gotteswort, das Hauptbuch der Chriſten, nicht täglich geleſen und beherzigt wird, iſt ein Heidenhaus.“ — Oder der Prediger hält der Gemeinde das Viehiſche und Herabwürdigende der Trunkſucht vor und ſchließt: „denn, wer unmäßig im Eſſen iſt, der iſt eine Sau; wer aber unmäßig im Trinken iſt, der iſt ärger als eine Sau.“ — An ſolchen prägnanten, derb populären Ausſprüchen iſt namentlich L. Harms reich. Freilich wollen ſolche für das Behalten berechnete Kernausſprüche reiflich überlegt ſein, damit nicht etwas Eigenthum der Gemeinde wird, was man ſpäter als ſchief erkennt, wie es dem Verf. im erſten Jahre ſeines Amtes erging. Er wiederholte, auf die Bekehrung ſeiner völlig todten Gemeinde dringend, oftmals den Ausſpruch — „wer einmal geboren iſt, ſtirbt zweimal; wer aber zweimal geboren iſt, ſtirbt nur einmal.“ — Dieſer Spruch wurde

bald Eigenthum der Gemeinde, wie er sich später im Verkehre mit Gemeindegliedern überzeugte, aber er erkannte auch, daß es ein ganz pietistischer Ausspruch ist, den er nicht mehr gebrauchen würde, weil er die Wiedergeburt in der Taufe leugnet und also das Sacrament der Taufe unterschätzt. Doch nicht nur die Ausführung eines einzelnen Gedankens in der Predigt, sondern die ganze Predigt läßt sich in ein solches leicht behaltbares Thema zusammenfassen.

Zum Schluß sei es vergönnt, ein Wort Caspari's über die Behaltbarkeit anzuführen, welches das in diesem Abschnitte Gesagte bestätigt.

„Ich habe zuweilen von Leuten aus dem Volk, wenn sie zu einem ernsten Gespräche selber einen Beitrag geben wollten, sagen gehört: unser alter Pfarrer hat immer so gesagt, und nun brachten sie entweder ein Sprüchwort, oder eine diesem ähnliche Sentenz, oder ein Gleichniß oder eine Geschichte. Damit war die Sache, so weit sie ihr eigenes, inneres Verständniß berührte, zum Abschluß gebracht. Um einen solchen Kern hatte sich alles, was von früherer Lehre noch in ihrem Gedächtniß lebte, und was für sie selbst noch reproducirbar war, angesetzt. Was einen solchen Kern nicht gefunden, war entweder verflüchtigt, oder hatte doch zum Wenigsten aufgehört, für sie ein bewußtes, im Verkehre bräuchliches und gangbares Eigenthum zu sein. Sprüchwort, Sentenz, Gleichniß, Erzählung, hat trotz scheinbarer Verschiedenheit ganz in derselben Eigenthümlichkeit der geistigen und gemüthlichen Organisation Ursprung, Macht und Bedeutsamkeit und alles, was auf diese Weise zum Ausdruck gebracht wird, nennt das Volk mit einem bedeutsamen Namen „merksam" (was gemerkt werden kann), im Gegensatz zu dem, was zwar verstanden, aber nicht als ein lebendiger, fester und unterscheidbarer Bestandtheil in sein geistiges Leben aufgenommen und verarbeitet werden kann."

Doch es kommt ja nicht nur darauf an, daß unsre Predigt vom Volke verstanden und behalten werde, sondern, und das ist ja das Hauptziel, — daß sie Frucht schaffe. Und so gelangen wir zu dem dritten Erforderniß einer Volkspredigt. (Schluß folgt.)

II.

Zur Literatur.

Ungeachtet über eine Menge jüngst erschienener neuer hierher gehöriger Schriften berichtet werden könnte, gebietet doch leider der enge Raum, über den wir zu verfügen haben, ein Maßhalten, dem wir uns nur ungern beugen. Von alten Büchern nun vollends dürfte kaum ein Wort verloren werden, obgleich es nicht ohne Nutzen wäre, einmal auch zur Abwechselung ein recht altes Buch durchzunehmen. Wir halten das für ein sehr ersprießliches Reflexionsmittel, um sich des Unterschiedes recht fühlbar und eindringlich bewußt zu werden, in welchem wir die Jetztlebenden uns in der Stellung zu denen befinden, die z. B. vor 300 Jahren gelebt, gedacht und gestrebt haben, die wir unsre geistigen Väter und Lehrer mit Recht nennen, und mit hoher Pietät verehren. So konnte ich mir neulich nicht versagen, nachdem ich mich unter dem Einfluß des Genusses von einem halben Dutzend moderner Dogmatiken fühlte, die loci praecipui theologici per Philippum Melanchthonem von denen ich ein schönes wohlerhaltenes Exemplar in Schweinsleder aus der reformatorischen Zeit nunc denuo cura recogniti, omnia edita Lipsiae anno MDLII besitze, durchzunehmen, und empfehle zur Abwechselung das Studium eines solchen Buches allen Theologen. Es ist nicht rathsam, sich nur mit Citaten aus den Werken Melanchthon's u. s. w. zu begnügen, wie solche gelegentlich eingebracht werden, um einen Einblick in die Ideengänge unsrer Altvordern zu gewinnen. Ebensowenig kann ich die häufig beliebten zugerichteten Zusammenstellungen aus den Büchern unsrer theologischen Classiker genügend erachten, um ein richtiges Urtheil zu erlangen, vollends wenn die Worte und Sätze mit den Noten und Randglossen der Herausgeber vermischt werden, die meistens auf ein tendenziöses Ziel hinstreben. Ein Buch Melanchthon's z. B. ganz und vollständig durchgenommen fördert mehr zur Kenntniß eines Geistes und seiner Zeit, als zehn Biographien und Blumenlesen von und aus ihm. Dieses berühmte Buch von M., das zu seiner Zeit im höchsten Ansehn stand, bis es von den gewaltigen Riesen dogmatischer Entwickelung des 17. Jahrh. in den Hintergrund verdrängt wurde, muß

bei seinem ersten Erscheinen auf alle, die dergleichen zu würdigen wußten, einen wunderbaren Eindruck gemacht haben. Es muß ihnen zu Muthe gewesen sein wie einem Verschmachteten, der 50 Tage und 50 Nächte auf hoher See unter tropischer Sonne in einem elenden Segelschiff seinen Durst nur aus dem brackigen Tonnenwasser hatte löschen können, und der nun endlich vor einem lebendigen Springquell stand. Ob wir aber heutzutage das auch sagen werden, wenn wir diese loci lesen, mögen die Leser selbst entscheiden. Nützlich ist aber jedenfalls, schon der Vergleichung wegen, nachzusehen, was damals der Besten Einer als die Quintessenz des „Consens der katholischen Kirche Christi und der besten Lehrer aller Zeiten in der Kirche Christi“ [1]) geben zu dürfen glaubte. Mir will es scheinen, als wenn diese loci eins ins andere gerechnet für uns nur den Werth einer ehrwürdigen Reliquie aus einer großen Zeit haben, in welcher der reformatorische Geist eine neue Bahn begann, aber auch nur begann. Ich erlaube mir nur auf ein Paar Punkte aufmerksam zu machen, die das Buch bezeichnen.

Erstens die naive Behandlung der aus dem Zusammenhang gehobenen Bibelstellen als Beweise für die Propositionen und Thesen. Von dem, was jetzt von einem „Schriftbeweis“ gefordert wird, hatte man damals noch keine Ahnung. Sodann: die causa peccati, i. e. Diabolus, kann in keiner Dogmatik ohne eine tiefere und genauere Begründung bleiben: hier wird nur kurz gesagt, der „tyrannische Teufel“ sei es, der die schwachen Naturen auf eine erschreckliche Weise treibe, daß sie sich aus einem Jammer in den andern stürzen, wie z. B. Oedip unwissend der Mörder seines Vaters wird ꝛc., wie es denn Niemanden gebe, der nicht irgendwie den entsetzlichen und grausamen Biß des Satans gefühlt hätte, nec quisquam est hominum, qui non aliquem insignem et dirum morsum Diaboli sentiat. Oedip erschlägt seinen Vater, Thatsache; Oedip hei-

[1]) Non gigno novas opiniones, schreibt M. in der Vorrede v. J. 1543, nec aliud majus scelus esse in ecclesia Dei sentio, quam ludere fingendis novis opinionibus, et discedere a Prophetica et Apostolica scriptura, et consensu vero ecclesiae dei. Sequor autem et amplector doctrinam ecclesiae Vuitebergensis et conjunctarum (damals hieß sie noch nicht „lutherische“ Kirche), quae sine ulla dubitatione consensus est ecclesiae catholicae Christi, id est, omnium eruditorum in ecclesia Christi.

rathet seine Mutter unwissend, geschichtliche Thatsache. Er bereut und beklagt seine That, nachdem er erfahren, was er gethan; Thatsache. Ob aber tyrannis Diaboli hier imbecillam naturam Oedipi horribiliter impellit ut ex aliis malis in alia ruat, das ist ein Zurückgehen auf die causa efficiens und das eben demonstrandum est. — Die Sünde ist das Unrecht, daher das dem heiligen Gottes-Gesetz Widerstreitende: ἡ ἁμαρτία ἐστὶ ἡ ἀνομία. Gewiß sehr richtig, im Gegensatz zu der laxen Ansicht, Sünde vor Gott sei nur was mit dem eigenen bessern Wissen streitet. Aber wenn nun M. den Unterschied zwischen Todsünde und solcher Sünde, die Vergebung findet, untersucht, so kommt er auf Grund des richtigen Vordersatzes zu der damals ganz geläufigen Folgerung, daß alle Heiden als solche ohne allen Unterschied verdammt werden, unter dem ewigen Zorn Gottes stehen. Quamquam Nero et Epicurus multo atrocius peccant quam Cato, tamen utrique sunt oppressi peccatis mortalibus horrendis et ira Dei aeterna. Habent peccatum mortale omnes ἄθεοι, Turci, Judaei, et alii damnantes Evangelium (die aber das Evangelium gar nicht kennen, weil es ihnen gar nicht verkündigt ist?), etiamsi fatentur se nec didicisse, nec intelligere. Endlich gibt M. eine Beschreibung von den „Wiedergeborenen", die ganz dieselbe ist, die ich 1825 von Sartorius lernte, die aber Vielen der Modernen ziemlich bedenklich erscheint. Renati sind ihm nämlich solche bereits durch eigene Erfahrung und Actualität sichtbar gewordene Menschen, nicht Säuglinge, sondern in quibus accensa est agnitio Christi, fides et vera invocatio, et inchoata est obedientia (!) etc. Allerdings, fährt M. fort, incurrunt bei den Wiedergeborenen in animum prava dubitationes de Deo, fiducia etc. Renati gilt ihm synonym mit pii, sancti, zu denen auch die „Wiedergeborenen" und „Heiligen" des Alten Testaments gezählt werden, z. B. Josias pius et sanctus rex bellum intulit Aegyptio ferenti pacem: incenduntur sancti saepe injustis diis, flammis iracundiae et libidinum, quibus tamen repugnant. Wir sagen freilich, wer seines Herrn Willen kennt und thut ihn nicht, wird doppelte Streiche empfangen; und wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern!

Religion im Recht. Eine auf die Seelenlehre gebaute Untersuchung des Rechts. Von Otto Hahn, Rechtsconsulent. Tübingen, Osiander. 1862. 220 S. Von einem

Juriſten ſolche Frage erörtert zu leſen, iſt jedenfalls intereſſant. Der ſonſt unbekannte Verfaſſer zeigt ſich als einen Mann warmen Herzens, unbefangenen, nach Wahrheit verlangenden Geiſtes, der, offenbar keiner „Partei" angehörend, nicht tendenziös um jeden Preis beliebte Sätze verfechten will. Dürften wir dieſes Büchlein — es koſtet nur 80 Kop. — den Juriſten unſres Leſerkreiſes empfehlen, die hier einmal in dieſer Weiſe ernſte Fragen ernſt und würdig — nichtsweniger als im Tone mancher asketiſcher Erbauungsblätter für innere und äußere Miſſion — beſprochen finden?

Die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche. Neunundzwanzig akademiſche Vorleſungen von Stahl. Berlin, 1863. 393 S. 2 Rbl. 92 Kop. Junge hitzige Leute, die einmal auf dieſes Fahrwaſſer getrieben ſind, werden dieſem ſüßen Trank nimmer widerſtehen und berauſcht an dieſem Taumelkelch wie die Fliegen am Honig beſtrichenen Fangbrett hängen bleiben: denn dieſen überaus geſchickten und gewandten Klugreden blendender Diatribe kann nur ein Blut widerſtehen, das mit Eiſen und Stahl ſelbſtſtändiger Studien und gereifter Erfahrung und Kenntniß gepanzert iſt. Neophyten ſind verloren. Darum pflegte der berühmte Verf. dem vielſeitigen Verlangen nach dem Druck dieſer „in weiten Kreiſen bekannt und berühmt gewordenen" Vorleſungen, die er in Berlin fünfmal gehalten hat, zu antworten: „er müſſe noch Etwas für ſeine Studenten beſonders behalten." Wir haben dieſe geiſtreichen Raiſonnements mit einem gewiſſen Vergnügen geleſen, und daraus gelernt, was ein kluger eminenter Kopf doch alles vertheidigen und verdrehen kann. Ob die Theologen der alten Schule, die einſt der zu ſeiner Zeit höchſt moderne Martin Chemnitz in ſeinem „examen" etc. beleuchtete, nicht auch in ihrer Weiſe klug, geiſtreich, ſcharfſinnig u. ſ. w. genannt werden dürften? Sind denn nicht auch Döllinger, die Herausgeber der „Schwarzgelben" politiſchen Blätter u. ſ. f. klug und geiſtreich? Wahrheitsſinn, meine Herren, iſt nicht ein quantitativer, ſondern qualitativer Begriff.

Die Pſalmen, überſetzt und ausgelegt von Dr. Ferd. Hitzig, Prof. der Theol. in Heidelberg. Leipzig 1863. 1. Bd. 312 S. 2 Rbl. 50 Kop. Es ſcheinen noch zwei Bände folgen zu ſollen. Dieſer geht bis Pſalm 55. Hitzig, des gemüthlichen Umbreit Nachfolger, iſt nach ſeiner theologiſchen Stellung bekannt. Wir kennen ſeine kleinen Pro-

pheten. Mancher wird sagen: Was kann aus Nazareth u. s. w. Nun, wir wollen sehen. Diese „neue Uebersetzung" ist genauer anzusehen und zu vergleichen, z. B. mit der von De Wette, Ewald (höchst ungenießbar), Kamphausen.

Die Psalmen, von Adolf Kamphausen. Leipz. 1863. 1 Rbl. 10 Kop., eine Fortsetzung des Bunsen'schen Bibelwerks. So weit ich sie eingesehen habe, recht lesbar und daher zu empfehlen den Freunden der Bibel.

Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's, von J. H. Merle d'Aubigné. Erster Band. Genf u. Frankreich. Deutsche Ausgabe. Elberfeld, 1863. Das Original ist französisch. Dieses Werk ist anzusehen als die Fortsetzung der Geschichte der Reformation des 16. Jahrhunderts, 5 Bände, desselben Verf. In derselben anziehenden und detaillirten Weise geschrieben, wie die früheren geschichtlichen Werke des ehrwürdigen Genfer Theologen.

„Die Frage: Wo hinaus? Ihr Inhalt und ihr Ursprung, von W. Carlblom, Oberconsistorialrath und Pastor zu Koddafer. Dorpat, 1863. 24 S. 20 Kop.

Die Sache macht sich. Die Wohinaus-Literatur wächst; freilich langsam, denn in unsern Gegenden ist die literärische Bewegung nicht eben rapid. Gut Ding will Weile. Ref. behält sich natürlich auch sein Wort vor. Wir haben Zeit. Vielleicht kommt noch Einiges. Was übrigens diese kleine Schrift bedeutet, wird die Zeit lehren. Der Herr Oberconsistorialrath fühlt sich berufen, „vom einsamen Peipusstrande" seine Bolzen gegen Leute wie Kahnis und Consorten, zu denen auch der treffliche Guleke in einer Weise gehört, gelegentlich abzuschießen: ob sie treffen, ist nachzusehen. Wir müssen uns vorläufig mit dieser Dorpatalresolution begnügen und a papa male informato etc. zur Tagesordnung übergehen und ein transeat cum ceteris zurufen.

Die Bildung der evangel. Theologen für den praktischen Kirchendienst. Eine Denkschrift zur 25jährigen Stiftungsfeier des evang.-protest. Prediger-Seminars in Heidelberg, von Dr. Dan. Schenckel, Director, Professor ꝛc. Heidelberg, 1863. 208 S. 80 Kop. Ein sehr schwieriges Capitel in der Praxis. Alle Theorien und Grundsätze können vortrefflich sein, bleiben aber ungenügend ohne die entsprechende Praxis in der Ausführung.

Zeitschrift für exacte Philosophie im Sinne des neueren philosophischen Realismus. Herausgeg. von Dr. Allihn und Dr. Ziller. Lpzg.

Diese seit 1860 bestehende philosophische Zeitschrift, welche die Probleme der Herbart'schen Schule vertritt, will sich zu einer „fruchtbaren" Thätigkeit entfalten, und zwar in dieser der Philosophie im Allgemeinen „ungünstigen" Zeit. Daß unsere Zeit ziemlich ungünstig für ein näheres Eingehen in die Fragen der Philosophie ist, wird kaum in Abrede gestellt werden, indem auch die Anführung obiger Zeitschrift hier in unseren Blättern schwerlich so „fruchtbar" sich erweisen dürfte, daß ein Journalzirkel unserer „praktischen Geistlichen" dadurch veranlaßt würde, sich dieselbe zu verschreiben. Es scheint, wir haben viel wichtigere Dinge zu erörtern, als die Abstractionen des Idealismus und Realismus. In den 20ger Jahren dieses Jahrhunderts kamen die Neophyten der Wissenschaft aus dem philosophischen Hörsaale in Dorpat nach dem Triennium nach Hause, mit der Ueberzeugung, daß es mit der Erkenntniß des „Dinges an sich" nichts sei; auch trugen sie einen gewissen Horror davon gegen das „reine Ich", gegen die „intellectuelle Anschauung", gegen das „speculative Delirium", gegen den „absoluten Begriff" und vollends gegen das „ἓν καὶ πᾶν". Es war der alte Kant, angebaucht von der Gefühlsgemüthlichkeit F. H. Jacobi's, der in einem liebenswürdigen und treuherzigen Repräsentanten, trotz einer sehr unbeholfenen Darstellungsform, die viel zu wünschen übrig ließ, einen gewissen Eindruck auf die lerndegierigen Zuhörer auszuüben wußte. Später ward die Schule Herbart's auf unserer Landesuniversität vertreten, wie Herbart selbst längere Jahre in Königsberg mit großer rhetorischer Begabung in höchst ansprechender Eleganz, wie ich selbst ihn dort zu hören Gelegenheit hatte, seine Sätze vertrat. Seitdem mir nunmehr 16 Jahre lang als Glied des Examinationscollegiums in Riga die Pflicht oblieg, die angehenden Theologen, die sich zum Dienst der lutherischen Kirche in Livland stellen, zu prüfen, ist mir in beiläufig 32 Jurisdictionen kein einziges Individuum vorgekommen, an dem ich eine entschieden pronoucirtere Anregung von Seiten der „Herbart'schen Schule" verspürt hätte, es müßte denn ein einziger Ausnahmsfall sein, den ich an einem jungen Theologen wahrzunehmen Gelegenheit fand, welcher jedoch außerhalb des Examina-

tionskreises mit mir in Berührung kam. Die „Zeit" ist also „der Philosophie im Allgemeinen" — wollen wir sagen — „ungünstig". Das hält uns ältere aber keineswegs ab, das werdende Theologengeschlecht freundlichst zu ermahnen, sich gegen die Philosophie nicht so spröde zu verhalten. Es hat wenigstens den Nutzen, über das zeitgemäße Thema etwas nachzudenken, worüber Dr. Allihn (1861, Heft 1) eine längere Abhandlung gibt, die den Titel führt: „über die sogenannte doppelte Buchführung bei dem Widerstreite wissenschaftlicher und religiöser Ueberzeugungen."

Wir freuen uns, die Anzeige des neuesten Werkes von Prof. Dr. Th. Harnack: Luther's Theologie ꝛc., 1. Abth., Erlangen 1862. 599 S. mit den Worten eines anderen Recensenten wie folgt geben zu können (Theol. Lit.-Bl. 1863, S. 41): „Dr. H. bahnt hier einen Zweig des theol. Studiums an, welcher für die dogmatische luth. Theologie von nicht geringer Bedeutung zu werden verspricht. Mit dem seltensten Scharfsinn geht er an seine Arbeit und mit einer Genauigkeit und Gründlichkeit der Vorstudien ꝛc. Er versteht es, wie wohl selten Jemand es gethan, die zerstreut liegendsten Aussprüche L.'s zusammenzustellen ꝛc. Gewiß gebührt dem Verf. durch diese umfassende gründliche Arbeit das Verdienst, daß er die Gedanken und Anschauungen L.'s in ihren mannigfachen Beziehungen klar und scharf darlegt, in ihrem vollen Reichthum richtig erfaßt und in ihrem vollen Inhalt richtig erkennen lehrt: ganz besondere Sorgfalt des Verf. aber gibt sich in den so bedeutungsvollen Artikeln über den Zorn Gottes und über Gesetz und Evangelium kund ꝛc. Der Verf. versteht es in hohem Grade, die genialen Gedankenblitze L.'s, welche da und dort klare Blicke in die Tiefe seiner Theologie thun lassen, zu klaren und sicheren Anhaltepunkten zusammenzufassen ꝛc. Die Sprache des Verf. ist klar, übersichtlich und erhebt sich mitunter zur Erhabenheit, seine Darstellung ist scharf in Scheidung und Fassung der Begriffe; seine Charakterisirung L.'s und einzelner Momente seines Wirkens trefflich und mitunter prächtig und großartig ꝛc."

III.

Nachrichten.

Das wird jetzt immer mehr zur „brennenden" Tagesfrage sich erheben: wie hat sich die „kirchliche Unterweisung" zur „neueren Theologie" zu stellen? „hat die neuere Theologie, soweit sie im Glauben der Kirche steht, ein Recht, auf die kirchliche Unterweisung einzuwirken? hat sie dies Recht jetzt schon? und wenn dies der Fall ist, wie weit geht dies Recht?" So fragt eine Stimme (Erlanger Zeitschr. Decbr. 1862). Und so wird, fügen wir hinzu, in den nächsten Decennien immer stärker gefragt werden. Sehen wir nur z. B. das Meyer'sche Collectivwerk des nun allbereits in 4. Auflage weitverbreiteten und gelehrten Commentars zum N. T. an, das doch „im Glauben der Kirche steht", und als solches bis jetzt noch nicht bemäkelt ist, so fragen wir, was wird aus den kirchlichen Unterweisungen werden, wenn die „Meyer'schen" Resultate der „neueren gläubigen Theologie" zur Verwerthung kommen und man mit solchen Bestrebungen Ernst macht? Ich sage, eine totale Umwälzung in der traditionell gewordenen katechetischen Behandlung der Dinge. Ein recht guter und zur Beurtheilung der Frage über das Verhältniß der kirchlichen Unterweisung zur neueren Theologie brauchbarer Satz möchte folgender sein: „unsere Zeit hat wohl zu unterscheiden gelernt zwischen Glaubenssubstanz und Glaubenserkenntniß, zwischen Heilswahrheit und begrifflicher Auffassung derselben, zwischen kirchlicher Unterweisung und Dogmatik", während wir allerdings den Satz mehr optativisch stellen möchten, daß nämlich unsere Theologen diese Unterscheidung recht im Auge halten sollten, da die Verwechselung zwischen „Heilswahrheit" und „begrifflicher Auffassung" noch gar zu häufig mit großer Energie praktisch gehandhabt wird. Wie gesagt, ein vortrefflicher Satz, den wir nicht genug empfehlen können. Ferner ein zweiter Grundsatz, den wir gleichfalls (a. a. O.) repetirt finden, und der uns doppelt erfreulich ist, weil er in der Erlanger steht, zur Warnung für diejenigen, die in dem süßen Traume schlummern, die Erlanger theologische Facultät sei die constante Vertreterin der *Repristination* zur kirchlichen Tradition. So heißt es: „Das

agt freilich Jedermann, was kirchlich gelehrt werde in
Kirche und Schule, das müsse auch mit der Schrift stim-
men: unter evangelischen Theologen kann darüber wohl
ein Zwiespalt entstehen. Aber was für ein großer Unter-
schied ist es doch, ob man ein fertiges Lehrsystem mit einer
Anzahl von Bibelsprüchen schmückt und nun mit diesem
Schmuck versehen als schriftmäßig ausgiebt, oder ob man
recht frisch aus der Schrift heraus arbeitet und tief
gräbt in dieser Schatzkammer göttlicher Weisheit und so
das lautere Gold des Glaubens immer wieder urkräftig zu
Tage fördert... Und was ist es denn, was unserer Theo-
logie vor Allem noth thut? Es ist kein Zweifel, eine bloße
Repristination hilft unseren Nöthen wenig; was wir brau-
chen, ist eine neue Vertiefung in die heil. Schrift (sehr
gut). Neu zugerichtete Begriffe älterer Dogmatik fördern
es nicht, aber das hilft nur, wenn man zum Quell der
Wahrheit zurückkehrt, wenn man nur gräbt aus dem
Schachte des göttlichen Wortes, wenn man die Gegensätze
zu überwinden trachtet in der höheren Einheit göttlichen
Wortes... Man sehe die Predigt an, wie sie dem evan-
gelischen Volk unserer Tage geboten wird, und wie sie ge-
boten werden soll. Damit ist unserem Volke wenig gedient,
wenn man ihm evangel. Dogmatik predigt: der Waffenrock
des 16. und 17. Jahrhunderts ist nicht die rechte Rüstung
unserer Tage. Wer preist nicht Valer. Herberger's Pre-
digten, dies Meisterstück ächt lutherischer Beredsamkeit, und
doch wer möchte heutzutage unserem Volk so predigen, ohne
sich und sein Amt lächerlich zu machen? Eine solche Pre-
digtweise würde Kirchen leeren. Aber man kehre zur Schrift
selber zurück, man verkündige das schlichte lautere Evange-
lium von Jesu Christo, man zeige dem Volke die Herrlich-
keit dieses Evangeliums und wie hier all seine Bedürfnisse
gestillt würden; man zeige ferner, wie allein der Christ
der rechte wahrhaftige Mensch, allein im Christenthume die
rechte wahrhaftige Humanität (man glaubt hier, Herder
als divivus vom J. 1785 zu hören!) möglich sei — das
würde die Kirchen füllen und dem Volke das Herz abge-
winnen. Unser Volk begehrt so wenig rationalistische
Predigt als eine veraltete Repristination; unser Volk will
das einfältige schlichte Evangelium, wie die Schrift es
bietet." (Dazu sagen wir Amen.) —

Bei den Grübeleien unserer Tage über die Zukunft
nach dem Tode, wie sie nicht selten vorkommen, nicht zum

Heil der Seelen, erscheint uns folgendes Wort sehr
quicklich, das wir unseren Lesern (Protest. K.-Z.
S. 190) nicht vorenthalten wollen. Es lautet also: „
wir uns unserer selbst in der Menschheit und mi
glaubensvoll in Gott bewußt, schließen wir uns innig
treu an die uns in sich erweiternden Kreisen umgebend
meinschaft, theilen wir mit ihr in liebevoller Sym
und Energie, was sie in Schmerz und Freude bewegt
haben wir die Resignation und den Muth „des Ste
und Werdens", so bekümmert uns nicht mehr die derei
Gestalt der Dinge und wir begehren nicht, sie bis
Einzelne etwa wie einen Bauriß ausgezeichnet uns vo
Augen stellen zu können. Wir denken getrost: der
der uns diesen Leib, dieses Leben, diese Erde und
dieses Vaterland, diese Verwandte, Freunde und
nossen, diese schon das Diesseits füllenden äußeren
inneren Güter gegeben hat, der das Uebel in seinen tau
fachen Gestaltungen tragen, bekämpfen und überwinden
ja selbst aus dem Bösen das Gute schafft, dieser Gott
auch wissen und vermögen uns, den von ihm zum e
Leben Geschaffenen, den künftigen Leib und Wohnort
künftige Gemeinschaft, das künftige Schicksal und
was wir zu unserem künftigen Sein und Heil bed
zu bereiten. — Damit versenken wir uns sammt
Grübeleien des Verstandes und Ansprüchen des begehr
Herzens in den stillen, heiligen See des gottergebenen
trauens und sind in der Gewißheit, daß die uns
und werth gewesenen Todten uns noch im Geiste
der Hoffnung voll, in jener Welt werde nicht minde
in dieser die gegenseitige Liebe ihr Recht haben, ihre
friedigung finden und ihre Seligkeit genießen, ja woh
endlich mehr. „Gott ist die Liebe, und wer in der
bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm," w
dann ein rechtes durch den Tod ins Leben Dringen
ja wahrhaftig ist. — Könnte uns jemals die Na
wissenschaft das eigentliche Wahre der Seele und die
lichkeit, wie dasselbe aus der Frucht wieder Same zu w
vermöchte, erklären, so würde sie uns den Glauben a
Fortdauer und das Wiedersehen nach dem Tode au
mend erleichtern, d. h. sie würde seiner Idealität zu
realeren Unterlage verhelfen. Wenn ich aber auch
größten Respect vor ihr habe, mich der von ihr gew
nen Resultate unbefangen und aufrichtig mitfreue, un

vollkommen zutraue, daß sie uns vermittelst des fortschreitenden Aufschlusses der großen und kleinen Werke Gottes zugleich seine verborgene Kraft und Gottheit vollständiger enthüllen werde, so hege ich doch einige bescheidene Zweifel an der befriedigenden Lösung dieses einen Problems durch sie und alle ihre Mittel. Unterdeß sind wir in Betreff der religiös-sittlichen Ideen nach wie vor an den Glauben gewiesen, geben aber dem Glauben vernünftige Basen, den Ideen Realität und Harmonie und tragen Sorge, daß sie befruchtend, ordnend und segnend aufs Leben wirken." —

Es gehört zu den betrübenden Erscheinungen, daß die gestrengen Herren Confessionalisten, die gelegentlich auch über 1 Cor. 13 predigen, es nie unterlassen können, in ihren Auseinandersetzungen mit anderweitigen theologischen Auffassungen und deren Vertretern sich eines höchst dreifüßigen, orakelmäßigen, hochfahrenden Tones zu befleißigen, indem sie noch dazu alle Augenblicke dem, der ihnen nicht gefällt, „alle Christlichkeit, ja wohl gar alle confessionelle Treue" absprechen. Ein Glück, daß solche Redensarten ganz ohne praktischen Erfolg bleiben. Aber wenn sie einmal am Ruder sein sollten, wie dann? Dieses Gebahren macht einen um so widrigeren Eindruck, als der Wunsch doch so gerecht und billig ist, daß Leute, die doch eigentlich auf Einem Fels des Heils, dem Mensch gewordenen Sohne Gottes stehen, auch wenn sie in einzelnen Dingen nicht einerlei Meinung sind, dennoch freundlich mit einander reden möchten. Wir meinen, die Einigkeit unter den Gläubigen, der sie doch auch mahnend das Wort reden, würde viel eher in Erfüllung gehen, wenn sie eine diesem Wunsche mehr gemäße Sprache führten. So ungefähr klagt die von Prof. Meßner in Berlin herausgegebene Neue Ev. K.-Z., die bekanntlich neben der Hengstenberg'schen Ev. K.-Z. stets in einer sehr friedfertigen, milden und zur Versöhnung geneigten Weise redet, aber es doch endlich nicht unterlassen kann, von den Manieren der „extremen Confessionalen" Act zu nehmen. Sehr gut, wie es wenigstens uns scheint, rechtfertigt sie sich (1863, S. 115) gelegentlich gegen einen Hr. Archidiakonus Wangemann, der sie als Redacteur der Zeitschrift für die evangel.-luth. Kirche in Preußen so eben aufs heftigste angegriffen hat. Die Neue Ev. K.-Z. hat sich einmal dahin geäußert, daß die Differenzen zwischen Lutheranern und Reformirten „unwesentliche Punkte" betreffen. Das nennt Hr. W. ein „leichtfertiges Wort."

Das nimmt aber die Neue Ev. K.-Z. „nicht zurück.“ „Unwesentlich — dem ewigen Gott gegenüber, unwesentlich, wo es um Seligkeit und Verdammniß sich handelt“, sagt sie sehr gut. Davon ist die Rede. Und das sind die theologischen Abendmahlslehren und bleiben sie. Der Schreiber dieses ist selbst der luth. Abendmahlslehre theologisch zugethan und doch sagt er mit gutem Bedacht — er kennt aber die reformirte Lehre — unwesentlich. Daß der schroffe Confessionalismus — denn von diesem handelt es sich — „der völligen Entfernung von der positiven Wahrheit in die Hände arbeite“, vor diesem Worte bebt Hr. W. zurück. Natürlich arbeitet er ihr nicht mit Willen, aber in der That und Erfahrung, wie sie vor Augen liegt, in die Hände.“ Endlich fügt die N. Ev. K.-Z. hinzu: „Wir versichern Hrn. W., daß wir in der That weder selbst so unlutherisch, noch den Lutheranern so abhold sind, wie er sich vorredet, denn wir haben gegen Confessionalisten geredet, und die könnten auch Reformirte sein.“ Sehr gut. —

Das muß man gestehn, z. B. in Berlin wird eine sehr unumwundene Sprache geführt, hüben und drüben. Man kann nicht klagen, daß es an Klarheit in der Ausdrucksweise fehle. So heißt es in dem Vorwort d. J. der Ev. K.-Z. vom Abgeordnetenhause: in seiner überwiegenden Majorität läßt sich ein „Fortschritt“ nicht verkennen von Indifferentismus oder halbem Wohlwollen zu entschiedener Feindschaft gegen die Kirche und ihr Bekenntniß. Es wird dies durch eine Uebersicht über die einzelnen kirchenfeindlichen Actionen der Majorität des Abgeordnetenhauses ins Licht gestellt. Die Kirche müsse, natürlich durch Selbsterhaltungstrieb gedrängt, dieser Stellung der Majorität entgegenstellen das Wort: „Ich hasse, Herr, die dich hassen.“ Durch den Antrag auf Einführung der obligatorischen Civilehe, nachdem die frühere Majorität sich mit der facultativen Ehe begnügte, habe sich recht der Drang nach Profanation der Ehe zu Tage gelegt. Durch solche Maßregel würde die Autorität (!) der Kirche (als wenn Christus für sein Reich „nicht von dieser Welt“ je eine irdische und weltliche Autorität beansprucht hätte!) gebrochen und „in eine Winkelstellung“ gedrängt, so daß es in Jedes Belieben gestellt wird, sich um sie zu kümmern oder nicht (ich denke, daß nach Christi Geist und Wort es allerdings einem jeden überlassen bleibt, ob er sich um den Heiland und sein Reich „kümmern“ will oder nicht! Sobald nur im

geringsten Zwangsmaßregeln zum Bekenntniß Jesu und seinem Glauben treiben, und es nicht mehr in den freien Willen — oder „Belieben" — eines Jeden gestellt ist, an Christum zu glauben und seine Heilsgüter zu suchen, haben wir Rom's Autorität. Und da sollen wir nicht von „Romanisiren" sprechen dürfen?). — Natürlich betrachtet Hengstenberg die Ergebenheitsadressen, „die zu so innigen Berührungen der Majorität mit dem Volke Anlaß gaben" und an denen sich die Pastoren mit großem Eifer betheiligten, mit Wohlgefallen. Die Differenz in der Budgetangelegenheit zwischen Kammer und Krone ist nach Hrn. Hengstenberg ganz leicht zu lösen, ein wahres Kinderspiel. Man höre: „der Absolutismus werde von Niemand unter ihnen (d. h. von der Kirche und der kleinen Fraction in der preußisch-evangelisch-unirten Landeskirche, welche darauf losarbeitet, recht schnell, wenn das nur ginge, die Union wieder hübsch sauber in zwei getrennte Confessionen mit getrennten Altären, hier eine lutherische und dort eine reformirte Kirche, zu zerspalten; dann wäre ihres Herzens Gelüste befriedigt, die „Einigkeit im Geist (Eph. 4) durch das Band des Friedens" hergestellt, und der Himmel auf Erden eingekehrt!) proclamirt. Schon im A. T. sei die Monarchie eine beschränkte gewesen, und die Schrift habe es mit sichtbarer Mißbilligung berichtet, daß Rehabeam (wo gehört das nun hierher! wahrlich keine hübsche Parallele mit König Wilhelm I.) die begründeten Forderungen der Stände zurückwies." Die ihnen vorgeworfene Abneigung gegen das Abgeordnetenhaus treffe nicht die Institution an sich; sie müsse sich aber in ihren Schranken halten, dürfe nicht ihre Hand nach den Rechten der durch die Aussprüche der heil. Schrift so wiederholt und nachdrücklich geheiligten Krone (aber Rehabeam, der die Rechte mißbraucht) ausstrecken, müßte des Gebotes der Pietät eingedenk sein. Allerdings soll nach der Verfassung das Budget zwischen Krone und Ständen vereinbart, berathen und festgestellt werden. Wenn aber solche Vereinbarung (aus irgend welchen Gründen) nicht zu Stande komme, so habe die Kirche (d. h. Hr. H. u. Partei, die immer sich als „die Kirche" geberden!) schon deshalb von vornherein eine Neigung, sich auf die Seite der Krone zu stellen, weil die Pietät es so vorschreibe. (Also bei jeder Differenz zwischen Krone und Ständen sei es von vornherein gar keine Frage, wem man zuzustimmen habe? Wo bleibt aber „Rehabeam?") —

Sehr bezeichnend ist, daß es als „ein Verdienst Stahl's" — in seinem nachgelassenen Werk: „Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten, neue erweiterte Umarbeitung" — hervorgehoben wird, „daß er den modernen Traum von den Amtsträgern in der Kirche als bloßen „Gesellschaftsbeamten" (ein gut erfundenes Wort, um die Sache zu verhöhnen) so entschieden zurückweist, das Amt als eine göttliche Ordnung hinstellt." Das sei „von hoher praktischer Bedeutung." Natürlich, da kann sich jeder Pastor sofort als ein Prophet und Apostel mit göttlicher Autorität ausgerüstet geberden. „Es muß natürlich die feste Ueberzeugung hinzukommen, daß er die göttliche Mission hat, dies Wort (z. B. die Sünden in Gottes Namen zu erlassen und sie zu behalten, gut katholisch) rücksichtslos geltend zu machen, was ja nicht jedermanns Sache ist." (Und da soll man nun nicht vor dem Romanisiren warnen, wie ja Harleß a. a. O. auch gethan hat?) Die von uns hier bereits sehr rühmend angezeigte Schrift von Harleß: „etliche Gewissensfragen ꝛc." wird sehr kühl aber vorsichtig diplomatisch angerührt, denn noch ist Harleß zu bedeutend, bis er vielleicht dem Beispiele Kahnis folgt, denn in unsern Tagen ist Alles möglich; dann wäre freilich kein Erbarmen zu statuiren! Das vorsichtige Betasten der Schrift von Harleß zeigt sich in Redensarten, wie: „Harleß gibt im Unterschiede (!) von Stahl ꝛc., eine Theorie, die uns nicht zu passen scheint" (!) u. s. w. Hengstenberg ist froh, wenn er irgend etwas finden kann, worin Harleß mit Stahl übereinstimmt. Einige Seiten vorher wird die Stahl'sche Theorie vom Amt gerühmt; nun hat aber ein Pastor Vollert im Weimarschen, wie man ersieht, nichts Anderes gethan, als die Stahl'sche Theorie praktisch zur Anwendung gebracht. Das wird der Ev. K.-Z. zu stark, und sie fängt an, ganz vernünftig zu reden. Die praktischen Consequenzen werden ihr nämlich etwas zu kühn. Die Stelle lautet wörtlich wie folgt, und müssen wir das ganze Raisonnement als ein solches erklären, das wir selbst nicht besser hätten schreiben können: „Es läßt sich nicht leugnen, daß Past. Vollert in diesem Punkt (nämlich wo er das Recht für sich in Anspruch nimmt, Personen vom heil. Abendmahl auszuschließen) in einem principiellen Irrthum befangen war. Er huldigt dem Grundsatz des Past. Diedrich (des separirten Lutheraners in zweiter Potenz, s. Mitth. 19, 2) von der kirchlichen Selbstherrlichkeit des

Pastorates, der nur dann Sinn hätte, wenn die Pastoren unmittelbar vom Himmel herabfielen oder in der Weise berufen würden, wie David durch Samuel, so aber, da sie sich als Glied eines menschlichen Organismus darstellen, aller Begründung entbehrt; es ist nichts natürlicher, als daß die Pastoren der Behörde untergeben bleiben, aus deren Hand sie ihr Amt unter der Bedingung des Gehorsams gegen die kirchlichen Ordnungen erhielten. Pastor Vollert spricht diesen Irrthum klar und baar in einem Schreiben an den Großherzog aus: „Gott ist ein Gott der Ordnung, darum hat er zum Schutze der Unterthanen die weltliche Obrigkeit eingesetzt. In der Kirche aber (!) hat der Herr eingesetzt das heilige Pfarramt, als welches nicht mit Gewalt (wie großmüthig, das fehlt noch!), sondern durch die Predigt des Wortes Gottes und durch die Verwaltung der heil. Sacramente die Kirche regieren soll (also die Pastoren sollen die Kirche „regieren?" und da soll man nun nicht sagen, daß ein jeder kleine Vollert eigentlich Lust hat, Papst zu spielen?). Zu diesem Behufe hat der Herr (wo das der Mann her hat?) jedem Pfarramte zugetheilt das Amt der Schlüssel, das ist die Gewalt den Bußfertigen die Sünde zu behalten und die Sacramente zu weigern." (Allerdings sehr deutlich, aber falsch.) Es kümmerte ihn nicht, fährt die Ev. K.-Z. vortrefflich fort, daß die Belehnung eines einzelnen Individuums mit einer so ungeheuren Gewalt und die Preisgebung der Gemeinden an ihre mögliche Willkür und Leidenschaft, ohne Appellation, gegen alle gesunde Vernunft ist. (Ev. K.-Z. appellirt an die „gesunde Vernunft!" Manchem Leser wird das vielleicht nicht gefallen. Uns gefällt das schon ganz gut.) Es kümmert ihn auch nicht, daß alle alten (Ah! hier muß die „alte" Tradition neben der gesunden Vernunft ihr Votum abgeben!) Kirchenordnungen die letzte Entscheidung über den Bann (aber manche Pastoren sprechen auch bei uns gar zu gern vom „kleinen" Bann, und wollen sich diesen vorbehalten und citiren „alte" §§ aus dem 16. Jahrh.!) den Kirchenbehörden beilegen. Er meint: „das wäre ein Punkt, wo unsere alten Kirchenordnungen der Verbesserung (!) bedürften. (So sind die Herren! wo ihnen etwas aus der Reformationszeit und ihren echt-reformatorischen Ordnungen nicht gefällt, da reserviren sie sich das Recht, die Reformatoren „zu verbessern!" Als hätten sie Virchow gelesen, der da sagt: „die Reformation muß permanent sein.")

Jeder Pfarrer als ein Nachfolger Petri und der Apostel (wie gesagt, ganz wie Gregor VII. und Julius II. ꝛc.) überhaupt hat das Amt der Schlüssel." Soweit Hr. Vollert, der uns „in diesem Punkt" für die Tiara reif und würdig scheint. Nun die Ev. K.-Z. weiter: „Er übersieht, daß die Apostel nicht an einer einzelnen Gemeinde dienten, sondern über die Kirche im Ganzen gesetzt waren, daß also in diesem Punkte nicht die Pastoren ihre Nachfolger sind, sondern das Kirchenregiment. Er stellt sich, so unlutherisch wie nur möglich, mit seiner subjectiven Schriftauslegung über die Kirche u. s. w. — Auch verdient bemerkt zu werden, wie hämisch das Urtheil über Hase's Buch: „Polemik" (s. Mitth. 1. u. 2. c.) in den Worten sich zeigt: „Der Standpunkt des Verf., den er sich wohl hütet offen zur Schau zu tragen (?!), theils wohl (?) um den Wirkungskreis seines Buches nicht zu verengern, besonders aber weil er fühlt (woher weiß Hengstenberg, der Nierenprüfer, das Alles?), daß ein Individuum mit seiner subjectiven Ansicht gegen eine Kirche, und zumal gegen eine solche Kirche, einen mißlichen (?) Stand hat, ist nicht der unsrige. Wir sprechen es offen aus, daß fromme Katholiken uns innerlich weit näher stehen, als Dr. Hase." Ah! — [1])

Es war gewiß zeitgemäß zu erinnern (Stud. u. Kr. 1863, 1. Heft) an die Bedeutung des Heidelberger Katechismus in der reform. Kirche, den vor dreihundert Jahren am 19. Jan. 1563 Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz einführte. Es ist Thatsache, daß in der evangel. Kirche nur ein Katechismus eine extensiv und intensiv noch größere Bedeutung als der Heidelberger erlangt hat, nämlich der kleine lutherische. Diese beiden stehen als die Grundkatechismen der evangel. Kirche würdig neben einander; beide haben sich in den weitesten Kreisen verbreitet, beide haben in ihren Kirchen symbolisches Ansehn erlangt, beide haben eine Menge wechselnder Zeitströmungen überdauert. Die reform. Gemeinden haben von jeher das Gefühl nach Vereinigung lebhaft gefühlt. Standen doch die reform. Gemeinden überall, wo der Landesherr dem reform. Bekenntniß nicht zugethan war, gänzlich vereinzelt da, und das Bedürfniß nach einer Einheit groß. Ohne eine gemeinsame Leitung, ohne einen gemeinsamen Mittelpunkt,

[1]) Ob Antonelli oder Wessenberg dem Hrn. H. als „fromme Katholiken" gelten? Distinguendum est!

das war augenscheinlich, hätten sie unmöglich der mit so gewaltiger Wucht auf sie drückenden katholischen Kirche widerstehen können. Sie wären in ihrer Vereinzelung erdrückt worden. Die Geschichte lehrt auch, wie solche Gemeinden, die sich von einem größeren Organismus, dem sie noch nach göttlicher Fügung einverleibt waren, in separatistischer Weise absonderten, immer erkrankten und verkümmerten. Daß das nicht geschah, dazu hat der Heidelberger Katechismus wesentlich beigetragen. Prof. Plitt in Bonn, der Verf. jenes Aufsatzes, erinnert an die Anordnung des Heidelberger Katechismus, a) des Menschen Elend, b) des Menschen Erlösung, c) des Christen Dankbarkeit (nach dem Römerbrief). Er weist auf die streng systematische Ordnung des Ganzen hin: ein Glied wachse organisch aus dem anderen hervor, eine Frage hänge an der anderen, wie Glieder einer Kette. Was die Sprache anbetrifft, so rede dieser Katechismus die Sprache des Glaubens, des Lebens, der klaren Bestimmtheit. „Natürlich sei es freilich, daß uns nach dreihundert Jahren diese Sprache nicht mehr so anheimelt, wie die Zeitgenossen des Olevianus und Ursinus, daß uns vielmehr Manches fremdartig vorkommt. Es sei nicht mehr unsere eigentliche Muttersprache, aber es sollte uns doch schwer werden, einen Katechismus in unserer Sprache abzufassen und doch ebenso glaubens- und lebensvoll, ebenso concis und klar zu reden, wie unser alter Katechismus in seiner alterthümlichen Sprache redet. Das ist ja gerade etwas Großes, daß die Sprache des Glaubens stereotyper ist, als die Sprache des Salons, daß wir, wenn wir unseren Glauben bekennen, ebenso reden, wie unsere Väter geredet haben, wenn wir beten, ebenso beten, wie sie gebetet haben." —

Bei einer Anzeige der philosophischen Schriften der kathol. Professoren Sengler in Freiburg — Erkenntnißlehre — und L. Schmid in Tübingen — Grundzüge der Einleitung in die Philosophie — (welcher letztere zu seiner Zeit Prof. der kathol. theol. Facultät in Gießen, vom Domcapitel in Mainz zum Bischof erwählt, von der jesuitisch influencirten Curie verworfen wurde) äußerte sich der melanchthonische Kling, vieljähriger (†) Mitarbeiter der Stud. und Kr.: „dies ist wesentlich die Richtung eines Sengler und L. Schmid, eine Katholicität höherer Art, welche die echte protestantische Kritik nicht aus-, sondern einschließt: Befreiung des Subjects von der Autorität des Gegebenen

als solchen durch Vertiefung desselben in seinen eigenen und der Objectivität innersten Grund. Diesen Geist hat in Schmid, dem zum Bischof erwählten gediegenen Theologen, die römisch-jesuitische Partei wohl erkannt, und ihn, wie vom Bisthum, so von der amtlich theologischen Wirksamkeit hinweggedrängt. Solche Männer aber üben, bei aller Bescheidenheit und aller Zurückhaltung, mit der sie rein auf ihrem Gebiete sich bewegen, einen weiter greifenden reformatorischen Einfluß, und ihre Philosophie ist ganz dazu angethan, eine solche Richtung in der Theologie hervorzurufen und zu befördern, welche einen echten, thatkräftigen, die Erneuerung unseres ganzen Lebens anstrebenden, den wahren Protestantismus in sich tragenden Katholicismus zum Princip und Ziel ihrer Bewegung hat." Wir erklären uns mit dieser Richtung einverstanden, auf die Gefahr hin, eine „Parteistellung" einzunehmen. —

Die Ultramontanen können sich noch immer nicht beruhigen, daß die Erhaltung der Glaubenseinheit in Tyrol in neuester Zeit gefährdet worden ist. Die protestantische Kirche in Meran ist ihnen ein Dorn im Auge. Die liberale Strömung in Wien, der zu Folge die Evangelischen in Oesterreich von dem langen Druck aufzuathmen beginnen, mißfällt ihnen sehr. In Tyrol stand bis dahin nur der katholischen Kirche das Recht der öffentlichen Religionsübung zu, ja sogar konnte kein Protestant in Tyrol unbewegliches Vermögen sich erwerben. Das Alles wird jetz in Frage gestellt. Da mußte also der „Fürstbischof" von Trient in Bezug darauf im November vor. J. einen Hirtenbrief erlassen, und fordert zu öffentlichen Betstunden auf, um mit also vereinter Kraft „diese verabscheuungswürdigen Bemühungen vereiteln zu helfen, denn ein Strom der Bosheit bedrohe auch unsere Gränzen, innerhalb welcher sich bisher das kostbare Gut der katholischen Lehre unversehrt erhielt, und das Licht des Glaubens so rein wie die Luft unserer Berge glänzt!" — Weiter heißt es, man staune: „Ich halte für verdammungswürdige Intoleranz die Unterdrückung der Andersgläubigen in jenen Gegenden in welchen sie während eines langen Zeitraums Bürgerrecht erhalten haben (wie gütig!); aber ich halte es ebenso für eine strenge Pflicht, soviel möglich, ein Land und Volk vor der Pest des Irrthums unbefleckt zu bewahren, welche bisher von demselben unberührt blieb und dadurch seinen Ruhm und vorzüglichsten Reichthum verlieren würde. Der

Gefahr ist jetzt um so drohender, da diejenigen, welche den Thron (die alte bekannte Flöte wird nun geblasen!) erschüttern wollen, sich listiger Weise bemühen, den Irrlehren Eingang zu verschaffen, indem sie wohl wissen, daß ein Volk, welches der göttlichen Majestät die Treue gebrochen hat, sich nicht scheuen wird, dieselbe auch einer irdischen zu brechen. Ihr begreift daher, mit welchem Eifer die Wühler nach Entfernung der Schranken eindringen würden, um den Glauben zu verderben in einem Lande, welches denselben bisher unbefleckt bewahrt hat, und deswegen allein sich einer hundertjährigen Treue rühmen kann, denn nicht die Furcht, sondern die Gewissenhaftigkeit bildet treue Unterthanen." — Darnach will man uns einbilden, als wenn Katholischsein und treu Unterthansein identische Begriffe seien! O! — Auch der Bischof von Brixen hat eine Aufforderung zu besonderen Andachten für den heiligen Zweck der Erhaltung der Glaubensfreiheit, d. h. Fernhaltung der Protestanten von dem heiligen Lande Tyrol erlassen. Das Volk wird gehetzt. Die Hochwürdigen ziehen den Draht und die Marionetten tanzen, bis die Sache sich umkehrt! — So hat denn der Landtag in Innsbruck nach Wien die Bitte gestellt, daß in Tyrol wie bisher keine akatholische Gemeinde sich bilden dürfe; daß in Tyrol etwa sich dort aufhaltenden Evangelischen nur das Religions-Privat-Exercitium gestattet werde; daß das protest. Bethaus in Meran der Benutzung der dort weilenden Nichtkatholiken als Privat-Oratorium anheimgestellt bleibe. Ob auf diese Bitte das Ministerium Schmerling eingehen werde, hängt davon ab, wie mächtig und einflußreich die auch in Wien stark vertretene Jesuitenpartei zu reactioniren im Stande ist.

Es ist ungemein belehrend, zu erfahren, wie die geistigen Wandlungen des bekannten Dr. Vilmar, dieses „Chorführers und Tonangebers im Kirchthumrennen", sich im Laufe der Jahre abgewickelt haben. Ein sehr interessanter Aufsatz (Protest. Monatsbl. Novbr. 1862): „Die publicistische Thätigkeit Dr. Vilmars" gibt uns darüber Aufschluß. Wir haben zuweilen uns erzählen lassen, wie Einer „mit der Zeit" alle Phasen der zeitweiligen Gestaltung theologischer und kirchlich-praktischer Gedanken in sich durchmachte, nach der Reihe Rationalist, Pietist, Herrnhuter bis zuletzt Confessionalist ward, und auf diese Weise sich vollständig als ein „Kind seiner Zeit" documentirte. An diesem Beispiel hätten wir, angenommen, daß die Theorie richtig ist,

einen continuirlichen „Fortschritt", wenigstens es folgt immer ein „neues" Stadium. Bei Vilmar dagegen ist ein überaus merkwürdiges Schaukeln und Hin- und Herziehen sichtbar, dessen psychologische Deutung menschlicher Beurtheilung schwer fällt, aber als Thatsache constatirt werden mag. V. wird geschildert (geb. 1800) als Marburger Student ein begeisterter Burschenschafter, darauf ein Gelehrter von ebenso gründlicher als vielseitiger Bildung, besonders auf dem Gebiete der classischen und germanischen Philologie, der Theologie und Geschichte, zumal der Literaturgeschichte, aber auch wohlbewandert in vielen Nebenfächern seiner Berufswissenschaften, wobei ihm sein immenses Gedächtniß trefflich zu Statten kommt; ein Mann von christlicher Erkenntniß und Erfahrung, obwohl nicht frei von manchen Seltsamkeiten, Einseitigkeiten und Schroffheiten; ein muthiger und charaktervoller Kämpe für seine Ueberzeugung, aber freilich in seiner Polemik nicht selten von einer wahrhaft dämonischen Leidenschaftlichkeit; bei seinem reichen Schatz gediegener Kenntnisse von trefflichen Gaben für das praktische Leben; nicht nur ein ausgezeichneter Gelehrter, sondern auch ein anregender, fesselnder, auf Gesinnung und Willen nachhaltig einwirkender Lehrer sowohl für die Gymnasial- als Universitäts-Jugend, dazu ein die Herzen ergreifender Prediger, wiewohl er nur ausnahmsweise die Kanzel besteigt. Wie die Sprache der strengsten Wissenschaft, so steht ihm auch der populärste, bis zur Fassungskraft einer Bauergemeinde herabsteigende Ausdruck zu Gebote. Meisterschaft in der Kunst der Darstellung, in der Beherrschung der deutschen Sprache hat er namentlich in seiner unlängst in neunter Auflage erschienenen „Geschichte der deutschen National-Literatur" gezeigt. Neben dem tiefsten Ernst ist er soweit von allem Pedantismus und jeder Art von Kopfhängerei entfernt, daß er nicht nur in geselligen Kreisen durch seinen mit attischem Salz gewürzten Humor erfreut, sondern es auch nicht verschmäht, als Ehrengast den Wingolfiten-Commersen beizuwohnen und den Landesvater mitzumachen. Als in Kurhessen 1831 der erste Landtag berufen wurde, ward auch V., bereits seit einigen Jahren Gymnasiallehrer zu Hersfeld, dazu ordinirter Geistlicher, wegen seiner damals notorisch liberalen Gesinnung zum Abgeordneten von der Stadt Hersfeld erwählt. Bald darauf aber bekehrte er sich zu den kirchlichen und politischen Anschauungen des

seit Mai an die Spitze der Verwaltung getretenen Ministers Hassenpflug. Das war der erste Wandlungsproceß. Seitdem galt V., nunmehr Director am Gymnasium zu Marburg, allgemein für einen „Hauptreactionär", und hat sich auch gelegentlich, in seinen Schulreden, seiner „eifrigen nnd unbeugsamen, oder, wie die Welt sage, starren Ueberzeugung" ausdrücklich gerühmt. Doch, doch! keiner rühme sich seiner „Unbeugsamkeit" vor der Versuchung! Der vormärzliche V., abgesagter Feind alles unmännlichen Pactirens und Transigirens, entbietet unversöhnlichen Kampf der „mit wohlbekanntem mißtönenden Geschrei einbrechenden borstigen Rüsselheerde der Zeitideen", donnert wider die „moderne Barberei" und wider die besonders in der Tagespresse laut werdende „falsche Prophetie unserer Tage, welche den schwersten Gewitterschlägen in der politischen Atmosphäre vorangeht und die strengsten Strafgerichte, die Zerstörung unseres Daseins verkündet." So V., der bereits 48 Jahre alt war, als die frivole französische Februar-Revolution in den deutschen März-Bewegungen ihr Echo fand. Niemand hatte von einem Manne von so durchgebildeter Einsicht, von so scharf und bestimmt ausgesprochenem politischen und religiösen Charakter, von einem Manne, der sich erst vor Kurzem seiner „starren Ueberzeugung" ausdrücklich gerühmt, das geringste Zugeständniß an die veränderte Zeitströmung erwartet. Wie groß, wie unaussprechlich groß war daher allerseits das Erstaunen, als V. am 22. März 1848 mit dem Programm seines „hessischen Volksfreundes" hervortrat, worin die bestimmte Absicht verkündet wird, „aufrichtig, ehrlich und entschieden mitzugehen mit der Richtung, welche unseren öffentlichen hessischen Verhältnissen durch die landesherrlichen Erklärungen, Verheißungen und Anordnungen vom 6. und 11. März d. J. gegeben worden ist"! Dabei warnt V. vor dem Irrwege, man solle nicht meinen, „als sei man viel zu weit gegangen, als habe man viel zu viel eingeräumt, als hätte man nichts Eiligeres und Pflichtmäßigeres zu thun, als das Gegebene auf alle Weise zu beschränken und wiederum unter scheinbarem Festhalten an dem Buchstaben soviel von dem Gegebenen zurückzunehmen, als nur irgend möglich." Das war Wandlungsproceß Nummer zwei! Denn daß hier wirklich ein Bruch des nachmärzlichen V. mit dem vormärzlichen vorgegangen, möchte außer Zweifel gestellt sein. In V. war

der alte Burschenschafter wieder lebendig geworden. Die „Tragweite" der gewaltigen Märzerschütterungen hatte selbst diesen starken Geist überwältigt, so daß er gleich in der ersten Nummer seines Blattes aus vollem Herzen jauchzte: „Endlich hat man den Farben seiner Jugend, der schwarz-roth-goldenen Fahne, aus vollem Herzen laut entgegenjauchzen dürfen!"

Der spätere „Demokratenfresser", der einige Jahre später wieder „Vertreter wahrhaft conservativer Grundsätze und des alten Erbes altheſſischer Treue" sich nannte, schreibt 1848: „Das heſſische Volk ist *mit Recht* am 6. und 11. März mit unwiderstehlicher Gewalt gegen seine Regierung aufgetreten. Denn diese hatte Gesetz und Recht verachtet, die Freiheit der religiösen Ueberzeugung mit Füßen getreten, dem Volke alle Mittel zum gesetzlichen Wirken im Staate geraubt. Dies aber ist anders geworden seit dem 11. März. Das *Volk* hat sich eine *Regierung geschaffen*, zu der es Vertrauen hat ꝛc. Wir sind entschlossen, die gewonnenen Mittel, um alle weiteren Verbesserungen durchzusetzen, mit aller uns zu Gebote stehenden Kraft anzuwenden." Das war doch deutlich geredet! Das sagt nicht ein unweiser überspannter Jüngling, sondern ein fast fünfzigjähriger fertiger Mann, dazu Lehrer und Director des kurfürstlichen Gymnasiums zu Marburg, der Mann der prätendirten „eisernen Consequenz". Er redet (im Volksfr. 1848, S. 90) von dem wohlberechtigten nationalen Element in jener tiefeingreifenden Bewegung, von dieser „zweiten großen Erhebung des deutschen Volkes binnen eines Menschenalters." Er sagt (Volksfr. 1848, Nr. 37): „Die Volksrechte werden durch die Nationalversammlung in Frankfurt fest zugesichert, daß Niemand in der Welt diese Rechte uns wieder nehmen kann." Höchst liberal sagt er (Volksfr. Nr. 17): „Das Christenthum läßt die Frage: ob Republik oder Monarchie? ob absolute oder constitutionelle Monarchie? vollkommen frei, und das christliche Bewußtsein kann sich diesen, sowie anderen Formen des Staatslebens mit aller Hingebung anschließen. Die mit treuem Anschließen an die angestammten Fürstenhäuser erstrebte constitutionelle Sicherstellung der Volksrechte und centralisirte Stärkung der Bundesgewalt ist so wenig ein gewaltsames, unvermitteltes, ungeschichtliches Begehren, daß sie vielmehr schon seit 1815 von dem deutschen Volke mit *immer* steigendem Selbstbewußtsein erwünscht, erstrebt und

gefordert und je mehr und mehr auch von den einsichtsvollsten, besonnensten und loyalsten Männern als eine unausweichliche Nothwendigkeit erkannt worden ist." Es wird (Volksfr. 1848, S. 54) „die Zeit der alten listigen, despotischen, ja heuchlerischen Staatskunst Metternich's" gestraft: „daß das Metternich'sche System dem deutschen Volk seine Einheit, hiermit aber auch seine Kraft und folgeweise seine welthistorische Bedeutung verkümmerte, hierin muß der tiefere Grund der deutschen Staatsumwälzung gesucht werden.

Nun ein paar Jahre später! Da ändert sich das Urtheil Vilmar's gänzlich. Aus dem „Jahre der großen Erhebung" wird nun ein „Jahr der Schande", die nichtswürdigste aller Revolutionen (Volksfr. 1852, S. 282). Es wird (1851, S. 506) behauptet, „es habe sich unter den bedeutendsten lutherischen Charakteren kein einziger (!) gefunden, welcher nicht die Frankfurter Grundrechte als ein grobes Attentat der Welt auf das göttliche Gesetz mit dem ersten Blick erkannt hätte." Es wird gesagt — eine höchst komische Selbstkritik —: „unsere Conservativen, o jämmerlich, denn sie sagten zu Allem Ja, was einige verkommene Menschen und unreife Fabrikjungen ordneten, statt daß sie dem gesetzwidrigen und gefährlichen Treiben entgegengetreten wären; ihre geistige Trägheit, Bequemlichkeitsliebe ꝛc. machte sie jenen Nichtnützern und bärtigen und unbärtigen Jungen dienstbar" (1852, S. 286). Es wird (1851, S. 334) versichert: „wir haben immer (?) die Sache beim rechten Namen genannt, und von der Revolution von 1848 stets (?) behauptet, daß die Menschen, welche sich dabei betheiligt, entweder Verbrecher oder Narren seien. Wir haben hierdurch uns die maßlosesten Angriffe zugezogen, und diese still geduldet, ohne sie zu erwidern. Man fragt noch heute, wie wir dieses Alles so ruhig hätten hinnehmen können. Wir haben die Antwort gegeben, ohne uns zu überheben (?), daß wir in einer Gesellschaft von Thoren die einzig Weisen und unter Verbrechern die einzig Fehlerfreien seien." — O weiser Salomo! —

Es gibt Manches zu bedenken, wenn Fr. Thiersch an Prof. Lange in Pforta, München den 11. April 1830, schreibt: „Es ist Ihnen bekannt, daß meine Freunde nach wiederholten und vergeblichen Versuchen meine Wahl zum Rector der Universität durchgesetzt haben und der König sie gegen die Bewegungen und sogar Deputationen der geistlichen Partei bestätigt hat. Das Semester hat sich mit der

Sehr bezeichnend ist, daß es als „ein Verdienst Stahl's" — in seinem nachgelassenen Werk: „Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten, neue erweiterte Umarbeitung" — hervorgehoben wird, „daß er den modernen Traum von den Amtsträgern in der Kirche als bloßen „Gesellschaftsbeamten" (ein gut erfundenes Wort, um die Sache zu verhöhnen) so entschieden zurückweist, das Amt als eine göttliche Ordnung hinstellt." Das sei „von hoher praktischer Bedeutung." Natürlich, da kann sich jeder Pastor sofort als ein Prophet und Apostel mit göttlicher Autorität ausgerüstet geberden. „Es muß natürlich die feste Ueberzeugung hinzukommen, daß er die göttliche Mission hat, dies Wort (z. B. die Sünden in Gottes Namen zu erlassen und sie zu behalten, gut katholisch) rücksichtslos geltend zu machen, was ja nicht jedermanns Sache ist." (Und da soll man nun nicht vor dem Romanisiren warnen, wie ja Harleß a. a. O. auch gethan hat?) Die von uns hier bereits sehr rühmend angezeigte Schrift von Harleß: „etliche Gewissensfragen ꝛc." wird sehr kühl aber vorsichtig diplomatisch angerührt, denn noch ist Harleß zu bedeutend, bis er vielleicht dem Beispiele Kahnis folgt, denn in unsern Tagen ist Alles möglich; dann wäre freilich kein Erbarmen zu statuiren! Das vorsichtige Betasten der Schrift von Harleß zeigt sich in Redensarten, wie: „Harleß gibt im Unterschiede (!) von Stahl ꝛc., eine Theorie, die uns nicht zu passen scheint" (!) u. s. w. Hengstenberg ist froh, wenn er irgend etwas finden kann, worin Harleß mit Stahl übereinstimmt. Einige Seiten vorher wird die Stahl'sche Theorie vom Amt gerühmt; nun hat aber ein Pastor Vollert im Weimarschen, wie man ersieht, nichts Anderes gethan, als die Stahl'sche Theorie praktisch zur Anwendung gebracht. Das wird der Ev. K.-Z. zu stark, und sie fängt an, ganz vernünftig zu reden. Die praktischen Consequenzen werden ihr nämlich etwas zu kühn. Die Stelle lautet wörtlich wie folgt, und müssen wir das ganze Raisonnement als ein solches erklären, das wir selbst nicht besser hätten schreiben können: „Es läßt sich nicht leugnen, daß Past. Vollert in diesem Punkt (nämlich wo er das Recht für sich in Anspruch nimmt, Personen vom heil. Abendmahl auszuschließen) in einem principiellen Irrthum befangen war. Er huldigt dem Grundsatz des Past. Diedrich (des separirten Lutheraners in zweiter Potenz, s. Mitth. 19, 2) von der kirchlichen Selbstherrlichkeit des

Pastorates, der nur dann Sinn hätte, wenn die Pastoren unmittelbar vom Himmel herabfielen oder in der Weise berufen würden, wie David durch Samuel, so aber, da sie sich als Glied eines menschlichen Organismus darstellen, aller Begründung entbehrt; es ist nichts natürlicher, als daß die Pastoren der Behörde untergeben bleiben, aus deren Hand sie ihr Amt unter der Bedingung des Gehorsams gegen die kirchlichen Ordnungen erhielten. Pastor Vollert spricht diesen Irrthum klar und baar in einem Schreiben an den Großherzog aus: „Gott ist ein Gott der Ordnung, darum hat er zum Schutze der Unterthanen die weltliche Obrigkeit eingesetzt. In der Kirche aber (!) hat der Herr eingesetzt das heilige Pfarramt, als welches nicht mit Gewalt (wie großmüthig, das fehlt noch!), sondern durch die Predigt des Wortes Gottes und durch die Verwaltung der heil. Sacramente die Kirche regieren soll (also die Pastoren sollen die Kirche „regieren?" und da soll man nun nicht sagen, daß ein jeder kleine Vollert eigentlich Lust hat, Papst zu spielen?). Zu diesem Behufe hat der Herr (wo das der Mann her hat?) jedem Pfarramte zugetheilt das Amt der Schlüssel, das ist die Gewalt den Bußfertigen die Sünde zu behalten und die Sacramente zu weigern." (Allerdings sehr deutlich, aber falsch.) Es kümmerte ihn nicht, fährt die Ev. K.-Z. vortrefflich fort, daß die Belehnung eines einzelnen Individuums mit einer so ungeheuren Gewalt und die Preisgebung der Gemeinden an ihre mögliche Willkür und Leidenschaft, ohne Appellation, gegen alle gesunde Vernunft ist. (Ev. K.-Z. appellirt an die „gesunde Vernunft!" Manchem Leser wird das vielleicht nicht gefallen. Uns gefällt das schon ganz gut.) Es kümmert ihn auch nicht, daß alle alten (Ah! hier muß die „alte" Tradition neben der gesunden Vernunft ihr Votum abgeben!) Kirchenordnungen die letzte Entscheidung über den Bann (aber manche Pastoren sprechen auch bei uns gar zu gern vom „kleinen" Bann, und wollen sich diesen vorbehalten und citiren „alte" §§ aus dem 16. Jahrh.!) den Kirchenbehörden beilegen. Er meint: „das wäre ein Punkt, wo unsere alten Kirchenordnungen der Verbesserung (!) bedürften. (So sind die Herren! wo ihnen etwas aus der Reformationszeit und ihren echt-reformatorischen Ordnungen nicht gefällt, da reserviren sie sich das Recht, die Reformatoren „zu verbessern!" Als hätten sie Virchow gelesen, der da sagt: „die Reformation muß permanent sein.")

miſcher Schablone hinarbeiten, iſt man ebenſo aufm
und wachſam, jede freiere Regung wiſſenſchaftlicher
ſchung zu „verwerfen", zu „verdammen", zu „verk
und mit aller Macht und Gewalt, über die man ve
kann, zu unterdrücken. Das hat in den letzten M
der Profeſſor und Dr. der Philoſophie in München Fr
hammer erfahren. Seine Schriften, namentlich „E
tung in die Philoſophie 1853, über die Freiheit der
ſenſchaft 1861, Athenäum Jahrgang 1862" ſind au
index prohibitorum geſetzt, und Pius IX. hat in
Bitte an den ehrwürdigen Bruder Gregor, Erzbiſchc
München und Freiſingen, die päpſtliche Willensmeinu
dieſer beklagenswerthen Sache dargelegt: de Apost
nostrae potestatis plenitudine praedictos libros
byteri Frohshammer tamquam continentes prc
tiones et doctrinas, respective falsas, errone
perniciosissimas Ecclesiae ejusque auctoritati et
bus injuriosas reprobamus, damnamus, ac pro r
batis et damnatis ab omnibus haberi volumus!
öffentliche Meinung auch in Bayern und München
ſich aber durch dieſe päpſtlichen Verdammungsurtheile
irre machen. Die Studenten in München haben in
Feſtzuge dem Profeſſor F. in einer Adreſſe ausgeſpr
daß „wenn die Freiheit der wiſſenſchaftlichen Forſchun
einer fremden (!) Autorität beſtritten wird, wenn die
ſter der Wiſſenſchaft in ihrem Streben behindert w
dann ziemt es ſich auch, daß ihre Jünger nicht fern b
im Streit, ſondern einſtehen für die Berechtigung der
Wiſſenſchaft, der Wahrheit. Darum, heißt es weiter,
auch die unterzeichneten Mitglieder der Hochſchule Mü
daß ſie eine heilige Verpflichtung haben, neben dem F
dem Forſcher, der für die freie Wiſſenſchaft in die S
ken getreten iſt, zu ſtehen, und ihm zum mindeſten zu
daß auch ſie mit Entrüſtung (!) jeden Eingriff in die
der Wiſſenſchaft, in die ewigen Rechte des Menſchen
zurückweiſen" u. ſ. w.

I.

Abhandlungen und Aufsätze.

1.

Worin besteht die Popularität einer Volkspredigt?

Vortrag auf der öselschen Synode 1862.

Von

Pastor M. Körber zu Anfekülk.

(Schluß.)

III. Sie sei praktisch.

Zunächst weisen wir in diesem Abschnitte darauf hin, daß der Volksprediger stets aus dem vorliegenden Texte einen solchen Stoff entnehmen müsse, der dem Standpunkte und dem Bedürfnisse des Volkes im Allgemeinen und insbesondere seiner Gemeinde entspreche, mit anderen Worten, der Gegenstand oder das Thema der Predigt muß allemal der Art sein, daß sich das Volk und die einzelne Gemeinde daraus für sein Leben etwas entnehmen könne. Hiernach ist alles rein Dogmatische ausgeschlossen. Es wäre z. B. höchst unpraktisch, wenn ein Volksprediger zum Gegenstande seiner Predigt die Lehre von dem Verhältnisse der drei göttlichen Personen zu einander nehmen wollte oder von der communicatio idiomatum und nun definiren und erklären würde, was unter Wesen, Person, Natur und Eigenschaft zu verstehen sei. — Luther sagt von solchen hinsichtlich der Wahl des Stoffes unpraktischen Predigern: „Verflucht und vermaledeiet seien alle Prediger, die in Kir-

chen nach hohen, schweren und subtilen Dingen trachten und dieselben dem Volke fürbringen und davon predigen" — und Sailer: „die Augenblicke, in denen es uns vergönnt ist, Seelen zu erbauen, sind zu kostbar, als daß sie mit Untersuchung von Schulfragen verderbt werden dürften." —

So viel über die Wahl des Stoffes zur Predigt. Nun noch über die Anwendung auf Herz und Leben. Es kann ein Prediger seinen Stoff faßlich und behaltbar, concret und prägnant behandeln, und dennoch kann der Einzelne wähnen, die Predigt gehe wohl die andern, aber nicht ihn an. Es genügt nicht, eine bestimmte Wahrheit aus Gottes Wort so ganz objectiv hinzustellen und nun, auf die dem Worte Gottes innewohnende Kraft vertrauend, es jedem Zuhörer zu überlassen, die gepredigte entwickelte Wahrheit auf sich selbst zu beziehen und anzuwenden. Diese Anwendung auf sich selbst kann wohl der Gebildete machen, aber nicht das Volk, das in dieser Beziehung dem eben aus dem Ei gekrochenen Küchlein eines unserer Hausvögel gleicht. Es genügt nicht, diesem Küchlein das Futter nur hinzustreuen, man muß das Küchlein zum hingestreuten Futter herzubringen und durch eine gewisse Bewegung mit der Hand es zum Fressen veranlassen. — Wie aber der Prediger die Anwendung auf den Zuhörer zu machen habe, darüber wollen wir uns hier nicht weiter auslassen, dazu giebt jede gute Homiletik Anweisung. Viel wichtiger ist es uns, darauf hinzuweisen, daß alle Belehrung der Homiletik hierüber nichts fruchtet, wenn der Prediger nicht zugleich in seiner Gemeinde Seelsorger ist. Freilich sind wir hier wieder bei einem recht faulen Fleck angelangt. Es fehlt unsern Predigten oft an dieser praktischen Seite, weil wir das Volk nicht so kennen, wie wir es als Volksprediger kennen sollten. Mancher bewegt sich sein ganzes Amts-

leben hindurch in der ſüßen Illuſion, nicht nur im Allgemeinen ein ganz tüchtiger Landprediger zu ſein, ſondern auch insbeſondere die Gabe zu beſitzen, praktiſch predigen zu können. Aber weit gefehlt! Praktiſch predigen kann nur der, welcher Seelenpraxis in ſeiner Gemeinde treibt. Aber freilich mancher heißt ungefähr mit eben dem Rechte ein Seelſorger, als lucus a non lucendo. — Jedes Ganze beſteht aus ſeinen einzelnen Theilen. Wer dieſe nicht kennt, dem fehlt auch die überſichtliche Anſchauung des Ganzen. Niemand wird ein Hiſtoriker aus Compendien, erſt das gründliche Studium der Specialgeſchichten wird ihn dazu machen. Wie ſich einzelne Individuen von einander unterſcheiden durch leibliche und geiſtige Phyſiognomie, die durch Anlage, Erziehung und Verhältniſſe bedingt ſind, ſo beſtehen auch Unterſchiede zwiſchen den einzelnen Gemeinden in ſittlich religiöſer Beziehung. Wie nun ein pädagogiſcher Vater bei der Erziehung ſeiner Kinder die Eigenthümlichkeit des einzelnen Kindes liebend berückſichtigen wird, alſo muß auch der geiſtliche Vater, der Prediger und Seelſorger in ſeinen Predigten liebend und fürſorgend Rückſicht nehmen auf den geiſtlichen Zuſtand und die geiſtlichen Bedürfniſſe ſeiner Gemeinde. Wollte z. B. ein Paſtor, der eine ganz todte Gemeinde hat, dieſelbe dringend von der Kanzel, auf Grundlage des vorliegenden Textes, — vor Scheinheiligkeit und geiſtlichem Hochmuth warnen, ſo kann zwar alles, was er ſagt, an ſich wahr ſein, nur nicht in Beziehung auf ſeine Gemeinde, alſo völlig verfehlt, — unpraktiſch — nur dazu geeignet, die ohnehin todte Gemeinde noch mehr einzuſchläfern. Und das thut er, weil er ſeine Gemeinde als Seelſorger noch nicht kennt. — Wer alſo kein treuer Seelſorger iſt, der kann auch nimmer ein praktiſcher

Prediger sein. Denn, wie Cl. Harms sagt: „der Pastor sammelt und arbeitet für den Prediger.“ Wohl mancher unter uns wird es aus Erfahrung bezeugen können: wenn in der Woche oder auch noch am Sonntag Morgen ein seelsorgerischer Fall unsern innern Menschen tief bewegte, wie dann der Eindruck dieses Falles auf uns oft unbewußt sich in unserer Predigt abspiegelte und ihr eine speciellere Färbung, ein lebhafteres Kolorit verlieh, während in Zeiten, wo wir keine Gelegenheit zur Seelsorge hatten oder haben wollten — unsre Predigt einen mehr allgemeinen, farblosen Charakter annahm. Beweist nicht diese Erfahrung, daß der Pastor den Prediger macht?

Aber mancher Prediger meint allen Ernstes das Volk zu kennen, da er ja oft in amtliche und geschäftliche Berührung mit ihm komme! Allein die amtliche und geschäftliche Berührung liefert uns nur eine oberflächliche und einseitige Kenntniß des Volkes. Mit dieser oberflächlichen und einseitigen Kenntniß werden wir nie praktisch zu predigen im Stande sein. Um praktisch predigen zu können, bedarf es einer ganz andern, tiefer gehenden Kenntniß des Volkes und der Einzelnen in der Gemeinde. — Wie traurig muß es um eine Predigt in der Kirche stehen, wenn ein Gemeindeglied mit Recht die Aeußerung thun kann: „unser Prediger liebt es nicht, wenn man ihn als Seelsorger incommodirt“! — Ja es ist allerdings ein unangenehmes Incommodirtwerden (wenn man nämlich kein Herz für das arme Volk hat), solch einen Bauern mit seiner Weitläufigkeit, Unklarheit, Sentimentalität ꝛc. anhören zu müssen. Aber nur so, — wenn wir ihn sein Herz ausschütten lassen — lernen wir ihn in geistlicher Beziehung kennen und können ihm helfen, — und der Segen der Seelsorge an dem Einzelnen fließt in unsere

Predigten hinüber auch für die andern. Was würde wohl ein solcher Pastor, der es nicht liebt, durch Seelsorge suchende Gemeindeglieder in seiner ländlichen Gemächlichkeit incommodirt zu werden, sagen, wenn man noch hinzufügt, der Pastor muß nicht nur mit dem Seelsorge suchenden oder der Seelsorge bedürftigen Bauern vertraulich herzgewinnend in seinem Studirzimmer reden, sondern ihm auch freundlich einen Stuhl reichen. — Der Bauer spricht ganz anders, — offener — wenn er vertraulich dem Pastor gegenübersitzt, als wenn er steif vor dem Pastor steht und demselben vielleicht gar die Ungeduld ansieht. — Ja laßt uns doch nur erkennen und offen bekennen, es besteht nicht nur zwischen „dem Ehsten und seinem Herrn" eine tiefe Kluft, sondern auch zwischen dem Ehsten und seinem Pastor. Diese Erkenntniß aber sporne uns allezeit an, mit selbstverleugnender Liebe als treue Seelsorger die tiefe Kluft zu überbrücken! Es ist nicht unmöglich! — Das beweisen uns Gott sei Dank so manche Pastoren unserer vaterländischen Kirche, die als treue Seelsorger arbeiten, und daher auch auf diesem alleinigen Wege praktisch zu predigen gelernt haben! — Wer so glücklich ist, eine kleine Gemeinde zu haben, dem steht noch ein ganz besonderes Mittel zu Gebote, die Gemeinde kennen zu lernen, wir meinen den Verkehr mit dem Volke in ihren Häusern. — Wenn die Leute sehen, daß der Pastor es nicht verschmäht, auch nicht amtlich in ihre niedrigen durchräucherten Hütten zu kommen und mitten unter ihnen sitzend mit ihnen vertraulich redet, wie man eben im gewöhnlichen Verkehr zu reden pflegt, — so gewinnen sie ein rechtes Vertrauen zu ihm und reden rückhaltlos und offen. Da blickt man denn wie durch ein im Bienenstock angebrachtes Fensterglas hinein und sieht manches, was das Volk bei seinem ver-

schlossenen und mißtrauischen Charakter dem Deutschen gegenüber sorgfältig zu verbergen sucht. — Und so schließen wir denn diesen Abschnitt mit Wiederholung des zu Anfang aufgestellten Satzes: Nur der Prediger wird praktisch predigen, der in seiner Gemeinde ein Pastor ist, — wie ja auch nur der ein rechter Landwirth ist, der die Beschaffenheit seines Bodens kennt und darauf stets Rücksicht nimmt bei der Bearbeitung und Saat.

Um aber den bis hierher aufgestellten Anforderungen an eine Volkspredigt genügen zu können, ist es durchaus nöthig, daß man die Eigenthümlichkeit der Sprache des Volkes kennt, zu dem man predigt, und so gelangen wir zu dem 4. Erforderniß einer populären Predigt:

IV. Die Sprache sei **volksthümlich.**

Wie sehr fehlt uns noch dieses Erforderniß! Wir sprechen eigentlich kein Ehstnisch, sondern ein Deutsch-Ehstnisch, voll Germanismen in Wendungen, Redensarten und Gedankenbildung. Ja mancher unter uns spricht vielleicht im gewöhnlichen Verkehre schon ein ziemlich genuines Ehstnisch, kaum aber hat er die Kanzel bestiegen, da spricht er schon wieder sein gewohnheitsmäßiges Kanzel- oder Pastoren-Ehstnisch, ungefähr in der Art unsrer ins Ehstnische übersetzten Agende. — Mag er nun auch den bis hierher aufgestellten Anforderungen zu genügen bemüht sein, mag er concret, behaltbar und praktisch predigen, seine Gedanken treten dennoch in einem unvolksthümlichen Gewande auf und finden nicht den leichten Eingang, den sie im volksthümlichen Kleide finden würden. Wir gehen aber noch weiter und sagen: wir müssen nicht nur der äußerlichen volksthümlichen Ausdrücke und Wendungen uns bedienen, sondern auch volksthümlich denken. — Dieses aber er-

nen wir wieder nur im sich selbst verleugnenden vertraulichen Verkehre mit dem Volke. Denn es ist jedem aufmerksamen Beobachter des Volkes aufgefallen, daß dasselbe unter sich eine andere Sprache spricht nach Ausdruck und Gedankenbildung, als mit einem Deutschen, dem es sich sehr oft accommodirt. — Sagen wir aber wohl zu viel mit der Behauptung: Da unser Beruf von der Stunde der Ordination bis zum Abruf fast ausschließlich in diesem Volke aufgeht, so sollten wir doch mit Ernst darnach trachten, der Sprache dieses Volkes so mächtig zu werden, als unserer Muttersprache? — Was Caspari vom deutschen Volke sagt, das gilt auch von unserem Volke: „Was jenen volksthümlichen Ausdruck findet, das geht auch dem Volke zu Kopf und Herzen. Was jenen Ausdruck nicht findet, das kommt nicht zum Keimen im Volksgemüth". — Lassen wir daher die stereotype pastorenhafte Kanzelsprache, laßt uns auch an heiliger Stätte zum Volke reden in des Volkes Sprache! das wird dem Volke mehr zu Kopf und Herzen gehen! — Freilich müssen wir uns bei diesem Streben nach volksthümlicher Sprache wohl vor einer Klippe hüten. Wir dürfen wohl derb zum Volk reden, das liebt es, — doch nie trivial, oder gar ans Komische grenzend, was mit Unwillen aufgenommen wird. Denn dem Volke ist Gefühl für Kanzeldecenz nicht abzusprechen. — Wir sollen auf der Kanzel des Volkes Sprache reden, d. h. nach Palmer's Ausdruck „populi, non plebis". — Als ein vicarirender Pastor auf der Kanzel einen Säufer mit den krugsüblichen Ausdrücken ungemein lebhaft schilderte, war die Gemeinde über diese Verletzung der Kanzelwürde indignirt. — Unter den deutschen Volkspredigern steht wohl L. Harms als ein Muster da, was volksthümlichen Ausdruck und Derbheit anlangt, obwohl er

bisweilen ins Komische verfällt, was vielleicht seiner Ge
meinde nicht anstößig ist. Denn steht ein Prediger in einer
solchen Verhältnisse zu seiner Gemeinde wie er, so sieht
die Gemeinde manches nach, was sie sich von einem ande
ren nicht gefallen lassen würde. Haben wir doch auch i
unserer vaterländischen Kirche einen Landpastor, der, v
seiner Gemeinde geliebt und in Segen wirkend, bei sein
nicht zu leugnenden Volksthümlichkeit, sich dennoch auf d
Kanzel Ausdrücke und Bilder erlaubt, die auf fremd
Kanzeln stets Anstoß erregten. — Man sollte sich ab
doch an heiliger Stätte einen Zügel anlegen in dieser B
ziehung, denn es kommen ja auch Leute aus benachbart
Kirchspielen in unsere Gemeinden, und auch denen sollt
wir beim Anhören des Gotteswortes keinen unnützen A
stoß geben oder wenigstens nicht ihre Aufmerksamkeit a
Augenblicke abziehen. — Wie unpassend an heiliger Stä
ist es, wenn ein Prediger dem verlorenen Sohne die Wo
in den Mund legt: „Hole der Henker das ewige Sitz
und Lernen", — (im Vaterhause) und „Wart, Alterch
ich werde deine Batzen schmelzen, wenn ich sie nur e
habe, und werde deine alten Thaler und Goldvögel d
unter die Leute kommen lassen", — oder wenn man d
Herrn im Gespräche mit Nikodemus sagen läßt: „das
dir zu schwer, du dummer Kerl? ich will dir noch ga
andere Nüsse zu knacken geben", — oder wenn man se
inniges Verhältniß zum Herrn so ausdrückt: „ja lie
Leute, ich habe einen lieben Dutzbruder im Himmel, u
dem stehe ich schon seit langen Jahren auf du und du".
Solche Ausdrücke ziehen vielmehr ab, als an, und w
möchten solchen Predigern immer zurufen was 2 Mos. 3
geschrieben steht: „ziehe deine Schuhe aus von dein
Füßen, denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heilig

Boden". — Also predige volksthümlich, doch nicht trivial und unnützen Anstoß erregend. — Wie wir aber die Volksthümlichkeit des Sprache lernen, ist schon angedeutet, durch liebenden Verkehr mit dem Volke. Gewinne das Vertrauen des Bauern, rede du nicht so viel, sondern lasse ihn reden und sein Herz ausschütten. Denn er redet eine andere Sprache, wenn ihm sein Herz warm geworden und er das Zutrauen zu dir gewonnen hat, daß du ein Herz hast ihn anzuhören. Thue auch, was Luther that, der, um recht genuines Deutsch zu hören, wie er selbst sagt: „den Leuten aufs Maul sah, wie sie auf dem Markt und auf der Gasse unter einander sprachen".

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über den Periodenbau. Es ist unvolksthümlich in langen Perioden mit beziehungsreichen Zwischensätzen zu reden. Enthält der Vordersatz zu viel, so ist er längst vergessen, wenn der Nachsatz beginnt, es findet keine Ueberschau, also kein Verständniß statt. Dem Volke gegenüber muß man in kurzen Sätzen reden, etwa wie Ahlfeld und H. Müller. —

Es bleibt uns nun noch übrig etwas über den Vortrag zu sagen.

V. Der Vortrag sei fesselnd.

Warum? Das Volk bei seiner Ungeübtheit im Denken, hat nicht die Fertigkeit, mit Leichtigkeit dem Gedankengange eines andern zu folgen. Hierzu kommen noch zwei äußere Umstände, die meist in unseren Kirchen jene Unfertigkeit steigern. Wir meinen die oft betäubende Ausdünstung und die leibliche Ermüdung durch den zurückgelegten Weg und die Wochenarbeit. Diese Dämme zu durchbrechen, thut Noth, und wir können es zum Theil durch die Art und Weise unseres Vortrags, d. h. wenn wir ganz frei

reden, ohne jegliche Gebundenheit ans Concept. Denn die abgeleſene Predigt, entſpreche ſie auch allen bisher behandelten Erforderniſſen der Popularität, verliert ſehr viel von dem die Aufmerkſamkeit des Zuhörers Feſſelnden und ſein Herz Erfaſſenden. — Denn vorausgeſetzt, daß eine gründliche Vorbereitung im Studirzimmer vorausgegangen iſt, wird in der freien Rede bei der erregten Stimmung Angeſichts der Gemeinde, für die man einſt Rechenſchaft abzulegen hat, — ſo manches noch concreter, prägnanter praktiſcher und eindringlicher aus des Predigers Herzen und Munde kommen. Ich kann mir zwar bei meiner Vorbereitung im Zimmer meine Gemeinde vorſtellen und auf ſie Rückſicht nehmen, aber es iſt doch ein Unterſchied, Jemand ſich vorſtellen und Jemand vor ſich ſehen. — Hierzu kommt noch, daß ich in der freien Rede viel tiefer von meinem zu predigenden Gegenſtande ergriffen werde, als wenn ich meine im Studirzimmer ausgearbeitete Predigt ableſe. Dieſe meine Ergriffenheit von meinem Gegenſtande aber fühlt der Zuhörer mir an und das erfaßt ihn auch. In der freien Rede bin ich und meine Predigt Eins, bei der abgeleſenen Predigt aber unterſcheidet der Zuhörer meine Perſon von meiner Predigt, als Arbeit. Dazu kommt ferner, daß ich in der freien Rede meine Stimme ſo richten und wenden kann, daß der einzelne Zuhörer den Eindruck empfängt, als redete ich von Anfang bis zu Ende nur mit ihm allein, was von großer Bedeutung iſt. — Daher halten wir auch nicht viel von der ſtehenden Gewohnheit der allgemeinen Anrede mancher Prediger, die oft nur ein Flickwort oder Ruhepunkt iſt. — Das unmittelbar an den Einzelnen ſich wendende „Du" faßt vielmehr an. Denn der Bauer kann bei der allgemeinen Anrede oft meinen die anderen ſind angeredet, nicht ich. — Aber in den

„Du“ liegt viel eher eine Nöthigung, die anderen zu vergeſſen, und die Anrede auf ſich zu beziehen. Alles dies zuletzt Hervorgehobene rechnen wir zu dem Feſſelnden des Vortrags und glauben ein ſo großes Gewicht auf dieſes Moment der Popularität legen zu müſſen, daß es uns zu der Behauptung veranlaßt: der nicht frei redende Prediger kann nie ein populärer Volksprediger ſein, auch wenn ſeine abgeleſene Predigt allen ſonſtigen Erforderniſſen einer populären Predigt entſpricht. —

Es verſteht ſich eigentlich von ſelbſt, daß ein Prediger, deſſen Predigt in freier lebendiger Rede gleichſam den Eindruck eines fortwährenden Geſpräches mit der Gemeinde macht, — nicht gleich einem Werſtpfahl daſtehen wird, ſondern, daß er unwillkürlich die Lebendigkeit ſeiner Rede mit der entſprechenden Bewegung des Körpers, bald hierher bald dorthin ſich wendend, begleiten wird. Die Stimme ſei laut, nicht ſchreiend oder polternd, doch lieber zu laut, als zu leiſe. Von dem leiſe und dadurch auch unverſtändlich redenden Prediger hält das Volk gar nichts. Vor etwa einem Menſchenalter predigten auf zwei benachbarten Kanzeln in der Nähe von Dorpat zwei Prediger, der eine mit einer wahren Löwenſtimme, der andere mit einer ganz dünnen ſchwachen Stimme. Das Volk durch den auffallenden Gegenſatz zum Vergleiche veranlaßt, nannte den einen anerkennend: „taewa passun“ (Himmels-Poſaune), den andern aber verächtlich: „heina ritsik“ (Grille). — Obgleich laut, ſei der Vortrag doch langſam, damit das im Denken ungeübte Volk folgen könne, doch ja nicht phlegmatiſch ruhig und einſchläfernd. Dies Letztere verträgt das Volk eben ſo wenig, als das leiſe Reden. — Obgleich langſam, ſei der Vortrag doch lebendig, warm, eindringlich — und richtig betonend. Die Eintönigkeit des

Vortrags wirkt auf das zum Schlafen geneigte Volk wie ein süßes Schlummerlied. O wie mancher Landprediger, dessen schlechter Vortrag auf den Zuhörer wie eine starke Dosis Opium wirkt, täuscht sich, wenn beim Schluß seiner Predigt hier und da ein sentimentales „Oech!" ertönt. Wir haben als Zuhörer oft bemerkt, daß Schläfer durchs Amen und die diesem folgende rauschende Bewegung der Gemeinde aus ihrem süßen Kirchenschlafe aufgeweckt, diesen ausdrucksvollen Ton von sich gaben. Aus dem Ausdruck ihres Angesichts konnte man deutlich lesen, daß dieser Ausruf mehr ein Ausdruck des Bedauerns war, im süßen Schlafe so bald gestört zu sein, als, was der schließende Prediger meinte, ein Ausdruck der Zustimmung zum Inhalt seiner Predigt, die sie ja selbstverständlich im Schlafe nicht hören konnten.

So haben wir denn in Vorstehendem ein Bild der Popularität einer Volkspredigt zu geben versucht, wie sie uns als ein Ideal vorschwebt. Aus den behandelten Momenten scheint uns nun die allgemeine Definition der Popularität dahin zu resultiren, daß sie die Fertigkeit des Volkspredigers sei, das Volk durch Inhalt und Form der Predigt zu fesseln, oder um uns bildlich auszudrücken: das ist der populäre Volksprediger, der das Volk von Anfang bis zu Ende seiner Predigt wie mit einer unsichtbaren geistigen Hand faßt und hält.

Brüder! Da wir nun einmal unserem Berufe nach Volksprediger sind, — so laßt uns auch in Wahrheit Volksprediger werden! Doch nie bei diesem Streben vergessen — (und dies hebe ich ausdrücklich zum Schluß meiner Arbeit hervor, damit auch nicht einer von euch bei diesem meinen starken Betonen der Popularität mißverstehe, als sei mir die Popularität Nr. 1) — also nie ver-

gessen, daß die größte Popularität ohne den heil. Geist oder die gründliche Herzensbekehrung bald nichts andres ist, als „eine klingende Schelle und ein tönendes Erz", — wie uns ein abschreckendes Beispiel in unserer vaterländischen Kirche vor Augen schwebt.

„Wollt ihr Posaunen der Gnade sein,
Räumt euch der Gnade erst selber ein!"

Nach Vollendung dieser Arbeit kam uns ein Aufsatz über populäre Predigtweise in der Evang. K.-Ztg. zu Gesicht, welcher also schließt, und das sei auch unser Schluß:

„Schließlich muß aber doch daran erinnert werden, daß die Popularität eine Gabe ist, die vom Herrn kommt. Wer sie nicht empfangen hat, wird nimmer ein großer Volksredner werden. Soll man darauf hin träge die Hände in den Schooß legen? Das wäre die Weise des unnützen und faulen Knechtes, der seines Herrn Pfund im Schweißtuch vergräbt. „Bete und arbeite", heißt es auch hier. Bete, da ohne Gebet doch alle Arbeit vergeblich ist, arbeite aber auch in der bezeichneten Weise daran, zum Volk in seiner Weise reden zu können, als wenn alles Beten nichts ausrichten könnte."

2.

Gott oder Welt?

Eine Studie aus der Neuzeit.

Von

Propſt Döbner.

Motto: Ohne Divinität ſinkt die Humanität zur Beſtialität herab.
Auberlen.

Unſere Religion hat einen feſten, ſichern, unwandelbaren Gehalt, und ſo gewiß es einen lebendig wirkenden perſönlichen Gott giebt, ſo ſteht dieſer Gehalt mit dem Gott unſerer Religion in dem unmittelbarſten Zuſammenhange. Alles Heilige, Ernſte, Schöne, — alles wahrhaft Edle, Wahre, Gute hat ſeinen Urſprung nicht aus der Welt, ſondern aus Gott, iſt nicht Menſchenwerk und Menſchenſündlein, ſondern iſt des höchſten Gottes Erweiſung am Menſchenherzen, am Menſchengeiſte, am Menſchenleben. Darauf beruht die Divinität unſerer Religion.

Der Glaube iſt für uns das Mittel, daran Theil zu haben. „Ohne Glaube iſt es unmöglich, Gott gefallen“ (Ebr. 11, 6). — Der Glaube, als Aneignungsmittel, ſchließt ein zweifaches Moment in ſich: — von Seiten Gottes das Geben, — (denn auch vom Glauben gilt Joh. 3, 27) — von Seiten des Menſchen das Nehmen. Gott gab (offenbarte) ſich von Alters her. Er ſprach durch Moſes und die Propheten; er gab ſeinen Sohn; er wirkt noch heute durch ſeinen Geiſt in ſeinem Worte, in ſeinen Heilsmitteln, in ſeinen Führungen. Darin ſpricht der Geiſt von oben, der Geiſt Gottes zu uns. Er ruft das sursum corda und richtet uns zu ſich hinauf. — Es giebt aber noch einen andern Geiſt, den Geiſt von unten, der aus

der Creatur kommt, den Geiſt dieſer Welt. Wie jener das Siegel der Divinität, ſo trägt dieſer den Stempel der Creatürlichkeit, oder, in ſofern er ſich an das Ebenbild Gottes im Menſchen ſchließt, den der Humanität. Humanität iſt die creatürliche Blüthe des Gottesgeiſtes im Menſchen. Sie iſt edel und ſchön, ſo lange ſie Licht und Leben nimmt aus dem Geiſte Gottes, ſie ſinkt ins Gemeine und Niedrige, ſobald ſie dem creatürlichen Geiſte die Herrſchaft überläßt. Damit verfällt ſie dem Eigenwillen und der Selbſtſucht. Es ſoll hinfort nicht mehr gelten, was Gott will, ſondern was der Menſch will. Mit dieſer Abkehr iſt jedem ſubjectiviſtiſchen Streben Thür und Thor geöffnet. Wie auf einer ſchiefen Ebene gleitet der Fuß unſicher hinab und ſinkt dem ſenſualen Thier- und Seelenleben in den Schooß, — der Beſtialität. Das iſt der nothwendige Prozeß, der alsbald beginnt, ſobald das Wort der Schlange: „Ja, ſollte Gott das geſagt haben?“ in die Seele tritt und der nur dann einen günſtigen Ausgang gewinnt, wenn der Sünder ſich unter das Kreuz Chriſti rettet. Dieſen Vernichtungs-Prozeß der Divinität im Menſchen bekunden einzelne Individuen und ganze Völker. Sie fühlten ſich als Menſchen in edlem Sinne, ſo lange ſie aus den friſchen Lebensquellen des Gottes-Geiſtes ſchöpften, — ſie ſaßen nach jener nordiſchen Sage am Fuße der Leben gebenden Eſche und es quoll ein unſterblicher Quell erfriſchend Tag und Nacht zu ihnen hervor. So die Mythe. Es hat aber jede bedeutungsvolle Mythe ein Doppelgeſicht, das aus der Vergangenheit in die Zukunft blickt. Sie ſchwebt, in ſo weit ſie Wahrheit enthält, zwiſchen Himmel und Erde. Es ſprechen Züge des Geiſtes in ihr, der aus Gott ſtammt, ſie gehören aber noch zu ſehr dem Traumleben, der Einheit des Menſchengeſchlechtes an, als daß ſie wirklich Bedeutung

gewinnen könnten. Von der Mythenbildung bis zur Verwirklichung ist daher immer noch ein großer Schritt. Diese tritt erst ein, wenn nach dem Rathschlusse Gottes, also unter besonderer Mitwirkung Gottes, die Zeit erfüllet ist, und auch nicht gleich in völliger Ausbildung. Die Anfänge zeigen sich vereinzelt als Thaten Gottes im Wirken und Handeln der Menschen; sie erhalten damit symbolische Bedeutung für die Zukunft. Dadurch weisen der Stein, die Wolke, das Meer der aus Egypten ziehenden Israeliten auf Christus (1 Cor. 10, 1—4). Die Mythe gehört noch ganz dem Gedanken an, das Symbol ist der sich verkörpernde Gedanke in seiner beginnenden Verwirklichung. Bis zur vollen Verwirklichung sind dann wiederum Zeitmaaße, deren Länge oder Kürze in Gottes Hand liegt. Was der Geist Gottes die Väter der Vorzeit ahnden ließ, — was dann hier und da im symbolischen Worte, in der symbolischen That ins Leben trat, das wurde erst, „als die Zeit erfüllet war", in seine volle Wirklichkeit gesetzt. Christus ist für die alte Zeit der Anfang und das Ende; in ihm erfüllten sich alle Verheißungen, und freudig schauten die Mitlebenden „seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit, als des eingeborenen Sohnes vom Vater", voller Gnade und Wahrheit. „Was in ihm seine volle Verwirklichung fand, das tritt abermals in Beziehung auf die Zukunft als Symbol auf. Seine Niedrigkeit, sein dienender Gehorsam, sein Leiden, sein Tod, — ja selbst seine Auferstehung und seine Himmelfahrt haben symbolische Bedeutung. Sie alle zwecken darauf hin, jede einzelne Menschenseele, und mithin auch alle zusammen, zu lösen von Sünde, Tod und Teufel, d. h. zu erlösen, und sie durch den heiligen Geist ins Himmelreich zu führen. Der Ausbau des Himmelreiches oder Gottesreiches auf Erden in seiner Herrlichkeit ist der End-

eck aller neuteſtamentlichen Offenbarung, iſt der Endzweck
ler Wege Gottes in der nächſten wie in der fernſten
ukunft. Das Kreuz, als Zeichen des von Chriſto gezeich-
ten Weges, ſymboliſirt für uns ſo Richtung wie Ziel
d Zweck, — es iſt für uns der Lebensbaum, an deſſen
ße Waſſer des ewigen Lebens quellen. So weit wir
t in der Wahrheit ſtehen, giebt es keine Humanität, als
e unter dem Kreuze Chriſti gewonnene. Die frühere
riſtliche Zeit ſuchte ſie in den ſogenannten „Alten", und
achte dadurch das Wort in Mißcredit. Und noch jetzt
ebt es viele, die in außerchriſtlichen Geiſtesblüthen Hu-
anität ſuchen; ſie löſen die Sache von der rechten Wurzel
nd berauben ſie dadurch ihres Werthes. Für uns kann
ur die Humanität Werth haben, die in Jeſu Chriſto er-
orben und gewonnen wird, und die das Kreuz zum Sinn-
ild hat. Das iſt es, was das N. T. mit dem Ausdrucke
Chriſtum anziehen" bezeichnet. „Ziehet an den Herrn
eſum Chriſtum" Röm. 13, 14 (vergl. Gal. 3, 27 und
1 der Ausführung Col. 3, 12 und ferner) „Wer Chriſtum
ngezogen hat, verleugnet ſich ſelbſt, nimmt das Kreuz auf
ch und folgt ihm nach". Seine Humanität wird durch-
ungen, gehoben von der Divinität Jeſu Chriſti.

Anders iſts aber, wo die Humanität ſich in ſelbſtge-
wollter Abkehr von Chriſto der Divinität des Gottmenſchen
äußert. Da zieht ſie die niederen Formen der Senſua-
tät an, und ſinkt, wenn die Gnade Gottes nicht waltet
i erbarmender Liebe und den Sünder aus dem Schlamme
mporhebt, zur Beſtialität hinab. In ihrem urſprünglichen
Weſen iſt die Humanität ein Lauſchen auf die Stimme
Gottes, ein williges Fügen in den Willen Gottes. Sobald
ier das Ziſchen der Schlange Gehör findet: „Ihr werdet
it nichten des Todes ſterben, — ihr werdet ſein wie

Gott"; — mit dieſem Momente beginnt die Abkehr von Gott. Nicht mehr dienen, ſondern herrſchen, iſt hinfort der Wahlſpruch. Zum Herrſchen aber gehört eine niedere Sphäre, denn über das Höhere kann man einmal nicht herrſchen, — und ſomit zieht die Humanität jene niederen Formen an ſich bis zur Beſtialität. Dieſe niederen Formen brauchen gerade nicht die des Fleiſches und blos thieriſchen Genuſſes zu ſein; ſie ſind eben ſo häufig ſenſuell und möglichſt vergeiſtigt. Sie bieten ein ungemein reiches Feld. Ihnen dienen Künſte und Wiſſenſchaften durch alle Abſtufungen des Bildens in Worten und Stoffen, in Tönen und Farben, in Darſtellungen von Natur- und Menſchenkräften, von den feinſten Genüſſen des Luxus und der Tafel in den Häuſern der Reichen, bis zu den grob-ſinnlichen Freuden der Spelunken. In keinem Stücke iſt der Weltgeiſt rühriger, thätiger, erfindungsreicher geweſen, als eben in dieſem. Unſeren Tagen iſt es vorbehalten, zu häufen, was eine lange Vorzeit darin gewonnen, erworben und geleiſtet hat, und durch hundertfältige Mittel der Erfindung und ungemein reicher Entdeckungen die Summe bis ins Unendliche zu mehren. Das Culturleben der Gegenwart iſt darin unerſchöpflich. Rühmte man an den Römern und Orientalen das Maſſenhafte, ſo iſt in unſeren Tagen die Mannichfaltigkeit und Feinheit zu rühmen, und ſie wird ausgebeutet nach Vermögen in allen Schichten der Geſellſchaft. Die Receptivität und freie Stellung unſerer geſelligen Kreiſe in allen Klaſſen giebt den Prieſtern und Prieſterinnen dieſer Künſte eine reiche Ausbeute, und ſie richten ihre Altäre nicht blos an den Orten zahlreichen Zuſammenfluſſes, und nicht blos in Städten, Schlöſſern und Paläſten auf, ſondern beſuchen auch die einſamen Häuſer und Hütten der Armen. Ein Lied, ein Bild, ein

Buch, ein Luxusartikel ſchleicht ſich jetzt bis in jede Wohnung, und bringt, je nachdem damit Gott oder der Welt gedient iſt, oder je nachdem jeder Einzelne ſie anſchaut, unbeachtet und unbewußt eine Richtung entweder zur Divinität, oder zur Beſtialität mit ſich. So iſt unſere Culturwelt heutigen Tages occupirt von oben bis unten von dem Geiſte der Zeit, der Mode, des Luxus, — von jenem Geiſte, den Fauſt citirte, aber nur Mephiſtopheles beherrſchte! Unſere Culturwelt lebt und bewegt ſich heut zu Tage in Hütten, Häuſern und Paläſten, andere Formen giebt es nicht. Das Nomadenleben haben wir den Beduinen überlaſſen, — auf das Waſſer tragen wir unſeren Luxus und Comfort mit hinüber, — die Luft nur bleibt einſtweilen noch den Winden, Wolken und Vögeln. Unter 1288 Millionen Menſchen, die ihren Fuß auf die Erde ſetzen, ſind 335 auf den Namen Jeſu Chriſti getauft, und alſo der chriſtlichen Kirche angehörend. Sie alle werden ſich nach ihrem augenblicklichen Seelenzuſtande in eine der bezeichneten Ordnungen hineinfügen laſſen. Die chriſtliche Kirche, als Pflegerin der Divinität, iſt zur Wächterin geſetzt über die heiligſten Intereſſen dieſer Seelenzahl, — ja ſie hat den Ruf weiter vorzudringen mit dem Kreuze und es aufzupflanzen, wo es bisher noch nicht war. Dieſe Miſſion iſt ihr geworden, und ſie kann und darf ſich ihr nicht entziehen. (Ezek. 3, 16—21. Matth. 28, 19. 20.)

„Aber wo iſt die Kirche? Was bedingt die Kirche in ihrem Weſen?" — „Iſt ſie etwa nur in den Köpfen der Geiſtlichen, oder im dritten Glaubensartikel?" — So höre ich hier Viele fragen. — Wir ſehen ſie nicht, — wir hören blos von ihr ſprechen. Getauft oder ungetauft, es iſt doch alles eins. Wir gehen hinaus in die Grenzen des türkiſchen Reiches, — ſtatt des Kreuzes erblicken wir

den Halbmond. Es ändern ſich eben nur Formen, und auch dieſe kaum bei der Verallgemeinerung der humaniſtiſchen Civiliſation. — Wir haben es mit iſraelitiſchen Glaubensgenoſſen zu thun, und viele finden auch hier keinen Unterſchied. — Wir leben unter griechiſchen Chriſten, unter Katholiken, unter Proteſtanten, hören ſprechen von Reformirten, Lutheranern, Hochkirchlichen, Diſſenters, und wie die Bezeichnungen ſonſt noch heißen mögen, und finden überall daſſelbe. Ein Menſchenherz gleicht dem andern, wie ein Ei dem andern. Ueberall dieſelben Leidenſchaften, — dieſelben Ziele, — dieſelben Mittel und Wege, nur mehr oder weniger modificirt nach Nationalität, Klima, Sprache und Cultur. Der Europäer und der Aſiate, der Südſeeinſulaner und der Eskimo; ſchwarz, weiß oder farbig, — es gehört Alles dem genus bipes an, und ſondert ſich in beſondere species nicht nach Kirche und Religion, ſondern nach Breite- und Längen-Graden, nach Gebirgs- und Waſſerzügen, nach Hoch- oder Tiefländern, nach Inſeln oder Continent. — Was iſt denn nun da die Kirche? Wer zeigt uns namentlich das Unterſcheidende unſerer Kirche? So fragen auch wir. Sie beſteht doch nicht in dem bloßen Namen, — ſie muß doch ſichere Unterſcheidungsmerkmale haben. Sind es blos äußere Formen, ſo können wir ihnen keine Bedeutung einräumen. Iſt's aber ein abgegränzter, organiſirter Stand, — ſei er ein Stand von Prieſtern, oder von ſogenannten Geiſtlichen, der die Kirche ausmacht, ſo finden wir daſſelbe in der Türkei, in China und Japan, ja auch bei jedem heidniſchen Volke. Heidenthum und Chriſtenthum, Muhamedanismus und Judenthum ſtehen ſich darin ganz gleich. Nach dem Urtheile einer Frau, die inſtinktmäßig alle Winkel der Erde nach Reptilien und Religionen durchforſchte, ſind auch im Uebrigen Heiden und

Christen einander ganz gleich, wenn nicht jene noch gar einen bedeutenden Vorzug vor diesen haben. Sie sagt bei Gelegenheit ihres Aufenthaltes in Borneo [1]): „Die freien Stämme der Dayaker haben einen wirklich edlen, unverdorbenen Charakter" — und als einige dieser edlen Individuen ihr in einem Flechtwerk frisch abgehauene Menschenköpfe vorsetzten, stellt sie folgende Betrachtungen an: „Ich konnte nicht umhin zu bedenken, daß wir Europäer nicht besser, ja im Gegentheile schlechter sind als diese verachteten Wilden. Ist nicht jedes Blatt unserer Geschichte voll Schandthaten, Morde und Verrätherein jeder Art? — Was läßt sich vergleichen mit den Religionskriegen in Deutschland und Frankreich, mit der Eroberung Amerikas, mit dem Faustrecht, mit der Inquisition? und selbst in neueren Zeiten, nachdem wir vielleicht feiner und gebildeter in der äußeren Form geworden sind, sind wir deshalb weniger grausam? — Nicht eine kleine, elende Hütte, gleich den rohen, unwissenden Dayakern, sondern geräumige Hallen, die größten Paläste, könnten manche berühmte Männer Europas mit den Köpfen schmücken, die ihren herrschsüchtigen und ehrgeizigen Plänen zum Opfer gefallen sind!"

Man verzeihe mir diese Digression. Ich glaubte damit die Urtheilsweise zu charakterisiren, wie man sie noch so häufig in unseren modernen Kreisen findet. Man übersieht eben gewöhnlich die Hauptsache, — man wirft den Kern mit der Schale weg, ohne ihn aus seinen Hüllen zu schälen und in seinem Gehalte zu prüfen. Hängen die Dayaker ihre abgehauenen Feindesköpfe in ihren Hütten über ihren Häuptern auf, so charakterisirt das eben ihre

[1]) Ida Pfeiffer: Meine zweite Weltreise 1. Theil Seite 90 und ferner.

Bestialität, — während unsere „berühmten Männer" von einer Idee getragen, und zur Realisirung dieser Idee (wenn sie auch eine vor einem höheren Richterstuhle verwerfliche sein mag) eben nicht anders können als zerstörend auftreten. Sie schmücken die Stätten ihrer Triumphe, — und das sind hier die Siege der Idee, — mit Kunstwerken, Ehrensäulen, Siegeshallen, und wie die Decorationen über dem Moder oder auf der Brust sonst heißen mögen, um eben damit zu zeigen, daß sie kein Wohlgefallen habe am Werke der Zerstörung, sondern am Erfolge, — am Siege der Idee. Gebunden im Menschsein lodert die Flamme des prüfenden, wägenden, herrschenden Gedankens in ihnen auf. Dieser Gedanke wird zur Idee, und wenn nach Plato die Ideen göttlichen Ursprungs sind, so richtet sie sich damit empor zur Gottheit. Sie erreichen sie zwar nicht, weil sie der eigenen Idee folgen und nicht sich beugen unter die Idee Gottes, unter den Gehorsam Christi. Leuchtete doch einmal, wie sein Lebensbeschreiber Las Cases berichtet, die Idee des Gehorsams Christi selbst in Napoleon I. in seiner abgedrungenen Erniedrigung überraschend hervor, und veranlaßte ihn zu der bekannten Aeußerung gegen den General Bertrand. Wahrheit kann nur sein in einer Idee, und diese ist eine gegebene, geoffenbarte; will nicht gesucht, sondern angenommen sein, darf nicht accommodirt, zugeschnitten und der Zeit angepaßt werden, sondern bleibt ganz und unalterirt ewig dieselbe „Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit."

Fragen wir nun nach der Idee der christlichen Kirche, und das müssen wir, wenn wir uns als Christen selbst bewußt werden wollen; so finden wir sie ausgedrückt, von den verschiedensten Seiten gefaßt und jedem Verstande zu

gänglich in den Gleichnissen Christi vom Reiche Gottes oder dem Himmelreiche. In ihnen ist die Idee niedergelegt, der Ausbau und die Einführung in die Wirklichkeit dem in der Folgezeit wirkenden Geiste überlassen. Im Dienste dieses Geistes wirkten die Apostel weiter, insbesondere Paulus. Dieser Apostel verlieh der Idee Fleisch und Blut, indem er sie in den bekannten Stellen auf den Leib Christi zurückführte. (Eph. 1, 22. 23. — Röm. 12, 5. — Col. 1, 18. — Eph. 4, 15. 16.) Hierin ist die Summa aller Lehre von der Kirche enthalten. Hiernach haben wir denn auch die verschiedenen Kirchen in Betreff der in ihnen liegenden Wahrheit in der Erscheinungsform zu prüfen. Wir können uns nicht versagen, in Betreff der römisch-katholischen Kirche ein Wort Luthardt's in seiner Betrachtung des Gespräches Jesu mit Nikodemus, Seite 1, hier anzuziehen. Er sagt, es sei das Streben der römischen Kirche gewesen, das gesammte natürliche Leben in seine kirchlichen Kreise und Dienstbarkeit zu nehmen, und allem Natürlichen nur in dem Maaße Recht und Wahrheit zuzugestehen, als es ein Verhältniß zur Kirche einnahm. „Das galt nicht blos für das Leben der Staaten," fährt er fort, „deren Berechtigung sich nach dem Dienstverhältnisse zur Kirche normirte, sondern auch für das gesammte übrige Leben, auch für Handel und Wandel, dem die Kirche Gesetze gab; so sollte die Welt, indem sie kirchlich wurde, eine Einheit bilden. Und von jeher hat dieses Bild eines in sich einheitlichen Lebens in vielen Gemüthern den Zug der Sehnsucht erweckt. Aber die Einheit war eine blos äußerliche, die sich in ihre Elemente auflösen mußte; denn nicht blos, daß ein großes Gebiet berechtigten Weltlebens außerhalb der kirchlichen Beherrschung verblieb, es ward sich das natürliche Leben auch je länger je mehr seiner

Selbstständigkeit bewußt und stellte das Recht der Kirche in Frage. Es bildete sich jene humanistische Geistesrichtung aus, welche des Christenthums und seiner eigenthümlichen Weltanschauung sich zu entledigen drohete, ohne daß die Kirche mit ihren überkommenen Mitteln darüber Herr zu werden vermochte."

Es ist bekannt, welchen Einfluß die frei schaffende humanistische Literatur im Zeitalter der Reformation auf den Sturz der katholischen Kirche in Deutschland, den Niederlanden, der Schweiz und Frankreich übte. Es ist aber auch bekannt, wie die Reformatoren in jenen Ländern die humanistischen Studien in den Bereich der Kirche zogen, und ihnen so den einzig berechtigten Halt wiesen, und mit Recht findet Luthardt in der angezogenen Stelle darin ein Verdienst der Reformation, „daß sie den irdischen Bestand des Christenthums gerettet habe durch die Erkenntniß, daß das Christenthum vor Allem ein inneres persönliches Verhältniß zu Gott und nicht ein äußerliches Ding sei, so daß neben demselben das selbstständige Recht des natürlichen Lebens gewahrt bleiben und nicht erst durch äußere Verkirchlichung gewonnen werde. Nicht die Dinge und Gebiete sind christlich zu machen durch ihr Verhältniß zur Kirche, sondern die Christlichkeit der Person im Glauben macht das Thun in diesen Sphären christlich und heilig; daher giebt es auch nicht eine besondere Heiligkeit in apartem Thun, sondern das berufsmäßige Thun im Glauben ist des Christen rechte Heiligkeit."

Das ist der einzig richtige Standpunkt unserer, der protestantischen Kirche, — das ihre Idee. Mag die Form nach Ort und Zeit verschieden sein, — mögen ihre Lehrer und Prediger ihre Aufgabe vollkommen oder unvollkommen erfüllen, — mag man sie mit mehr oder weniger Kirchen-

gewalt betrauen, – mögen die außerkirchlichen Glieder sich zu ihr in ein innigeres oder lockreres Verhältniß stellen, die Mission der protestantischen Kirche bleibt immer dieselbe: die Versöhnung mit Gott durch Jesus Christus. Das wollten die Reformatoren mit ihrem sola fide bezeichnen. Diesem Principe sollen und müssen die geistlichen Führer der lutherischen Kirche insbesondere treu bleiben. Denn der lutherischen Kirche ist's vom Herrn ganz besonders zugetheilt, die rein innere Glaubensseite zu vertreten. Daß sie darin sehr häufig nicht verstanden wird von ihren eigenen Kirchengliedern, – ja daß sie verkannt und gemißachtet wird, – darf sie nicht befremden. Mancher ermüdet auf demselben; mancher wälzt die Schuld auf die Führer; mancher sinkt zur Seite hinab in den Schmutz; mancher läßt sich gefangen nehmen durch Blendwerk. Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer da nicht hat, von dem wird auch das genommen, was er hat. Darum prüfe ein Jeder sein selbst Werk; und alsdann wird er an ihm selber Ruhm haben, und nicht an einem andern.

Diese Votivtafel haben wir hiermit der lutherischen Kirche Livlands vor die Augen hängen, und an ihre Glieder die Frage richten wollen „Gott oder Welt?" Aber als Warnung möge zur Seite des Weges das Wort stehen: Ohne Divinität sinkt die Humanität zur Bestialität herab. Mag das Wort Humanität einen noch so zauberhaften Klang ausüben, mögen Tausende dafür schwärmen, – die ächte Humanität beugt sich demüthig unter das Kreuz Christi, nur so kann sie sicher sein, nicht zu versinken in den Schmutz feinerer oder gröberer Sinnlichkeit.

3.

Was ich gewollt.

Ein Friedenswort

von

E. Sokolowski, Pastor zu Ronneburg.

Indem ich nachfolgende Zeilen als Erwiderung auf „nicht jede Antwort ist eine Antwort" von meinem lieben Amtsbruder H. Guleke (Mittheil. 19, 2) unter die Aufschrift „ein Friedenswort" stelle, bin ich mir wohl bewußt, daß es nicht in meiner Macht steht, die von uns Mittheil. 18, 1 und 6 besprochenen theologischen Gegensätze auszugleichen. Dennoch glaube ich mich der genannten Ueberschrift bedienen zu dürfen, weil diese aufgenommenen Zeilen den Kampf nicht fortzuführen, sondern zu beschränken, ja was mich anlangt, zu beschließen beabsichtigen. Bei jeder Controverse ist zweierlei möglich. Entweder sie verbreitet und verzweigt sich mehr und mehr, zieht zunächst näher dann ferner Liegendes mit in den Kampf und zeigt so die Intention der Fortführung desselben -- oder sie zieht sich auf das Nothwendigste zurück, sucht sich über dieses mit dem Gegner zu verständigen und zeigt so die Intention des Friedens. Verständigung mit meinem Gegner beabsichtigen nachfolgende Zeilen und schließen sich insofern dem letzten Absatze meiner „offenen Antwort" an, der nicht so übel gemeint ist, wie mein Amtsbruder Mittheil. 19, 2, S. 141 ihn findet. Natürlich werde ich auch die anderweitig in der „livländ. Correspondenz" (Baltische Monatsschrift 6, 6) und im „Laien-Votum" Mittheil. 19, 1 gegen mich erhobenen Bedenken zu berücksichtigen haben, den „offenen Brief" Feuilleton der Rig. Ztg. 1863 Nr. 19

habe ich bereits privatim beantwortet[1]). Sollte ich aber in diesen Zeilen etwas übergehen, was meinen geehrten Gegnern wesentlich erscheint, so bitte ich dafür kein anderes Motiv bei mir zu suchen als die bereits ausgesprochene Absicht, mich auf die Punkte unserer Controverse zu beschränken, die zum Zweck der Verständigung nach meiner

[1]) Auf persönliche Reclame gedenke ich mich nicht einzulassen. Wir sind ja Christen und müssen einander tragen, da Jeder eben seine Art hat zu lieben und zu streiten, wenn nur nicht ohne Liebe gestritten wird. Hat meine heiße Art in der offenen Antwort Jemanden verletzt, so bitte ich um Vergebung. Habe ich mich nicht immer streng an die Worte meines Gegners gehalten, sondern oft nur den Sinn bestritten, den ich in den Worten fand, so glaube ich das „Laien-Votum", welches mich S. 46 und 55 ff. dafür besonders in Anspruch nimmt, zur Rechtfertigung dieser Weise als Beispiel anführen zu dürfen. Ehrlich bestrebt, meine Worte zu kritisiren, hat sich mit Druck- und Schreibefehlern sowie mit Suchen von Widersprüchen abmühen müssen, während es das Sachliche fast ganz bei Seite liegen ließ — und ist doch dem nicht entgangen, in meinen Worten Oxymora, glänzende Tiraden ꝛc. zu finden, die ich nicht in sie gelegt. Daß Guleke diese meine Weise „wenig gewissenhaft" nennt (S. 98), finde ich schon darum unberechtigt, weil er sie selbst nicht befolgt (S. 110, 112, 116 ꝛc.). Ich meinen Theils erkläre gern, daß ich mich durch keinen der, gegen mich gerichteten, persönlichen Angriffe verletzt fühle. Um aber Mißverständnissen vorzubeugen, die aus der ersten Anmerkung meines Amtsbruders Guleke entspringen könnten, glaube ich schließlich bemerken zu müssen, daß ich am 1. April v. J. bei meinem Amtsbruder anfragte, nicht ob er mir persönlich antworten werde, wenn ich ihn angriffe, sondern ob er sich nicht für verpflichtet halte, den bekannten beiden Feuilleton-Artikeln entgegen zu treten. Darauf antwortete er mir am 4. Mai, er werde es natürlich nicht thun, wohl aber mir öffentlich antworten, wenn ich ihn öffentlich angriffe. Waren die Lobeserhebungen, die er wegen seines Aufsatzes erhielt und der mit ihnen verbundene Tadel gegen seine Amtsbrüder verdient, warum sind sie ihm dann schmerzlich gewesen? Waren sie ihm aber schmerzlich, warum wies er sie nicht zurück, als ein alter Freund ihn darum anging, sondern nöthigte diesen, ihm noch Schmerzlicheres zu sagen als schmerzliche Lobeserhebungen?

Ueberzeugung mit Nothwendigkeit hervorgehoben werden müssen. Solcher Punkte finde ich aber drei.

1) Was ich unter lutherisch kirchlicher Richtung verstehe. Die lutherisch kirchliche Richtung, wie ich sie verstehe, und an deren Herrlichkeiten ich, wie mein Amtsbruder S. 109 sagt, in der That meine Freude habe, finde ich nicht blos in den Theologen, sondern auch in der Gemeinde. Wo die Gemeinde sich in allen ihren Lebensbeziehungen auf das lautere Evangelium und die laut desselben gereichten Sacramente erbaut, und die Theologie, sei es als Wissenschaft, sei es als pastoraler Dienst, das Evangelium und die Sacramente zum Bau der Gemeinde lauter darreicht — da ist kirchliche Richtung. Verliert die Theologie den Trieb die Gemeinde zu erbauen, so verliert sie auch die kirchliche Richtung und wird, vorausgesetzt, daß sie am lautern Evangelio ꝛc. bleibt, evangelischer Hierarchismus. Verliert dagegen die Gemeinde den Sinn für die kirchliche Theologie, so verliert auch sie die kirchliche Richtung und wird, vorausgesetzt, daß sie am Evangelio festhält, in irgend welchem Sinne evangelisch sectirerisch. Der kirchlichen Richtung folgend, weiß die Gemeinde sich als Trägerin der Theologie, deren Fundamentallehren sie selbst kennt und in ihrem Katechismus, ihren Liedern ꝛc. treibt, und weiß die Theologie sich berufen zum wissenschaftlichen und praktischen Dienste der Gemeinde und zwar so, daß in ihr die Gemeinde sich selbst dient und erbaut. Es ist also vom Standpunkte der kirchlichen Richtung wohl richtig, wenn Guleke S. 104 sagt: Theologie nenne ich die wissenschaftliche Darstellung des Inhaltes der göttlichen Offenbarung, — aber es ist nicht genügend, denn es fehlt der Zusatz: im Dienste der Gemeinde. Dieser Dienst der Gemeinde aber giebt der

Theologie das kirchliche Amt, welches also nicht außer und vor, sondern vom Herrn selbst in und mit der Gemeinde gesetzt ist: (1 Cor. 12, 28) cf. Harnack: die Kirche, ihr Amt ꝛc. S. 37 ff. Meiner, in der offenen Antwort vertretenen Meinung nach darf also kirchliche Richtung mit Recht nur diejenige genannt werden, in welcher Gemeinde und Theologie organisch verbunden und ebenso unterschieden (1 Cor. 12, 29. 30) dem vom Herrn gesetzten Zwecke der Kirche (s. Punkt 2) nachleben, daher kirchliche Richtung. Jede specifische Unterscheidung zwischen Gemeinde und Theologie, durch welche das Dienstamt der Letzteren irgend wie von dem allgemeinen Priesterthume der Gemeinde (1 Petr. 2, 5. 9) getrennt wird, muß ich demnach als hierarchisch verwerfen. In diesem Sinne sprechen auch unsere Symbole, z. B. Apologie zu Art. VII. und VIII. der Augsburg. Conf.: die rechte Kirche stehet nicht auf Prälaten. Wenn nun Guleke nur von einer kirchlichen Richtung der Theologie spricht, die Theologen die Herren der kirchlichen Richtung nennt (S. 136), sie sich fürchten läßt vor dem Verluste ihrer bisherigen Herrschaft in der Kirche (S. 140), ihnen den, von mir unserer Zeit gemachten, Vorwurf der Selbstverbitterung zurückgiebt (S. 109 u. 128) und als bekannt voraussetzt, daß die lutherische Kirche eine Pastoren- oder Theologenkirche sei (S. 117) — so greift er damit nicht die kirchliche Richtung an, die ich vertrete, sondern den Hierarchismus, den ich verwerfe und in unserer Landeskirche, Gott Lob, nicht finde. Mir scheint hiermit das erste Moment einer möglichen Verständigung mit meinem Gegner hervorgehoben zu sein.

2) Was ich unter Gemeinde im Unterschiede vom Publikum verstehe. Ich nenne die Gemeinde in

meiner offenen Antwort S. 500 ſchriftgemäß die Braut Chriſti und S. 515 die Menſchheit, ſofern ſie aus Waſſer und Geiſt wiedergeboren iſt zu dem mit Chriſto verborgenen Leben in Gott, während das Publikum mir die Menſchheit iſt, ſofern ſie von den verſchiedenen Zeitſtrömungen in ihren Anſchauungen beſtimmt wird und dieſe zu öffentlicher Geltung bringen will. Hierbei gebe ich zu, daß das von mir im Sinne begrifflicher Unterſcheidung nicht ſachlicher Scheidung gebrauchte entweder — oder von meinen geehrten Gegnern in der „livländiſchen Correſpondenz" und dem „Laien-Votum" ſo verſtanden werden konnte, als meine ich, die chriſtliche Gemeinde könne nicht Publikum, und dieſes nicht in der chriſtlichen Gemeinde ſein, wenn ſie nicht, wie Guleke S. 126, dem ich das danke, den folgenden Satz mit berückſichtigen wollten. Nach den von mir gebrauchten Ausdrücken verſtehe ich aber unter Gemeinde im weiteren Sinne oder Kirche (Apologie a. a. O. ecclesia large sic dicta) die ganze getaufte Menſchheit, in welche eben durch die Taufe der perſönliche und lebendige Chriſtus hineingeſetzt iſt (Gal. 3, 27) als Princip eines neuen Lebens in Gott oder einer ſich fortentwickelnden Wiedergeburt. Dieſes Leben Chriſti in der Gemeinde und der Gemeinde in ihm iſt aber ein Geheimniß (Eph. 5, 32), ein Liebeswunder Gottes, und auf dem Gebiete der Gnade dem analog, was auf dem Gebiete der Natur die gottgeordnete, eheſtiftende Liebe zwiſchen Mann und Weib iſt, daher die Gemeinde die Braut Chriſti (Joh. 3, 29). Dieſes Brautverhältniß wird von Seiten Chriſti geſetzt und erhalten durch das Evangelium und die Sacramente (Matth. 28, 19 f.) einerſeits, damit die Gemeinde eins ſei in ſich und mit dem Vater und

dem Sohne (Joh. 17, 21), damit ſie das Leben und volle Genüge habe (Joh. 10, 11), andererſeits aber, damit ſie dieſes Leben der ganzen Welt bringe, indem ſie dieſe zu Chriſto bringt (Matth. 28, 18—20). Dies iſt der zwiefache, primäre und ſecundäre Beruf der Kirche. Wo dieſe ſich ihrem primären Berufe entſprechend verhält, d. h. wo getaufte Chriſten im Glauben, oder was dasſelbe iſt, in der durch Wort und Sacrament gewirkten Gegenliebe Chriſtum und ſich unter einander umfaſſen, da bilden ſie die „Verſammlung der Gläubigen", welcher Denomination ſie auch angehören mögen, die Gemeinde im engern Sinne. (Augsb. Conf. Art. VII. und VIII. ecclesia proprie sic dicta). Dieſe Gemeinde im engeren Sinne iſt natürlich nirgend anders zu finden, als in der Gemeinde im weiteren Sinne oder der chriſtlichen Kirche, aber in dieſer ſind auch Glieder, welche Chriſtum und ſich unter einander nicht im Glauben umfaſſen. Sie ſind berufen wie die Gläubigen, aber weil ſie nicht glauben, nicht auserwählt (Matth. 22, 14), ſie ſind geliebt wie die Gläubigen, aber weil ſie nicht wieder lieben, ſind ſie nicht eins mit dem Vater und Sohne, haben nicht Leben und Seligkeit in Gott. Doch iſt zwiſchen dieſen und den Gläubigen keine Kluft befeſtigt, ſondern die Gläubigen tragen den Keim des Unglaubens durch die Sünde ebenſo in ſich wie die Ungläubigen den Keim des Glaubens durch die Taufe; es kann wohl eben ſo leicht ein Gläubiger ungläubig wie ein Ungläubiger gläubig werden. Sie ſind nicht geſchieden, und die kirchliche Richtung in Gemeinde und Theologie verwirft mit Recht mit unſeren Symbolen (Augsb. Conf. Art. VIII.) den ſie ſcheidenden Donatismus und ähnliche Richtungen. Denn ſo wahr die Gemeinde im engeren Sinne auch ihrem oben genannten

secundären Berufe entsprechen muß, so wahr muß sie dahin wirken, daß die Nichtgläubigen, seien sie nun durch die Taufe bereits der Kirche einverleibt oder noch nicht, zum Glauben kommen und wahre Jünger Christi werden. Dieses hat die Gemeinde auch zu allen Zeiten gethan, indem sie mehr oder weniger energisch das kirchliche Werk betrieb, das man in neuerer Zeit innere und äußere Mission zu nennen pflegt. Ohne Frage aber entsprechen nur die Gläubigen dem von Christo gesetzten Zwecke der christlichen Kirche, die Ungläubigen aber entsprechen diesem Zwecke nicht, ob sie wohl, als Getaufte, Glieder der Kirche sind. Vom Gesichtspunkte der christlichen Kirche aus betrachtet, oder, was allgemeiner ausgedrückt, dasselbe bedeutet, in christlich religiöser Beziehung scheidet sich mithin das ganze Menschengeschlecht in Solche, die für die Kirche bestimmt sind oder Ungetaufte, in Solche, die zu ihr berufen und ihr einverleibt sind, oder gläubige und ungläubige Getaufte, und endlich in Solche, die in das Wesen der Kirche so eingegangen sind, daß sie dieselbe mitbilden helfen oder Gläubige (Harnack a. a. O. S. 33). Die Ersten und Zweiten sind unterschieden durch die Einverleibung in die Kirche, sie sind nicht unterschieden, sofern unter den Zweiten Ungläubige sind. Die Zweiten und Dritten sind gleicherweise zur Kirche berufen und ihr einverleibt, aber darin unterschieden, daß die Zweiten, sofern sie ungläubig sind, gleich wie die Ersten sich zum Leben und Beruf der Kirche passiv verhalten, nicht Subjecte sondern Objecte der Kirche sind, während die Dritten activ sind und die Kirche bilden, entwickeln und erhalten. Mit allen drei genannten Arten der Menschheit hat es die Theologie, als Dienstamt der christlichen Kirche, zu thun, aber doch nur in christlich religiöser Beziehung, d. h. nur in-

ſofern die Menſchheit chriſtliche Gemeinde werden ſoll oder ſchon iſt. Dieſes habe ich gemeint, indem ich „off. Antw." S. 515 ausſprach: die Theologie habe es mit der Menſchheit als chriſtliche Gemeinde zu thun.

Nun aber ſteht die ganze Menſchheit, alſo auch die chriſtliche Gemeinde in der Zeit. Die Chriſtenheit iſt in der Zeit entſtanden und hat ſich mit ihr nicht allein äußerlich verbreitet, ſondern auch innerlich entwickelt. Sie ſteht alſo unbeſtritten unter dem Einfluſſe der Zeit, und zwar ſo ſehr, daß die obengenannte dreifache Beziehung der chriſtlichen Kirche zur Menſchheit nur für die Dauer ihres Zeitenlaufes gilt. In der Ewigkeit wird die Kirche es nur mit Solchen zu thun haben, die der dritten Art angehören. Zu dieſem ewigen Ziele ſtrebt alſo die chriſtliche Kirche auf Erden in zeitlichem Gewande, und all ihr Thun hienieden kann dieſes zeitliche Gewand ebenſowenig abſtreifen, als es jenes ewige Ziel vergeſſen oder gar verleugnen darf. Mein Amtsbruder wirft mir S. 140 vor, ich umgehe in der „off. Antw." ſeine Frage, indem ich nur im Allgemeinen über das Ziel der Kirche ſpreche. Ich glaube ihm darauf erwiedern zu müſſen, daß man das Verhalten der Kirche und ihrer Theologie zur Zeit im Allgemeinen, wie insbeſondere zur Gegenwart, nur dann richtig auffaſſen und beſtimmen kann, wenn man ihr allgemeines ewiges Ziel ſtets im Auge behält, und daß darin eben der Grundfehler ſeines erſten Aufſatzes ſteckt, daß er der Kirche ewiges Ziel überſieht und dadurch verleitet wird von der Theologie ein ſolches Eingehen auf die Zeit zu fordern, das dem Weſen und der Aufgabe der Kirche widerſpricht. Denn ohne Frage lebt und wirkt die Menſchheit hienieden nicht allein als Object und Subject der

Kirche, ſondern auch um gottgeſetzte oder gottwidrige zeitliche Zwecke zu verfolgen und ebenſolche Aufgaben zu löſen. Von dieſem Geſichtspunkte betrachtet, nenne ich „off. Antw.“ S. 515 die Menſchheit Publikum, ohne behaupten zu wollen, daß man nicht einen noch bezeichnenderen Ausdruck finden könnte. Die lebendigen Glieder der Kirche bilden das chriſtliche Publikum, die nicht lebendigen Glieder derſelben aber ſammt den Ungetauften das nicht chriſtliche. Mit ihnen allen, ſofern ſie Publikum ſind, hat meiner, in der „off. Antw.“ ausgeſprochenen, Anſicht nach die Theologie ebenſo wenig zu thun als irgend eine der zeitlichen Wiſſenſchaften, etwa die Medicin, mit ihnen zu thun hat, ſofern ſie Objecte oder Subjecte der Kirche ſind. Bei dieſem evangeliſch-proteſtantiſchen Satze muß ich bleiben, und zwar nicht allein im Intereſſe der Theologie, ſondern auch des Publikums. Denn es giebt Gebiete des Publikumslebens, z. B. die Gebiete des Rechtes, der Polizei, der geſelligen Freude, auf welchen die römiſche und pietiſtiſche Theologie principiell, ja ſelbſt evangeliſch kirchliche Theologen in falſchem Eifer, zum Unheile der Theologie wie des Publikums überſehen haben, daß ſie es mit der Menſchheit nur zu thun haben, ſofern ſie ewig ſelig werden ſoll, d. h. Object oder Subject der Kirche iſt.

So iſt's gemeint, wenn ich in der „off. Antw.“ zwiſchen Gemeinde und Publikum unterſcheide, und wundert es mich daher, wenn meine geehrten Gegner in der „livl. Correſpondenz“ und im „Laien-Votum“, die, wenn auch nicht gerade evangeliſche, ſo doch gewiß proteſtantiſche Intereſſen vertreten wollen, durch dieſe Unterſcheidung das Verhältniß zwiſchen Gemeinde und Publikum lädirt, ja Letzteres perhorrescirt finden. Daß aber Guleke S. 126 die genannte Unterſcheidung einfach darum zurückweiſt, weil

er das Wort Publikum nicht gebraucht hat, ja S. 123 sogar den von mir dem Worte Zeit substituirten Begriff „der dem Einflusse der Zeit unterworfenen Menschheit" nicht acceptiren zu können behauptet, thut mir leid. Er hat sich außer anderen Gründen auch hierdurch nöthigen lassen, meine Antwort für keine Antwort zu erklären und eine gute Gelegenheit zur Verständigung abzuweisen. Denn so gewiß es mir ist, daß mit dem Abstractum „Zeit" oder „unsere Zeit" ohne Substitution eines concreten Begriffes wohl für eine astronomische, nicht aber für eine theologische Controverse was anzufangen ist, so gewiß ist mir's auch, daß mein Amtsbruder, trotz seiner Zurückweisung, in beiden Aufsätzen der „Zeit" die „Menschheit" substituirt, und zwar in der Beziehung, in welcher ich sie „Publikum" nenne. Hätte er diese, oder irgend welche andere ihm beliebige Substitution anerkannt, so hätten wir uns, hoffe ich, bereits darüber verständigt, ob unsere Zeit besser oder nur entwickelter ist als die Vergangenheit, ob die Gegenwart, als Product und Resultat der Vergangenheit (Gul. S. 123) dieser in allen Beziehungen überlegen sein muß, oder ob sie nicht in gewissen Stücken, z. B. in der Gottseligkeit (Guleke S. 127), ihr nachstehen kann und nachsteht, und endlich ob die Theologie, je kirchlicher sie ist, um so geeigneter oder ungeeigneter ist auf die Gegenwart einzugehen und ihr zu dienen. Auf dieses Alles ist mein Amtsbruder in seiner Entwiederung nicht eingegangen, sondern hat einfach das im „Wo hinaus" Behauptete durch theologische Autoritäten zu belegen gesucht [1]). Dennoch finde ich für den Zweck dieser

[1]) In Bezug auf die von meinem Amtsbruder S. 106 gemachte Anmerkung kann ich nicht leugnen, daß er mir mehr imponirt hätte, wenn er nicht blos „Männer von Fach, Autoritäten", sondern auch

Zeilen in seiner Erwiederung Anknüpfungspunkte. Einmal sagt er S. 128, unsere Zeit sei keine vorzugsweise gottwidrige (was ich auch nicht behauptet habe), sondern vielmehr eine in vielen Beziehungen entwickeltere (was ich zugebe), dann aber stellt er nicht mehr die Forderung an die Theologie, sie solle im Mittelpunkte des Zeitlebens stehen, sich von der Zeit tragen lassen (Wo hinaus S. 27 u. 31), sondern behandelt nur noch die Frage: ob und worin wir als Christen und Geistliche auf unsere Zeit einzugehen haben (Erwiederung S. 122 ff.). Mir ist das wichtig, denn ich finde zwischen jener Forderung und dieser Frage einen wesentlichen und keinen blos dialectischen oder rhetorischen Unterschied, wie das „Laien-Votum" S. 63 meint. Daß die Theologie sich von unserer Zeit tragen lassen solle, habe ich bestreiten müssen, dagegen „off. Antw." S. 536, auf 1 Cor. 9, 19. 23 gestützt, zu entwickeln gesucht, daß und wie sie auf die Gegenwart einzugehen habe. Hiermit scheint mir also ein zweites Moment für eine Verständigung zwischen meinem Gegner und mir geboten zu sein.

3) Was ich unter lutherisch kirchlicher oder confessionell orthodoxer Theologie im Gegensatze zur modernen Theologie verstehe. Theologie ist, wie ich Punkt 2 in theilweiser Uebereinstimmung mit meinem Amtsbruder (S. 104) glaubte sagen zu müssen, die wissenschaftliche Darstellung des In-

---

die heil. Schrift hätte für sich sprechen lassen. Was das Urtheil in theologischen Dingen anlangt, so habe ich nie vergessen, daß wir Beide Landpfarrer sind, bei denen es hauptsächlich darauf ankommt, daß sie sich nicht wägen und wiegen lassen von allerlei Wind der Lehre (Eph. 4, 14).

haltes der göttlichen Offenbarung im Dienste der Gemeinde. Diese Offenbarung ist der Menschheit zu ihrem Heile gegeben, steht demnach in der Zeit, so lange diese währt, und entwickelt sich in ihr. Welch großartige Entwickelung hat die Heilsoffenbarung durchgemacht vom Anbeginn der Zeit bis zu dem Momente, da die Zeit erfüllet ward, und Gott seinen Sohn sandte, geboren von einem Weibe (Gal. 4, 4), und welche steht ihr noch bevor bis zu dem Tage und der Stunde, da des Menschen Sohn wiederkommen wird in den Wolken mit großer Kraft und Herrlichkeit (Marc. 13, 26)! Freilich entwickelt sich die Heilsoffenbarung in der Menschheitsgeschichte, aber nicht so, daß sie in diese aufgeht, denn die ewigen Heilsgedanken sind den Menschengedanken incommensurabel (Jes. 55, 8. 9). Hierin ist die ganze gläubige Theologie und Gemeinde einig, denn diese singt: Es ist das Heil uns kommen her ꝛc. Rothe sagt (zur Dogmatik S. 76): „Die Offenbarung ist auch nicht blos wesentlich Geschichte, sondern ... will selbst Geschichte machen" und S. 77: „Die Offenbarung will gewisse Data, welche die Welt nicht aus sich selbst erzeugen kann, in sie und den menschlichen Gesichtskreis hineinpflanzen und zwar als feste und permanente Elemente." Und Philippi, Glaubenslehre I, 12: „Eine willkürliche Scheidung wird vorgenommen, wenn man die Offenbarung auf- und untergehen läßt, entweder nur in die Geschichte oder nur in die Lehre, während sie doch Geschichte und Lehre zugleich ist in unauflöslicher und unzerreißbarer Einheit." Dies führt uns weiter. Also nicht blos Geschichte, sondern auch Lehre, nicht blos That, sondern auch Wort, ist die Offenbarung. Philippi sagt hierüber S. 11 sehr schön: „Das Wesen und der Wille Gottes aber ist die Liebe. Die Liebe

nun, welche Gegenliebe heiſcht, muß durch Liebesthat bewähren, daß ſie Liebe iſt und darum der Liebe werth iſt, und durch Liebeswort Sinn, Bedeutung, ſowie auch Zweck der Liebesthat, daß es nämlich mit ihr auf Gegenliebe abgeſehen iſt, bekunden." Damit aber die Liebesthaten und das Liebeswort, durch welche Gott ſein Heil den Menſchen offenbart, feſte und permanente Elemente in der Menſchheitsgeſchichte werden, ſind ſie für alle Zeiten ſchriftlich fixirt in der Bibel. Dieſe von Gott eingegebene heilige Schrift (2 Tim. 3, 16) enthält Gottes Wort, ſofern ſie von inſpirirten Menſchen (2 Petr. 1, 21) verfaßt iſt, aber ſie iſt zugleich Gottes Wort, ſofern ſie in ihren canoniſchen Schriften nichts Anderes mehr enthält als Gottes geoffenbartes Wort, und dieſes, ſo weit zu unſerem Heile nöthig, ganz und vollſtändig (Gal. 1, 16)." An dieſem Punkte ſcheidet ſich bereits die lutheriſch kirchliche Theologie und Gemeinde von der modernen theologiſchen Richtung. Während die kirchliche Gemeinde ſingt: „Herr Zebaoth, dein heilig Wort" u. ſ. w. und: „Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn", und die kirchliche Theologie, dem entſprechend, an der erwähnten zweiten Bedeutung der heil. Schrift feſthält, ohne freilich die erſte zu überſehen (Philippi S. 93), läßt die moderne Theologie nach Vorgang des Rationalismus (Bretſchneider, Handbuch 2. Aufl. S. 247, 270 ff.) den Satz: die heil. Schrift iſt Gottes Wort an ſich, in verſchiedener Weiſe fallen. So ſagt Rothe S. 169: „Wollten wir in dieſem Verſtande von ihr als Gottes Wort reden, ſo wäre dies doch, wie die Dinge jetzt liegen, ein unredliches Verſteckſpielen" ꝛc., und Schenkel, Chriſtl. Dogmatik I., 351: „Die vom Standpunkte des Gewiſſens richtig ausgelegte Schrift iſt Gottes Wort." Dieſer Grundverſchiedenheit in Auffaſſung des Wortes

Gottes gemäß entwickeln sich nun auch die, aus ihm entnommenen Dogmen verschieden in dem kirchlichen Bewußtsein der Gemeinde und der ihr entsprechenden kirchlich-theologischen Wissenschaft einerseits und in der modern-theologischen Wissenschaft andererseits.

Diese Verschiedenheit liegt aber nicht darin, daß die modern-theologische Richtung, etwa wie der vulgäre Rationalismus, die Theologie zu einer voraussetzungslosen Wissenschaft machen will, die gelegentlich und mottoartig das Schriftwort braucht. Dem widerspricht Rothe ausdrücklich im Vorworte V.: „Mein strenger Supranaturalismus stößt den theologischen Liberalismus vor den Kopf," und S. 15, wo er von der Gebundenheit der dogmatischen Kritik spricht. Die modern-theologische Richtung setzt eben wie die kirchliche bei der Aufstellung und Entwickelung der christlichen Lehre den Glauben voraus und erkennt die heil. Schrift, freilich in ihrer Weise, als Regel und Richtschnur aller Lehre an (Conc.-Form. Einleit.). Die moderne Theologie leistet also nicht das, was der nicht gläubige Theil unseres gebildeten Publikums verlangt, weil sie gläubig ist, wie Rothe und Kahnis a. a. O. zweifellos bezeugen. Denn täuschen wir uns doch nicht: die moderne Bildung Vieler will eben den ganzen Glauben nicht, wenn sie auch, sich und Andere täuschend, zunächst nur die kirchliche Fassung desselben angreift. Ebenso wenig leistet dieser Theil unserer Gebildeten, was die modern-gläubige Theologie verlangt. Denn es ist doch nur „ein Wahn, der ihn beglückt", wenn Rothe in der, von Guleke S. 128 angeführten, Stelle meint, in der modernen Bildung gehe das Christliche blos im Hausrocke des einfach Menschlichen einher, da er sich doch leicht überzeugen könnte, daß dieser Hausrock bei sehr Vielen innerstes Wesen ist. Und Schenkel

frage doch einmal ſolche im Hausrock einhergehende modern Gebildete, ob ihnen allen, von dem Standpunkte ihres Gewiſſens richtig ausgelegt, die Schrift Gottes Wort iſt. Wenn nun die genannten und ähnliche Theologen meinen, ſich mit der modernen Bildung im Allgemeinen verſtändigt zu haben und dem gemäß mit ihr gemeinſam rathen und thaten wollen, ſo wird der, in der modernen Bildung ſitzende Unglaube, der an ihr Alles hat, was er braucht, und darum aus ihr heraus entſchiedener ſpricht und handelt, als der in ihr ſitzende Glaube, der noch etwas Anderes will, bald beweiſen, daß er gerade geht, während die modern gläubige Theologie ſich auf einer ſchiefen Ebene bewegt.

Doch die Verſchiedenheit dieſer Theologie von der kirchlichen liegt auch nicht darin, daß die letztgenannte, etwa wie der Orthodoxismus, den ſie vielmehr entſchieden zurückweiſt (Philippi S. 49 ff.), den Glauben in das Erkennen aufgehen läßt und weiter zur todten Orthodoxie werdend, ſich zufrieden giebt mit kritiklos angenommenen und ebenſo weiter gegebenen Dogmen, wenn ſie ſich nur gelegentlich und mottoartig mit Schriftworten belegen laſſen. Im Gegentheil, ſie iſt mit der modern gläubigen Theologie darin einig, daß die Glaubenslehre hiſtoriſch-kritiſch aus dem offenbarungsgläubigen Bewußtſein heraus entwickelt werden muß nach Regel und Richtſchnur der heil. Schrift (Philippi S. 71). Sie iſt wiſſenſchaftlich wie die modern gläubige. Wer ſich von den wiſſenſchaftlichen Fortſchritten der kirchlichen Richtung überzeugen will, der vergleiche doch nur die Wörter-, ja Zeichen-Inſpiration der alten lutheriſchen und reformirten kirchlichen Theologie mit dem, was die kirchlichen Theologen unſerer Zeit über die Inſpiration lehren, und halte

das gegen die Behauptungen Guleke's S. 109 ff.[1]). Darum ist's wiederum eine Täuschung, wenn man meint, die kirchliche Theologie könne sich mit der modernen Bildung nicht einigen, da es doch klar ist, daß sie das sehr wohl kann, sofern diese ein gläubiges Bewußtsein hat oder doch zu erlangen wünscht. Dem gemäß giebt es denn auch, Gott Lob, eine große Menge Gebildeter, die in der kirchlichen Theologie den wissenschaftlich correcten Ausdruck ihres Glaubensbewußtseins finden, auch bei uns im Lande, und die sich in die obschwebende Controverse einfach darum nicht gemischt haben, weil sie die Richtung ihrer Theologen billigen und ihnen zutrauen die Sache selbst durchführen zu können. Wenn dagegen die von Guleke S. 97 und 118 erwähnten Feuilleton-Artikel der Rig. Zeitung gegen diese

[1]) Freilich verläßt die kirchliche Theologie bei ihrer wissenschaftlichen Entwickelung den Grund und Boden nicht, den diese in der Vergangenheit gewonnen, wie das die moderne Theologie thut z. B. Rothe (s. unten). Nach Guleke ist dieses Halten an dem organischen Zusammenhange der Lehre seitens der kirchlichen Theologie S. 110 zu billigen, S. 111 aber tadelt er's wieder und fordert „selbstständig freies Forschen". Ich muß gestehen: solche Funkel-nagelneues bringende Selbstständigkeit mag immerhin auf den Universitätscathedern hin und her einmal ihren Platz finden, ja, am Orte sein, weil sie die Theologen, als Träger der Wissenschaft zur gründlicheren Prüfung und Verarbeitung des auf organischem Wege gewonnenen Lehrstoffes anregen kann. Für das Glaubensleben und Bekenntniß der christlichen Gemeinde und für die Theologie als Trägerin des Gemeindeamtes, wird diese Selbstständigkeit, nach wie vor, höchstens in so weit Bedeutung gewinnen, als sie die bereits daseiende Glaubenssubstanz für Leben, Bekenntniß und Lehre ihrem Wesen nach tiefer auffaßt und so deren organische Weiterentwickelung fördert. Was darüber hinausgeht, wird für die kirchliche Gemeinde und Theologie doch nur von psychologischem oder pathologischem Interesse sein und bald vergessen werden (Off. Antw. S. 509). Dieses Prognostikon wage ich, in aller Bescheidenheit, dem von Guleke S. 122 citirten Rothe'schen entgegen zu stellen.

Richtung gesprochen haben, so ist einmal die Frage, ob die Verfasser über die kirchliche Richtung richtig instruirt waren und nicht etwa den Orthodoxismus oder die todte Orthodoxie meinten, und zum andern, ob nicht wirklich ein oder der andere Theologe sie zu dem, freilich darum noch nicht berechtigten, Angriffe gegen die kirchliche Richtung gereizt hat durch Mangel an Amtsweisheit, der sich ja überall finden kann. Ich wenigstens bin der festen Ueberzeugung, daß in unserer Landeskirche die überwiegende Mehrzahl der gebildeten Gemeindeglieder, mehr oder weniger bewußt, kirchlich gesinnt sind, ja daß selbst die, bei Gelegenheit unserer Controverse gegen mich aufgetretenen Opponenten es nicht zurückweisen werden, wenn mein gut livländisches Herz ihnen ein durch viele Gründe motivirtes „laßt uns einig, einig, einig sein" zuruft.

Der oben erwähnte Unterschied zwischen der kirchlichen und modern gläubigen Theologie scheint mir aber in Folgendem zu liegen. Sie üben die historische Kritik, von der ich mir „off. Antw." S. 529 erlaubt habe zu sagen, sie sichere der Theologie die Reinheit aller ihrer Disciplinen, in verschiedenem Sinne. Die moderne Theologie wird von ihrer, oben belegten, Anschauung von der heil. Schrift genöthigt, nur den religiös-ethischen Inhalt derselben als Gottes Wort zu betrachten. Doch wer soll darüber entscheiden, was religiös-ethisch ist, wenn die heil. Schrift selbst nicht mehr Gottes Wort ist? Das religiös-ethische Gemeinbewußtsein (Rothe nennt es a. a. O. S. 44: das fromme Gemein- und Grundgefühl der Kirche), das neben der heil. Schrift aus der Offenbarung unmittelbar im Glauben sich bildet, das soll entscheiden. Dieses kritisirt die Schrift und alle Dogmen. Nun aber ist klar, daß das religiös-ethische Gemeinbewußtsein des 19.

Jahrhunderts ein anderes ist, als das der früheren Jahrhunderte, es erkennt jenes also Vieles in der Bibel nicht mehr als Gottes Wort und in der Glaubenslehre nicht mehr als Wahrheit an, was diese anerkannten u. s. w. bis zum letzten der Tage. Mir scheint das, wie gesagt, ein Stehen auf schiefer Ebene und der gerade Weg, um die Theologie des religiös-ethischen Gemeinbewußtseins dem kirchlichen Gemeindebewußtsein immer mehr zu entfremden [1]). Guleke fragt S. 131: ist das keine historische Kritik? Ich sage nein, und halte darum die kirchliche Theologie für berechtigt und verpflichtet, Rothe, Schenkel und Andere hierin anzugreifen (Guleke S. 130 ff.). Die kirchliche Theologie dagegen wird von ihrer oben erwähnten Auffassung der heil. Schrift genöthigt zu behaupten, daß der heil. Geist, der das Wort geredet, durch dieses selbst auch das rechte Verständniß des Wortes gebe (scriptura scripturam docet). Wie aber das Wort in der heil. Schrift fixirt ist für alle Zeiten, so pflanzt sich das Verständniß desselben durch alle Zeiten fort in der Ge-

[1]) Rothe verwahrt sich a. a. O. S. 349 ausdrücklich dagegen, als wolle er nur eine modificirende Fortbildung der traditionellen Lehrsätze unserer kirchlichen Theologie und nicht wirklich wesentlich neue Gestaltungen der theologischen Lehre. Dabei ist er sich (S. 344) bewußt, daß diese wesentlich neue Gestalt der kirchlichen Lehre eine andere ist als die, welche der orthodoxe Theolog und der einfach gläubige Christ sich denkt, hat aber den guten Muth S. 353 ff. zu verlangen, die gläubige Gemeinde solle mit den „neuen Gestaltungen" bekannt gemacht und zu ihnen bekehrt werden. Jedenfalls scheint mir aus solchen Aeußerungen dreierlei zu resultiren: 1) die moderne Theologie hat mit der Geschichte der Theologie und Gemeinde gebrochen, 2) die orthodoxe Theologie und die gläubige Gemeinde stehen zusammen, und 3) Herr Stier hat so Unrecht nicht, wenn er an der, von Rothe selbst S. 352 citirten, Stelle behauptet, der Herzenschrift lasse sich in Rothe von der Universitätsluft umnebeln.

meinde, der Braut Christi, die Den im Herzen trägt, der das ewige und wesentliche Wort ist. Dieses Verständniß bekundet sich zunächst in ihrem Glaubensleben, das sie in der Schrift sucht und findet (Joh. 5, 39), dann aber in ihrem Glaubensbekenntniß, das sie fortlaufend durch alle Jahrhunderte in ihren Gottesdiensten singend und betend, in bestimmten, besonders wichtigen Momenten aber in ihren Symbolen ausgesprochen hat. Was nun der Gemeinde Glaubensleben und Bekenntniß ist, das hat die kirchliche Theologie als Glaubenslehre wissenschaftlich zu prüfen, zu begründen und zu entwickeln mit all den Mitteln, die der gegenwärtige Stand der Wissenschaft ihr bietet. Bei dieser prüfenden und begründenden Kritik weiß sich aber die kirchliche Theologie unserer Zeit im Zusammenhange mit der Theologie aller Zeiten, weil im Zusammenhange mit dem Worte und der Gemeinde. Sie weiß sich als Erbin der vergangenen und als Erblasserin der kommenden Zeiten nicht mit einem todten Capitale, wie die todte Orthodoxie, sondern mit einer lebendigen Glaubenslehre, die sich, (wie das Glaubensleben und Bekenntniß der Gemeinde in seiner Art sich auch entwickelt) wissenschaftlich sichten und fortentwickeln muß. So gestaltet sich die historische Kritik in den Händen der kirchlichen Richtung, die ich, dem Gesagten gemäß, mir noch einmal erlaube die Theologie aller Zeiten zu nennen, da mir die von meinem Amtsbruder S. 103 f. gegen diesen Ausdruck gemachten Ausstellungen ihn nicht zu treffen scheinen. Guleke fragt z. B. S. 104: wo war diese Theologie aller Zeiten während der Herrschaft des Pietismus und Rationalismus? Ich antworte: sie war in vielen kirchlich gesinnten Gemeindegliedern, in den wenigen kirchlich gesinnten Theologen, ja sie war sogar in den Pietisten und Rationa-

listen, so weit diese noch ein Bewußtsein von der Autorität des Wortes und der Gemeinde hatten. Daß diese Theologie dem Herrn und der Gemeinde noch Vieles schuldig ist, daß sie mit dem jedesmaligen Zeitgeiste selbstverständlich häufiger in Conflict geräth, als die jedesmalige Zeittheologie, und daß ihre Anhänger in solchen Fällen, als Sünder, oft zu weit gegangen, wer wollte das leugnen? Das aber bestreite ich, daß jede wissenschaftliche Controverse, die von kirchlichen Theologen geführt wird, diese hindern soll das anzuerkennen und anzunehmen, was in der gegnerischen Behauptung des Wortes oder der Gemeinde ist (Guleke S. 103), oder daß sie vermöge ihrer Theologie nicht befähigt sein sollten, die rechte Mitte zu halten (Guleke S. 106, 116 und 140), und wenn sie es doch thun, ihnen das zweideutige Compliment gemacht werden dürfte, sie lenkten zurück oder mahnten zum Rückzuge (Guleke S. 116 u. 140). Wollte Gott, die moderne Theologie mahnte sich selbst zum Rückzuge, sie erkennete dann, daß gewisse Rückzüge wahrhafte Fortschritte sind.

Dagegen behaupte ich nach wie vor, daß die kirchliche Richtung für den Dienst der Gemeinde geeigneter ist, als die moderne, zu jeder also auch zu unserer Zeit. Was Guleke hingegen in Bezug auf unsere Landeskirche S. 117—120 und in Bezug auf die kirchliche Richtung überhaupt S. 129—139 einwendet, ist von mir „off. Antw." S. 518, sowie S. 536–543 bereits beanstandet worden und beruht theils darauf, daß er sich in seine eigene Isolirungsidee verfangen hat, theils auf Verkennung der geschichtlichen Thatsachen und der Aufgaben der Kirche und Theologie überhaupt. Mein lieber Amtsbruder läßt Rothe S. 119 sagen: „wir Geistlichen wissen unseren Gemeinden nicht mehr recht beizukommen" ꝛc., und sagt selbst S. 139:

wenn wir nur die kirchliche Theologie ließen, so würden wir „nicht mehr isolirt über das Leben der Zeit zu schmollen brauchen". Aber Rothe ist ja eben nicht kirchlicher Theologe, und mein Amtsbruder behauptet es nicht mehr sein zu können. Liegt da nicht die Antwort nahe: werdet oder bleibt kirchliche Theologen, so werdet ihr, so ihr arbeitet und betet wie ihr's thut, euren Gemeinden beikommen und nicht mehr isolirt zu schmollen brauchen[1]). Hat Christiani da nicht Recht, wenn er Dorp. Zeitschr. V., 312 unsern Amtsbruder einen unzufriedenen livländischen Prediger nennt, der in dunklem Drange nach Verbesserung dem vermeintlichen Verfalle der Theologie und Kirche durch Concessionen an den Zeitgeist aufzuhelfen vermeint? Was aber die oben erwähnte Verkennung anlangt, so gebe ich gerne zu („off. Antw." S. 518), daß die kirchliche Theologie nicht alle Lebensregungen der Gemeinde selbst bewirkt, sondern viele, in der großen Gottesgemeinde hin und her entstandene, entweder gleich ausgebeutet und vertieft hat, wie die Bibelgesellschaft, die durch sie aus der bloßen Gesellschaftsthätigkeit eine Gemeindethätigkeit geworden, oder zunächst um ihres vagen Charakters willen bekämpft, dann aber in ihrem Sinne mitbetrieben hat, wie den Gustav-Adolphs-Verein und die innere Mission, die durch die Opposition der Kirchlichen an Gesundheit nur gewonnen haben und noch mehr hätten gewinnen

---

[1]) Dieses Sichverfangen in die eigenen Ideen kommt bei Gulcke auch noch anderweitig vor. Er behauptet etwas, das man ihm nicht zugiebt, darauf gesteht er sich's selbst zu und schließt nun e concessis weiter. So z. B. S. 107 in Bezug auf die Besser'schen Bibelstunden, wo er zugleich den Unterschied zwischen exegetisch-wissenschaftlicher und praktisch erbaulicher Auslegung übersieht, und S. 119 in Bezug auf unser Verhältniß zu den Nationalen.

können, wenn sie die gegnerischen Einwürfe mehr berücksichtigt hätten, wie namentlich Wichern. Auf das, was Guleke aber von unsern Volksschulen sagt, kann ich nur erwiedern: die Schulen mehren und verbessern sich unter Anregung und Pflege der Pastoren, und in unserer Küsterschule sind wenig Schüler, die ohne Fürsorge ihrer Pastoren hineingekommen sind. Daß aber die Kritik, welche die livländ. Geistlichkeit an der Küsterschule geübt, soweit sie sachlich verständig und liebend war, Segen gebracht, weiß ich aus eigener Erfahrung als mehrjähriger Mitarbeiter an dieser Schule. Die Missionsthätigkeit unserer Gemeinden ist bekanntlich erst seit einigen Jahren, und zwar auf Anregung der kirchlichen Leipziger Mission, eine fast allgemeine geworden, was aber Guleke S. 118 von der Leipziger Mission selbst sagt, stellt die Sache geradezu auf den Kopf. Es giebt bekanntlich keine Mission außer der Herrnhutischen, die so sehr auf die Theilnahme der Gemeinden basirt ist wie die luth. Leipziger, deren normirende Generalversammlung aus Deputirten besteht, die ebensowohl Laien als Theologen sein können und sind, und in deren Missionscollegio ein Kaufmann und ein Buchhändler sitzen. Daß diese Mission nur studirte Missionare aussendet, entspricht dem Culturzustande des zu gewinnenden Volkes und ihre Kämpfe führte sie hauptsächlich gegen confessionelle Einseitigkeiten der separirten Lutheraner und gegen das englische System der Ausrottung national berechtigter Institutionen. Die separirten Lutheraner haben nachgegeben, die englische Mission fängt an das lutherische Princip gewähren zu lassen, ja die englische Regierung unterstützt unsere Missionsschulen, und die letzt entsandten Missionare studiren gegenwärtig in England das dortige Schulsystem. Die Erfolge der lutherischen Mission sind

natürlich geringer als die größerer Missionsgesellschaften, verhältnißmäßig aber zu innigem Danke gegen Gottes treue Hülfe berechtigende. So steht es factisch mit der Leipziger Mission, wie ich mich kürzlich als livländischer Deputirter bei der Generalversammlung überzeugt habe. Und nun wieder die Conversionsgeschichte. Ich hoffte, wir hätten uns über sie verständigt, aber die Auswanderungslust unserer Nationalen soll doch beweisen, daß Guleke Recht gehabt hat. Mir scheint, solche Regungen unseres Volkes zur wirklichen oder vermeintlichen Besserung seiner ökonomischen Lage sind von uns Pastoren mit großer Vorsicht zu behandeln und nicht gleich zum articulus stantis et cadentis ecclesiae zu machen, besonders da wir selbst dem Volke solche Besserung wünschen und, soviel an uns liegt, mit anbahnen helfen. Doch muß ich mit Dank gegen Gott sagen, daß ich in dem beregten Falle den Muthmaßungen meines Amtsbruders ganz entgegengesetzte Erfahrungen gemacht habe[1]).

Von den S. 129—139 der kirchlichen Theologie im

---

[1]) Aus meiner, nicht leicht zu behandelnden Gemeinde kamen mehrere Glieder zu mir, um ihre, bereits besprochenen und vorläufig beschlossenen Auswanderungspläne ihrem Pastor vorzulegen, und es genügte die Vorstellung, daß sie dort keine lutherische Kirche und keine deutsche Vertretung finden würden, um sie zu beruhigen. Und ein Vater mehrerer Kinder, dem ich in gleicher Veranlassung sagte: geh, wenn du willst, aber deine Kinder mußt du mir lassen, sie gehören ja auch mir und werden dort verkommen; wurde nachdenklich und antwortete: „ja, meine Kinder sind auch eure, ich werde wohl hier bleiben müssen"! Gott erhalte unserem Volke solche Gesinnung und helfe uns Pastoren sie pflegen und schützen gegen die vielfachen Angriffe, die sie erleiden. Die S. 120 citirten Willigerode'schen Aeußerungen finde ich ebenso liebenswürdig als unrichtig, und hätte Guleke besser gethan sie nicht zu citiren, da sie für die Sache nichts beweisen.

Allgemeinen gemachten drei Vorwürfen glaube ich den ersten, die freie Erforschung der Wahrheit betreffenden, bereits erörtert zu haben und kann zu S. 131 nur noch sagen, daß ich keinen kirchlichen Theologen kenne, der „in den Zweifeln und Fragen der Laien blos Vorwitz und Unglauben und in der alles prüfenden Arbeit der wissenschaftlichen Kritik blos die Sucht zu negiren suchte". Der zweite Vorwurf betrifft die Gemeindevertretung. Guleke S. 135 genügt mein „off. Antw." S. 518 ausgesprochener Wunsch nicht. Er meint, wenn man nur wünscht, ohne Wege zur Verwirklichung des Gewünschten ausfindig zu machen, so sehe das Wünschen aus als wünsche man nicht. Mir scheint, wir befinden uns da in gleicher Lage, er wünscht auch, ohne für unsere kirchlichen Verhältnisse passende Wege zur Verwirklichung des Gewünschten ausfindig zu machen, und doch möchte ich ihm darum nicht vorwerfen, er wünsche nicht, weil ich ja lese, daß er wünscht und nicht weiß, was er als Pastor in Heranbildung seiner Gemeindeglieder gewirkt hat für den Tag, wo eine allgemeine Gemeindevertretung sich bei uns herausgestalten könnte. Denn es ist mir gewiß, daß wir Pastoren keine Gemeindevertretung im modernen Sinne machen können, sondern daß diese aus dem Lebensbedürfnisse des gemeindlichen Glaubensbewußtseins organisch erwachsen muß. Nur auf diesem Boden („off. Antw." S. 521) kann sie sich lebensfähig und gesund gestalten [1]). Zudem halte ich die neue Art der Gemeindevertretung für keinen Fundamentalartikel des christlichen Glaubenslebens, sondern für einen Zweckmäßigkeitsartikel, der in einer Landeskirche sehr wohl, in einer andern sehr schlecht angebracht sein kann. In unserer Landeskirche z. B. scheinen mir noch viele, allgemein menschliche, Schwierigkeiten überwunden werden zu müssen, ehe der größte, der undeutsche, Theil unserer Gemeinden auch nur auf das Bedürfniß nach solcher Gemeindevertretung kommen kann. An der Ueberwindung dieser Schwierigkeiten fortarbeiten und das Mögliche dafür thun, daß unsere Kirchenvorsteher inzwischen wenigstens an

[1]) Vielleicht gestattet mir Guleke ihm hier seine gegen mich Seite 136 ironisch gebrauchten Worte mutatis mutandis wiederzugeben: Der Gemeinde mit ihrem Glauben und ihrer Liebe wird nicht Erwähnung gethan. Die Theologen, die Herren der modernen Richtung, sind es, auf die es allein ankommt. Die müssen Gemeindevertretung machen.

den Synoden Theil nehmen, falls sie das wollen, scheint mir das Einzige zu sein, was wir Pastoren der Ostseeprovinzen für jetzt in dieser Hinsicht leisten können. Dabei wollen wir aber doch ja nicht vergessen, daß wir keine Pastorenkirche sind, daß unsere Gemeinden bei ihrer gegenwärtigen Verfassung schon von Gemeindegliedern vertreten werden und oft vortrefflich vertreten worden sind. Und daß, weil wir noch einmal keine Pastorenkirche sind, unsern Gemeinden freistehen muß, sich auch von ihren Pastoren als Gemeindegliedern allein vertreten zu lassen. Der dritte Vorwurf gilt der confessionellen Intoleranz. Welcher rechte Christ beklagt nicht die confessionelle Zerrissenheit der Kirche und hält nicht die Verheißung des Herrn von dem einen Hirten und der einen Heerde für eine köstliche Perle christlicher Hoffnung? Doch die Spaltung ist nun einmal da. Was thun? Bloße Toleranz thut's nicht. Theils hält sie nicht Stich, wie Guleke selbst beweist, indem er Toleranz verlangt und „Wo hinaus" S. 37 sie der römischen Kirche verweigert, theils ist sie wirklich, oft, wie Stahl sagt, ein Kind des Unglaubens und nichts weiter wie Indifferentismus. Damit sage ich nicht, daß die Toleranz nicht auch aus dem Glauben kommen könnte, sondern behaupte nur, daß mehr als Toleranz geleistet werden müsse, nämlich heiligende und beseligende Liebe („off. Antw." S. 541). Das „Laien-Votum" fragt S. 61: „mit oder ohne Toleranz?" Ich antworte: mit und ohne, je nachdem. Diese Liebe habe ich in der „off. Antw." nur von der Theologie gefordert, weil ich Guleke so verstand, als vermisse er nur an dieser die Toleranz. Jetzt will er S. 136, ich solle sie auch von der Gemeinde verlangen. Habe nichts dagegen. Sofern die Liebe heiligend wirken soll, muß sie die Irrthümer der anderen Confessionen darlegen und bekämpfen. Darum kann mein Amtsbruder Recht haben, wenn er die römische Kirche unseren alten Feind nennt (S. 135), denn dazu kann ihn die heiligende Liebe bewegen, aber tolerant ist das nicht. Darum kann aber auch Prof. Thomasius Recht haben, wenn er die Loehe'sche strengere Ansicht von der Abendmahlsgemeinschaft (die ich nicht theile) der laxen gegenüber wenigstens ausgesprochen und gewahrt wissen will (Guleke S. 136), aber freilich tolerant ist das nicht. Sofern die Liebe aber beseligend wirken soll, muß sie freilich immer tolerant sein, d. h. den irrenden Mitchristen trotz seines

thums tragen und als einen Bruder in Christo aner-
nen. Daß die kirchlichen Theologen dieses Andersgläu-
gen gegenüber weniger thun, als die modernen Theologen
B. den kirchlichen gegenüber, habe ich wenigstens nicht
merkt. Im Uebrigen kann ich mich nur auf das „off.
ntw." S. 539 in Bezug auf das Halten an der Con-
ssion von mir Gesagte zurück beziehen, wobei ich nur zu
ähnen habe, daß ich unter der zu hoffenden Bekenntniß-
dürftigkeit der Zeit nicht, wie Guleke S. 138 meinte,
s Verlangen nach den gegenwärtigen, sondern das
rlangen nach aus den gegenwärtigen entwickelten
mbolen verstanden habe. Wenn aber mein Gegner S.
8 ausspricht: „wir können die unbedingte Zustimmung zu
n Symbolen nicht mehr von den eigenen Glaubensgenossen
langen, so erlaube ich mir dagegen zu bemerken, daß das
cht mehr nöthig ist, denn wir haben sie schon, so weit eine
che Zustimmung überhaupt denkbar ist, indem alle Gläu-
gen dem Katechismus zustimmen.

Doch wie verständigen wir uns nun über diesen drit-
n und schwierigsten Punkt? Ich hätte es so gern, mein
ber Nachbar und Amtsbruder gewönne wieder die alte
he zur kirchlichen Richtung. Hat er am Ende unter der
chlichen Richtung nicht den Orthodoxismus und die todte
thodoxie verstanden? Viele seiner Aussprüche scheinen
r. darauf hinzudeuten, und so möchte sich denn doch auch
r eine Verständigung als möglich herausstellen, da auch
. diese theologischen Verirrungen nicht billige, ja hier zu
nde keinen Theologen kenne, der das thäte.

Die geneigten Leser werden bemerken, daß dieses mein
riedenswort", wie ich schon Anfangs andeutete, eigent-
h nur eine Ausführung des letzten Absatzes meiner „off.
ntw." ist. Dieser scheint meinen lieben Gegner, wie er
141 ausspricht, besonders verletzt zu haben. Nun aber
ie er mir, nach Verlesung meines Aufsatzes vor der
node, auf mein Befragen wiederholt erklärt: er finde
chts persönlich Verletzendes in meiner Arbeit, und
nachdem das geschehen, habe ich sie der verehrlichen
daction dieser Zeitschrift zugesandt. Ohne jene Erklärung
ür ich die „off. Antw." entweder gar nicht, oder doch
an den, als verletzend bezeichneten Stellen geändert
m Drucke übergeben. Da ich also nicht habe verletzen
llen, so kann ich nicht anders als mich an das erste Ur-
eil meines Amtsbruders halten und ihn bitten, dieses

Urtheil seinem zweiten gegenüber selbst vertreten zu wollen, da ich nicht wünschen kann, daß die Synode, seiner Andeutung gemäß, das thue. Da diese brüderliche Versammlung zu meiner Arbeit, in keiner anderen Beziehung steht als zu jeder Arbeit die auf ihren „Wunsch" gedruckt worden ist, so finde ich, daß Guleke mit jener Andeutung der Synode ebenso zu nahe tritt wie das „Laien-Votum", indem es meine ihm so mißfällige Streitschrift als ein „im Namen der Synode veröffentlichtes Document" ansieht. Ich meine, jeder treue Sohn unserer Provinzen sollte ein warmes Herz für unsere Synoden haben, weil sie jeder Zeit bereit gewesen sind für die höchsten Güter einzustehn, so weit sie das vermochten.

II.

Zur Literatur.

Diesmal können wir diesem Theil unsrer Aufgabe, auf nennenswerthe Erscheinungen der neuesten Literatur hinzuweisen, nur in beschränkter Weise genügen, weil dieses Heft schon anderweitig in Besitz genommen ist. Eingehendere Recensionen und Besprechungen neuer Werke sind überhaupt nur ausnahmsweise und seltener hier zu erwarten, weil diese ganze Sache nur in einer Hand liegt, und um solches zu ermöglichen, eine weit größere Mannichfaltigkeit von Kräften vorhanden sein müßte. Indeß haben wir niemals verfehlt, auch diesem Gegenstande, soweit möglich, die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden, und einzelne Bücher kurz zu charakterisiren, ohne dabei gegentheilige Urtheile in ihrem relativen Werthe zu beeinträchtigen, noch sie zu verurtheilen, indem es uns darauf ankommt, das audiatur et altera pars zu retten, das unter Umständen auch verloren gehen kann, sowie diejenige Selbstständigkeit des Geistes zu schützen, die traditionell überkommenen Gefühlen auf dem Gebiete der Wahrheit eine untergeordnete Stellung zuweist. So haben wir zu seiner Zeit den traditionellen Schlendrian der Brutalität, des Leichtsinns und der Willensschwäche, der sich im Duellunsinn noch bis auf den heutigen Tag fortschleppt, wie solcher in einem bekannten „geistrei-

Buche seine weitläufige Rechtfertigung (?) fand, an Ort gestellt. So haben wir uns gefreut, daß theo- e Urtheile, die dahin ausfielen, daß man, nach Vor- vom heiligen Geist verlassen sei, oder mit dem kirch- Bekenntniß vollständig gebrochen habe[1]), in unsern weder mit Exil (wie in Spanien, nach dem neuesten benact!"), noch mit Gefängniß oder Scheiterhaufen tigt werden, sondern blos mit Faust machen in der e, was nachgerade langweilig wird.

l. Das Gesetz des Herrn oder die heiligen zehn Ge- ausgelegt von P. Seeberg, Pastor zu St. Annen . Petersburg. Berlin, 1863. 389 S. 8. Der Verf. t in dem Vorwort uns aus dem Herzen: „— es gibt aum glaubliche Unwissenheit unter den Christen unsrer über das, was recht oder unrecht ist vor dem Herrn, so viele Ansichten und Meinungen, strenge und laxe, und verkehrte, so viel Beliebigkeit und Unsicherheit o wenig klare, christliche Grundsätze, so wenig Kraft rnst. Auch gläubige Christen vergessen, daß der alte ch bei ihnen noch das Quartier nicht geräumt hat, ch der neue Besitzer, will hoffen nicht Miether, schon ogen ist." In der That, „was recht oder unrecht ist em Herrn", wie scheint diese Frage so kinderleicht und it dem Auffagen der 10 Gebote auch ohne „Erklä- vollkommen schon beantwortet, und wie schwer ist's, man eine genügende Antwort vollständig darauf geben nd wie würde auch noch manche Seite über die vorliegen- 89 hinaus darüber können geschrieben werden. Wie darum immer eine neue Bearbeitung und Erklärung rklärungen nothwendig und zeitgemäß, und wie wird nschenswerth, nicht blos einen und den andern besonders rigen moralischen Fragepunkt genauer und präciser, bi- r und mehr den Kern der Sache treffend zu erörtern, n auch das Ganze einheitlich, schön compact, ohne weif und mit möglichster Vermeidung aller Rhetorik, och vollständig erschöpfend und herzgewinnend darzu- . Auch schon eine solche Bearbeitung der 10 Gebote,

[1]) „Dergleichen Leute sind sehr hochmüthig und reizbar zum Zorn, sie mich schaarenweise mit tausend Folgerungen und Schlüssen n und zum Widerruf zwingen, oder, falls ich dies nicht thun mich gar für einen Ketzer ausschreien. Denn mit diesem nd sie gleich bei der Hand." Encomium moriae, d. i. „Lob rrheit", von Erasmus, s. Strauß, Hutten, 2, 246.

ohne den Wortlaut derſelben, ſo wie der Luther'ſchen Erklärung, die wir keineswegs als veraltet zurückzuſtellen geneigt ſind, irgendwie zu beſchädigen, ſcheint uns eine rechte Aufgabe auch für unſre Zeit, und wer ſie löſte, könnte ſich ruhig ſchlafen legen, denn er hätte ein Werk gethan, das für ein Menſchenleben genug wäre, ſo recht an's Licht geſtellt zu haben aus Gottes Wort „was recht oder unrecht iſt vor dem Herrn."

Wir müſſen alle derartige „Auslegungen" der zehn Gebote, wie die Literatur an ihnen nicht arm iſt, auch dieſe vorliegende mit einbegriffen, ohne den Werth derſelben, namentlich dieſer, im geringſten unterſchätzen zu wollen, im beſten Falle als höchſt brauchbares Material einer einſtigen Normalauslegung, wo „Gotteswort" und „Auslegung" ſich völlig decken und zuſammenfallen, ſo daß die Auslegung nichts anderes wäre als das explicirte Gotteswort, anerkennen. Indeß thut eine klare, geſunde, nüchterne und doch der Form nach warm gehaltene Auslegung der 10 Gebote, ſo weit die Mittel reichen, zu Nutz dem chriſtlichen Volk, allzeit Noth, und wer ein ſolch Werk verſucht, verdient allen Dank. Und der gebührt dem Verf. vorliegender Schrift in ganz beſonderem Maaße. Wir wollen keine Recenſion ſchreiben, denn die müßte über ein Buch dieſes Inhaltes, ohne faſt unvermeidliche Mißverſtändniſſe, nur weit ausholen und ſehr genau ins Detail gehen. Schreiber dieſes kann nicht leugnen, daß er wohl wünſcht, einmal, wenn es ſich je fügen ſollte, mit dem Verf., dem er für dieſes Buch nur dankt, für das viele Schöne, Treffliche und Anregende, das er darin gefunden hat, in einem Geſpräch den Inhalt durchzunehmen. In mündlicher Discuſſion, bei aller Anerkennung der guten Abſicht wie der Ausführung des Ganzen im Allgemeinen, meint er, würde manches ſich beſſer zurecht legen, als wenn er hier etwa Einiges aufgriffe, und mit ein Paar Worten fragend oder verneinend dies und das bezeichnete, was aber unmöglich zur Erledigung der Sache ſo kurz abgethan werden kann, und, wie geſagt, bei der einzuhaltenden Kürze nur Mißverſtändniſſe hervorriefe. Darum ſchweigt er. Das Buch iſt praktiſch brauchbar und allen denen beſtens empfohlen, die der Verf. ſich im Vorwort als ſeine Leſer wünſcht, woran nur der Wunſch angeſchloſſen werden mag, daß dieſe 36 Betrachtungen z. B. auch dort, wo kein regelmäßiger Sonntagsgottesdienſt benutzt werden kann, als Leſeſtücke an Stelle einer vorgule-

fenden Predigt sehr zweckmäßig sind, um aldann, wenn diese 36 Abschnitte an 36 Sonntagen richtig durchgelesen sind, gleich noch einmal von vorn wieder anzufangen: denn eine gute Sache kann man auch zweimal lesen, zumal nach solchen Unterbrechungen. Da hat man doch einmal etwas Vollständiges.

2. System der christlich-kirchlichen Katechetik, von C. A. G. v. Zezschwitz, Prof. d. Theol. (in Leipzig). Erster Band: Der Katechumenat oder die kirchliche Erziehung nach Theorie und Geschichte. Ein Handbuch namentlich für Seelsorger und Pädagogen. Leipz. 1863. 731 S. 8. (4 Rbl. 17 Kop.) Etwas theuer, aber ein Buch, von dem wir wohl wünschen müssen, man ließe sich, wenn es nur irgend möglich ist, weder von dem Preise, noch von dem Umfange der 731 Seiten abschrecken.

3. Zwölf Messianische Psalmen, erklärt von E. Böhl, Privatdoc. in Basel. 1862. 364 S. Ein schwaches Buch, das aber mit gewissen Prätensionen auftritt. Gelernt habe ich daraus nichts, was ich nicht schon aus einem halben Dutzend anderer Psalmenerklärungen wüßte. Ich kann nur in das Urtheil einstimmen, das Bertheau in Göttingen in den Jahrb. für deutsche Theol. Gotha 1863, 8. Bd. 1. Heft S. 193 ff. gibt, und ziemlich vernichtend lautet, und hier nicht abgeschrieben werden kann.

4. Kirchengeschichte der neueren Zeit, von der Reformation bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, von Dr. Ferd. Christ. Baur ꝛc. in Tübingen. Nach des Verf. Tod herausg. von Dr. F. F. Baur, Prof. am Gymnasium zu Tübingen. 1863. 707 S. 8. Wieder ein Buch, das 4 Rbl. 26 kostet und über 700 Seiten stark ist und abermals: will man sich einen rechten Genuß verschaffen, so nehme man dieses. Aber ach! welch ein Genuß! Tantae molis erat etc. Wer kann das Alles ohne die tiefste Erregung seiner Seele lesen! Aber es ist gut, daß man sich dies immer wieder recht klar vorhält. Siehe z. B. S. 145. Wie oft geschah, daß die Protestanten, wenn die Gegner durch politische Verhältnisse lahm gelegt waren, die günstige Gelegenheit nicht vollends dazu benutzten, um sich, was ihnen nicht fehlen zu können schien, gesetzmäßige Anerkennung ihrer Partei und einen sichern Religionsfrieden zu erzwingen, was wirklich mit Recht als ein Fehler angesehen werden muß, für welchen sie bald nachher auch hart genug büßen mußten." Damit ist das Werk, das wir

dieſer Beziehung „auf Hoffnung“ geſtreuet wird, einen geſegneten Erfolg, ſondern halten es für unſere Pflicht, mit der Gabe, die uns gegeben iſt, an unſerm Theil auch dafür nach Kräften mitzuwirken. In Sachſen wie in Bayern haben ſich Vereine für Judenmiſſion gebildet. Die in der Chriſtenheit lebenden Juden ſollen zur Kirche unſres Herrn Jeſu Chriſti, wie ſolche auf Grund der Schrift alten und neuen Teſtaments nach dem Evangel.-Luther. Bekenntniß den Heilsweg rein und lauter lehrt, herangezogen werden. Das kann geſchehen theils durch eigen zu dem Zweck für Juden abgefaßte Schriften, theils durch lebendige Perſönlichkeiten, die, mit der rechten Begabung und Erkenntniß ausgeſtattet, im Stande ſind, in mündlicher Rede den Juden das Heilswort zu bringen. Wir zweifeln nicht, daß vor allen Dingen in erſter Linie ſich die rechten Männer zu ſtellen haben, die, wohlbewandert in hebräiſcher Weisheit, mit der warmen Energie eines ſelbſterfahrenen Heilsglaubens, hinausgehen müſſen, um im lebendigen perſönlichen Verkehr Iſrael einzuladen. In zweiter Linie wird dann die begleitende und nachfolgende gedruckte Belehrung und nähere Auseinanderſetzung auf empfänglichen Boden hoffen dürfen. Es handelt ſich alſo einfach darum, Männer zu finden und auszubilden und auszurüſten, die das Schwert des Geiſtes im Namen Jeſu ergreifen mögen. Wir meinen, daß zu dieſem Dienſt für die Sache des Herrn beſondere Bildung und Zurüſtung erforderlich iſt. Hier ſcheint nur eine alte längſt verabſäumte Schuld abgetragen werden zu müſſen. Hier heißt's, anfangen und nicht warten. Denn gewartet haben wir leider ſchon zu lange. Das arme Iſrael läuft umher in unſrer Mitte, wie die verlorenen Schafe in der Irre, und wir —? Was ſollen wir machen? Obige erſte Schrift gibt die einfache Antwort darauf. Mithelfen am Gotteswerke, wenn der Dresdener-Erlanger Verein durch unſere Hilfe auch nur Einen Judenmiſſionar mehr ausrüſtet, ſo haben wir mehr gethan, als bis jetzt geſchehen iſt. Wir können freilich nicht Einen, ſondern eine ganze Schaar Evangeliſten gebrauchen. Man fange aber doch nur an, und ſeufze nicht, daß der Anfang ſo ſchwach ſei. Lieber etwas thun als gar nichts.

Der wackere Paſt. Becker, dem Breslauer-Huſchkeſchen lutheriſchen Synodalverbande angehörig, verwendet jährlich drei bis vier Monate auf Miſſionsreiſen. Sein perſönlicher Beſuch, mit dem er uns in dieſem Juli-Monat in Riga

ut hat, verſchaffte uns Gelegenheit, ſeine Bekanntſchaft
achen, und können wir nicht umhin, hier es offen aus-
rechen, daß Männer von ſeiner Begabung und Wiſſen-
t nicht Viele ſein mögen, in deren Händen bis jetzt
große und wichtige Sache liegt, daß es aber dem
n ein kleines iſt, auch aus Steinen ſich rechte Genoſſen
s Reiches zu erwecken, die da arbeiten, daß ſein Volk
mehre. Das Saatfeld iſt groß, aber der Arbeiter ſind
ige. Einen Jeden, dem dieſe heilige Sache wichtig iſt,
n wir zur Kenntnißnahme obiger Schriften ein. —

III.

Nachrichten.

n Riga nach Mitau über Wilna, im Sommer 1863.

Riga, den 27. Mai. Mit einem entſetzlichen Gekrach
de ich heute in der Frühſtunde Morgens 5 Uhr geweckt.
dachte nichts weniger, als die Decke über meinem Kopf
ingeſtürzt. Ein raſcher Blick zum Fenſter hinaus auf
Jacobsſtraße überzeugte mich aber ſofort, daß das kleine
aus drüben an der kleinen Roſengaſſe ſeinem Untergange
ieht ſei. Die fleißigen Maurer, die keinen „blauen"
ntag zu kennen ſchienen, hatten ſich mit dem Beginn der
he dran gemacht, Dachſparren und Mauerwände nie-
reißen, und einzelne ziemlich coloſſale Steinconglomerate
ießen unfreiwillig ſich löſend ihren Platz, den ſie, nach
Bauart zu urtheilen, ein Paar Jahrhunderte mögen
gehabt haben. Alſo auch du altes Haus mußt dran,
te ich unwillkürlich. Und grade heute, da ich ſo eben
anſchicken ſoll, meinen Ausflug anzutreten, iſt mir noch
bend der Eindruck in ſo recht eindringlicher Weiſe vor-
ten, daß ſogar die Steine, wenn auch nicht ſchreien,
ch in ihrer Dislocirung daran erinnern, wie einmal
hſel und Wandel im Irdiſchen etwas unvermeidliches
An dieſes alte Haus knüpften ſich nämlich Erinnerun-
aus früheſter Knabenzeit. Nach dem unglücklichen,
ſt überflüſſigen, und in kopf- und herzloſer Weiſe aus-
hrten Brande der Vorſtädte in der Nacht vom 11.

dieſer Beziehung „auf Hoffnung" geſtreuet wird, einen geſegneten Erfolg, ſondern halten es für unſere Pflicht, mit der Gabe, die uns gegeben iſt, an unſerm Theil auch dafür nach Kräften mitzuwirken. In Sachſen wie in Bayern haben ſich Vereine für Judenmiſſion gebildet. Die in der Chriſtenheit lebenden Juden ſollen zur Kirche unſres Herrn Jeſu Chriſti, wie ſolche auf Grund der Schrift alten und neuen Teſtaments nach dem Evangel.-Luther. Bekenntniß den Heilsweg rein und lauter lehrt, herangezogen werden. Das kann geſchehen theils durch eigen zu dem Zweck für Juden abgefaßte Schriften, theils durch lebendige Perſönlichkeiten, die, mit der rechten Begabung und Erkenntniß ausgeſtattet, im Stande ſind, in mündlicher Rede den Juden das Heilswort zu bringen. Wir zweifeln nicht, daß vor allen Dingen in erſter Linie ſich die rechten Männer zu ſtellen haben, die, wohlbewandert in hebräiſcher Weisheit, mit der warmen Energie eines ſelbſterfahrenen Heilsglaubens, hinausgehen müſſen, um im lebendigen perſönlichen Verkehr Iſrael einzuladen. In zweiter Linie wird dann die begleitende und nachfolgende gedruckte Belehrung und nähere Auseinanderſetzung auf empfänglichen Boden hoffen dürfen. Es handelt ſich alſo einfach darum, Männer zu finden und auszubilden und auszurüſten, die das Schwert des Geiſtes im Namen Jeſu ergreifen mögen. Wir meinen, daß zu dieſem Dienſt für die Sache des Herrn beſondere Bildung und Zurüſtung erforderlich iſt. Hier ſcheint nur eine alte längſt verabſäumte Schuld abgetragen werden zu müſſen. Hier heißt's, anfangen und nicht warten. Denn gewartet haben wir leider ſchon zu lange. Das arme Iſrael läuft umher in unſrer Mitte, wie die verlorenen Schafe in der Irre, und wir —? Was ſollen wir machen? Obige erſte Schrift gibt die einfache Antwort darauf. Mithelfen am Gotteswerke, wenn der Dresdener-Erlanger Verein durch unſere Hilfe auch nur Einen Judenmiſſionar mehr ausrüſtet, ſo haben wir mehr gethan, als bis jetzt geſchehen iſt. Wir können freilich nicht Einen, ſondern eine ganze Schaar Evangeliſten gebrauchen. Man fange aber doch nur an, und ſeufze nicht, daß der Anfang ſo ſchwach ſei. Lieber etwas thun als gar nichts.

Der wackere Paſt. Becker, dem Breslauer-Huſchkeſchen lutheriſchen Synodalverbande angehörig, verwendet jährlich drei bis vier Monate auf Miſſionsreiſen. Sein perſönlicher *Beſuch*, mit dem er uns in dieſem Juli-Monat im Ring

erfreut hat, verschaffte uns Gelegenheit, seine Bekanntschaft zu machen, und können wir nicht umhin, hier es offen auszusprechen, daß Männer von seiner Begabung und Wissenschaft nicht Viele sein mögen, in deren Händen bis jetzt diese große und wichtige Sache liegt, daß es aber dem Herrn ein kleines ist, auch aus Steinen sich rechte Genossen seines Reiches zu erwecken, die da arbeiten, daß sein Volk sich mehre. Das Saatfeld ist groß, aber der Arbeiter sind wenige. Einen Jeden, dem diese heilige Sache wichtig ist, laden wir zur Kenntnißnahme obiger Schriften ein. —

III.

Nachrichten.

Von Riga nach Mitau über Wilua, im Sommer 1863.

Riga, den 27. Mai. Mit einem entsetzlichen Gekrach wurde ich heute in der Frühstunde Morgens 5 Uhr geweckt. Ich dachte nichts weniger, als die Decke über meinem Kopf sei eingestürzt. Ein rascher Blick zum Fenster hinaus auf die Jacobsstraße überzeugte mich aber sofort, daß das kleine Eckhaus drüben an der kleinen Rosengasse seinem Untergange geweiht sei. Die fleißigen Maurer, die keinen „blauen" Montag zu kennen schienen, hatten sich mit dem Beginn der Woche dran gemacht, Dachsparren und Mauerwände niederzureißen, und einzelne ziemlich colossale Steinconglomerate verließen unfreiwillig sich lösend ihren Platz, den sie, nach der Bauart zu urtheilen, ein Paar Jahrhunderte mögen inne gehabt haben. Also auch du altes Haus mußt dran, seufzte ich unwillkürlich. Und grade heute, da ich so eben mich anschicken soll, meinen Ausflug anzutreten, ist mir noch scheidend der Eindruck in so recht eindringlicher Weise vorbehalten, daß sogar die Steine, wenn auch nicht schreien, so doch in ihrer Dislocirung daran erinnern, wie einmal Wechsel und Wandel im Irdischen etwas unvermeidliches ist. An dieses alte Haus knüpften sich nämlich Erinnerungen aus frühester Knabenzeit. Nach dem unglücklichen, höchst überflüssigen, und in kopf- und herzloser Weise ausgeführten Brande der Vorstädte in der Nacht vom 11.

zum 12. Juli 1812 waren meine Eltern einstweilen nach der Stadt gezogen, und hatten ihre Wohnung im großelterlichen Hause genommen, welches diesem nunmehr dem Untergange geweihten gegenüberstand. Da hatte ich denn damals oft Gelegenheit, den Besitzer des besagten alten Häuschens, einen etwa siebzigjährigen aber noch ganz rüstigen „Rathsdiener", ich glaube er hieß Rose, zu beobachten, wie er früh Morgens wohlgepudert mit dem Zopf, den er zum Andenken aus seiner besten Zeit, von Anno 80, da solch Prachtstück noch Mode war, nicht abgelegt hatte, mit seiner Kalkpfeife im Munde am Fenster seine Canarienvögel fütterte und seine Levkojen begoß. Als ich nach Jahren in das Jacobi-Pastorat zog, stand das alte Haus wieder vor mir, aber der alte Einwohner war längst zur Ruhe gegangen. Doch konnte ich nie vorübergehen, ohne daß die vergangenen Zeiten mit ihren Menschen und Ereignissen immer wieder vor meine Seele getreten wären. Das sollte nun auch nicht mehr sein. Die wechselnden Bilder ziehen an uns vorüber, aber Erinnerung bleibt. Für meinen diesjährigen Sommer-Ausflug hatte ich mir nur ein Dutzend Tage gesetzt, hoffte aber auch aus dieser kurzen Zeit Manches heimzubringen an Eindrücken von Land und Leuten, die ich zu sehen beabsichtigte. Ich habe nun die Strecken durchmessen, Manches gesehen und gehört, und, wenn ich das Resultat des Gewinns wäge, bin ich allerdings um manche Anschauung reicher geworden, die ich nicht leicht hingeben möchte. Wie ich es für den Culturmenschen höchst zuträglich erachte, wenn er sich nie einreden läßt, er sei schon zu alt, etwas zu lernen, so erscheint es mir sehr zweckmäßig, versteht sich, wenn möglich, jährlich ein Stück Erde, mit dem was drum und dran ist, zu betreten, dahin er bislang noch nicht gekommen war. Im „kurischen Oberlande" war ich noch nie gewesen. Da es mir in diesem Jahre nicht glücken wollte, wohin allerdings mein Sinn stand, die schottischen Hochlande zu besuchen, so wollte ich wenigstens ins Oberland, also hinauf jedenfalls, und letzteres war auch leichter ausführbar, abgesehen von manchen Eventualitäten, mit denen Einige, die mein Vorhaben erfuhren, mich, zwar in bester Absicht, ein weniges abschrecken wollten. Doch es sollte der Versuch gemacht werden. Was ich nun da erlebt und erschaut, erlaube ich mir hier mitzutheilen, was um so angemessener erscheinen möchte, als ich nicht incognito, sondern als wirklicher Pastor gereist bin,

zwar in durchaus kirchlichen Zwecken, d. h. vorzugs-
se die kirchlichen Zustände, wie sie sich mir darboten,
Object der Beschauung und Beschreibung nehmend,
ei Land und Luft, Wald und Flur und Derartiges als
wendige Staffage der Hauptgegenstände im Gemälde
dem Leser mit einer gewissen Berechtigung fast ver-
gt werden dürfte.

Also um 7 Uhr Morgens machte ich mich zum Bahn-
. Ein schöner vielversprechender sonnebeschienener Mor-
, nach den vielen kalten Tagen mit dem ewigen Nord
lich einmal ein Umschlag, das Thermometer zeigte be-
s 13°. Alles war noch ziemlich still auf den Straßen.
dem Bahnhof selbst entwickelte sich allmählich eine ge-
e Erwartung, die aber auf keine besonders rege und
afte Entwickelung des Verkehrs mit diesem Frühzuge
deuten schien. Am Schalter, wo ich mir mein Fahr-
t bis Kreuzburg, da sollte mein erster Anhaltspunkt ge-
men werden, zu lösen im Begriff war, theilte mir der
ndliche Billeteur in sehr zuvorkommender Weise den
rplan mit, und zeigte sich mir überaus behülflich, Be-
nungen und Calcüle über mein weiteres Fortkommen
der Eisenbahn anzustellen. Endlich sammelte sich ein
nschenknäuel; einige Dutzend Strusenleute in ihrem pri-
ven Costüm und Auftreten, die, glaube ich, für halben
s bis nach Dünaburg sich befördern ließen, wurden
mmengestopft in einem Waggon placirt. Sie haben
jedenfalls besser, als die Fahrenden vierter Classe in
chen „civilisirten" Gegenden, z. B. in Süddeutschland,
sich mit einem Stehplatz begnügen müssen, und noch
ohne das geringste Obdach den Einflüssen jeder Wit-
ng ausgesetzt sind, und jedenfalls schlimmer daran sind
das Zug- und Schlachtvieh, das, jegliches in seiner
, seinen wohlbemessenen Raum hat, sich niederzulegen.
obgedachten russischen Strusenleuten schloß sich ein
ige Stockmannshoffscher lettischer Holzflößführer an, die
dieses billige und bequeme Gelegenheit zur Heimkehr
hen. Diese ganze Eisenbahneinrichtung in unseren Ge-
den ist sonst schon eine preiswürdige, aber nicht hoch
ug anzuschlagen in ihrem Werth, den sie für große
chten unserer Bevölkerung hat und mehr noch haben
d, die auch durch sie allmählich aus dem Zustande eines
st naiven harmlosen Schlummerlebens herausgezogen
den. Accurateſſe, Pünktlichkeit, Zeitschätzung, Ueberle-

gungen mancherlei Art, und was irgend ſonſt noch dem Hirn Solcher ſich unzugänglich gemacht hat, die bisher gewohnt waren, nur dem mechaniſchen Druck des Augenblicks zu folgen, das alles kommt zur Perception, und ruft allmählich Geſtalten des Daſeins hervor, die wir in gewiſſen Umkreiſen bis dahin vergebens geſucht haben. Ein günſtiger Umſtand geſtattete mir, dieſe erſten vier Stunden — ſo lange dauerte der Zug bis Kreuzburg, wo ich Halt zu machen gewünſcht, ganz allein in einem Waggon meinen Vorbereitungs-Gedanken zur weiteren Fahrt nachhängen zu können, was ich als einen ſchönen angemeſſenen Beginn meines Ausfluges dankbar hinnahm. Solch eine ſtille beſchauliche Sammlung nach continuirlichen Zeitabſchnitten einer nicht geringen geiſtigen Abſpannung mancherlei Art hat ſein ungemein Beruhigendes und Wohlthuendes. Schon das Fahren an ſich, dieſes Sich-bewegen-laſſen ſchnell durchmeſſend die Räume, die in abwechſelnden mannichfaltigen Bildern vor dem Auge vorüberziehen, Sonnenſchein und warme Luft, die uns berührt, alles das wirkt ergänzend und erneuernd auf Nerven und Stimmung. Doch würde ich jedem Paſtor rathen, ſolche Stunden, wo ſie ihm irgend gegeben werden, nie ohne Begleitung des göttlichen Wortes Alten oder Neuen Teſtaments, und zwar in den Urſprachen, entgegenzunehmen. Nicht als wenn der liebe Gott nur in dieſen „Zungen und Dialekten" zu uns redete, aber es bleibt nun einmal unumſtößliche Thatſache, daß er in dieſen Sprachen die höchſten Offenbarungen dem Menſchengeiſte zugewandt hat, und daß es als eine eigenthümliche Gunſt der Vorſehung mir wenigſtens erſcheint, wenn man gewürdiget iſt, in dieſen nämlichen Tönen und Klängen die großen Thaten Gottes ſich verkündigen zu laſſen, in denen dieſe zuerſt in die Welt des Gedankens traten.

Um halb 8 Uhr hatte ſich der Zug nach dreimaligem Klingeln in Bewegung geſetzt. Die beſten Wünſche und Aufträge waren noch beim Abſchiede ſchließlich zugewinkt, in der Hoffnung, daß alles, was als Pflicht und Arbeit für den Augenblick zurückzuſtellen war, nach Ablauf der in Ausſicht ſtehenden Tage mit neugewonnener Kraft wieder aufgenommen werden könnte. Die Locomotive ſchnaubte und brauſte und pfiff und ſtöhnte und ächzte, und fort ging es, durch die Vorſtädte, den „Sandbergen" vorbei, die längs der Bahngleiſe ſich bereits einer beginnenden *Cultur* zu nähern anfangen, indem die Noth und Gefahr

zwingt, den wehenden Flugsand mit Reisern und sonstigem Geflecht zu umspinnen, darunter sich das keimende Grün zeigt als Vorbote einer werdenden Umgestaltung der höchst trübseligen Fläche — und das in der nächsten unmittelbarsten Nähe einer betriebsam regen im steten Wachsthum begriffenen Bevölkerung eines Hafen- und „Vororts" der baltischen Provinzen! Wann werden wir einmal diese Dünen bewältigen? Nun gieng es von Station zu Station weiter. Ich freute mich, daß bei uns die „Schnell-" und „Eilzüge" noch nicht nach englischem Maßstab im Gange sind. Bei jedem Haltpunkt sah man, daß die Leutchen allenthalben mit den Minuten noch nicht geizen. Im Westen „draußen" ist es auf den Bahnstationen ein Laufen und Rennen zum Ueberstürzen; hier wickeln sich die Bedürfnisse in der größten Behaglichkeit und Ruhe ab. Das drückt sich auch auf den Physiognomien aus. In Ogerstation hielten wir an; eben hatte ich gelesen

חֶסֶד אֵל כָּל־ הַיּוֹם,

gratia Dei nunquam cessabit, „Gottes Gnade hört nimmer auf" — da berührten folgende sprachverwirrende Töne vom Perron mein Ohr: 4 Minuten! поскорейте! stop, my dear! mon sac de voyage! woi juhs arr libds braukfeet? Da hatte ich im Augenblick eine schöne Collection sprachverwirrender Elemente. Der Zug ging ziemlich gemüthlich weiter, ich konnte die Gegenstände der Landschaft in dauernd photographirenden Eindrücken meinem inneren Seelenleben einprägen. Und das war ganz angenehm. An der Oger hat man für die nach „schönen Gegenden" schmachtenden Rigenser allerlei „Pavillons" und „Tempel" gebaut, wie denn bekanntlich auch Kokenhusen in diesen Annehmlichkeiten excellirt. Und wirklich macht sich die Landschaft hübsch und strebt einer höheren Cultur entgegen, wozu der von hier an bis weit nach Kreuzburg hinein überaus fruchtbare Boden am Dünaufer Empfänglichkeit hat. Die alten längst in Schutt und Ruinen gefallenen Schlösser aus der Ritterzeit, wie sie der Reihe nach von Kirchholm, Uexküll, Lennewaden, Ascheraden, Kokenhusen ꝛc. sich erheben, entziehen sich freilich dem Auge des Eisenbahnfahrers, nur das Judenstädtchen Friedrichstadt weiter im Thal am jenseitigen kurischen Ufer der Düna erinnert an das culturhistorische Problem, das in der Judenfrage sich auch hier auf dem Gebiete der unmit-

telbaren Praxis darlegt. Wo hinaus? kann man auch hier fragen, wenn man die Juden ſieht, wie ſie ſchon von Kreuzburg an das rechte Dünaufer mit ihren Anſiedelungen andrängeriſch überziehen. Von „bekehren", ſcheint es, kann vorläufig gar nicht die Rede ſein. Wenigſtens iſt dazu nichts angethan, es müßte denn ein Menſch mit beſonderer Thatkraft vorgehen und dieſer Aufgabe ſein Leben weihen. In Station Römershof kam in der Perſon des lieben Amtsbruders F. aus S. die angenehme Nachricht, daß übermorgen in Siekeln, 18 Werſt von Dünaburg, oberwärts der Düna hinauf, im eigentlichen „Oberlande", ein „Predigerkränzchen" abgehalten werden ſollte, wohin auch er zu gehen im Begriff war. Das war mir ganz recht und wir verabredeten den Plan zu gemeinſamer Hinfahrt. Inzwiſchen hatte ſich unter der Reiſegeſellſchaft der dritten Claſſe ein kleiner Krawall etablirt. Ein armer Jude war der Gegenſtand der Neckereien ländlicher Mitreiſender geworden, die dem Alkohol, trotz der neuen höchſt wohlthätig erhöhten Branntweinacciſe, doch über das Maß ſchienen zugeſprochen zu haben. Da ertönte plötzlich die Donnerſtimme einer uniformirten Autorität in den Wagen hinein: Es juhs isſweedischu ahrâ, kad juhs peedſehrufchi, ſaprohteet (ich werde euch ſogleich herausſchmeißen, wenn ihr betrunken ſeid, verſteht ihr!). Das war deutlich. Dieſes vortreffliche im rechten Augenblick angewandte ciceroniſche quousque tandem beſänftigte ohne Geſchworenengericht die aufgeregten Wellen. „Was gibts da"? hieß es. „Die Bauern narriren ihm", war die Antwort höchſt verſtändlich. Ich habe noch lange dieſes köſtliche „ihm" nicht vergeſſen können. Man ſpricht ſoviel von Grammatik, aber, wie ich mich ſchon als Tertianer damit gequält habe, warum man sequi mit dem Accuſativ zu conſtruiren habe, da man doch im Deutſchen folgen mit dem Dativ ſetzt, ſo bleibt nun einmal der Eigenſinn der Sprachbildung und die Grammatik folgt der Praxis, nicht umgekehrt. Wie Sprachforſcher Landſchaften und Diſtrikte bereiſen, um den Eigenthümlichkeiten der Dialektbildungen nachzuforſchen, und oft das Reſultat ihrer Beobachtung dahin notiren, daß man z. B. im Oberlande ſo redet, während der Wolmarſche Lette ſo nie ſagt, ſo iſt es ja möglich, daß man zwiſchen Kreuzburg und Riga an der Düna „ſie narriren ihm" ſtatt „ihn" ſagt, warum nicht? Mir klang das „ihm" ſehr kräftig, prägnant und volksthümlich; es war

das geschlossene m ein so festes markirtes, hier so ganz am Platz, während das n so verschwommen geklungen hätte. Wie dem nun auch sein mag, die Sonne schien, das prachtvollste Wetter erquickte, der schöne Sommertag ließ die Landschaft im lieblichsten Keimen und Grünen durch Wald und Feld, zwischen Edelhöfen, die von fern ruhig und behäbig in ihren stattlichen Gebäuden sich ausbreiteten, gar angenehm erscheinen, während die ländlichen Bauergehöfte allerdings noch Manches vermissen ließen; nur spärlich erhob sich ein Schornstein aus dem Stroh- oder Schindeldach, das Erinnerungszeichen, daß der Bewohner sich anfange zu besinnen, seine „idyllische" oder „praktisch zweckmäßige" Rauchhütte zu verbessern. — Bei Glasmanka ging's über die Ewst, auf der einige Holzflösse sich bewegten, die in die Düna zu lenken sich bemühten, auf welcher aus der Ferne einige Segelböte den Wunsch hervorriefen, auch diesen Strom einmal von Dampfern befahren zu sehen. Immer mehr machte sich die Waldung geltend; Birken, Tannen und Fichten schienen vorzugsweise in ihrer Geselligkeit das Land zu occupiren; aber von „uralten" Forsten und hundertjährigen Bäumen konnte das Auge, trotz dem, daß wir Werstenlang zwischen Waldung auf den Schienen dahin glitten, wenig entdecken; ab und zu mochte eine alte Eiche oder Ulme als Zeuge vergangener Zeiten dastehen; im Durchschnitt war alles Jungholz, 40 - 60 Jahre alt. Der Bahnhof in Kreuzburg präsentirt sich vortheilhaft, und das Absteigelokal der 1. u. 2. Classe, von einem industriellen freundlichen Berliner mit den besten Ernährungsstoffen an Speise und Trank einladend ausgestattet, ließ nichts dem verwöhnten Comfort zu wünschen übrig. Kreuzburg Pastorat, wohin ich etwa eine Werst Wegs zwischen üppigstehenden Kornfeldern, der Roggen hatte sich hier in der fruchtbaren Ackerkrume bis zur Aehre entwickelt, was bis dahin nicht bemerkt war, passierte, nachdem der Kampf mit den zudringlichen Juden, die mich durchaus mit ihren bereitstehenden Equipagen bedienen wollten, glücklich überstanden war, umfing mich sofort mit seinem im schönsten Schmucke stehenden Obst- und Nutzgarten, der auf der Südseite des Wohngebäudes am sanftlichen Abhang sich hindehnt, und eine schöne Aussicht bot auf die stattliche lutherische Kirche zur Linken auf einem Hügel, den Wasserspiegel der Düna, die in Unterbrechungen zwischen dem Laubwerk hervortritt, und das jenseits gelegene Jacobstadt, mit seinen 4 christlichen Kirch-

thürmen, 2 russischen, 1 katholischen, und 1 lutherischen, wobei die 2 Synagogen, von der überwiegend jüdischen Bevölkerung des Orts frequentirt, weniger in die Augen fielen. Der würdige Prediger der luth. Gemeinde des Kreuzburgschen Kirchspiels, die c. 12,000 Seelen stark ist, und auf einem Flächenraume von 18 □Meilen lebt, seit 35 Jahren hier segensreich wirkend, hat seit einigen Jahren sich einen Gehilfen genommen für die Bedienung der großen Pfarre, die eine Hauptkirche, in Kreuzburg selbst, und zwei Filialkirchen hat. Ein Gang durch den Hof bis zum Judenflecken, der etwa 2000 Bewohner zählen mag, bis zur Kirche zurück, gewährte mir ein Bild von der äußern Lage der Situation. Das „Schloß", die Residenz des Besitzers dieser weiten „Kreuzburgschen" Gütercomplexe von 400 □Werst, hält keinen Vergleich aus mit andern „Schlössern" moderner Neuzeit, die ich sonst in Kurland kennen gelernt habe, wie z. B. das Schloß Edwahlen. Es ist zwar im Quarré gebaut, aber die Nützlichkeitsrücksichten haben alles überwuchert, wenigstens von Außen angesehn, während das Innere einen ganz comfortablen Geschmack entwickeln soll, darinnen wir dem reichen Bewohner ein glückliches und zufriedenes Leben wünschen, wozu es gewiß an äußern Bedingungen nicht zu fehlen scheint. Ein höchst überflüssiger Eckthurm mit einer „Schloßuhr" soll umgebaut werden. Wir würden rathen, dem Beispiele der Johannisgilde in Riga zu folgen, und das Ganze niederzureißen und einen Neubau auszuführen. Die protestantische Kirche ist von Stein, groß und geräumig, im bekannten Alexanderstil sozusagen, aus den zwei ersten Decennien dieses Jahrhunderts; man erkennt in allem die Pflege. Pastor und Gemeinde sind darin einig, Gott der Herr wohnt zwar nicht in Häusern, von Menschenhänden gebaut, aber es ist würdig und angemessen, dem Herrn eine Stätte zu bereiten, darinnen die „schönen" Gottesdienste können gefeiert werden. Die Künste der Architektur, der Sculptur und der Malerei haben keinen ihrer Verwerthung und Gestaltung würdigern Gegenstand, als den ihnen die Religion und Kirche bietet, und daß auch die protestantische Kirche, neben den geistigen Bewegungen, die sich in Wort und Lied und in der Musik aussprechen, den bildenden Künsten Raum zur Entwickelung gestattet, dürften wir nie in Abrede stellen. Der Baustyl der Kreuzburgschen Kirche ist wie gesagt derjenige, wie er in der Zeit der Erbauung 1814—24 bei uns vorschriftmäßig

war, mit korinthiſchen Säulen nebſt Anlehnung an das ſogenannte italieniſch römiſche, wozu nach unſerm Dafürhalten italieniſche Landſchaft und Luft gehört. Der gothiſche, von den Engländern durchgängig zur Anwendung gebracht und auch bei uns, wo es geht, nunmehr eingehaltene Kirchenbauſtyl, möchte der allein zuſagende ſein. Es war intereſſant, die Wahrnehmung zu machen, daß kirchliche Einrichtungen im Gemeindeleben, trotz aller Uniformität der Schablone und der auf Tabellen und Regiſter zu bringenden Gleichartigkeit an der Zähigkeit der Individualitäten ſcheitern, und am beſten gedeihen, wenn die Perſönlichkeiten, die Localitäten, die ſocialen Stellungen, in denen eine kirchliche Gemeinde daſteht, in einer gewiſſen Freiheit der Selbſtentwickelung belaſſen werden. Principien, Grundſätze, Ziele und Zwecke, die ſind's, darinnen wir uns einig fühlen müſſen, aber die Art und Weiſe der Ausführung iſt eine Sache, darinnen Raum und Freiheit gelaſſen werden muß. Es kann z. B. ganz zweckmäßig ſein, die Gemeinden in billiger Rückſicht gegen die Arbeiten des Paſtors, wie zu ihrer eigenen Bequemlichkeit, daran zu gewöhnen, gewiſſe „Anſchreibe- und Meldungstage", wie man das zu nennen pflegt, für Brautleute, Communicanten ꝛc. genau und pünktlich einzuhalten. Aber keine Regel ohne Ausnahme, meinen wir. Iſt doch der Sabbath um des Menſchen willen da, und nicht umgekehrt. Wir würden ſolche geſetzlich oder am beſten durch die Gewohnheit ſanctionirte Zeitbeſtimmungen eben in der Art nur gut heißen, daß Ausnahmsfälle ihre freundliche Berückſichtigung finden.

Der Paſtor von Kreuzburg hat ſeine Gemeinde, wird Mancher ſagen, recht verwöhnt. Hier iſt der Freitag und Sonnabend erſt ſo recht die Zeit der Anmeldungen und der Anliegen, welche ſeine Kirchkinder ihm vorbringen. Und er hat 35 Jahre auch dabei beſtanden! Ehre ſei ihm! Die Kirchenbücher ſind leider in Folge eines Brandes nur ſeit 1760 vorhanden. Wie häufig kommt dieſer Fall vor; wie ſelten reichen die Nachrichten continuirlich und genau in frühere Zeiten hinauf. Wir finden das freilich ziemlich bei dem Wechſel der feindlichen Ereigniſſe, mit denen dieſe unſre Landſtriche vielfach heimgeſucht waren, begreiflich. Wir in unſern Tagen haben zum Aufblühen und Gedeihen der ſittlichen Culturzuſtände einen ewigen Landfrieden zu wünſchen.

Von Kreuzburg bis Dünaburg ging die Fahrt am Abend von 7–9½ Uhr ohne beſondere Ereigniſſe glücklich

von Statten. Ich war genöthigt, nachdem ein freundlicher Reisegefährte mich verlassen hatte, bei der einbrechenden Abenddämmerung mich meinen eigenen Betrachtungen zu überlassen. Es gibt wunderbare Käuze, denen man mitunter auf Reisen begegnet. In der Nähe von Dünaburg zeigte die vorherrschende Sandformation des Bodens, daß wir jene fruchtbaren Weizenregionen zwischen Lennewaden und Lievenhof hinter uns hatten. Endlich tauchten zwischen Sandhügeln einzelne kleine Häuser auf, bis wir im Bahnhofe die Ueberzeugung gewinnen sollten, daß nun wirklich Dünaburg erreicht sei. Eine miserable Kalesche, von einem unvermeidlichen Juden geführt, brachte mich nach dem „Hôtel London", wo ich etwas enrhümirt ankam, Folge einer schnellen Abkühlung, die ich mir auf meinem raschen Spaziergange in Kreuzburg zugezogen hatte, indem ich es nicht vermied, bei starker Transpiration die kalten Kirchenräume zu betreten. In besagtem Hôtel war die Verständigung nicht ohne persönliche Schwierigkeit nur in polnischer und russischer Sprache möglich, da deutsche, lettische oder französische Vermittelung durchaus nicht gelingen wollte. Doch erlangte ich mit einiger Mühe ein gutes Zimmer und erfuhr die neueste hiesige Neuigkeit, daß am heutigen Tage hierselbst ein jugendlicher insurrectionssüchtiger Graf, angesichts einer großen versammelten Volksmenge, öffentlich standrechtlich erschossen worden war. Das war mein erster Tag, und mein Eintritt in diese unheilvoll bewegten Gegenden, denen ich eine baldige Beruhigung von Herzen wünschte.

In Dünaburg den 28. Mai früh. Es regnet als wenn alle Schleusen des Himmels sich geöffnet hätten. Ein schlimmes Prognostikon für die ferneren Unternehmungen, die ich noch abzuwickeln wünschte. Wo hinaus? wenn das so fortgeht. Dann wäre es am besten gethan, sofort wieder umzukehren. Indeß heißt's auch hier: abwarten und das Beste hoffen. Selbst hier am Ort ließ sich bei solchem Regenwetter eine Umschau in die Umgegend, die manches Interessante darbot, nicht machen. Es mußte also Alles der Gunst des Augenblicks anheimgegeben werden. Und auch diesmal bewährte sich diese Gemüthsstellung allen sonderbaren und sich durchkreuzenden Eventualitäten gegenüber als die einzig richtige. Denn es kam Alles nachher so gut, als es sich nur denken ließ. Zur Ordnung meiner Reisenotizen war diese Stunde des Abwartenmüssens eine so *recht* von Oben gegebene, denn ich selbst hätte sie mir viel-

leicht kaum genommen, sondern mich auf das Eindrücke-Aufnehmen mit Hast geworfen, statt daß eine kleine stille Recapitulation des Ergriffenen nur vortheilhaft auf das Resultat des ganzen Reiseunternehmens wirkt. Ein kleiner Versuch, mich auf die vom Regen durchnäßten Straßen von Dünaburg zu wagen, ward glücklich von der Ungunst des Himmels zurückgeschlagen; ich mußte mich zurückziehen, mit dem festen Entschluß, zuzusehen, was überhaupt aus meinem ganzen Weiterfahren werden sollte. Es sollte aber ganz gut werden. Durch eine glückliche Constellation der Verhältnisse kam eine freundliche Einladung zu Mittag zu einem Manne, der sich in Dünaburg fast seit einem halben Jahrhundert eingebürgert hat, und im Kreise seines deutschen Familienlebens, bei Geschäftsthätigkeit und Biederkeit des Charakters als Vorstand der hiesigen lutherischen Gemeinde sich Achtung und Vertrauen der ganzen Gegend erworben hat. Bei ihm fand ich bereits den Amtsbruder F. aus S. in Kurland vor, früher luth. Pastor zu Dünaburg, der bei seinem alten hochgeschätzten Kirchenvorsteher Hospitalität genoß. Manches ward in der flüchtigen Stunde durchsprochen, des Zustandes dieses Ortes vor 50 Jahren gedacht und anerkannt, wie Alles nunmehr besserer Entwickelung zustrebt, indeß noch die werdenden Zustände nur mit großer Kraftanstrengung, auch schon bei der Verschiedenheit der Nationalitäten der Bevölkerung, weiter gefördert werden können. Da das spannende „plötzlich" auch in dieser Reisebeschreibung nicht fehlt, so geschah es, daß das „plötzliche" Erscheinen von 4 Amtsbrüdern, im erfreulichsten Wandercostüme aus dem Oberlande, die alle zum „Kränzchen" nach Siekeln sich über Dünaburg auf den Weg gemacht hatten, und einen mit Stroh und entsprechenden improvisirten Sitzen verzierten Leiterwagen, der auch uns noch aufnehmen sollte, in Aussicht stellten, den etwas schwankenden Entschluß, diese ganze nicht prämeditirte Excursion nicht von der Hand zu weisen, recht fixirte. Dem drohenden Regen wurde mit aufzuspannenden Schirmen muthig die Spitze geboten, und nach einem herzlichen Lebewohl und Händedruck rollten wir auf dem hochgelegenen rechten Ufer der Düna, der Festung mit seiner alten Jesuitenkirche, die nunmehr dem russischen Cultus eingeräumt ist, vorbei, warfen einen Blick des Staunens und der Bewunderung auf das Prachtwerk der massiven Dünabrücke, die auf zwei Granitpfeilern, die in den lockern Sandgrund des Stromes getrieben sind, ruht, und

mit ihrem Eisenwerk sich kühn, leicht und imposant ausnimmt, über welche die Züge der Eisenbahn pfeilschnell fliegen. Den kleinen luth. Betsaal, der in der Festung liegt, zur großen Unbequemlichkeit der Lutheraner am Ort, die einer Kirche in der Stadt selbst so sehr bedürfen, konnten wir nicht sehen. Wir fuhren über die niedrig gelegene Floßbrücke, die am andern Ufer beim Beginn einer jüdischen Ansiedelung, Griwe genannt, schließt, welche auf dem Territorium der Kalkuhnenschen Güter, dem gegenwärtigen Civil-Gouverneur von Livland, v. Oettingen, zugehörig, liegt. Dieser jüdische Häusercompler mag an 3000 Judenbewohner zählen, und bildet eine Straße, an welcher die Häuser zu beiden Seiten stehen, etwa 2 Werst lang. Die Individuen, die dem Vorbeifahrenden sich präsentirten, machten den erwarteten Eindruck. Wenn das Quantum von verbrauchter Seife den Höhestand der Cultur unter einem Volke bezeichnet, so wäre es für die Statistik interessant, zu erfahren, wie viel Pfund von diesem Reinigungsmittel die lieben Juden in Griwe jährlich consumiren. Nun ging es immer dem linken Ufer der Düna entlang, hinauf, Berg auf Berg ab, der Strom und die Landschaft entwickelten schöne Mannichfaltigkeit und Abwechselung, der Himmel ward wieder wunderbar klar, ein schöner Abend sollte auf einen schwermüthig verdüsterten Vormittag folgen. Eine Erfahrung, die der Vernünftige auf seinem Lebenswege immer wünschen wird. Es ist keine Frage, daß das Sprüchwort: „Ende gut, Alles gut", in jeder Beziehung seine Berechtigung verdient. Auf einen schweren Morgen und einen stürmisch bewegten Tag einen stillen Abend, einen ruhigen friedevollen Abschluß genießen, das ist's, was immer wünschenswerth bleibt, und nicht leicht in seiner umgekehrten Entfaltung begehrt werden mag.

Dieses letzte Ende des kurischen Oberlandes, welches sich etwa 9 Meilen lang vom Brückenkopf Dünaburgs bis zur Spitze keilförmig zwischen dem Wilnaschen und Witebskischen Gouvernement, vom letzteren durch die Düna getrennt und begrenzt, hinauf schiebt, ist seit Jahrhunderten der Schauplatz der Unsicherheit und der Unruhe gewesen; die Völkerschaften der Litthauer, Letten, Polen, Deutschen und Russen trafen sich hier, zu denen der Knecht Israel sein Quantum lieferte. Die Sprache ward daher zum wunderlichsten Kauderwelsch, „bochobrodisch" genannt, wo die Bruchtheile der einzelnen Sprachlaute zu zählen dem Forscher über-

n bleiben. Hier geſchahen die Ereigniſſe der „Bando-
, die Laube in ſeinem bekannten „geſchichtlichen" Ro-
verherrlicht hat; bis hierher hat Gotthard Kettler's
matoriſches Walten gewirkt, und noch heute ſteht die
riſche Kirche dieſer Gegenden, wie überhaupt, wenn
Urtheil vergönnt iſt, ganz Kurlands, auf den Funda-
n jenes erſten trefflichen Herzoges. Die großartige
ht, zu welcher der Jeſuitenorden in dem ganzen Um-
: der „litthauiſch-polniſchen" Lande zu gelangen ver-
, hat Kirchen- und Kloſtergebäude durch die andäch-
Frömmigkeit der mit irdiſchen Gütern reich geſegneten
bigen entſtehen laſſen, die noch heute Staunen erre-
aber ſie hat auch, wo die evangel. Kirche in ihrer
ten Nähe irgend ein Leben bekundete, dieſelbe nieder-
ten, wo ſie es konnte. Die ſchöne Ellernſche Kirche, die
der Fahrt nach Siekeln ſich uns hübſch gelegen präſentirte,
rünglich lutheriſch, ſeit 1684 aber bereits dem proteſtan-
n Cultus entriſſen, und ſeitdem katholiſch, wie das
z. B. in Illurt, Allſchwangen ꝛc. der Fall iſt, liefert
Beiſpiel davon. Mit der ſinkenden Sonne, unter an-
den und wohlthuenden Geſprächen, immer wieder durch
Blick in die ſchöne Landſchaft unterbrochen, wo unten
Thal die Düna mit ihren Holzflöſſen und Segelböten,
drüben die dunkeln Waldungen, und hier in der Nähe
geſchmackvoll hergerichteten Herrenſitze, denen wir vor-
führen, eine reizende Abwechſelung boten, erreichten wir
ch das lieblich gelegene Paſtorat Siekeln, unter dem
tten von uralten Linden, den einzigen Erinnerungszei-
alter Zeit, da durch Brand und Unglück auch hier aus
Vorzeit alle mit den Kirchenbüchern untergegangen ſind,
aß die ſchriftlich vorhandenen Originalnotizen in dem
enarchiv nicht über die 70er Jahre des vorigen Jahr-
erts hinausgehn. Ein kleines Kirchlein auf einem
e mit weiter Ausſicht, umgeben von einem Birkenge-
das der ſelige Propſt Ratzibor einſt pflanzte, wo auch
Aſche ruht, mit dem kleinen Kirchhof und deſſen an-
hslos gezierten Gräbern ringsum, ſieht die andächtige
inde zu ihren Gottesdienſten verſammelt, in denen der
ige Paſtor derſelben ihnen in angemeſſener Weiſe das
des Lebens im göttlichen Worte darreicht. Die lu-
ſche Gemeinde zu Siekeln war bis auf die jüngſte Zeit
ein Minimum geſchmolzen, und oft hatte der Ortspre-
das Vertrauen auf die Gegenwart des Herrn in der

Versammlung von Zweien und Dreien im wörtlichen Sinne an sich erfahren müssen. Durch die neuesten Umwandelungen in den bäuerlichen Verhältnissen Kurlands ist auch hier die Lage der Dinge eine andere geworden. Vielfache Einwanderungen von lettischen Lutheranern, wie z. B. aus der Bauskeschen Gegend, haben hier die Gemeinde, die hier eine pastahwiga weeta, d. i. einen „bleibenden" Heerd suchte, um nicht in jährlichen Kündigungen dem Proletariatsleben zu verfallen, bis fast auf 1500 Seelen gesteigert. Das besagte Proletariat übrigens sucht kein Mensch aus eigenem Entschlusse, sondern wenn die Geschicke rollen, so entsteht dieses Ungethüm, für welches der Einzelne nimmer haftet. Denn die versunkene Liederlichkeit einzelner Individuen, wie das unter allen Umständen sich findet, bezeichnen wir nicht mit der allgemeinen Landes- und Volkscalamität, wofür man das Wort Proletariat gestempelt hat. Das ist ein sociales Uebel, und bei der Erscheinung eines solchen ist die Schuld wo anders zu suchen, als in dem Exemplar des Individuums. Es ist in der That für unsre Landprediger ein wahres Bedürfniß für Geist und Herz, kein künstlich gemachtes und forcirtes Gefühl, das zu solchen öfter im Laufe des Jahres wiederkehrenden geselligwissenschaftlich-erbaulichen Zusammenkünften, „Kränzchen", wie man in Kurland sagt, einladet, ja nöthigt. Die isolirte Lage, in welcher unsre evangel. Geistlichen zu leben gezwungen sind, sei es auch im Schooß eines stillen Familienglücks, auf einzelne benachbarte Gutsbewohner beschränkt und auf das Arbeitsfeld angewiesen, das hauptsächlich aus bäuerlicher Bevölkerung und Lebensanschauung besteht, ist zu auffordernd für den Mann, der in den Jugendtagen seiner wissenschaftlichen Studien in einem weiter ausgedehnten Gesichtskreise wandeln durfte, sein Recht auf Gemeinschaft des Geistes zu gegenseitiger Förderung zu suchen, wie alle Bücher und praktischen Aufgaben des Hausstandes und der Pastorenpflicht ihm nicht zu bieten vermögen. Wer ohne Unterbrechung Gelegenheit hat mit gebildeten Menschen, welche in derselben Sphäre des Wissens und der Erkenntniß sich bewegen, in Berührung zu kommen, hat es schwer, sich in die Gemüthslage eines solchen zu versetzen, dem in der Regel der Verkehr mit der Mannichfaltigkeit der Zustände versagt ist, und der nur ausnahmsweise für derartige Anregungen Veranlassung findet. Und doch, wie unendlich reich ist der Segen, der in unserm bal-

tiſchen Provinzen namentlich aus den ſtillen Pfarrhäuſern der evangel. Geiſtlichen ſich weithin immer entfaltet hat. Wie ſind aus dieſen evangel. Pfarrhäuſern Söhne erwachſen, die ſpäter als Männer des Rechts und des Staats, der Bildung und des Heils den tiefſten Grund ihres innern Seelenlebens denen zu verdanken hatten, die ihre früheſte Jugend mit Vater- und Mutterliebe behüteten; wie iſt namentlich die Erziehung des weiblichen Theils in einem evangel. Pfarrhauſe eine ſolche, unter deren Schutz die zarteſten Blüthen und Früchte der Empfänglichkeit für alles Edle und Schöne, Wahre und Gute zur Entwickelung kommen, die auch dann, wenn nicht ſelten Entſagung das Loos der Pfarrertöchter iſt, einen ſolchen Reichthum von innern Schätzen hervorrufen, daß auch ſie in würdigen Lebensſtellungen wiederum zum Segen geworden ſind. Die Gegenſtände der Vorträge und Beſprechungen unſeres Kränzchens bewegten ſich um manche ernſte Fragen dieſer Zeit, zu denen ein herzliches Gebet und Choralgeſang, an den ſich auch die lieben Frauen des Hauſes angeſchloſſen hatten, die würdige Vorbereitung gab. Es iſt gewiß, daß ein ſolch längeres Beiſammenſein, das erſt an dem dritten Tage des Beginns ſchließt, vielfache Veranlaſſung für den Einzelnen wird, in der Stille für ſich nachher das zurechtzulegen, was irgend als abweichende Meinung und Auffaſſung entgegengetreten iſt. Iſt und bleibt es doch immer der nie genug anzuerkennende Gewinn einer ſolchen periodiſch wiederkehrenden Zuſammenkunft, daß wir uns ſelbſt an den Gedanken und Ueberlegungen des Bruders, der auch nichts anderes ſucht, als zu wachſen in der Erkenntniß der Wahrheit, corrigiren und rectificiren und nicht ohne Einfluß bleiben auf den, der durch uns Veranlaſſung nimmt, ſeine eigenen Urtheile zu prüfen. Das gegenſeitige Ausſprechen unter den lieben Brüdern war ein ſo herzliches und offenes, ein ſo wahrhaft brüderliches, daß auch der Gaſt, der nur wie zufällig in dieſen Kreis getreten war, aufs wohlthuendſte ſich berührt und angeſprochen fühlen mußte. Gottes Segen über den lieben Amtsbruder, der hier in dem Siekelnſchen Pfarrhauſe an der Seite ſeiner treuen Gattin, an einem ſolchen Vorpoſten unſrer vaterländiſchen evangel. Kirche, unter dem Einfluß einer Lebensſtellung, die in ihrer Eigenthümlichkeit theils mit einer gewiſſen Entſagung, theils mit dem Aufbieten eines innerlich vorhandenen geiſtigen Fonds will ge-

tragen sein, dessen sich getröſten kann, daß es etwas Köſtliches iſt, allzeit treu erfunden zu werden.

Leider mußte ich früher als meine übrigen lieben Mitgäſte aufbrechen, da ich noch manche weitere Fahrt vorhatte. Ein Siekelnſcher Bauersmann brachte mich mit ſeinen zwei muntern Pferden in einem Wägelchen wohlbehalten nach Dünaburg zurück. Auch dieſe Rückfahrt war von nicht geringer Ausbeute. Mein Roſſelenker, der mir zur Seite ſaß, aus dem Innern Kurlands gebürtig, von wo er ſeit einigen Jahren mit Weib und Kind eingewandert war und ſich hier niedergelaſſen hatte, entwickelte eine überraſchende Kenntniß der gegenwärtigen und vergangenen Dinge. An ihm habe ich ein redendes Beiſpiel — denn ſeine Vorträge waren zu meinem großen Vergnügen unerſchöpflich — von dem Segen der Männer, die in unſern Tagen unſerm lettiſchen Bauernvolk die nöthige Nahrung an literariſchen Heilsmitteln darbieten. Die 3 lettiſchen Zeitungen hatten an dieſem einen aufmerkſamen Leſer; die Landkarten, womit unſer unermüdlich für das Lettenvolk thätiger Schulz in Mitau den Letten ganz neue Geſichtskreiſe aufgeſchloſſen hat, kannte er vollkommen; die Ueberſichten der Kirchengeſchichte waren ihm gegenwärtig, und die neueſte Zeitlage der Gegenwart ihm keineswegs verborgen. Er kannte Hrn. Bismark und Louis, und gab mir in lettiſcher Zunge eine überraſchende, von eigenem geſunden Urtheil durchſchimmerte Umſchau über das, was iſt und werden kann und ſoll.

Mit der ſinkenden Abendſonne hatte ich mit meinem lieben lettiſchen Geleitsmann die Fahrt glücklich beendet. Seine Geſpräche oder vielmehr Vorträge, die er in einem höchſt gebildeten Lettiſch hielt, er war aus Ruhenthal im Meſothenſchen Kirchſpiel aus der Bauskeſchen Gegend gebürtig, von woher er auch offenbar ſeinen Bildungstrieb herübergebracht hatte, waren für mich eine Veranlaſſung geweſen, meine etwas unterbrochenen lettiſchen Sprachſtudien wieder aufzufriſchen, und die Annahme als eine nicht unbegründete feſtzuſtellen, daß dieſer gut geſchulte, denkende und redende einfache lettiſche Bauer ſicher nicht der einzige ſeines Volks iſt, an dem man ſolche erfreuliche Wahrnehmungen einer weiter fortgeſchrittenen Zeit machen kann. Von einem erhöheten Standpunkt am linken Ufer der Düna konnte ich Dünaburg mit allem, was dazu gehört, überſchauen. Als vor Jahrhunderten die deutſchen Ritter und

Priester in den baltischen Dünalanden ihre Herrschaft begründeten, hatten sie zum Schutz gegen den Andrang der heidnischen Bewohner der Hinterwälder eine feste Burg, die Dünaburg, als Vorposten erbaut. Von dieser ist gegenwärtig nichts mehr vorhanden. Nichts desto weniger ist dieser Punkt heute in strategischer und mercantiler Beziehung wichtig, und wird sicher immer mehr ein Knotenpunkt des weithin sich ausdehnenden Weltverkehrs werden, bewohnt von Menschen, die russisch und polnisch und litthauisch, auch etwas deutsch und lettisch mit einander verkehren, oft auch in einem Idiom, wo alle jene fünf Sprachelemente sich mischen, zu welchem der Jude das Seinige hinzuthut, der in einer wunderbaren Zähigkeit es nie an Kenntniß seiner hebräischen Gebete fehlen läßt, so wie er denn die Benennungen des Alltäglichen aus seinem uralten Volksschatz hinüberträgt, so z. B. heißt hier die „Staatsregierung" „Memschelet Haam", und der „Golowa" oder Bürgermeister „rohz bair". Militärisch wichtig und demgemäß armirt ist der Brückenkopf am linken Dünaufer und die Festung gegenüber auf der andern Seite. Beiden schließen sich an, hier die Judenslobode Griwa genannt, auf kurischem Boden, und dort neben der Festung die „Stadt" Dünaburg, die aus ihren primitiven Zuständen sich hoffentlich immer mehr herausarbeiten wird: denn bis jetzt ist noch erst viel im Werden, und im Herbste möchte ich nicht gern durch dick und dünn auf den ungepflasterten Straßen spazieren. Rechts von der Stadt erhebt sich ein großartig im Viereck mit Thürmen und Mauern umschlossenes Staatsgefängniß, und im Hintergrunde werden die beiden Bahnhöfe von Riga und St. Petersburg-Warschau bemerkbar, an die sich nun bald ein neuer Bahnzug nach Osten bis Witebsk anschließen wird. Die Ueberfahrt über den Strom wird auf eine dreifache Weise vermittelt. In der Mitte erhebt sich die stolze Eisenbahnbrücke, die nunmehr den Fluthen der Düna zum erstenmal, seitdem sie der Ostsee zufließt, den thatsächlichen Beweis vorträgt, daß es dem Menschen gegeben ist, allenthalben Herr über die Natur zu werden. Unterwärts von diesem granitenen Brückenbau hat sich die portative Schiffsbrücke über den Strom gelegt, zum gewöhnlichen Verkehr, und oberwärts gehen Fähren und Böte. Ich benutzte ein Boot, geleitet von einem Juden, um den weiten Umweg abzukürzen. Meine Absicht war, noch den späten Abendzug, der um Mitternacht abgehen sollte, zu benutzen, um womög-

lich in der Frühstunde des Morgens die alte Hauptstadt der Jagellonen, Wilna zu erreichen. Daß man „über" Wilna nach Eydtkuhnen und Berlin von Riga per Eisenbahn reist, hatte ich schon oft gehört, aber daß man „nach" Wilna eine kleine „Vergnügungs"- oder „Erholungsreise" zur Bereicherung seiner Erfahrungen, Anschauungen und Kenntnisse unternimmt, davon war mir bislang noch nichts bewußt. Warum aber nicht? Nicht alle Rigenser sind so glücklich, ein Fronleichnamsfest in Rom mit der ganzen ritualen und solennen Ausstattung himmlischer Herrlichkeit mitzufeiern, wie mir das 1829 gelang. Dergleichen zu sehen und mitzuerleben, und sich dergestalt lebendig persönlich unter den Einfluß jener kirchlichen Mächte zu stellen, die noch heute wahrhaft zauberhaft Millionen getaufter Christen in ihren Fesseln hält, und sich dabei sagen: das ist auch etwas, was die evangel. Kirche nimmer in dieser Weise erringen wird noch kann, aber, fügen wir hinzu, auch nicht soll, noch darf — möchte allein schon verlohnen, einen solchen weiteren Ausflug zu wagen. Wir wundern uns und können oft nicht Worte genug finden, unsre Verwunderung auszudrücken, wie „in unserm Jahrhundert" (!) die Matamoros-Geschichte sich vollziehen konnte, während Menschen, die sich in der Welt etwas umgesehen oder Thomas Buckle gelesen haben, sich gar nicht wundern, daß die „öffentliche Meinung" selbst in Spanien noch so stark gegen alle religiöse Toleranz ist, daß aufgeklärte Toleranz-Ansichten dort durchaus keinen Boden finden, weil die ganze Nation von oben bis unten in allen Schichten sie nicht will noch versteht. Da muß noch viel Wasser den Tajo hinunterfließen, bis die stolzen Kathedralen von Toledo und Salamanca einer andern Form der Gottesverehrung, als der gegenwärtig von Mann und Weib und Alt und Jung geliebten, sich öffnen. Das wissen die Monsignore, die Dupanloup und Antonelli, die Kettler und Rauscher ꝛc. sehr wohl. Die Mehrzahl der Menschen, auch des civilisirten Europa's, bedarf noch viel zu sehr gewisser sinnlichen Reize für subjectiv fromme Erregungen, wie ihr solche in der Kirche des Mittelalters, der wir noch lange nicht entwachsen sind, dargeboten werden, als daß sobald schon eine „neue" Reformation im Großen und Ganzen, sozusagen en bloc, zu erhoffen stände. Es gefällt noch immer zu Vielen, bewußt und unbewußt, eine Kirche, die einem Himmelreich einverleibt, ohne unbedingt einen innern sittlichen

rungsproceß zu fordern. Indeſſen die gegenſeitige
hrung und Annäherung, zu der die heutigen Menſchen
verſchiedenſten Religionsbekenntniſſe unwillkürlich genö-
werden, iſt zu ſtark und mächtig, als daß daraus
Reſultate auch zum Ausbau der Kirche des Herrn, die
r identificiren wird mit den einzelnen geſchichtlich ge-
enen Kirchengeſtalten, erwachſen ſollten. Wie dem nun
ſein mag, ich ſaß zur Mitternachtsſtunde im Waggon auf
Eiſenbahn, und hoffte am andern Morgen das Fron-
namsfeſt in Wilna zu erleben. „Sie haben zu ihren
ichen Erforſchungen eben keinen ganz günſtigen Augen-
erwählt", meinte ein Mitreiſender, mit dem ich die
hatte in einem Coupé zu ſitzen, in dem ich den De-
enten einer der älteſten baltiſchen Geſchlechter er-
e, deſſen Ahnen ſich an der Düna vor 700 Jahren
Burgen gebaut hatten, und der, eine hochgebildete
che Excellenz, ein old fine gentleman, wie die Eng-
r unüberſetzbar ſagen, ins Bad zu reiſen auf dem Wege

Es konnte unmöglich im Augenblick dieſe für mich
ſſante Frage eingehender erörtert werden, da die Auf-
amkeit theils durch die Betrachtung der Sicherheitswa-
auf dem Perron der Station, vor der wir Halt machten,
durch mancherlei Fragen und Zwiſchenreden anderer
eiſenden unterbrochen wurde. Da ſaß ein junger Lü-
, der, wie ich erfuhr, in Meſſina ein Handlungshaus
irt hatte und ſoeben eine raſche Rundreiſe nach dem
en gemacht hatte, um ſeine Apfelſinen und Citronen
en Mann zu bringen. Ein Anderer gab ſich mir als
Rigenſer und „meinen ehemaligen Schüler" zu er-
n, der ſich mehrere Jahre in Braſilien aufgehalten
, und nun wieder — ob „Europa-müde?" — nach
rika wollte. Wiederum Einer war ein richtiger Ber-
, der ſich in nützlicher Weiſe an der Herrichtung unſrer
n Gaserleuchtungsanſtalt in Riga betheiligt hatte. In
Ecke ſaß ein junger Petersburger, der ab und zu einige
ckungszüge aus einer veritablen Papiros ſog. End-
hatten noch zwei Damen im eleganteſten Coſtüm ſich
rgelaſſen, und ſchienen, in einer ziemlich ſelbſtſtän-
n Haltung, dem Süden zuzufliegen. Auf der ganzen
t ſahen wir nichts Merkwürdiges. Nur auf den Sta-
n — die ihrer unbekannten und für die fremden Paſſa-
ſchwer behaltbaren polniſchen Namen wegen von den
ncteuren nicht, wie es ſonſt üblich, abgerufen wurden

— zeigte ſich in ſtark vertretener Zahl das Militär, das überall ordnungsmäßig in Reih und Glied aufgeſtellt war, worüber ich mich nur herzlich freute, da ich möglichſt ſicher und wohlbehalten nach Wilna und retour zu kommen den verzeihlichen Wunſch fühlte. Nur wäre ich bei dieſen ſonſt unbezweifelt zweckmäßigen Einrichtungen faſt um Wilna gekommen, wenn mich mein Mißtrauen, das zu einiger Wachſamkeit ermuntert, nicht gerettet hätte. Der Morgen graute und verkündete einen ſchönen Sommertag, der Zug hielt. Wo, blieb unbekannt. Wir können bald nicht mehr weit von Wilna ſein. Wo ſind wir denn? Richtig am Platz. Hier hieß es, sauve qui peut, et Dieu t'aidera. Kein Conducteur hatte ſich herbeigelaſſen, gefälligſt Anzeige zu machen. Fünf Minuten ſpäter, und ich wäre unbarmherzig nach Kowno mitgenommen und hätte, da ich nur eine Reiſe-Legitimation und ein Fahrbillet bis Wilna hatte, mit einem Zeitverſäumniß und ſonſtigem möglichen Unbehagen büßen können. Da war ich alſo in Wilna. Ein „Iswoſchtſchik" jüdiſcher Abkunft führte mich zur Stadt und wollte mich auf dem Wege in das Innere der Stadt an einen induſtriöſen Nationalgenoſſen verkaufen, der eine ſchmutzige Herberge für Voyageurs à pied zu halten ſchien und bei dem ich durchaus wohnen ſollte. Nach einem kurzen Kampf der Entrüſtung fand ſich bald ein gutes Hôtel, am Gemüſemarkte gelegen, wo ſchon nach ein Paar Stunden das Gewühl der belebten Volksmenge mich ans Fenſter und ſozuſagen auf den Balcon zog.

So bin ich denn zwei Tage in Wilna geweſen (30. und 31. Mai), und achte ich dieſe kurze Zeit meines dortigen Aufenthalts für einen reichen Gewinn, der mir an Anſchauungen und Ueberlegungen geworden iſt. Eigentlich hätte ich zur Vervollſtändigung der Eindrücke noch ein Paar Tage länger weilen ſollen, aber es handelt ſich in der Praxis des Lebens nicht ſo ſehr um das, was man alles ſoll und will und möchte, als vielmehr um das, was man kann und in Folge deſſen thut. „Der Faule ſtirbt über ſeine Wünſche, denn ſeine Hände wollen nichts thun", ſagt ſchon der weiſe Salomo. Ein haſtiger Reiſe-Touriſt, und wenn er auch als Paſtor hauptſächlich der Kirche nachgeht, mit der Frage: ubi est ecclesia Dei? hat nicht viel Zeit zu verlieren, wenn er auch nur einigermaßen zu einem gewiſſen Genüge kommen will. Kommt es doch auch bei einer erfolgreichen Mondbetrachtung nicht darauf an, ob man

dieſen liebenswürdigen Begleiter der Erde zweimal 24 Stunden oder zweimal 60 Secunden anſieht, ſondern mit welchen Augen man ihn anſieht; zu einem richtigen Blick genügt oft ein Augenblick. Die erſten Morgenſtunden des erſten Tages benutzte ich ſofort zu einem ausgedehnten Gange durch die Stadt; eine Orientirungs-Excurſion, zu der mir ein unvermeidlicher Jude, der als deutſchredender „Factor" in einer Stadt wie Wilna für einen jeden nicht polniſch redenden Reiſenden ein großer Troſt iſt, und im Gaſthauſe ſofort zu Dienſten ſteht, behülflich war. Ja, dieſe Juden! In Wilna zeigte mir der Jude alle Straßen, Häuſer, Kirchen, Sehenswürdigkeiten, Alterthümer, Buchläden, wußte von allen Menſchen, führte mich zu den Paſtoren. In Jakobſtadt, als ich mir eine Fuhre miethen wollte, um in Kurland weiter zu kommen, half wieder kein Anderer, als ein Jude. In Dünaburg mußte ich meinen Reiſeplan ändern, weil es gerade Schabbes war, und der Jude am Schabbes keinen Schritt thut, geſchweige ein Pferd anſpannt. Ein dummer Jude iſt mir noch nie vorgekommen. Ich leſe täglich aus dem alten und neuen Teſtamente, und weiß, daß die Verfaſſer geborne Juden waren. Sie haben eine hiſtoriſche Vergangenheit, wie kein Volk. Und da ſoll man nicht von Race reden dürfen? Wann werden wir einmal aufhören, die Juden per Du und Ihr anzureden? Wahrſcheinlich, wenn ſie alle werden baroniſirt ſein. Und dazu hat jeder Jude das Material in ſich. Den Nachkommen der Söhne Jakobs beizukommen und ſie zu gewinnen für die höchſte Blüthe und Entwickelungsſtufe, die zum Heil der ganzen Menſchheit aus dieſem Stamme der Auserwählung und Verheißung einſt hervorging, und die ſie in Herzensverblendung verwerfen, iſt viel Anderes nöthig, als bis jetzt geſchehen iſt. Die alten Mittel ſind erſchöpft. Wir wiſſen, was nicht hilft. Aber was? this is the question. Ich danke Gott, daß ich nicht am Ruder bin, denn dieſe Frage könnte mich in einer Stadt, wo vielleicht der vierte Menſch ein Jude iſt, zur Verzweiflung bringen. Es war ein lichter warmer Sommermorgen, als ich durch die Straßen Wilnas ſpazierte. Die Hauptſtraßen waren von beiden Seiten mit Maien beſteckt, zu Ehren der Fronleichnamsproceſſion, die um die Mittagsſtunde durchziehen ſollte, was dem Ganzen einen feſtlich geſchmückten Anſtrich gab. Sämmtliche katholiſchen Kirchen, es ſollen ihrer 34 ſein, für eine Bevölkerung von

vielleicht 70,000 Seelen, von denen die Nichtkatholiken abzuziehen sind, sagen wir, hinlänglich, waren geöffnet, und ich konnte in mehrere der hauptsächlichsten eintreten, die alle von Andächtigen gefüllt waren, die in stiller stummer Weise ihre Gebete hielten, Messe hörten, und sonst sich an dem schauend betheiligten, was an den Altären und in den Beichtstühlen lautlos geschah. Eine Predigt wurde nirgends gehalten, ein allgemeiner Gemeindegesang nirgends gehört. Die Kirchen, so viele ich ihrer sah, reichen sämmtlich, nach ihrer Bauart zu urtheilen, nicht über die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts hinaus. Die Jesuitenbauten des 17. vorherrschend. Es muß in jenen Jahren viel gebaut worden sein: alles, was an alten Bauwerken, größeren oder kleineren vorhanden ist, und dessen ist nicht wenig, zeugt von einer opulenten Entwickelung klerikaler und aristokratischer Herrlichkeit, wie wir sie gegenwärtig in ihren Ueberbleibseln sehen. Zwischendurch mag bürgerlicher Fleiß und Behäbigkeitstrieb sich eine geduldete Stellung errungen haben, aber Magnat und Mönch blieben doch die dominirenden Elemente auch im alten Wilna, die sich gegenseitig die Hand reichten, und rings im weiten fruchtbaren Kornlande führte der Bauer, rude vulgus, litthauisch redend, ein mühselig Leben bei aller Fülle, womit die Natur diese Gegenden nicht spärlich gesegnet hat. Daß der Genuß an materiellem Wohlsein wie an allen geistigen Gütern und Besitzthümern nicht blos auf geringes Bruchtheil einer Landesbevölkerung beschränkt bleibe, das ist die Forderung der modernen Zeit, worin diese sich vom Mittelalter wie durch eine große Kluft abscheidet, und die zu verwirklichen nun schon mehr als dreihundert Jahre gearbeitet wird. Wir sind noch bei dieser Arbeit. Die Allerweltverbesserer und „Retter der Gesellschaft", die das Paradies auf Erden mit Handumdrehen herzustellen verheißen, wenn man ihnen nur freie Hand läßt, finden Hohn und Verachtung, zumal wenn Heuchelei und Egoismus die Motive sind. Die Idee an sich bleibt unangefochten, daß Hebung des äußern Lebens eines Volkes möglichst der Gesammtheit zugänglich gemacht werde. Die ersprießliche Ausführung derselben kommt aber ohne Steigerung der Cultur nicht zu Stande. Aller Fortschritt der Civilisation hinwiederum bleibt, ohne Ausbildung der Sittlichkeit, wobei die Bedeutung des religiösen Elements in Berechnung gebracht werden muß, eine ungenügende, mangelnde, sich selbst wieder

zerstörende. Wo daher die Kirche das sittliche Moment des religiös-christlichen Lebens vernachlässigt, und nicht einen Sauerteig gibt, welcher das Menschenleben in den verschiedenen Beziehungen des staatlichen, socialen, häuslichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Daseins mit seiner Kraft durchdringt, und innerlich moralisch reactionirend gegen Unwahrhaftigkeit, Unredlichkeit, Betrug und Bestechlichkeit einwirkt; wo die Kirche im besten Fall nur als eine Veranstaltung auftritt, um wie mit einem salto mortale schroff und grell den Sündern zur Seligkeit in jener Welt zu verhelfen, ihre große Aufgabe aber außer Acht läßt, in allen Ständen und Individuen die Gebote der Sittlichkeit in der Kraft des neuen Gebotes des Erlösers als maßgebende Motive des Handelns zu befestigen, da sammeln sich die Krankheitsstoffe in den Volksorganismen, und bei theilweiser Cultur hier und theilweiser Barbarei dort, wird dann die Kirche, die in Mitten steht, die betrübende Erfahrung machen, daß jeder Verstoß wider die Gesetze der Sittlichkeit, wie jedes Zurückbleiben hinter den ewigen Verpflichtungen des Rechts und der Wahrheit unausbleiblich seine fortwirkenden Folgen nach sich zieht. Keine äußere Wohlfahrt ohne Civilisation, keine Civilisation ohne Sittlichkeit, keine Sittlichkeit ohne das lautere Evangelium unsres Herrn Jesu Christi; so stehen wir zum paradoxen Satz vom „modernen Heidenthum".

Ich glaube, daß Wilna, bei geordneten ruhigen Verhältnissen, die Aufgabe in erfreulichem Maße erfüllen könnte, die Centralstätte der Bildung, des gedeihlichern Verkehrs, so wie jeglicher Bestrebung höherer Culturentwickelung für weite Gebiete ringsumher zu sein. Alle Bedingungen dazu scheinen vorhanden. Die geographische Situation ist sehr günstig. An den romantischen Ufern der Wilia gelegen, in einem Kesselthal, rings eingeschlossen von schön bewaldeten und belaubten Höhen, in einem fruchtbaren Landstriche, wo Eichen und Buchen und Weizen, Hopfen und Flachs gedeihen, die Zucht der Hausthiere jeglicher Art sehr ergiebig ist, auch die historischen Traditionen und Reminiscenzen, die auf das Gemüth einwirken und unwillkürlich demselben einen gewissen Schwung geben, die Ruinen der Burg, wo einst die alten Jagellonen Hof hielten,

„denk' ich, was vor grauen Jahren
diese morschen Ueberreste waren,"

die fast mitten in der Stadt auf einer Berghöhe emporra-

gen, gegenwärtig von parkartigen Anlagen malerisch umschlossen; Alles scheint sich zu vereinen, das Nützliche und Zweckmäßige mit dem Angenehmen, das Praktisch-Brauchbare mit dem Ideal-Verwerthbaren zu verbinden. Die jetzt über Wilna führende Welteisenbahn, die Norden und Osten mit dem ganzen Westen Europas in schnellsten friedlichen Verkehr trägt, und auch die litthauischen ehemals fast ganz unnahbaren Wälder aufschließt und zugänglich macht, und weiterer Entfaltung zustrebt, wenn erst die Nothwendigkeit vieläftiger Zweigbahnen sich geltend macht, die sich der Hauptader gliedernd beiordnen, birgt eine hoffnungsreiche Zukunft, sobald man erst zur Erkenntniß wird gekommen sein, wozu eigentlich „Gott der Herr das Eisen wachsen ließ" im Schooß der Erde. Von der Höhe des protestantischen Kirchhofs, schön und anmuthig gelegen, wo Lutheraner und Calviniften im Tode im Schatten wohlgepflegter Baumgruppen und Gebüsche neben einander ruhen, wie sie es im Leben immer sollten, genoß ich eine schöne Aussicht über die ganze Stadt mit ihren Kirchen und Baulichkeiten alter und neuer Zeit, wobei ich den Wunsch nicht unterdrücken konnte, daß vor Allem Ruhe und Einmüthigkeit einkehren möchte in die bewegten Herzen. Dem „Museum", wo mit großer Liberalität und Opferfreudigkeit viel Schätze vorübergegangener Culturepochen der Kunst und Wissenschaft aufgesammelt und bewahrt werden, eine Stiftung jüngster Zeit, konnte ich bei meinem kurzen Aufenthalt nicht die gewünschte Aufmerksamkeit schenken, glaube aber, daß es für einen Liebhaber der „baltischen" Vergangenheit eine besondere Aufgabe wäre, einmal blos zur Erforschung und Kenntnißnahme der hier niedergelegten „Alterthümer" Wilna zu besuchen. Unter allen katholischen Kirchen scheinen sich mir zwei besonders auszuzeichnen: die „Kathedrale", im antik-römisch-griechischen Basiliken-Baustyl, mit jonischen Säulen und Frontispicen, oben an der Spitze die „Jungfrau", ein großes vergoldetes Kreuz haltend, vor 60 Jahren erbaut, mit einem massiven Glockenthurm, der neben der Kirche sich isolirt erhebt, einem Ueberrest aus früheren Jahrhunderten; sodann die St. Peter-Paulskirche, auf dem „Antakol", einer Vorstadt an der Wilia, wo die Villen und Landhäuser, Paläste, wie z. B. das ehemalige Fürstlich Sapiehasche, bis vor kurzem dem nunmehr aufgelösten Kadettenkorps eingeräumt, allmählich in Waldungen und Ackerland auf hügeligem Boden übergehen, die den Som-

merbewohnern angenehme Spaziergänge darbieten. Diese zweite Kirche, die mich besonders anzog, ist im 17. Jahrhundert von einem frommen Sohne der Kirche, dem tapfern und reichen Magnaten Paç, erbaut, an den noch zwei enorme türkische Heerespaucken erinnern, die als Votive für errungene Siege in Feldschlachten aufbewahrt, einst den Janitscharen dienten in ihren Kämpfen wider die Ungläubigen, jetzt aber bei feierlichen Musiken den Grundbaß zu Ehren der „Himmelskönigin" geben mögen. Die Kosten zur Herstellung dieses im Jesuitenstyl mit wahrhaft verschwenderischem Luxus erbauten Prachtwerkes müssen ungeheuer gewesen sein, da Idee und Ausführung der Sculpturen und Reliefs, die ungemein verschwenderisch das ganze Innere bis zu der höchsten Wölbung der Kuppel bedecken, nur in Italien gewachsen sind. Die Meister müssen importirte italienische Techniker gewesen sein. „Regina Pacis, funda nos in Pace", lautet die glorificirende lateinische Inschrift über dem Haupteingange, im Gegensatz zu der Inschrift, die über dem Portal der Wilnaer reformirten Kirche zu lesen steht, und zwar in polnischer Sprache: „Gott allein die Ehre." Der alte Stifter dieser Kirche, im alten Nationalcostüm in voller Lebensgröße conterfeit, prangt zur Seite des Hochaltars; ihm gegenüber dessen gleichfalls höchst gläubige Schwester, die erste Aebtissin des Klosters, das sich an die Kirche anschloß, mit Gärten und sonstigen Legaten reich dotirt. Die Procession des Fronleichnamsfestes, die ich aus einem Fenster in der Wohnung eines Freundes an der „deutschen Straße" zu betrachten Gelegenheit hatte, vollzog sich in möglichst solenner Weise. Gehört doch dieses Fest zu den Höhepunkten des römischen Dogma's und Ritus. Keine Denomination der christlichen Kirche hat so buchstäblich und concret das Bibelwort *θεὸς σὰρξ ἐγένετο*, „Gott wurde Fleisch", zur permanenten Darstellung zu bringen gewußt. Die Fleischwerdung Gottes reproducirt und multiplicirt sich continuirlich an allen Orten, wo der Priester das Wunder der „Verwandlung" effectuirt. Und der fleischgewordene Gott wird in der realsten Form zur Anbetung den Gläubigen präsentirt; und im Tabernakel ist Gott präsent: nicht die menschliche Persönlichkeit soll durch Einwohnung des Geistes zu einem *ἀπαύγασμα τοῦ ὑψίστου* und *χαρακτὴρ τῆς ὑποστάσεως θεοῦ* (Hebr. 1) werden, sondern die elementare unpersönliche Substanz. „Credo, quia absurdum est." Auch gut. Wenn man mich nur nicht

dazu zwingt, und alle, die das nicht glauben können, zu einem Maulbekenntniß preßt. Das Heiligste wurde mit den üblichen Ausstattungen von Fahnen, Bildern, letztere von gläubigen Frauen getragen, durch die Hauptstraßen zur Ausstellung gebracht. Tausende begleiteten den Zug und bildeten ihn, unter welchen die Handwerkerinnungen, die 600 Schüler des Gymnasiums mit ihren Lehrern, das adliche Erziehungsinstitut ꝛc. bemerkbar waren. Das Ganze schloß mit einem Convoi Kosaken. Die ungläubigen Kinder Israels, die in Wilna sehr stark vertreten sind, haben Häuser, Kaufläden, und handeln mit allem, auch mit katholischen Bildern und Büchern, wie die protestantischen Engländer, muß man leider sagen, mit in Manchester fabrikmäßig angefertigten broncenen Wischnubildern, die sie in Schiffsladungen nach Bombay transportiren. Aber alles dürfen die Juden, nur nicht die Procession sehen. Darum müssen sie, sobald der Zug kommt, verschwinden, ihre Laden und Thüren und Fenster schließen, bis der Zug vorüber ist. Es ist, wie wenn ein Regenschauer kommt: alle Mücken sind mit einmal fort. Der Regen ist vorbei, die Sonne scheint, und sogleich sind alle Juden wieder da, und der dritte Mensch, über den man stolpert, ist ein Jude. — Warum entzieht man den Juden diesen Anblick? Wäre es nicht vielleicht möglich, daß sie durch dieses imposante Schauspiel, das sogar für blasirte Protestanten nicht ohne einen gewissen echauffirenden Eindruck sein soll, sich bekehren ließen? Da ich wol ein Protestant bin, aber zum Glück kein blasirter, so ließ mich das alles kalt, und ich gedachte nur der „Masse, die da schwärmt." (S. Erdmann, über Schwärmerei und Begeisterung, ein Vortrag. Berlin, 1863.)

Was wir übrigens von dem vielberufenen Einfluß der katholischen Priesterschaft namentlich auf das Fühlen und Handeln des weiblichen Theils der Gemeinden noch lange nicht zum Ueberdruß gehört und gelesen haben, und der auch in der neuesten Zeit bei Inbetrachtziehen der brennenden Zeitfragen in Erwägung gekommen ist, mußte ich auch diesmal auf meiner Reise nur bestätigt finden. Steht einmal das im Gemüth eines Menschen fest, der Priester habe amtlich persönlich die Macht und Vollmacht, dem Individuum den Himmel oder die Hölle zu öffnen oder zu verschließen, so ist das besagte Individuum, das nun einmal durchaus keine Lust hat, im Feuerofen Satans ewiglich zu brennen, zu allem fähig und zu vollkommner Disposition

ellt. Gottesurtheil und Menschenurtheil wird hier iden-
irt, nach dem Satz, daß die Kirche so palpabel sei und
klich realiter hier und da existire, wie die Republik
nedig, wie der Cardinal Bellarmin sagt. Gehorsam
en Priesterspruch ist darnach die erste Cardinaltugend,
Ungehorsam recht eigentlich die Sünde wider den hei-
n Geist. Das ist alles praktisch leicht verständlich,
raus handlich ausführbar: ich thue dich in den großen
r kleinen Bann, so bist du ein Abschaum vor Gott und
nschen, oder ich absolvire dich, und du wirst Gott und
nschen angenehm. „Wo hinaus?“ —

Die bestehenden Ordnungen und Einrichtungen der
erischen und reformirten Kirche, die ich in Wilna kennen
te, erfüllten mich mit besonderer Achtung gegen die
nner, die in ernster, würdiger und unermüdlich eifriger
ise beflissen sind, das innere Leben der evangelischen Chri-
mit den Grundsätzen ihrer Kirche in Einklang zu erhal-
und alles zu fördern, wodurch der gedeihliche Fortgang
protestantischen Kirche innerhalb einer überwiegend katho-
en Bevölkerung zu steter Entwickelung kommt. Wenn man
hinterher vergegenwärtigt, wie im 16. Jahrh., der Re-
nationszeit, wie eine solche der ewige Lenker der Menschen-
hichte nicht oft wiederkehren läßt, der Ausbruch der lange
bereiteten, und vielfach künstlich und gewaltsam, absichtlich
unbewußt zurückgehaltenen Reformation der Kirche an
pt und Gliedern endlich erfolgte, und unter welchen Käm-
n und Stürmen der Leidenschaft und der niedrigsten Inter-
t diese Reformation in den slavischen, — polnisch-böhmi-
n — und romanischen — italienisch-französisch-spanischen —
ionalitäten niedergedrückt ward, daß sie selbst in der ger-
nischen Völkerschaft nur theilweise zum Siege kam, und
) immer auf der Hut sein muß gegen die nie ruhenden
ressiven Machinationen Roms und der Jesuiten, —
n wird man nur mit wehmüthigem Schmerz sich sagen,
viel edelster Thatentrieb für die Herstellung der, wenn
) vorläufig nur äußeren Anerkennung der Grundsätze
reinen Evangeliums Christi scheinbar vergeblich ver-
en mußte. Auch die Geschichte der Reformation in Polen
resp. Litthauen ist darnach angethan, einzugestehen:
tes Reich kommt, aber langsam, und alle Berechnungen
schlicher Hoffnungen und Bestrebungen werden zu Schan-
; es gebührt, stille zu halten und zu bekennen: „Das
ch wird uns doch bleiben.“ Die gegenwärtige lutherische

Kirche und Gemeinde in Wilna datirt bereits vom Jahre 1555, wie sie denn mit Dank gegen Gott ihr 300jähriges Jubiläum hat feiern können, wie wir solches auch zu seiner Zeit hier in unsern Blättern erwähnt haben. Die Glieder der Gemeinde sind vorzugsweise Deutsche, also nicht Nationalpolen, wie denn auch der Hauptgottesdienst in deutscher Sprache geschieht. Die Kirche ist ein altes Gebäude, zu welchem man durch einen Hof hineingelangt, um den sich das Pastorat und andere Kirchenbaulichkeiten anschließen, wie denn — wir sagen Gott sei Dank — die Kirche im Besitz mehrer Häuser ist, aus deren Einnahmen das ganze Kirchenwesen bestritten und erhalten wird, so daß die Gemeindeglieder über die erste Noth der „Collecten und Beiträge" für ihre eigenen kirchlichen Bedürfnisse sich befreit sehen. Die Kirche ist alterthümlich, sehr wohl erhalten und conservirt, und macht einen sehr wohlthuenden Eindruck. Man sieht es ihr an, die „lutherischen" Gottesdienste können zu ihrem vollen Ausdruck kommen. Auch hat es in neuester Zeit nie an Opferfreudigkeit zum Besten kirchlicher Ausstattung gefehlt. Unter den „Kirchenkostbarkeiten" bemerkte ich einen silbernen Kelch mit getriebener gothisch-lateinischer Inschrift, die der in der Jacobi-Kirche befindlichen ähnlich ist, und offenbar aus der zweiten Hälfte des 15ten oder dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts stammt, also eine Reliquie aus der katholischen Zeit ist. Der würdige Pastor E., der nun bereits an 30 Jahre Prediger an dieser Gemeinde ist, hat sich nunmehr seinen Sohn zum Adjuncten beigeben lassen, und hoffen wir, daß der Sohn den Fußtapfen seines Vaters folgen werde. Die hiesige reformirte Gemeinde ist dagegen vorzugsweise polnisch, doch kommen auch deutsche, ja französische Gottesdienste vor. Während die Wilnaer lutherische Kirche dem Consistorium und General-Superintendenten von Kurland untergeordnet ist, bildet die hiesige reformirte Kirche gleichsam den Kathedralsitz des reformirten General-Superintendenten, der mit seinem reformirten Presbyterium oder reformirten Kirchencollegium die oberste kirchliche Instanz für sämmtliche reformirte polnisch-litthauische Gemeinden und Kirchen im Wilnaschen, Minskschen ꝛc. Gouvernement bildet. Die gegenwärtige, im Jahre 1835 vollendete neuerbaute Kirche, im „Kaiserstyl" gebaut, mit den unvermeidlichen Säulen u. s. w., macht sich von außen hübsch und ansprechend, während ein Glockenapparat nebenbei, in Ermangelung eines Thurms — der ganze Bau,

massiv von Stein, kostete damals nur 12,000 Rbl. – die Gläubigen zum Gottesdienste einladet. Das Innere entsprach vollkommen dem Geiste der Opposition, der einst die Zwingli und Calvin drängte, die Kirche der deutschen und französischen Schweiz zu reformiren und sie möglichst auf die uraltapostolische Form zurückzulenken, von dem sie, man denke nur an die Verehrung des Baumstammes in der Höhle zu Mariaeinsiedel, gründlich abgekommen war. Das Wort, und nur das Wort, war die Losung, wie auch Luther im kleinen Katechismus bekennt: „Ohne das Wort ist das Wasser schlecht Wasser und keine Taufe" ꝛc., wobei aber Luther keineswegs an das Wort, als wie an eine magische Zauberformel dachte, die das Wasser etwa zu einem Substrat des heiligen Geistes umwandeln sollte, wodurch es befähigt würde, ohne subjective Bereitung des zu taufenden menschlichen Personwesens dasselbe per opus operatum zu einem Gotteskinde zu machen. Auch der Heiland selbst war bereit, die „Kinder Jerusalems" nur unter der Bedingung zu Gotteskindern machen zu „wollen", wenn sie sich dazu selbst wollten machen lassen. Also das Innere der reform. Kirche in Wilna weist gleichfalls auf Ursprung der Kirche Calvins hin; eine einfache, ganz schmucklose, geräumige, reinliche lichte Halle, der Raum im Cubus von Wand und Decke umschlossen, Gestühle zum Sitzen der Gemeinde, Kanzel und „Tisch", und auf dem Tisch eine Bibel. Sonst nichts, was irgend symbolisch den Zweck und die Bestimmung des Ortes andeutete, wie etwa Crucifix, oder auch nur einfaches Kreuz, Lichter ꝛc. Was als eine kleine Concession dem Bedürfniß gegenüber gelten konnte, war, nach Vorgang anderer reformirter Gemeinden, eine Orgel und ein Kronleuchter, dieser vielleicht zum Gebrauch bei Abendgottesdiensten. Was die Orgel in reformirten Kirchen betrifft, so wissen wir, wie einst in dem ersten Sturm der Entrüstung, z. B. in Basel im Großmünster, die Orgeln grimmüthig zerschlagen und zertrümmert wurden, „das Alte sollte vergehen und Alles neu werden". Wir wissen, daß in den streng reformirten Gemeinden der Schweiz der Orgelton als Begleiter des Gesanges bis in die neuesten Zeiten fehlte und principiell fehlen mußte, wie ich das noch vor 10 Jahren in Zürich, Basel und Thun bemerkte, daß aber schon damals, und namentlich von der Geistlichkeit, Vorkehrungen getroffen wurden, diesem Mangel abzuhelfen. Als einziges Zugeständniß symbolischen Veranschaulichungs-

trieben gegenüber dürfte aber doch an der reformirten Kirche in Wilna das Kreuz, das auf der Spitze des vordern Giebels der Kirche äußerlich angebracht ist, erscheinen, und wie es mir schien, passend und dem Zweck entsprechend, um wenigstens äußerlich anzudeuten, daß dieses tempelartige Gebäude ein christliches Gotteshaus sei. Das Exemplar der Bibel auf dem Tisch verdient aber eine besondere Erwähnung seiner Merkwürdigkeit wegen. Es war ein Exemplar des ersten Drucks der polnischen Bibel in groß folio, den 1563 einer der hervorragendsten Beförderer der reformatorischen Bewegung, der reiche Magnat Nicolay Radziwil, auf seine Kosten für 3000 Dukaten besorgte und in der Vorrede dem katholischen König Sigismund dediciren durfte. Seine Gemahlin hatte ihrem Eheherrn zu Liebe äußerlich der neuen Lehre sich zugewandt und ihre 5 Söhne gleichfalls nach reformirtem Ritus taufen lassen. Das hatte sie aber nicht abgehalten, den Söhnen die Liebe zur alten Kirche heimlich einzuflößen, so daß diese nach dem Tode des Vaters sofort mit der Mutter zur katholischen Kirche zurückfielen und es sich nunmehr 6000 Dukaten kosten ließen, um sich sämmtlicher Exemplare der vom Vater besorgten Bibelausgabe zu bemächtigen und sie zu vernichten. Nur wenige Exemplare wurden gerettet und gelten als Seltenheiten, wie das vorliegende eins ist, dem auch noch dazu das Titelblatt fehlt, weil man in den Zeiten der Verfolgung nur durch Entfernung des Titelblattes das Gotteswort den unkundigen Verfolgern unkenntlich machen konnte. Der würdige Pastor, zugleich General-Superintendent sämmtlicher reformirter Gemeinden des Umkreises, wozu auch das reformirte Gymnasium zu Slusk gehört, ist mir ein theurer alter Commilitone aus Dorpats Jugendzeit. Es gibt nach meiner Erfahrung Menschennaturen, die mit dem Alter immer edler und reifer werden, wie edle Weine mit den Jahren nur gewinnen, während mancher als Student „culminirt", oder als Candidat oder Pastor im ersten Lustrum seinen Höhepunkt erreicht; weiter geht's nicht, der „schwärmende Philister" (s. Erdmann's Vortrag a. a. O.) ist fertig; dagegen wird in den edleren Naturen aus der jugendlichen Schwärmerei „Begeisterung für das Ideale", die nachhaltig ist und bleibt. Mir ist „Studierstube" und Bibliothek eines Pastors die Signatur dessen, der darinnen wohnt. Ich will damit Niemandem zu nahe treten, sondern [redacted] eigene arme Individualität kennzeichnen,

die geneigt ist, nicht nur selbst zu leben, sondern auch leben zu lassen, „ein jegliches nach seiner Art". Eine Studierstube muß mir reinlich sein und luftig, und nicht eine Rauchkammer mit eingesauertem Tabaksqualm. Auch habe ich's gern, wenn vor dem Fenster möglichst ein Paar grüne Bäume stehen. Die grünen Bäume kann man sich nun freilich nicht pflanzen, wo kein Platz ist. Die Alten wußten aber sehr gut, daß ein Pastorat auch in Städten am besten im „Friedhof" steht. Mit den „Friedhöfen" ist es aber in unsrer modernen Zeit aus, und ein Pastor kann Gott danken, wenn er heutzutage aus seinem Fenster nicht hinauszuschauen braucht auf einen Fleischerscharren oder auf ein Hôtel de l'Europe, wo die blöckenden Kälber und gestikulirenden Kellner einen um alle Poesie des Lebens bringen können. Wir müssen oft zufrieden sein mit dem, wie es nun einmal ist. Aber die Bibliothek; – auch sie steht nicht immer allein in des Menschen Macht. Bücher kosten Geld, und wer zehn Söhne hat, die alle Bücher, Kleider, Schuh u. s. w. nöthig haben, dem vergeht alle Freudigkeit, zum eigenen Bedarf noch viel Bücher zu kaufen. Auch ist meine innigste Ueberzeugung, daß man auch mit Sartorius und Philippi's verschriebenen Collegienheften selig werden kann. Indessen wacht doch ab und zu ein Verlangen nach stärkerer Befriedigung des theologischen und wissenschaftlichen Interesses, als die Gouvernements-Zeitung und der Journalartikel bieten. Wenn man auch nicht die Forderung stellen darf, alle die Bücher, die hier „zur Literatur" angezeigt und empfohlen werden zu lesen, abgesehen davon, daß das Wenigste von allem Bemerkenswerthen zur Anzeige kommt, so bin ich der Zustimmung der Leser gewiß, daß wir mit dem rein Praktischen, Ascetischen allein nicht auskommen, und daß, wenn einmal dieses in Frage kommt, auch in dieser Beziehung Auswahl zu wünschen ist. In unsern Tagen haben von größeren vollständigen „Predigtsammlungen" allgemeinere Anerkennung und Beifall -- um von den Inländern zu schweigen, wie Huhn, V. Holst, v. Oettingen — besonders zwei gefunden: Ahlfeld und Gerock, und wol auch noch immer Hofacker, wie auch Harms, der Hermannsburger. Dagegen habe ich nichts. Cum grano salis ist „Alles Euer". Aber ich frage: warum liest ein Pastor auch Predigten? Nicht so sehr, um die neueste und modernste Form des ewig Alten und Neuen kennen zu lernen, damit er nicht „altmodisch" bleibe, sondern hauptsächlich,

nicht wie man das Schriftwort anwendet und ſchmückt, damit es dem zuckerſüßen Geſchlecht dieſer Zeit mundrecht werde, ſondern um zu ſehen, wie Meiſter das Schriftwort auslegen und die darin enthaltenen tief verborgenen Schätze und Reichthümer der Wahrheit herausgraben und auf die Gedanken kommen, die aus dem Schriftwort herauszuholen ſind. Da, meine ich, ſtänden noch immer Schleiermacher und Nitzſch, um chronologiſch zu verfahren, oben an, obgleich ich Niemandem rathen will, dieſe Beiden zu „copiren", was auch nicht ſo leicht gelingen dürfte: ſodann der † Leipziger Paſtor an der Johannis-Kirche, Wolf (6 Bde, herausg. v. Kritz), ſodann Harleß, Thomaſius, Kliefoth, des letzteren Predigtſammlungen, mehrere Bände, oben an. Ich wundere mich, daß die Kliefothſchen Predigten ſo wenig bekannt und genannt ſind, obgleich ſie an Einfachheit der Form und Tiefe des Gedankens ſich auszeichnen. Es handelt ſich nicht, wie geſagt, um das Ablauſchen der Form, der blühenden und geſchmückten Diction, der allegoriſirenden Anwendung, ſondern darum, daß man ſeinen Geiſt mit Gedanken und Beziehungen befruchtet, die beſonders begabte Geiſter aus der Beſchäftigung mit dem Schriftwort zur Verwerthung für die Erbauung ſuchende Gemeinde gewonnen haben. Alle dieſe Predigten ſollen nicht copirt werden, denn man wird es zumeiſt wol bleiben laſſen, und Copiren geſchieht immer mit Aufgeben ſeiner Individualität, ſondern ſie ſollen dazu dienen, einen in eine gewiſſe permanente Stimmung, Haltung und Stellung zu bringen, daß er ſich in gegebenen Momenten befähigt fühle, aus ſeiner Individualität heraus etwas zu produciren. Es gibt nur Eine Perſon, vor der man ſeine eigene werthe Perſon vollſtändig aufzugeben hat, das iſt die des Herrn Jeſus Chriſtus. Ich freue mich immer, wenn ich in einer Predigerbibliothek ein und das andere von dieſen Büchern und Werken finde. Eine ganz andere Frage iſt: welche Predigten hat man auf Nachfrage lieben Gemeindegliedern zur Privat- und Familien-Andacht zu empfehlen? Das wird ſich immer nach den Leuten richten, die man vor ſich hat. Jedes ſchickt ſich nicht für Jeden. Der Brief an die Hebräer ſchlägt einen ganz andern Ton an, als die Predigt Pauli in Athen, Ap.-G. 17; Jakobus ſchreibt ganz anders, als Johannes, und der Brief an die Epheſer möchte ſo ziemlich die Mitte halten. Wer den Unterſchied dieſer apoſtoliſchen Stücke des Urkanons nicht verſteht, verſteht überhaupt die Bibel nicht. Und doch

es Ein Geist, der in allem Mannichfaltigen weht. Ich erlebte ein Paar angenehme Morgenstunden in dem Stu- ier- und Bibliothekenkabinet meines würdigen Freundes, ließ die Sonne durch schöne alte schattige Linden, von em Friedhof, wo früher die alte reformirte Kirche stand, in das Zimmer strahlen, konnte die in guter Auswahl vor- handene Bibliothek durchmustern und mir ein Paar interes- ante französische Bücher aus der neueren theologischen Lite- atur notiren, mit dem Vorsatz, das neueste Buch von Merle 'Aubignée, französisch und nicht deutsch übersetzt, zu kaufen. Mein würdiger Freund war von der gütigen Vorsehung it einer gewissen Mannichfaltigkeit hübscher Ordensdeco- tionen geschmückt, die er aber, wie ich erfuhr, nur bei sonders solennen Gelegenheiten trägt, indem man bemerkt itte, daß die Kraft des göttlichen Wortes bei der Ver- ndigung desselben dadurch nicht besonders erhöht werde, gegen ich nichts einzuwenden wußte.

Doch alles hat sein Ende, auch mein kurzer Besuch in ilna. Der schöne Abend in „Tivoli" im Garten meines euern Amtsbruders E. im Kreise seiner liebenswürdigen milie, vermehrt von ein Paar jungen strebsamen, als fiziere entlassenen Kadetten, die nunmehr neue Ziele vor gen hatten, unter den alten Bäumen, im Duft der ollunder- und Jasminensträuche, erinnerte mit der scheiden- n Sonne, daß ich mich nach meinem Reiseplan noch anderen eichfalls von der Sonne beschienenen Gegenden zuzuwenden he. Ich schied, mit dem Wunsch, die gute Stadt einmal einer möglichst friedlich und freudig erregten Stimmung iederzusehen, um alsdann auch die Lieblichkeit der waldigen ngegend bis zu dem Fürstlich Wittgensteinschen Schloß nebst ark, wovon mir viel erzählt wurde, zu genießen. Für's rste jedoch fühlte ich keine Sehnsucht „da lasu", d. i. den duftigen „Wald" des fruchtbaren bienenumschwärmten thauens zu gehen, sondern begnügte mich mit einer raschen ückfahrt auf der Eisenbahn bis Dünaburg, erfreut, auf allen tionen und sonst an passenden Stellen eine hübsche renwache wohlbewehrter Mannschaft anzutreffen, bereit, e harmlosen Reisenden, wenn nöthig, mit ihrem Schutz zu gleiten.

Buschhof, den 2. Juni. So war ich denn nunmehr ieder in Kurland, nachdem ich die Excursion nach Wilna lücklich absolvirt hatte. In Dünaburg beim Beginn des

Schabbes angekommen, wie schon oben angedeutet, trat die starke Glaubenskraft der Juden meinem christlichen Reiseplan, nach welchem ich per Judengelegenheit, eine andere war schwer aufzutreiben, ins kurische Oberland über Illurt einzudringen beabsichtigte, aufs entschiedenste entgegen; ich mußte mich vor dieser Macht, die nicht einmal durch Geld zu überwinden war, beugen. Ich wäre gern über Lassen, wo die lutherische Kirche manches zu wünschen übrig lassen soll, wie on dit, wofür ich aber die Verantwortung nicht übernehme, sondern mich auf meinen Gewährsmann berufen muß, über Illurt, wo die in Kettlerschen Zeiten schön erbaute lutherische Kirche später den Jesuiten in die Hände fiel, so daß sie noch heute den Katholiken gehört, nach Subbath gefahren. Das sollte aber nicht sein. Der Jude sagte nein, und den ganzen Schabbestag konnte ich unmöglich in Dünaburg vor Anker liegen bleiben. Ich mußte also eine gelinde Schwenkung machen, mit Aufopferung dessen, was ich freilich auch gern erlebt hätte. Wäre ich auf einer Entdeckungsreise nach den Quellen des Nils gewesen, so hätte ein Tag mehr oder weniger nichts gemacht; ich hätte inzwischen Botanik treiben können. Aber bei so bewandten Umständen hieß es unbedingt vorwärts. Schon am Morgen früh um 6 Uhr am besagten Schabbes -- die vielen Juden, mit denen ich in Berührung komme, stimuliren fast zu jüdischer Zeitrechnung — war ich wieder auf dem Dünaburg-Rigaer Bahnhof, und hatte vor Abgang des Zuges noch Zeit, die neuesten Paar Nummern vom 29. und 30. Mai der Rigaschen Zeitung zu lesen, die dort auslagen, und hatte Muße, im Feuilleton ganz wieder mich in alte Staubwolken zu versetzen, indem ich aus demselben die dort citirten Redensarten von „destructiven Tendenzen (sic)", ersah, die mit der „Wohinausfrage" von gewissen Seiten her höchst gefahrlos in Verbindung gebracht und in Scene gesetzt waren. Ich las gleich darauf zu meinem Trost aus dem Buch, das ich auf Reisen immer in meiner Tasche trage, eine schöne Stelle, die ich deutsch nicht wiedergeben will, weil ich nicht will mißverstanden werden, und nicht hebräisch, weil es meine feste Ueberzeugung ist, daß nicht alle Professoren der Theologie hebräisch wie deutsch lesen.

Nach anderthalb Stunden war ich auf der Station Lievenhof, und begab mich zu einem Uebergange über die Düna. In [redacted] übergetragen, hatte ich noch

1½ Werſt bis Menkenhof, einem an der „Dünakante" hübſch gelegenen Gut, das ſchon aus der Ferne mit ſeinen freundlichen Gebäuden und Bewohnern zur Einkehr einlud. Ein wohlbegüterter ehemaliger Rigaſcher alter Freund von mir, hat ſich hier nach des Tages Laſt und Hitze niedergelaſſen, um im Schooß ſeiner Familie das Horaziſche beatus ille, qui procul u. ſ. w. praktiſch in der zweiten Hälfte ſeines geſegneten Lebens auszuführen. Denn auch das Landleben hat ſeine Arbeiten und Mühen, nur ſind ſie anderer Art. Hier auf kuriſchem Boden angelangt, konnte ich nicht umhin, die entgegenkommende Aufgabe unſerer erleuchteten Staatsregierung freudig zu begrüßen, „darüber nachzudenken (und zwar je ſchneller je beſſer, nicht zar zu langſam), wie man den Bauern den Beſitz von Bauerland erleichtert". Dieſes Gut Menkenhof gehört zu den ſogenannten „Bürgerlehnen", d. h. ſolchen Gütern, die in Kurland auch zur Adelsmatrikel nicht gehörige Perſonen erb- und eigenthümlich beſitzen können, und zwar nach dem hiſtoriſchen Recht. Eine ganz hübſche Einrichtung, die mir inzwiſchen ſehr gefällt, obgleich ich perſönlich nie in meinem Leben von dieſer Möglichkeit Gebrauch machen werde, da mir dazu alles fehlt, Neigung, Geld und Lebenszeit. Die Idee aber iſt ganz gut. Ich wünſche aber nur eine kleine Erweiterung, die wir vielleicht mit Gottes Hülfe auch noch erleben werden. Hier in Menkenhof recapitulirte ich meine „landſchen" Reminiscenzen in „Klete" und „Fahland", „Riege" und „Faſelſtall", „Milchkammer" und Bienenſtöcken nebſt allem übrigen Zubehör, und wünſchte meinem lieben Wirth auch fernerhin Gottes reichen Segen. Gern hätte ich, da ich mich im Dubbenaſchen Kirchſpiele befand, den trefflichen Ortsprediger, Hrn. Propſt W., über den nur eine Stimme der Achtung und Liebe zu hören war, beſucht. Leider war er, in Folge eines ſchweren Krankheitsübels, an deſſen mögliche Heilung gedacht werden mußte, nicht zu Hauſe, ſondern einer Kur wegen — warum ſollen wir nicht immer hoffen! — zu einem Freunde auf längere Zeit ins Unterland gezogen, geleitet von der Trauer und den Gebeten ſeiner anhänglichen Gemeinde. Dubbena iſt ein „Kronsgut", und die Kronsgüter in Kurland, die beiläufig ein Drittel des ganzen Landes ausmachen, ſollen — ich ſage vorſichtig „ſollen", denn den Beweis könnte nur der „ſtatiſtiſche Comité" geben, — ſich auszeichnen durch Wohlhabenheit der Bauern. Auch trat mir überall, wo ich

ſehen konnte, nichts entgegen, was dem widerſprochen hätte. Doch ſollen ſich auch die Bauern auf vielen Privatgütern einer ſchönen Entwickelung des materiellen wie geiſtigen Fortſchritts erfreuen. Das mehr oder weniger zu berechnen, iſt natürlich hier nicht meine Aufgabe, und ob „Mecklenburg in Kurland" liegt oder nicht, mögen die Herren ſelbſt unter einander ausmachen, verſteht ſich mit den vor der Vernunft allein gültigen Waffen der Beweisführung, ohne die mittelalterlichen brutalen Inſtitute der „Ordalien" zu beanſpruchen, an die heutzutage auch kein Menſch mehr glaubt. Indeſſen kommts doch vor, daß der Spiritus verfliegt, aber das Phlegma noch lange zum Ekel aller Vernünftigen bleibt.

Mein freundlicher Wirth ließ es ſich nicht nehmen, mich ſelbſt nach Jacobſtadt zu bringen. Er ließ drei hübſche Pferde vor einem mehrſitzigen Stuhlwagen anſpannen, — der Hafer auf dem Bürgerlehn M. muß ebenſo gut geweſen ſein, als ſonſt irgendwo, denn die Gäule liefen vortrefflich, — wir ſetzten uns mit ſeiner lieben Familie ein, die alle mir das Geleite gaben, er ſelbſt nahm die Zügel in die Hand, und fort ging es durch die fruchtbaren Dubbenaſchen Gefilde, wo ab und zu ein ganz ſtattlicher Bauerhof ſich geltend machte, auch eine hübſche Kronsforſtei aus dem Schatten der Ulmen hervorblickte, bis wir mit der Abendſonne in Jacobſtadt anlangten, das auch das allgemeine Schickſal aller kuriſchen Städte theilt, vorzugsweiſe von Juden bewohnt zu ſein. Wenn wir nach den neuſten ſtatiſtiſchen Angaben wiſſen, daß im J. 1862 die Zahl der zur dritten Gilde in Kurland ſteuernden Kaufleute 638 betrug, von denen 227 chriſtliche, 411 ebräiſche waren, und es heißt: „der Kleinhandel iſt überwiegend in den Händen der Ebräer; von den 879 Kaufläden wurden gehalten von Ebräern 655", ſo iſt alles weitere Raiſonnement überflüſſig, Zahlen reden. Aber Gefühle laſſen ſich ſchwer unterdrücken. Und mein Gefühl in Jacobſtadt drängte unaufhaltſam nach einer jüdiſchen Equipage, die ich auf alle Fälle für meine Weiterfahrt miethen wollte. Ein allerdings ziemlich miſerables Gefährt war ich endlich auch ſo glücklich zu erlangen. In Paſtorat Buſchhof fand ich bei meinem lieben jungen Amtsbruder die freundlichſte Aufnahme zur Nacht. Faſt hätte ich Bedenken getragen, am Sonnabend-Abend zur ſpäten Stunde einen Paſtor mit meinem Beſuch zu

überraschen, da ich aus eigener Erfahrung weiß, wie sehr der Sonnabend-Abend zur stillen Sammlung für Alles, was der Sonntag verlangt, geeignet bleibt. Doch da ich wußte, daß auch am Sonnabend-Abend eine kleine Zwischenpause nicht eine Bombe ist, die tödtlich wirkt, so wagte ich den Eintritt und ward aufs freundlichste aufgenommen und beherbergt. Ein für alle Mal übergehe ich in meiner kleinen Reisebeschreibung durchs Oberland mit Stillschweigen die „Kümmelkuchen" und „Schmandkuchen", die in Liv-, Kur- und Estland, wenn nur irgend eine kleine Vorbereitung gestattet ist, den Gast besonders einladend empfangen. Dies Kapitel ist, glaube ich, von dem berühmten Kohl in seinen Schilderungen der Ostseeprovinzen erschöpfend dargestellt. Auch der schönen „Sauremilch" thue ich keine Erwähnung, sie ist selbstverständlich. Der Pastor von Buschhof und Holmhof hat es nicht leicht, indem seine zweite Kirche, in Jacobstadt, mit der dortigen verhältnißmäßig nicht unbedeutenden deutschen Gemeinde, die von ihrem Seelsorger auf 14 Werst Entfernung lebt, ihn vielfach in Anspruch nimmt und auf diese Weise seine Arbeitskräfte theilt. Im Pfarrhause fand ich schon Gäste vor, im Witebskischen lebende Verwandte, die in dieser Zeit der Unruhe und Unsicherheit auf eine unbestimmte, hoffentlich kurze Frist in dem stillen friedlichen Buschhof ein Asyl gesucht hatten. Möchten die Besorgnisse bald vorüberziehen! Gern wäre ich am Sonntag Morgen zum Gottesdienst in der Buschhoffschen Kirche geblieben, ich mußte aber auf meiner kurzangebundenen Reise mit jeder Minute geizen, und durfte nur das erfassen, was eben im Wurfe war. So konnte ich denn nur einen Blick in die zweckmäßig eingerichtete, in diesem Jahrhundert erbaute steinerne, wohlerhaltene Kirche thun und mich zur Fortsetzung meiner weiteren Fahrt der Fürbitte im Kirchengebet empfehlen.

Bauske, den 5. Juni. Am Sonntag Morgen setzte ich mich also, und zwar diesmal in meiner eben nicht glänzenden Juden-Equipage in Bewegung, und wollte auf einem hügeligen, allmählich ansteigenden Terrain, das mit dem Plateau von Eckengraf seine Höhe erreicht zu haben schien, vorwärts. Dieser Höhenzug bildet, soviel man, ohne speciellen hydro- und orographischen Studien nachzugehen, urtheilen kann, gleichsam die Wasserscheide zwischen dem Düna-Gebiet, das nördlich abfällt, und den Zuströmungen der kurischen Aa oder der „Bäche", wie man sagt, denn hier heißt

faſt jedes Flüßchen, abgeſehen von ſeinem etwaigen beſonderen Namen, „die Bäche". Mit dem Saukenſchen See ſcheint dieſes weſtlich abfallende Waſſergebiet zu beginnen, einem Waſſerſpiegel von 7 9 Werſt Länge, der ziemlich den Charakter langweiliger Einſamkeit an ſich trägt, was der Prälat von Schönberg aber nicht zugeben wird, da die Fiſchberechtigung in dieſem See in ſeine Küche fällt. Die Brachſen aus dem Saukenſchen See ſollen eine ſchmackhafte und nahrhafte Faſtenſpeiſe ſein, worüber aus eigener Erfahrung ein Urtheil abzugeben wir aber nicht in der Lage waren, da uns eine dazu erforderliche Bekanntſchaft mit beſagter Küche vollſtändig abging und jeder Anhaltspunkt fehlte, dieſelbe zu ermöglichen. Wir mußten uns alſo darauf beſchränken, dem Genuß beſagter vortrefflichen Brachſen den beſten Erfolg zu wünſchen. Auf der Höhe von Eckengraf erhob bei ziemlich angeregter Luftbewegung eine hoch daſtehende Windmühle ihre Flügel im ſtärkſten Umſchwunge, ſo daß der Jude, mein Kutſcher, mit dem ich ſo eben ein ſchir hamagloth („Stufen-" oder „Reiſelied") geleſen hatte, etwas ſcheu zu den beſegelten, kühn ſich ſchwingenden Holzgerüſten, die in der nächſten Nähe ſauſten, hinanſchaute. Ich dachte bei mir: ein Jude iſt der Müller gewiß nicht, denn der würde ſchon Mittel finden, ſich in ſechs Tagen für den ſiebenten, „den Tag des Herrn", vor dem Hungertode zu retten. Auf dem ganzen Wege dieſer Sonntag-Morgen-Spazierfahrt von 7—10 Uhr hatte ich volle Gelegenheit, den kirchlich traditionellen Sinn der „gutmüthigen" Letten — ſo bezeichne ich ihren Nationalcharakter — zu beobachten. Nach Rechts oder nach Links, d. h. entweder zur Buſchhoffſchen oder Saukenſchen Kirche ſah ich Leutchen pilgern zu Fuß, zu Wagen oder zu Pferde, je nachdem es ſich machte. Es war Sonntag Morgen, und da ging ein Zug hierhin und ein anderer dorthin. Meine Juden-Equipage erweckte aber bei den Leutchen, die ſonſt freundlich zu grüßen pflegen, kein günſtiges Vorurtheil. Denn auch ein Lette, deſſen Eltern noch Leibeigene, „Erbmenſchen", nach dem baltiſchen Ausdruck, geweſen waren, ſcheint es unter ſeiner Würde zu halten, einem Judenaufzuge gegenüber eine vorangehende Kopf- oder Mützenbewegung -- hier trugen die „Kerle" in ganz harmloſer Weiſe die in Ungarn mißliebigen Cylinderhüte, was als Eigenthümlichkeit bemerkt wird — zu ermöglichen, wie manche auch ſonſt in ähnlichen Situationen nicht ſelten eine abwartende Stellung zur

großen Selbstbefriedigung beobachten. In der Saukenschen Kirche war grade doppelter Gottesdienst, zuerst lettischer und dann deutscher, so daß ich mich zuerst lettisch an dem Sonntags-Evangelium vom armen und reichen Manne, resp. in der Hölle und in Abrahams Schooß, und nachher deutsch am Episteltext erbauen konnte. Trotz dem, daß kein Communiontag war, war die lettische Gemeinde doch in ansprechender Zahl versammelt. Der Gesang ging in einem ziemlich raschen Tempo, was ich in früheren Jahren in lettischen Gemeinden nicht eben bemerkt zu haben mich erinnere, getragen von einer kräftig intonirenden Cantorstimme, indem die neue Orgel nächstens erst aufgestellt werden sollte. Früher habe ich öfter erfahren, daß kein Orgel- und Cantorton im Stande ist, eine sich ihres Stimmrechts bewußte lettische Gemeinde in den Figurationen und Temposchwingungen ihres Gesanges aufzuhalten oder zu leiten. Eine kräftig singende lettische Bauergemeinde überschreit vollständigst Orgel und Cantor, und diese müssen — vox populi, vox dei — nachgeben. Hier schien es anders. Die lettische Predigt hielt Pastor-Adjunct M., dessen Bekanntschaft gemacht zu haben mich herzlich freut. Deutsch predigte, vor einer, wie das bei uns auf dem Lande so häufig nicht anders sein kann, verhältnißmäßig kleinen Versammlung, in erbaulich warmer Weise, der liebe Pastor S., mein alter theurer Commilitone aus Sartorius Vorlesungen, an welche ich bei meiner neulichen Lectüre der loci th. Melanchthons (s. Mitth. 19, 3.) ganz eigenthümlich stark erinnert wurde. So konnte ich nicht eine Seite von Melanchthons loci lesen, ohne daß ich nicht sogleich an die Katheder-vorträge meines unvergeßlichen Sartorius denken mußte, der mich zuerst in die Hallen der Orthodoxie einführte, und sich damals Mühe gab, die „Verwandtschaft des Romanismus mit dem Rationalismus" nachzuweisen, — eine übrigens ziemlich große witzige Künstelei, die selbst bei den sporadischen Extravaganzen des Orthodoxismus, den romanistisch angehauchten, heutzutage wenig Beifall finden würde. Auch ich konnte dem Urtheil nur beipflichten, daß das Altarbild der Saukenschen Kirche, ein Erbstück aus einer Sudelperiode der Malerkunst, baldmöglichst zu entfernen sei. Lieber gar kein Bild, als ein grundschlechtes. Grundschlecht nenne ich noch nicht ein Altargemälde, wenn es arge Verzeichnungen, mangelhaftes Colorit, Ungeheuerlichkeiten der Perspective und groteske

Naivitäten enthält, die etwa an die genialen Kohlenhandzeichnungen der römischen Legionäre an den Kasernen in Pompeji erinnern. Trotz alle dem kann in einem Bilde ungemein viel Poesie und Wahrheit liegen. Man sehe nur z. B. die alten Holzschnitte aus dem Mittelalter an, etwa die Illustrationen zu den 10 Geboten, wie solche Geffken in Hamburg neulich herausgegeben hat. Was soll man aber von einem Bilde sagen, das die Auferstehung darstellen soll, wobei der Betrachter in einer vorläufigen Ungewißheit schwebt, ob hier „Auferstehung", oder „Verklärung" oder „Himmelfahrt", oder keines von allen diesen historischen Realitäten, sondern eben nur ein allegorisches Symbolum, etwa der „triumphirende Christus" gemeint ist? Doch wird der Zweifel bald gelöst, denn den Vordergrund occupiren zwei stämmige römische Gladiatoren, die das Bild fast beherrschen, durch Farbe und herausfordernde Stellung, indem man ungewiß bleibt, ob sie sich mit einander boren oder selbstmörderisch agiren. In der oberen Hälfte schwebt eine menschliche Gestalt, die an einen fliegenden Apoll oder Merkur erinnert, angethan mit dem ätherischen Zephirgewande eines olympischen Gottes. Dazwischen eine vierkantige steinerne Kiste, die das Grab vorstellen soll, dessen Deckel, ein schwerfälliger großer massiver Leichenstein, von einer verhältnißmäßig winzig zu nennenden Engelsfigur, ob Amor, bleibt wieder ungewiß, mit bewundernswürdiger Leichtigkeit — die intensive Kraft des Bewegers steht zu der quantitativen Masse des Bewegten in einem wahrhaft wunderbaren Verhältniß – aufrecht erhalten wird, wobei man in einer gewissen Angst sich fühlt, der ungeheure Stein möchte zurückfallend das kleine angelehnte Engelein sofort zerschmettern. Kurz, ein wahrhaft peinigender Anblick. Freilich mit solchen künstlerischen „ästhetischen" Eindrücken ist es eine eigene Sache. Gewohnheit läßt Vieles gar nicht vermissen, wie wir denn meinen, daß manche liebe fromme, gläubige Gemüther, die überhaupt an ein Altargemälde keinerlei Ansprüche machen, ein solch Gemälde, das uns gradezu nervös verstimmt, ganz gleichgiltig läßt. Daher ist es gewiß sehr schön, daß die Grade der Erregbarkeit der Nerven so verschieden sind. Gern hätte ich in dem traulichen Pfarrhause meines alten Freundes länger geweilt; ich trennte mich daher nur ungern sobald von diesem lieben Kreise. Allein die Stunden eilten dahin, und *ich mußte* wünschen, noch vor Nacht in Nerft anzukommen,

wohin mein junger Freund, Hr. Paſtor-Adj. M., mich zu begleiten die Freundlichkeit hatte. Das Paſtoratshaus Nerft, von blühenden Hollunder- und Fliederſträuchern und hohen Linden umſchattet, macht einen überaus wohlthuenden und angenehmen Eindruck. Alte Familienölgemälde erinnern an vergangene Zeiten mit ihren Beſtrebungen und Formen. Dergleichen zu bewahren hat ſehr viel für ſich, und nährt den Sinn der Pietät viel mehr, als man meint: die Kinder wachſen gleichſam unter den Augen der Großältern auf, die längſt im Grabe ſchlummern, und lernen in ihren Vorſtellungen und Gefühlen ſich gern zurück beziehen auf das, was auch damals Gutes und Förderndes gewollt und gethan ward. Ein Land, eine Familie mit einem hiſtoriſchen Hintergrunde wird uns um ſo intereſſanter, als die Gegenwart ahnen läßt, was ſie der Vergangenheit verdankt. Der treffliche Pfarrer, deſſen Bekanntſchaft in ſeinem Hauſe zu erneuern mich doppelt freute, hatte die Güte, mich auch in ſeine alte Kirche — aus Kettler's Zeiten — zu führen, in deren hochgewölbten Räumen mich die jüngſt unternommene und mit Geſchmack und feinem Sinn erneuerte Herſtellung des Alterthümlichen beſonders anzog. Die alten Stifter der Kirche, ein v. Effern-Neſſelrodeſches Ehepaar von 1583 hatte hier ſein Epitaphium, mit allen heraldiſchen Emblemen verziert. Auch einem Sohne des altadeligen Kirchenpatrons, der als Student in Königsberg das Unglück hatte, zu ertrinken, war ein Denkmal mit lateiniſchen Diſtichen gewidmet: „Christum, Musas, Sophiamque sequebar", d. h. „ich folgte dem Heilande, den Muſen und der Weisheit", bis ich in dem Pregel ertrank. Wenn in dem Verſe die „Muſen" zwiſchen Chriſtus und der himmliſchen Sophia ſtehen, ſo iſt das für jene Zeit ſehr begreiflich, wo die „Muſen" ſchon längſt zur oratoriſch abgeſchliffenen Phraſe geworden waren, und es keinem Menſchen mehr einfiel, damit das Dogma einer Exiſtenz wirklicher muſenhafter Realitäten auszuſprechen.

Meine weitere Fahrt durchs „Oberland" konnte ich unter den angenehmſten Auſpicien und Begleitungen fortſetzen über die Oberforſtei Sauken, wo ich in dieſem Stück „Forſtleben" mit ſeinen Oberförſtern und Förſtern etwas Eigenthümliches im Unterſchiede mit Liv- und Ehſtland ſah, wie ſolches in Kurland aus herzoglichen Zeiten bis in die neueſte Zeit ſich erhalten hat, und unwillkürlich an die echt deutſchen Bilder erinnert, wie ſie in Iffland's Oberförſter

und in C. M. Weber's Freischütz in ihrer volksthümlichen Weise entgegentreten. Von der Forstei ging es nach Pastorat Salwen, wo mich Freund F. aufs herzlichste mit seiner lieben Frau empfing, denen ich schon lange einen Besuch zugedacht hatte. F. ließ es sich nicht nehmen, mich in seiner eigenen Equipage nach Pastorat Wallhof zu bringen. Auf dem Wege dahin, beiläufig 42 Werst, die wir in „einem Futter" zurücklegten, überraschte uns ein schwerfallender Regen, der aber den verschmachteten Feldern und Wiesen sehr erwünscht kam. Eine tüchtige imponirende Förstergestalt, mit einem prächtigen Haynau-Bart, Klapphut und Spielhahn-Feder, den Doppellauf geschultert, meinem lieben Begleiter wohlbekannt, begegnete uns an dem Ausgange einer lichten Waldung, und gab nach freundlichem Gruß manche Mittheilung über das, was man in jüngsten Tagen wiederum von den „Insurgenten" jenseits der nahgelegenen Grenze von Kurland gehört hatte, was, wie wir merkten, auch der Gegenstand des Gespräches mehrer Bauern war, die sich unter dem Thorwege eines Kruges, den Regen abwartend, von den betreffenden Angelegenheiten, wahrscheinlich mit obligaten Randglossen, die eigenthümlich genug gewesen sein mögen, unterhielten. Ja, wer die Randglossen der Leutchen hören könnte, würde manchmal auch Manches zu hören bekommen; denn die Bauern haben auch ihre Logik für sich. Im Pastorat Wallhof, wo wir als etwas verspätete Gäste ziemlich durchnäßt am Abend ankamen, wurden wir an der Treppe des Hauses mit einem freundlichen: „Adolf, bist Du es?" begrüßt, in welcher Frage wir die Stimme unseres lieben B. erkannten, der stündlich die Ankunft seines aus Dorpat zu den Ferien in das Vaterhaus heimkehrenden Sohnes erwartete, aber nicht weniger herzlich seine beiden Amtsbrüder willkommen hieß, als er sich auch in seiner diesmaligen Hoffnung getäuscht sah. Für mich, das Stadtkind und den Stadtpastor, hat ein trauliches und gemüthliches Colloquium auf dem Lande, wo man gewiß sein kann, zumal wenn es sich auf mehr als ein Paar Stunden ausdehnt, durch keinen unvorhergesehenen Zwischenfall unterbrochen zu werden, etwas ungemein Reizvolles. Wenn man ein Leben führt, wo man keine Stunde sicher ist, in Schach gesetzt zu werden, kann ein solches ländliches Umherfahren und Besuchemachen einige Tage hindurch Geist und Herz nur wahrhaft *erquicken*, wie ich das auch diesmal erfahren durfte. Nur

konnte ich leider selten das höchste Maaß städtischer Besuche überschreiten, da ich meinen Urlaubstermin einzuhalten hatte, und daher oft zum Abschied geblasen werden mußte, wenn wir den Becher nur erst recht ansetzen wollten. Am andern Vormittag eilte Freund F. nach Hause zurück, mit herzlichem Danke von meiner Seite für seine angenehme Begleitung, während der Wallhoffsche Freund es übernahm, in eigener Person mich weiter zu expediren, und zwar nach Pastorat Barbern, wo Pastor B., den Lesern dieser Mittheilungen bereits vortheilhaft bekannt aus seinem Nachruf an „Vater Wilpert" (19, 1.), erfreut über den unerwarteten Besuch, uns begrüßte. Auch hier war Veranlassung, mit Besorgniß auf die Unruhen jenseits der Grenze Kurlands, an deren äußerstem Rande wir uns befanden, hinzublicken, wobei nicht blos der berechtigte Trieb nach Selbsterhaltung dem Wunsch einen betonten Ausdruck gab, es möchten die erregten Wellen von Drüben uns möglichst verschonen, in keiner Weise bespülen, geschweige überschwemmen. Theologen, die nicht blos pflichtschuldigst und amtsmäßig, sondern auch pectoral für Kirche und Gottes Reich sich interessiren und innerlich wie äußerlich mit lebhafteren Sympathien, theils denkend, theils an ihrem Theile strebsam wirkend, sich der Verwirklichung der ewigen gott-gewollten Zwecke und Aufgaben zuwenden, können in unsern Tagen nie auch nur zu zweien oder dreien zusammenkommen, ohne sich eines tief aufseufzenden Gefühls bewußt zu werden, das sich ihnen abnöthigt bei der unabweisbaren Erfahrung, wie gewisse Heilsgüter, zu deren Besitz die Menschen berufen und befähigt sind, als Liebe, Freiheit, Wahrheit, Einmüthigkeit, Gerechtigkeit, in ihrem unbestrittenen Werthe immerhin allseitig anerkannt dastehen, — aber wie die Mittel zur Erreichung dieser hohen Ziele in so verschiedener Weise sich geltend machen! Sie wollen Alle ausgesprochenermaaßen das Eine, hadern aber alle um die Mittel und zerfahren dabei in unseliger Zwietracht, und die Sprachen verwirren sich und — der ewige Frieden bleibt fern. So auf den theologisch-wissenschaftlichen Gebieten wie bei den kirchlich-sittlichen Fragen der Ausgestaltung des Gemeindelebens, so in den politischen und nationalen Bestrebungen, wie bei den Angelegenheiten der allgemeinen materiellen Volkswohlfahrt; überall scheinen die Ziele und Zwecke eingestandener Weise dieselben, aber wie verschieden erweist sich die Praxis in der Darbietung der Mittel!

Man ſchaart ſich um die Eine Parole: Beſeligung der unſterblichen Gottes-Creatur hier, — Volksbeglückung dort, — und wie fährt Alles auseinander, ſobald es ſich um die Wege zu demſelben Ziele handelt! Wie hat ſich der Einzelne in dieſen Widerſprüchen zu ſtellen? wo iſt die „Autorität", der er bei den eigenen Zweifeln und Schwankungen des ſuchenden Geiſtes ſich hinzugeben hat? Das ſind Fragen, über die ein jeder mit ſich ins Reine kommen muß, und nach deren gewonnener Löſung er dem Dienſt der Wahrheit ſich zur Dispoſition zu ſtellen hat, nach dem Ausſpruche Chriſti Luc. 9, 62 und 12, 32. Auf meiner Reiſe, wo Geſpräche und Unterhaltungen mit theuren ehrenwerthen Amtsbrüdern neben den Anſchauungen und Eindrücken, die das Auge aus Landſchaft und Natur empfing, den Hauptgenuß bildeten, konnte es nicht fehlen, daß nicht blos Weizen- und Kleebau, Kirchenaccidenz und „Prieſter-Gerechtigkeit" aufs Tapet kamen, was an und für ſich auch ganz unverfänglich iſt, ſondern daß vorzugsweiſe die „brennenden Tagesfragen" mehr oder weniger den Gegenſtand gaben. Es mag ſein, daß die Beziehung des Gaſtes zum Wirthe und umgekehrt der Form etwaiger Discuſſion eine Geſtalt verlieh, welche in zarter Weiſe ſtets die feineren Regeln der Geſelligkeit innehalten ließ, was die lieben Schriftſteller, die ſich berufen fühlen, mit der Feder zu discutiren, in ſo widerwärtiger Weiſe oft verabſäumen — aber immer habe ich allenthalben den vorherrſchenden Grundton durchgefühlt, der auch in dem Gegenſatz die relative Berechtigung zur Anerkennung bringt. Ich weiß nicht, ob ich ein Hegelianer bin, aber den bekannten trichotomiſchen Grundſatz, nach welchem zwei disparate Sätze erſt im dritten, in den die beiden früheren aufgehen, in ihrer richtigen Stellung erſcheinen, kann ich nur billigen. So z. B. bei unſerer bekannten „Wohinaus-Frage", über welche unſre Nachkommen, falls dann noch eine „baltiſche" Literatur exiſtiren wird, urtheilen werden — ich appellire getroſt an die Nachwelt — da heißt es: „das Evangelium will nicht recht vorwärts" — Ja oder Nein? „Allerdings, freilich", wird uniſono mehr oder weniger zögernd, aber doch zugegeben. Zum zweiten heißt's: „Wer iſt ſchuld? die Menſchen, die es nicht wollen, oder die Träger, die es bringen?" Wie lautet nun die Antwort? „Ah, heißt es drittens, das Evangelium hat einen Stachel, und die Boshaftigkeit fühlt ſich getroffen." Mag ſein, aber wie, wenn man etwa zu bedenken gibt: „Lie-

der Pastor, Missionär, oder wie du sonst heißt, bist du nicht vielleicht auch selbst schuld? liegt's nicht an dir?" Ich für meine Person sage nach meiner Erfahrung, wie ich schon vor zehn Jahren in diesen Blättern geschrieben habe: unter 100 Fällen, wo es mit dem Reich Gottes nicht gehen wollte, wo ich dabei die Hand an den Pflug zu legen hatte, ging es 99mal nicht, weil ich den Pflug ungeschickt gesteuert habe. Viele wollen das freilich nicht zugeben, und repetiren, ihr Eifer und ihre Weisheit sei groß, dagegen sei der auszupflügende Acker malitiös steinig und steril, das Erdreich tauge nichts u. s. w. Ja noch mehr, ein Anderer, ein glücklicher, dem der liebe Gott sehr gnädig gewesen ist, wundert sich und fragt ganz erstaunt: „Wo ist denn Verstimmung gegen Kirche und Gottes Wort? ich sehe solche in meinem Kreise durchaus nicht." Wo bleibt aber da, müssen wir bescheiden fragen, die Rede vom „modernen Heidenthum, welches Kirche und Gottesreich in unsern Tagen mit seinen finstern Gewalten zu überwuchern droht?" — Wie gesagt, die Erfahrungen und demnach die Urtheile sind sehr verschieden, aber oft, fügen wir hinzu, in ihren Aeußerungen sich selbst widersprechend.

Mein Barbernscher Freund entschloß sich, mich in seiner Equipage selbst weiter zu begleiten, und so hatte ich das Vergnügen und die Freude, mit ihm noch ein gut Stück Wegs weiter zu fahren, erst nach Alt-Rahden, dann nach Bauske und zuletzt nach Mesohten, wo wir herzlichst Abschied nahmen, und ich ihm für seine freundliche, wahrhaft brüderliche Liebe nur danken konnte.

In Alt-Rahden, beim theuern Pastor L., sah ich Manches, was für mich neu war, und mich daher doppelt interessirte. Die neue Umwälzung der Agrarverhältnisse der Bauern hat nach dem Vorgange einer erleuchteten Staatsregierung auf den Kronsdomainen zu einer Aufhebung der „patriarchalischen" Frohne geführt. Um die „Arbeitskräfte" zu vermehren, ist nun mehrfach versucht worden, deutsche Bauern ins Land zu ziehen, was leider mit vielen unerfreulichen Schwierigkeiten verbunden bis jetzt sich erwiesen hat. Doch darf man nicht muthlos werden, wenn wir uns auch sagen, daß alles Neue mit schwerem Lehrgelde bezahlt werden muß in getäuschten Erwartungen hüben und drüben. Wie schwer wird aber dabei die Stellung der Pastoren und Seelsorger, die den lettischen wie deutschen Pfarrkindern das Wort der Ermahnung und des Trostes darzureichen

haben! Dazu kommen noch unliebsam erfundene technische Ausdrücke, wie z. B. das Wort „Sprengen", das der Thatsache nach freilich Unableugbares aussagt, aber gar zu determinirt klingt, und dann wol auch die Versuchung nahe legt, auf fünf Schritte Barrière dieses choquante Wort niederzuschmettern. Doch scheint das nicht mehr zeitgemäß, man schreibt jetzt wie Ulrich von Hutten Brochüren.

Auch sah ich im Vorbeifahren das schöne neu hergerichtete Herrenhaus, das im Innern dem Reichthum und Geschmack des Besitzers, eines reichen rigaschen Kaufmanns, entsprechen soll, aber meist unbewohnt dasteht, und Ratten und Motten nur mühsam künstlich von sich abwehren mag. Mich ergreift immer ein unnennbar wehmüthiges Gefühl, wenn ich zwischen den zerstreuten Bauerwohnungen, deren Bewohner nach unsern bisherigen oder früheren Verhältnissen meist die verschiedenen Chargen der Zimmerleute, Holzhauer, Wasserträger, Grabenstecher, Weber, Tischler, Maurer, Schneider und Schuster, Müller und Flachsschwinger, Drescher und Pflüger, Köche und Butterbereiter, Viehzüchter, Wegebauer, Stellmacher, Fuhrleute, Erzieher künftiger Untermilitäre und Frohnarbeiter, endlich auch Elementarlehrer ihrer Kinder in ihrer eigenen Person, je Mann und Weib, vereinigten, — wenn, sage ich, neben so vielen Verpflichtungen — wer denkt nicht an noblesse oblige, — ein schönes Herrenhaus weit und geräumig, leer und unbewohnt dasteht. Nicht, als wenn ich dem Reichen sein schönes Haus nicht gönne; im Gegentheil, ich freue mich, daß ein solches da ist, und wünsche, daß ihrer wenigstens doppelt so viele da wären, aber ich bedaure nur, wenn solche schöne Häuser nutzlos dastehen. Alles was seinen Zweck verfehlt, bietet einen traurigen Anblick dar.

Mitau, den 6. Juni. In wenig Stunden hoffe ich wieder in Riga zurück zu sein, wo mich alsdann Amt und Pflicht, Haus und Beruf wieder aufnehmen soll, und, wie ich wünsche und erwarte, die Eindrücke dieses meines, wenn auch kurzen Ausfluges nicht ohne Gewinn für ein Weiteres sich ergeben mögen. Inzwischen überschaue ich noch in vergönnten Augenblicken den letzten Abschnitt meiner Fahrt.

In Bauske zogen wir, ich und mein Barbernscher Freund, spät Abends ein, nachdem wir uns mit dem Prahm über die Memel hatten setzen lassen, die hier mit der Muhs sich vereinigt und von nun an in dieser Vereinigung die kurische Aa heißt, die hier ganz zahm und sacht daher zu

ſchleichen ſcheint, und gar nicht ahnen läßt, welche Gewalt ſie in ihrem unteren Lauf bei Dubbeln entwickelt, wo aus ihr ein großer reißender Strom geworden iſt, und wo ihr jährliches Weiterwühlen in dem lockern Flugſande den völligen Ruin unſerer ſchönen Strandhäuſer und Sommer-Meerbadevilleggiaturen in eine berechenbare Ausſicht ſtellt. Das iſt auch nur eine Frage der Zeit, wie unſer ganzes Leben. Denn wer weiß, was früher zuſammenbrechen wird, ob meine Badehütte, oder meine Leibeshütte? Bauske's exterieur anmuthige und reizende Lage, im ſchönſten Fruchtgefilde, bekanntlich in einem Garten tragender Obſtbäume, wie ſeine inneren verborgenen Schönheiten konnten wir bei der durch Regenwolken hervorgerufenen Abenddunkelheit, wofür ſonſt der Junimonat keine Veranlaſſung gab, nicht wahrnehmen, und mußten wir uns mit der Hoffnung auf einen morgenden heitern Tag einſtweilen vertröſten. Am andern Tage machte ich allerdings die Bemerkung, daß Bauske in einer Beziehung mit italieniſchen Städten, wie Perugia, Spoleto, Aſſiſi, Tivoli ꝛc. eine große Aehnlichkeit hat. Wenn man nämlich beſagte höchſt romantiſch gelegene Ortſchaften etwa auf eine Werſt Diſtance in entſprechender Beleuchtung von einem günſtigen Punkt aus betrachtet, dann ruft man unwillkürlich: „Dahin, dahin! ꝛc.“ Sobald man aber, wie hier in Bauske, ſeine Stellung etwa auf dem Marktplatz, dem wankenden Baue des Rathhauſes gegenüber, nimmt, da erfaßt einen ein ſehnſüchtiges: „Hinaus, hinaus!“ Uebrigens baut ſich Bauske auch innerlich in neueſter Zeit recht hübſch und freundlich aus, und ſind viele neue Häuſer in Angriff genommen, was wir nunmehr auch von den alten verrotteten Neſtern Perugia's hoffen. An dem Abend als wir in die Stadt einfuhren, merkten wir von dem Allen nichts; nur das holperige Straßenpflaſter weckte ein gewiſſes Verlangen nach Ruhe, die uns auch im „Club“ zu Theil ward, wo zum Glück kein Clubtag war, und die ermüdeten Gäſte in ein geräumiges Local ziehen konnten, das unter Umſtänden zum Tempel der Thalia oder der Terpſichore dient, auch ernſteren Verſammlungen, wie Kreis-Synoden, ſich öffnet, ja an Clubtagen auch Messieurs, le jeu est fait hören läßt. Ob Bauske mit Paris und London wetteifert, wo bekanntlich l'empereur ein Diner bei Rothſchild nicht verſchmäht, und im Parlamentshauſe Sir Lionel mit Lord Palmerſton ſtimmt, laſſe ich ungeſagt, aber daß in Bauske auch Juden, und zwar ziemlich zahlreich

wohnen, ist schon von vornherein mehr als wahrscheinlich, es müßte denn Bauske exceptionell unter den Städten Kurlands dastehen. Wenn aber die Juden in den Städten wohnen können und Häuser besitzen, warum sollen sie denn nicht auch auf dem Lande Grundstücke besitzen dürfen? Geht man einmal mit der Toleranz vor, dann scheue man sich auch nicht vor den äußersten Consequenzen. Was dem einen recht, ist dem andern billig.

Meine Besuche bei meinen lieben Bauskeschen Amtsbrüdern waren diesmal insofern leider verfehlt, als ich beide, durch Amtsgeschäfte abgerufen, nicht zu Hause fand, doch ward manches in lieben Kreisen besprochen und erwogen. Auch hier wurden wir durch die Nähe von Birsen und „Samogitien" an das erinnert, was mehr oder weniger die Grenzbewohner Kurlands für den Augenblick in einer gewissen Spannung erhält, die manche Befürchtungen nicht abweisen ließ. Ein angenehmer Spaziergang hinaus auf die malerisch gelegene, stattliche, in großartigen Dimensionen sich entfaltende mittelalterliche Schloßruine, auf welchem ein lieber junger Dorpater Studio mir das freundliche Geleite gab, war überaus lohnend. Diese Bauskesche alte Burg, die hier in Trümmern liegt, und über deren Aufbau, Geschichte und Zerstörung ich mich hier des Weiteren nicht verbreiten will, ist eine von den vielen mittelalterlichen Ruinen, die in unsern baltischen Provinzen die einzigen Zeugen vergangener Zeiten sind, und den sinnigen Wanderer, der zuweilen etwas zu stark von der prosaischen und materiellen Gegenwart sich berührt fühlt, an gewissen malerischen Punkten landschaftlicher Situationen zu romantischen Regungen stimmt, wozu deutsche Eigenthümlichkeit besondere Neigung hat. Was regt sich nicht alles in einem gefühlvollen Deutschen, wenn in purer Wirklichkeit, mit Hülfe ergänzender Phantasie, ihm auf Bergeshöhe entgegentritt Schloßthurm, Warte und Burgverließ, Altan und Söller, Schloßgraben und Spitzbogen, Kapelle und Rittersaal, Wendeltreppe, Turnirhof, und ellendicke Mauern und colossale Steinblöcke fadenhoch übereinander gewälzt, und Ziegelsteine und Mörtel, deren Dichtigkeit und Consistenz in Erstaunen setzt! Jahrhunderte lang ist hier gelebt und gewaltet worden in Leidenschaft, Geschrei, Tumult und Kampf, bis ein Tag kam, wo Alles stille ward, und die Menschen unter die Erde gingen, und ihre Gebeine in Staub zerfielen, und die Hand der Zerstörung über diese stolzen

ten kam, und ein späteres Geschlecht kaum einen Blick
Frage nach dem wüst Uebereinandergeworfenen zu wer-
ich Zeit nimmt! Das Bauskesche Schloß, das jetzt
als Ruine Interesse hat, liegt wahrhaft imposant, die
e Gegend beherrschend, auf einem sehr glücklich gewähl-
Punkte, grade an der durch die Natur erhöhten Land-
, wo von beiden Seiten die Muhs und Memel zusam-
allen und sich zur Aa formiren. Auf diese Weise war
lte Burg von zwei Seiten des Dreiecks durch Wasser
ützt, und die dritte konnte durch einen künstlichen Gra-
die Feste vollkommen inselartig isoliren. Drei Wasser-
el beleben so den Reiz der Landschaft; dazu gegen
n das Städtchen mit seinen Gärten, gegen Süden ein
: Güter mit ihren Fruchtfeldern, und gegen Westen
Norden eine weitausgedehnte Landschaft. Das Rundge-
e gewährte einen heitern Anblick, indem die Sicherheit
heutigen Friedensstandes als Gewährleistung sich ent-
nder Wohlfahrt im Gegensatz zu den früheren unauf-
chen Kriegen, Belagerungen, Anläufen und Unthaten
Beschauer das Gefühl eines besonderen Behagens gibt.
Die weitere Fahrt von Bauske nach Mesohten ward
egleitung meines trefflichen Freundes aufs angenehmste
kgelegt, und hatte ich Gelegenheit, aus dem Munde
Kenners dieser Gegenden manche interessante Mittei-
über ältere und neuere Zeit zu entnehmen. Wir be-
en uns hier so recht mitten in der goldenen Aue Kur-
s, den fruchtbarsten und gesegnetsten Strichen des
tesländchens", wo der Weizenboden sich vorherrschend
nd macht. Bei Bornmünde, einem stattlichen Edelhof
weitausgebreiteten Parkanlagen, führte der Weg vorbei.
her verlegt der freisinnige Freiherr v. Mirbach in seinen
rischen Briefen" den Schauplatz derjenigen Ereignisse,
elchen er die Zustände Kurlands aus den letzten De-
ien des 17. Jahrh. mit tiefer Sachkenntniß in anmuthiger
eleganter Weise zur Darstellung bringt. Solche Schil-
agen, welche unsre heimischen Localbeziehungen der Ver-
enheit lebhaft veranschaulichen, sollten dem Patrioten
fremd sein, oder auch umgekehrt, die Lektüre solcher
en verleiht der Vaterlandsliebe, die nicht genug gepflegt
en kann — nur der freie Mann, sagt Zschokke, hat
Vaterland, der Sclave wie das Thier haben nur eine
rtsstätte — einen besonders neu anregenden Reiz.
gestehen wir, mit dem prahlerischen sog. „Kosmopo-

litismus" nichts anfangen zu können; kommt doch ein schönes Concert nicht zu Stande, wenn ein Dutzend Instrumente sich anschickt, stundenlang einen und denselben Ton zu blasen; erst in der concertirenden Harmonie der Verschiedenheit der Einzelheiten liegt die Schönheit des Ganzen.

Je mehr wir uns Mesohten näherten, je mehr trat uns das Gepflegte und das durch die Expansionskraft der Behäbigkeit im großartigen Styl Entwickelte in Landschaft und allem, was sich dem Auge präsentirte, entgegen, bis wir den Culminationspunkt in einem schönen Ensemble von drei Momenten entdeckten, die bei näherer Betrachtung vollkommen dem entsprachen, was eine perspectivische Betrachtung ahnen ließ. Es eröffnete sich nämlich bald ein Proscenium, in der Mitte von dem Wasserspiegel der Aa durchzogen, wo jenseits der Ufer ein prachtvolles Schloß im modernsten Geschmack aus buschigem Laubwerk sich erhebt, umgeben von den großartigsten Nebengebäuden, die sich dem imposanten wahrhaft fürstlichen Herrenhause anschliessen. Vor uns präsentirte sich eine von wallartigen Umschanzungen und tiefdunkeln Bäumen umschattete Anhöhe, aus der die Kirche und das Pfarrhaus anziehend malerisch hervorragte, und für sich allein schon ein hübsches Bild darbot. Rechts von der Kirche zeigte man einen Hügel, wo nach der Sage die alten Bischöfe, die hier ihr Tafelgut hatten, sich die Kälber und Lämmer schlachten ließen, deren Blut alsdann die darunter liegenden ergiebigen Waizenfelder bis auf den heutigen Tag reichlichst befruchtete. Links dehnte sich ein im buchstäblichen Sinn einzigartiger Eichenwald aus, der in seinen wahrhaft uralten knorrigen Stämmen und Gezweigen, wie in seinem nebenan aufschießenden jüngeren Anwuchs edelster Nachkommenschaft aufwies, was auch in unserm Baltischen Lande unter „glücklichen" Umständen wachsen kann. Ich bin in der Lage gewesen, daß mir der Livonische Himmel so ziemlich in allen seinen Dimensionen geleuchtet hat, von Narva und Reval bis Bauske und Elley, und von Rappin und Lettin bis Peterskapelle und Rutzau und Hasenpoth, aber einen solchen prachtvollen, breit sich entfaltenden urkräftigen Eichenwald, vielleicht über zwei Quadratwerst umfassend, habe ich nirgends angetroffen. Der ehrwürdige Propst, in hoher verdienter Achtung in seiner Gemeinde, wie in weiten Umkreisen über seine Diöcese hinaus, erschien mir in seinem höheren Alter als ein Muster von Geistesfrische und Lebenskräftigkeit, dem nachzueifern

ſich wol der Mühe lohnte. Manches anziehende und belehrende Wort fiel für mich in das Geſpräch, das bald ſich entſpann und in anregender Weiſe fortgeſetzt, leider nur zu bald unterbrochen werden mußte. Wir unternahmen noch einen Gang ins fürſtliche Schloß, das in Augenſchein genommen zu werden verdient, indem es in einer Weiſe ausgeſtattet iſt mit allem, wozu Reichthum und Lebensſtellung berechtigen, daß man nur wünſchen kann, es ſtände niemals leer, ſondern werde ſtets von glücklichen Bewohnern belebt. Ein angenehmer Weg von einigen Werſten in einer höchſt anſtändigen Equipage führte mich darauf nach Ruhenthal, einem intereſſanten Jagdſchloß aus Herzog Johann Ernſt's wunderlichen Zeiten, einem wohlgelungenen Nachbilde der Mitauer herzoglichen Reſidenz, nunmehr gräflich Schuwalowſches Eigenthum. Dieſes Schloß mit ſeinen weiten Räumen und Corridoren, ſeinen Hallen und Gemächern, das nur in dem einen Flügel vom Verwalter und andern ſich anſchließenden Perſonen bewohnt wird, ſteht nach ſeinem herrſchaftlichen Theil jederzeit für hohe Gäſte zur Aufnahme bereit, iſt aber nichts mehr und nichts weniger als ein mumiſirtes Glanzſtück kurländiſcher Prachtepiſoden, die übrigens ganz ohne Zukunft kaum für den Augenblick eines Scheinlebens ſich erfreuten. Die herzoglichen und gräflichen Wappen oben in dem Giebel erfreuen Niemanden durch ihren Anblick, ebenſowenig wie die Veilchen, die im Verborgenen verduften. Denn welcher Culturmenſch fährt wol expreß nach Ruhenthal, um ſich die Herrlichkeiten zu beſehen? Hätte mein Weg mich nicht zufällig vorübergeführt, ſo wär's wol nie dazu gekommen. Ob übrigens „die weiße Dame", wie im Schloß zu Avenell, auch in Ruhenthal ſich bemerkbar macht, weiß ich nicht. Früher mußte es durchaus in jedem alten Schloß und weitläufigen Bau „nicht geheuer" ſein, oder „poltern", oder wol gar „ſpuken" und „erſcheinen". Nunmehr „poltert" und „ſpukt" und „erſcheint" es nirgends. Wenigſtens erlaube ich mir die beſcheidene Bitte an alle Diejenigen, die aus dem Jahre des Heils 1863 etwas von dergleichen wiſſen, ihre Erfahrungen, verſteht ſich wohl conſtatirt, nicht als blauen Dunſt, nicht vorzuenthalten, und nicht blos mit Achſelzucken und gelegentlichen in der Luft ſchwebenden Kraftſalvationen, wol gar auf Grundlage von Shakeſpeare's old father Hamlet, mit einem: „Es poltert und ſpukt aber doch!" ſich zu begnügen.

Der sinkende Abend führte mich wohlbehalten nach Pastorat Sessau, wo mich mein alter Freund aus Dorpats Jugendzeit aufs herzlichste empfing. Sessau liegt recht eigentlich im Herzen und Centrum des kurländischen Weizenbodens, rundum ist alles angebaut und fruchtbar, und die Kirche erhebt sich, auf 8 Werst Entfernung fast der ganzen großen Gemeinde erreichbar, was eine glückliche Situation zu nennen ist. Es ist eine eigene Constellation glücklicher Umstände, daß die Sessausche Kirche vielleicht die reichste Landkirche ringsum sein dürfte, ob eine Folge dessen, daß die Voráltern das kirchliche Wesen sogar in protestantischen Zeiten, wo bekanntlich kein Mensch dadurch selig wird, daß er Kirchen beschenkt, mit Legaten und Dotationen reichlichst ausgestattet haben, oder daß man haushälterisch und vorsorglich das Kleine in Sparsamkeit für die Nachwelt hat anwachsen lassen, weiß ich nicht; aber gewiß nicht in Folge der Fruchtbarkeit des Weizenbodens, denn Kirchen wachsen nicht aus der Erde. Die Kirche ist in neuester Zeit erweitert, da die Größe der Gemeinde solches erheischt, und aufs beste neu ausgestattet. Auch eine schöne Orgel, die 3000 Rbl. gekostet hat, ziert das Gotteshaus, und trägt nicht wenig zu der würdigen Vollziehung der Gottesdienste bei. Ach, daß neben allen freundlichen und wohlthuenden Gaben der Güte Gottes auch der Schmerz dem armen Menschenleben niemals fehlt! In trauernder Wehmuth standen wir an den Gräbern des Kirchhofs, welche die Hoffnungen umschlossen hielten, die das Elternherz im Diesseits nicht erfüllt sehen durfte!

Am andern Morgen näherte ich mich rasch auf der schönen Chaussée über das schöne gräflich Medemsche Schloß Elley, dessen Gärten und Anlagen im Fluge durcheilt wurden, der Hauptstadt Kurlands, der letzten Station meiner soweit glücklich zurückgelegten Reise, die in der nächsten Nähe alsbald sich mir ganz ansehnlich darstellte. Immer habe ich mein Aergerniß gehabt an dem unvollendeten, kurzen und auf halbem Wege abgebrochenen Thurm der im Innern so schönen Trinitatiskirche. Ich weiß nicht, wie das zugegangen ist, nach hundert Jahren wird man gewiß das Genauere davon erfahren, aber es wollte der Ausbau des Thurmes lange nicht glücken. Es gibt einmal auf Erden soviel Geheimnisse, negativer wie positiver, formeller wie materieller Art, — ganz abgesehen vom Kostenpunkt — die bei wünschenswerthen Unternehmungen erst müssen mit

Zähigkeit überwunden werden, bis etwas gelingen soll. Der neue Thurm nimmt sich von Weitem sehr hübsch aus, dazu kommt der Thurm der lett. Annenkirche links, und in der Mitte hart am Eingang der Stadt die neue geschmackvoll im gothischen Styl kleine, aber sehr ansprechend gebaute sog. „Armenkirche". Diesmal konnte ich mich in Mitau nicht lange aufhalten. Daher durfte ich mir nur einen Besuch bei einem hochverehrten Freunde gestatten, wo die neuesten Nachrichten von dem interessanten Fortgange des zur „brüderlichen Conferenz" versammelten immatriculirten Adels, soweit sie zugänglich waren, auch mich mit hoher Freude erfüllten. Also Kurland wird mit einer neuen Aera vorgehen! Das hoffe ich zu Gott, wie das Bedürfniß darnach von einer erleuchteten Staatsregierung — Dank ihr! — und vom Adel, sowie natürlich selbstverständlich von sämmtlichen übrigen Gruppen der überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung, sowohl deutscher als lettischer Zunge, die eine Aenderung der bestehenden Ordnungen nur wünschen müssen, seit lange empfunden ward.

Daß die ernste und echt evangelische Predigt des General-Superintendenten zur kirchlichen Eröffnungsfeier der Conferenz einen tief nachhaltigen und wahrhaft erbauenden und segnenden Eindruck auf die Versammlung gemacht hatte, war für beide Theile ehrenvoll. Gott segne Kurlands Kirche und Gemeinden und ihren geistlichen Oberhirten! Mit diesem Wunsch überschritt ich Kurlands Grenze, und befand mich wiederum im Weichbilde Riga's.

I.

Abhandlungen und Aufsätze.

1.

Ehe, Ehescheidung, Wiederverehelichung und Civilehe.

(Ein Vortrag auf der Synode in Riga, gehalten im Jahre 1862.)

Von Pastor Tiling in Bickern.

Erste Abtheilung.

In neuester Zeit hat sich innerhalb des deutschen Protestantismus über die Fragen von der Ehescheidung, Wiederverehelichung und Civilehe ein Streit entsponnen, der noch immer fortwährt und noch zu keiner Entscheidung gelangt ist. Theoretische und praktische Interessen haben demselben eine wichtige Bedeutung gegeben, und obgleich die politischen Gesetzgebungen zum Theil schon entschieden und Bestimmungen getroffen haben, so kämpft ein großer Theil der Theologen dagegen und entzieht oder widersetzt sich, so viel es möglich ist, der Ausführung des Gesetzes. Da nun zum Frieden in Kirche und Leben eine Uebereinkunft führen würde, so werden immer wieder Versuche der Auseinandersetzung gemacht und auch dieser Aufsatz soll ein solcher Versuch sein.

Legen wir zuerst den Begriff der christlichen Ehe zum Grunde. Die Ehe ist die vollständigste Lebensgemeinschaft des Mannes und des Weibes; an Festigkeit und Innigkeit

I.

Abhandlungen und Aufsätze.

1.

Ehe, Ehescheidung, Wiederverehelichung und Civilehe.

(Ein Vortrag auf der Synode in Riga, gehalten im Jahre 1862.)

Von Pastor Tiling in Bickern.

Erste Abtheilung.

In neuester Zeit hat sich innerhalb des deutschen Protestantismus über die Fragen von der Ehescheidung, Wiederverehelichung und Civilehe ein Streit entsponnen, der noch immer fortwährt und noch zu keiner Entscheidung gelangt ist. Theoretische und praktische Interessen haben demselben eine wichtige Bedeutung gegeben, und obgleich die politischen Gesetzgebungen zum Theil schon entschieden und Bestimmungen getroffen haben, so kämpft ein großer Theil der Theologen dagegen und entzieht oder widersetzt sich, so weit es möglich ist, der Ausführung des Gesetzes. Da nun zum Frieden in Kirche und Leben eine Uebereinkunft führen würde, so werden immer wieder Versuche der Auseinandersetzung gemacht und auch dieser Aufsatz soll ein solcher Versuch sein.

Legen wir zuerst den Begriff der christlichen Ehe zum Grunde. Die Ehe ist die vollständigste Lebensgemeinschaft des Mannes und des Weibes; an Festigkeit und Innigkeit

kommt keine andere unter Menschen geschlossene Verbindung ihr gleich. Mann und Weib sind durch eine gottgesetzte Nothwendigkeit (1 Mos. 2, 18. Matth. 19, 4. 5) für einander bestimmt; denn weder Mann noch Weib allein stellt die ganze Gattung dar; sie bilden nach alttestamentlicher Deutung die beiden sich ergänzenden Hälften des Menschengeschlechtes dar; daher auch ihre beiderseitigen, sich ergänzenden leiblichen und geistigen Eigenthümlichkeiten. Da nun aber der Mensch ein leiblich-geistiges Wesen ist, so sollen beider Naturen Bedürfnisse und Ansprüche befriedigt werden wie überall im Leben, so auch in der Ehe. Doch da die geistige Natur des Menschen den höchsten und dringendsten Anspruch hat und darum geistig-sittliche Vollendung sein wichtigstes und höchstes Lebensziel ist, so folgt daraus auch, daß das wichtigste und höchste Ziel der Ehe ein sittliches sei, worin sich alle geistige Entwickelung abschließen soll.

Was die Geschlechter zusammenführt und was sie am Stärksten bindet, ist ein inneres sittliches Band: die Liebe. Durch sie sind die Ehegatten wie durch eine göttliche Nothwendigkeit oder Macht verbunden, (denn die Liebe ist von Gott ꝛc. 1 Joh. 4, 7.).

Doch die allgemeine Liebe genügt nicht, es ist nicht gleichgültig, welches Weib der Mann und welchen Mann das Weib liebe, indem die Eigenthümlichkeit auch ihr Recht hat, und zwar je höher der Bildungsstand und die dadurch entwickelte Eigenthümlichkeit, ein desto größeres. Durch Seelenverwandtschaft angezogen müssen Mann und Weib sich einander zuwenden und dann frei das Band schließen das auf der Liebe ruhen soll. Die Loosung der Herrenhuter — weil sie nur eine allgemeine Liebe für die Ehe fordert und zuläßt — ist darum eine ungerechte Verkennung

der berechtigten Eigenthümlichkeiten. Es wäre freilich eine unbegründete Prädestinations-Ansicht anzunehmen, daß jedem Mann nur Ein Weib, das seiner Eigenthümlichkeit entspräche, und umgekehrt, bestimmt sei, denn so wäre das Eheglück durch göttliche Fügung selbst höchst erschwert, ja Unzähligen fast unmöglich gemacht.

In der göttlichen Bestimmung der Ehe liegt auch zugleich die Forderung der Monogamie, die Ehe zwischen Einem Mann und Einer Frau (Matth. 19, 4). Denn, wenn die vollständige Hingabe in der Liebe einer Person an die andere der Ehe wesentlich ist, so ist die Polygamie unzulässig. Es kann ja in dieser Art der Ehe die Hingabe des Mannes an mehrere Frauen keine vollständige mehr sein und ebenso wenig der Frau an mehrere Männer; es geschähe nur mit einem Vorbehalt, der das sittliche Wesen der Ehe aufheben würde. Ebenso wenig können die vielen Glieder des Bundes, — Männer oder Frauen, — unter einander verbunden sein, die natürlichen Leidenschaften, Neid, Eifersucht ꝛc. müssen sie trennen. Auch steigt der Werth der Einen Person zu ungebührlichem Ansehn und sinken die anderen vielen Personen herab und die Ehe wird zu einer Sclaverei, wie das die muhamedanischen Ehen zur Genüge zeigen.

Die Ehe der Muhamedaner, wie der Mormonen und Tibetaner entspricht darum dem sittlichen und christlichen Begriff der Ehe durchaus nicht, ist vielmehr nach christlichen Grundsätzen keine Ehe, sondern ein Concubinat. Die Ehe darf ferner nicht bloß eine Privatsache sein, sie bedarf der Anerkennung von Seiten der menschlichen Gemeinschaft (des Staates und der Kirche) zu ihrem Schutz und ihrem Gedeihen, so wie und weil sie selbst zugleich ein nothwendiges Fundament der Menschengemeinschaft bildet.

Der vollständige Begriff der Ehe ist demnach, daß sie

ein Bund sei zwischen Einem Mann und Einer Frau, von der Liebe geschlossen und erhalten, von der Menschengemeinschaft anerkannt, welcher eine völlige Lebensgemeinschaft (Einswerden, Einfleischsein) verwirklicht.

Zur näheren Begriffsbestimmung der Ehe ist weiter zu beachten, daß sie in der natürlichen, sittlichen und religiösen Sphäre des Lebens wurzelt, aus jeder ihre Nahrung zieht, auf jede dieser Sphären einwirkt und so drei nothwendige Beziehungen hat.

Nach ihrer natürlichen Seite fordert sie Leibes-, Güter- und Erwerbs-Gemeinschaft d. h. die Erzeugung und Erziehung der Kinder, der Unterschied von Mein und Dein hört auf und beiden Theilen kommt die Sorge für den Bestand des Hauses zu. Nach ihrer sittlichen Seite fordert sie gemeinsame Betheiligung an Ehre, Glück, Arbeit und Freude, wenn gleich in verschiedener Weise nach dem geschlechtlichen Unterschiede. Nach ihrer religiösen Seite fordert sie, daß Mann und Frau in den höchsten und heiligsten Angelegenheiten einen gemeinsamen Weg gehen, also gegenseitige Mahnung und Warnung, Tröstung und Belehrung, Besserung und Stärkung, Glaubens- und Andachts-Gemeinschaft, deshalb auch Uebereinstimmung in religiöser Anschauung und Ueberzeugung. So vollzieht sich in der Ehe das eine der beiden Grundgebote des Christenthums am Vollständigsten: Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst.

Die Ehe wurde auch seit ihrer Stiftung unter den Völkern stets als das Fundament der Sittlichkeit geachtet, aber ihre ganze volle Bedeutung erhielt sie erst durch das Christenthum, „weil in demselben erst die Persönlichkeit ihre wahre Bedeutung empfing und eine organische Ein- und

Unterordnung des Natürlichen unter das Geiſtige gegeben wurde."

Weil ſich in der Chriſtenheit dieſer Begriff der Ehe feſtſtellte, ſo wurde allmählich auch die kirchliche Einſegnung der Ehe allgemeiner Gebrauch unter den Chriſten. Das iſt freilich eine irrthümliche Anſicht, daß ſogleich mit dem Eintritt des Chriſtenthums oder in der erſten chriſtlichen Zeit ſolche Einſegnung oder kirchliche Copulation Sitte geworden ſei, vielmehr wurde — erſt im 9ten Jahrhundert die kirchliche Einſegnung zur unerlaßlichen Bedingung gemacht. Bis dahin wurden die Ehen nach dem römiſchen Recht, das tief in den Völkern wurzelte, als bürgerliche Verbindungen (Civilehen nach modernem Ausdruck) geſchloſſen und die prieſterliche Einſegnung nur in einzelnen Fällen auf Nachſuchung des Paares vollzogen. (Karl der Große ſchärfte ſie aufs Strengſte ein.) Ja, wie ſpät noch in der Chriſtenheit die bürgerliche Ehe beſtanden, geht aus Luther's Vorrede zu ſeinem Traubüchlein hervor: „ſo manches Land, ſo manche Sitten, ſagt das gemeine Sprüchwort. Demnach, weil Hochzeit und Eheſtand ein weltlich Geſchäft iſt, gebührt uns Geiſtlichen oder Kirchendienern nichts darin zu ordnen oder regieren, ſondern wir laſſen einer jeglichen Stadt oder Land hierin ihren Brauch oder Gewohnheit, wie die gehen. Etliche verkündigen und bieten ſie auf der Kanzel auf zwei oder drei Wochen zuvor[1]). Aber ſo man von uns begehrt vor der Kirche oder in der Kirche ſie zu ſegnen, — über ſie zu beten oder ſie zu trauen, ſind wir ſchuldig daſſelbe zu thun." Alſo bis auf Luther's Zeit iſt die Trauung noch oft der Willkür überlaſſen geweſen und ihm ſelbſt iſt die Ehe ein weltlich Geſchäft (Civilehe).

[1]) Dem kirchlichen Aufgebot, bis 1139 nur an einzelnen Orten Sitte, gab das lateranſiſche Concil erſt allgemeine Verbreitung.

Hat nun auch die heil. Schrift über kirchliche Einsegnung der Ehe kein Gebot gegeben, so ist doch dieselbe mit Nothwendigkeit in dem christlichen Geiste begründet, der das ganze Leben des Christen religiös weihen will und darum auch diejenige Verbindung weiht, welche ein wichtiges Fundament alles christlichen Lebens bildet.

Soviel schien nöthig über den Begriff der Ehe, um Nachfolgendes daran zu knüpfen.

Seit einigen Jahren gesellt sich zu den vielen Wirren, unter welchen das kirchliche, bürgerliche und häusliche Leben der protestantischen Christenheit siecht, auch die Frage: „ob Ehescheidung zulässig und ob Geschiedenen die Wiederverehelichung zu gestatten sei".

Das Wort Matth. 19, 6: was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden — in Verbindung mit einigen anderen Aussprüchen des N. T. über die Heiligkeit der Ehe hat die Ansicht der Theologen hervorgebracht, daß das Christenthum Ehescheidung nicht gestatte und das Wort 1. Cor. 7, 10—16 scheint gleichfalls Scheidung und Wiederverehelichung der Geschiedenen zu untersagen.

Die katholische Kirche hat darauf fußend ein unbedingtes Verbot der Ehescheidung ausgesprochen, denn nach ihren Grundsätzen ist die Ehe ein unauflösliches Sacrament geworden. Jedoch ist dies Gesetz auch da nicht alt.

Auch in der katholischen Kirche hat Ehescheidung und Wiederverehelichung Jahrhunderte lang bestanden und die durchgängige Einführung des Gesetzes ist ziemlich neu, indem erst im Jahre 1563 durch die achte Sitzung des Tridentiner Concils das Recht der Ehescheidung auf immer verworfen wurde.

In neuester Zeit haben nun aber auch viele protestantische Geistliche — auch wohl nicht ohne den Einfluß der

katholischen Auffassung — sich gegen alle Ehescheidung und Wiederverehelichung Geschiedener entschieden erklärt und darum hier und da den staatlichen Bestimmungen und richterlichen Entscheidungen thatsächlich widerstanden. Das starre Verhalten der Geistlichen in Preußen, die Wirren, die daraus entstanden, die Theilnahme, die der dadurch entstandene Conflict unter den Protestanten hervorgerufen, die Verhandlungen darüber in der preußischen Kammer sind allbekannt.

Die katholische Auffassung, auf die man sich beruft, — im seltsamsten Widerspruche mit sich selbst, — erklärt die Ehe für ein Sacrament und doch zugleich für ein unsittliches Institut, denn sie empfiehlt als die einzigwahre christliche Lebensweise das Mönchthum und die absolute Jungfrauschaft (Conc. Trid. conc. 24. Can. X.). Damit ist aber der Ehe ihr Werth und ihre Würde genommen, denn Nichtverehelichung oder Cölibat ist die wahre Form des christlichen Lebens und dem Cleriker, der vor Allen ein vollendetes Christenleben anstreben soll, untersagt daher die katholische Kirche die Ehe. Wenn aber die katholische Kirche die unsittliche Ehe dessen ungeachtet für ein Sacrament erklärt, so thut sie das nur, weil die Kirche durch priesterliche Einsegnung ihr den sacramentalen Charakter aufgedrückt habe und aus dem Grunde ist ihr die Ehe auch unauflöslich, sie untersagt alle Scheidung auch im Fall des Ehebruchs (Trid. conc. 24, Can. 7). Doch freilich, was die Kirche bindet, löst sie auch wieder nach Belieben sowohl durch des Papstes Spruch wie auch indem sie in häufigen Fällen von Tisch und Bett scheidet, wodurch sie doch die Ehe nach ihrer natürlichen Seite scheidet und auflöst. Auf diese in sich widersprechende Auffassung sollte sich also wohl kein Protestant berufen!

Doch auf die Aussprüche der heil. Schrift und neben diesen auf die Bekenntnißschriften der evangel. Kirche beruft man sich vorzugsweise von protestantischer Seite.

Das A. T. nun stellt in seinem Eingang die Schöpfung Eines Menschenpaares dar, Mos. 1, 27, zeichnet das eheliche Verhältniß zart und innig, frei von Ueber- und Unterordnung und als festes Band 1 Mos. 2, 18; 3, 16; und darauf weist auch Christus hin Marc. 10, 6: „So war es von Anfang der Kreatur im Paradiese." Allein nun trat ja der Sündenfall ein und mit dem eine ganz andere Ordnung der Dinge in allen Stücken auch in der Ehe (darauf weist ja jede strenge dogmatische Ansicht hin). Darnach wurde die frühere Gehülfin des Mannes ihm unterthan, er ihr Herr.

Als Folge davon, berichtet das A. T., daß Lamech zwei Weiber genommen. Nicht aber bei den Kainiten allein, auch bei den Sethiten wird Vielweiberei Sitte. Abraham, der gefeierte Stammvater Israels, geht eine Doppelehe ein, denn nach 1 Mos. 16, 3 gab Sara ihm die Hagar, nicht zur Beischläferin, sondern zum Weibe. Jacob, der dritte der Patriarchen, hat Lea und Rahel zu Weibern 1 Mos. 27, 21—30 und die letzte gab ihm erst Bilha, später Silpa zu Weibern 1 Mos. 30, 1—12. Jacob segnet auch alle seine Kinder von den vier verschiedenen Frauen als rechtmäßige 1 Mos. 49, 28. — David und Salomo treten in dieselben Fußtapfen ihrer Vorfahren, daher denn beim Hinblick auf die Vorbilder auch bei der Menge der Niederen im jüdischen Volke bis zum Exil die Vielweiberei fortbesteht. Lauterkeit und Heiligkeit der Ehe ist demnach in der vorchristlichen Zeit auch bei dem auserwählten Volk Gottes nicht zu finden. Daher denn auch nach dem alten Bunde die Ehe leicht auflöslich, und die Ehescheidung ein, bei

Mannes Belieben gestellt war. Die Hauptstelle darüber ist 5 Mos. 24, 1—4. „Wenn Jemand ein Weib nimmt und ehelicht sie und sie nicht Gnade findet vor seinen Augen um etwa einer Unlust willen, so soll er einen Scheidebrief schreiben und ihr in die Hand geben und sie aus dem Hause lassen u. s. w." Und solches ist als göttliches Gebot ausgesprochen mit dem üblichen „soll". In den nachfolgenden Worten ist auch der Wiederverehelichung, doch nicht als verbotener Handlung erwähnt. Aehnlich Mal. 2, 15. 16.

Der Mann, als allein zur Scheidung berechtigt, ist nur in zwei Fällen an der Scheidung behindert, nämlich, wenn er seine Beschuldigung, daß sie nicht Jungfrau gewesen, nicht gegen die Eltern der Frau erweisen konnte und wenn er einer Jungfrau Gewalt angethan. Außer diesen Fällen stand es im Belieben des Mannes sich zu scheiden.

So leicht wie der Grund war auch das Verfahren bei der Scheidung. Kein gerichtlicher Prozeß, der Mann war Kläger und Richter in einer Person; sein gegebener Scheidebrief war nur von zwei Zeugen unterschrieben (Lightfoot hat das Formular eines solchen Scheidebriefes aufbewahrt), daher denn die Ehescheidungen im A. T. häufig vorkommen. Abraham entläßt die Hagar mit ihrem Sohne auf die Forderung der Sarah 1 Mos. 21, 9—14. Saul nahm seine Tochter Michal von David zurück und gab sie einem Andern und David als König nahm sie wieder zurück ohne Rücksicht auf das Mosaische Verbot (5 Mos. 24, 3. 4).

Nach Esra C. 9 und 10 wurden an einem Tage durch einen Ausschuß von Priestern und Leviten 109 Männer von ihren Frauen und Kindern getrennt, weil diese nicht jüdischer Abkunft waren. Dasselbe geschah 30 Jahre später Nehem. 30, 24—28. Also eine Zwangsscheidung!

Aus allem dieſem geht hervor, daß die Ehe bei den Juden nicht war, was ſie jetzt bei Chriſten iſt, daß die Scheidung leicht gemacht war und daß ſich unſere chriſtliche Auffaſſung der Ehe nimmer auf das A. T. ſtützen läßt.

Aber das N. T. und die chriſtliche Anſchauung ſoll nun über Scheidung und Wiederverehelichung eine prinzipielle Lehre aufſtellen, und zwei Hauptſtellen im N. T. ſind vor allen in Erwägung zu ziehen Matth. 19, 3—12 und Marc. 10, 2—12. Dieſe beiden Stellen berichten offenbar denſelben Hergang, denn beiden geht dieſelbe Ortsbeſchreibung voraus und folgt dieſelbe Segnung der Kinder nach, der Unterſchied iſt blos, daß Chriſtus bei Matth. öffentlich, bei Marc. daheim von den Jüngern befragt wird; in beiden iſt eine gleiche Veranlaſſung, die verſuchende Abſicht der Phariſäer.

Chriſtus ſtellt hier die Ehe in ihrer urſprünglichen Heiligkeit als ein enges Band dar, als das Ideal der Ehe, berückſichtigt aber die factiſche Verfallenheit der Menſchen, die Herzenshärtigkeit, um welcher willen Moſes das Scheidungsgeſetz gegeben habe. Doch hält er die höhere, die chriſtliche Anſicht feſt mit dem Worte: „was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht ſcheiden.“ Auf dieſes Wort nun ſtützt die Anſicht der Theologen verſchiedener Perioden das Dogma von der Unzuläſſigkeit der Scheidung. Allein was hat denn Gott zuſammengefügt? Die Prieſteranwort darauf war von je: „daß zwei Menſchen, die ſich am Altar Wort und Hand gegeben und im Namen der Kirche von dem Geiſtlichen eingeſegnet und ſo verbunden worden, „von Gott zuſammengefügt ſeien.“ Iſt denn aber Alles, was Prieſter je geſegnet haben, von Gott auch geſegnet und gebunden geweſen? Iſt Alles, worum Paar

und Bischöfe oder Priester in der katholischen Kirche gebunden haben, auch von Gott gewollt und geordnet gewesen? Und haben evangelische Geistliche, irrende Menschen in den göttlichen Rath mit zwei verbundenen Eheleuten hineinschauen können? Wenn das Jawort aus heuchlerischem und meineidigem Munde gesprochen, oder durch Einängstigung, Drohung und Elend, durch trügerische Vorspiegelung von Aussichten oder aus gebrochenem Herzen erpreßt war, hat auch da Gott die Herzen zusammengefügt?

Und wenn seitdem zwei Menschen in der Ehe verbunden waren, nun für beide oder für den einen Theil ein Höllenleben begann und diese Ehe, statt eine Quelle des Wohlseins und der Heiligung für sie zu werden, Elend und Verderben wurde, statt eine Pflanzschule des Reiches Gottes zu werden, die Saaten nur ruinirte und eine Pflanzschule der Sünde und des Lasters für sie und für ihre Nachkommenschaft wurde, war und blieb die Ehe in Gott zusammengefügt? Nein, vielmehr ist offenbar manches Eheband von der Kirche gesegnet und geknüpft worden, das Gott nicht zusammenfügte, und dagegen manches Herzensband nicht von der Kirche gesegnet worden, obwohl es Gott zusammenfügte. — Worin ist denn aber die Zusammenfügung Gottes zu denken? Nach dem Begriff von der wahren Ehe, wie wir ihn aufgestellt, kann es nur eine innerliche, eine Einigung durch Liebe, sein. Wenn Gott zwei Menschenherzen für einander geschaffen hat, so zieht ein tiefer innerlicher Zug die Seelen zu einander hin und sie verbinden sich zu gemeinsamem Lebensgange, nicht das Bedürfniß der Versorgung und dergleichen, sondern das Gefühl zusammenzugehören, einander zu ergänzen, so daß sie zusammen ein Ganzes (Ein Fleisch nach dem Worte Gottes) sind, führen sie zusammen. Deshalb ist auch jede herren-

hutisch durchs Loos geschlossene Ehe nur eine äußerliche Zusammenkoppelung. Nur die durch die Liebe geeinigten Menschen werden innerlich Eins, die hat Gott, der die Herzen schafft und lenkt, zusammengefügt, wenn auch kein Priester sie trauen wollte. Da wird denn auch Friede und Gedeihn in der Ehe sein und damit der Segen Gottes nicht fehlen, wenn es gelingt, die Ehe zu schließen. Sehen wir dagegen die meisten Ehen an, wie werden sie geschlossen? Durch den Zug des Herzens, Liebe und Achtung? Nein, Geld, Standesehre und noch schlimmere Beweggründe bringen sie zusammen. Verhandelt wird so manche Tochter wie eine Sclavin; die Brautleute sind selbst oft unwürdiger Gesinnung, so daß sie die Ehe wie ein Speculationsgeschäft oder Versorgungsmittel behandeln. Ist es nun da auch Gott, der solche Ehen zusammenfügt? Und wenn der Priester eine solche Ehe am Altar segnet und traut, ist sie darum zu einer wahren Ehe geheiligt worden? Nein, es ist eine sündliche Verbindung, die nie geschlossen werden durfte, und darum ist auch kein Friede, Gedeihen und Segen, sondern Elend und Verderben in derselben. Da ist die Ehe vor der Trauung schon gebrochen, d. h. entweiht und unmöglich gemacht worden.

Was aber Gott zusammengefügt hat, das können und sollen die Menschen nicht scheiden. Denn, wenn so zusammengefügte Ehegatten auch durch Zwang getrennt würden — wie die Kirche um ihrer Satzungen willen es wohl gethan hat — die Herzen blieben doch verbunden und die Kirche wurde da selbst die Ehebrecherin. Für eine in Gott zusammengefügte Ehe giebt es gar keine Scheidungsgründe, auch keine biblischen.

Hat man die Stelle 1 Cor. 7, 15 (da ein heidnischer oder jüdischer Gatte die Ehe mit dem christgewordenen

Gatten auflöst und der Entlassene frei wird) als einen andern Scheidungsgrund angeführt, so ist zu erwidern, daß da Gott geschieden habe, denn da gehen zwei Menschen innerlich auseinander und das wird dann offenbar. Die nun aber Gott nicht zusammengefügt hat, die gehören nicht zusammen, und wenn sie zusammen bleiben in gegenseitiger sittlicher Zerstörung, so ist das ein sündliches und verderbliches Zusammenleben, das nicht Gott, also auch nicht das Christenthum wollen und begünstigen kann.

Wenn zwei Menschen durch einen fremden physischen oder moralischen Zwang oder durch niedrige Gesinnung oder durch unchristlichen Leichtsinn und arge Selbsttäuschung mit einander in der Ehe verbunden sind, so ist das ein unwahres und unsittliches Verhältniß, keine Ehe, sondern eine unwürdige Zusammenkoppelung, weder berechtigt, noch christlich erlaubt. Nur seltene Persönlichkeiten können in solchem Verhältnisse ihre sittliche Würde bewahren, sich zum Opfer bringen und in der schweren Uebung sich noch läutern; die Allermeisten, fast Alle, gehen darin moralisch zu Grunde, sinken immer tiefer und die Kinder aus solchen Ehen gehen meist mit unter. Eine solche Ehe ist eine Schule des Verderbens, weil die erste Bedingung, die göttliche Zusammenfügung fehlt. Soll da nun Auflösung des Ehebandes gestattet sein oder durch äußerlichen Zwang das Fortbestehn der Ehe erzwungen werden? Es wäre eben so sehr gegen die Wahrheit des Christenthums eine Nicht-Ehe für eine Ehe zu erklären, als gegen den christlichen Geist, der das Heil Aller und jedes Einzelnen bewirken will, zu fordern, daß der unschuldige und noch unverdorbene Ehegatte sich an die lasterhafte Willkür eines Andern mit Leib und Seele hingeben solle. Solche Selbstwegwerfung kann ja doch auch im Ehebunde nicht Pflicht werden, da im Chri-

ſtenthum jede Perſon einen abſoluten Werth hat, den zu ſchützen chriſtliche Pflicht iſt.

In dem Ausſpruch Chriſti Matth. 19, 9 iſt als einziger Grund der Eheſcheidung die *πορνεια* bezeichnet. Allein ſoll das N. T. wie ein Geſetz-Codex, welcher nur einen äußerlichen Thatbeſtand zur Bedingung macht, behandelt werden? Muß nicht vielmehr auf den letzten Grund des Geſetzes immer zurückgegangen werden, um für jedes Lebensverhältniß die göttlichen Principien zu entwickeln? Dieſes geſchieht nun 1) indem wir die göttliche Zuſammenfügung erwägen, ob ſie ſtattfinde oder nicht, 2) indem wir die Mark. 10, 9 erwähnte Herzenshärtigkeit der Ehegatten als Grund gelten laſſen d. h. die Verſtocktheit der Gemüther, die eine wahre Einigung derſelben unmöglich macht (dies iſt die Argumentation eines unbezweifelt chriſtlichen Theologen C. J. Nitzſch, Syſtem der chriſtlichen Lehre, Ehe).

Die proteſtantiſche Kirche hat keinen anderen als den religiös-ſittlichen oder chriſtlichen Standpunkt bei der Beurtheilung der Eheſcheidungsfrage feſtzuhalten, und darum müſſen ihr auch noch andere Gründe für die Scheidung gelten, als der grobfleiſchliche Ehebruch allein.

Es ſoll hiermit keine laxe Geſetzgebung hinſichtlich der Eheſcheidung in Schutz genommen werden, ſondern nur der Geſichtspunkt ſoll feſtgeſtellt werden für die Eheſcheidung, welche eigentlich gar nicht Sache der Kirche ſein ſollte, ſondern des Staates, unter deſſen Geſetz und Ueberwachung die Ehe als ein ſittliches Inſtitut gehört.

Luther, der hier wohl als Autorität angeführt werden kann, ſagt: „ich halte, daß ſie (die Eheſachen) für die Juriſten gehören, denn urtheilen und richten ſie von Vater und Mutter, Kindern und Knechten u. ſ. w., warum ſollten

ſie auch nicht vom Leben der Eheleute urtheilen?" und ferner: „weil Eheſtand ein weltlich Geſchäft iſt, ſo gehet die Ehe die Kirche nichts an, iſt ein weltlich-zeitlich Ding, darum gehört ſie für die Obrigkeit." So in ſeinen Tiſchreden. Melanchthon in ſeinen locis theol. de conjugio ſpricht ſich dahin aus: „daß, wenn der ſchuldige Theil durch ſein Vergehen die Ehe gelöſt habe, ſolle der Richter Kraft des Evangeliums den unſchuldigen Theil für frei erklären und ausſprechen, daß ihm eine andere Ehe einzugehn geſtattet ſei."

In der Augsburg. Confeſſion heißt es im Artikel von der biſchöflichen Gewalt: „man ſolle die beiden Regiment nicht in einander mengen und werfen. Wo die Biſchöfe Gewalt haben in gewiſſen Sachen, wie in Eheſachen ꝛc., da haben ſie dies aus menſchlichen Rechten. Sind ſie nachläſſig im Amt, ſo ſind die Fürſten ſchuldig Recht zu ſprechen."

Wenn man übrigens aus bibliſchen Gründen ſich gegen die Eheſcheidung erklärt, ſo iſt noch zu erwägen, daß Moſes, Chriſtus und Paulus (wie jeder verſtändige Bibelleſer erkennen muß), wo ſie wider Scheidung reden, nur die eigenmächtige Trennung im Auge haben, wie ſie damals vorkam und zu Recht beſtand. Der menſchlichen Willkür ſollte die Ehe nicht preis gegeben ſein. Jetzt aber wird die Eheſcheidung in den chriſtlichen Staaten durch Conſiſtorien oder durch weltliche Gerichte, von vereidigten Richtern nach ſorgfältiger Unterſuchung und abgewogenem Urtheil vollzogen. Da wird die Ehe nicht als eine Privatſache des ſtreitigen Paares, ſondern als ein für das geſammte Volksleben hochwichtiges Inſtitut behandelt und jeder vorkommende Ehefall nach dem ganzen Zuſammenhange der thatſächlichen, rechtlichen und ſittlichen Momente entſchieden. Beide aber, Staat und Kirche ſind göttliche

Ordnungen auf Erden und führen Hand in Hand dem höheren Ziel entgegen, der Staat als Offenbarung des Rechts, die Kirche als Offenbarung des Heils. Röm. 13 ff.

Was nun aber nur wider Gottes Ordnung durch Menſchen zuſammengefügt ſich findet, dieſelbe fort und fort verletzend und übertretend, ſoll das nicht um Gottes willen (Melanchthon: Kraft des Evangelii) getrennt werden?

Aber wie iſt es nun mit der Wiederverehelichung Geſchiedener? Chriſtus ſagt: „wer eine Abgeſchiedene freit, der bricht die Ehe". Aber wir haben ſchon erwogen, von welchen Eheſcheidungen er ſpricht. Gewiß in ſolchen Fällen heirathet der Mann eigentlich eine Ehefrau. Das Wort Chriſti kann jedoch nicht auf die gerichtlichen, geſetzmäßigen Scheidungen bezogen werden. Die wirklich in Gott zuſammengefügten Ehegatten können nur durch den Tod geſchieden werden. Wo aber eine Ehe aufgelöſt ward, weil ſie eine nicht in Gott zuſammengefügte, eine unſittliche, ja ohne Läſterung nicht chriſtlich zu nennende Ehe war — welcher irgend triftige Grund kann da gegen die Wiederverehelichung des unſchuldigen Theiles angeführt werden? Beſteht keine Ehe mehr, weil ſie aufgelöſt iſt, ſo iſt der frühere Gatte, wie im Sterbefalle, kein Gatte mehr, iſt frei und kann alſo heirathen. Darum ſpricht ſich der Anhang der ſchmalkaldiſchen Artikel darüber ſo aus: „wie das Verbot von der Ehe zwiſchen Gevattern unrecht iſt, ſo iſt auch unrecht, daß, wo zwei geſchieden worden, der unſchuldige Theil nicht wieder heirathen ſoll."

Innerhalb der proteſtantiſchen Kirche kann demnach kein triftiger Grund dafür aufgebracht werden, wenn man nicht entweder auf das kanoniſche Recht der katholiſchen Kirche zurückgeht, oder eigenſinnig und beſchränkt am Buchſtaben der H. S. feſthält, wie das freilich in Preußen in

neuester Zeit geschah und die allbekannten Wirren und Conflicte hervorrief.

Endlich, warum will man eine zweite Ehe Geschiedener nicht einsegnen, wenn man doch die erste Ehe, die eine völlig unsittliche war, segnete? Warum versagt man nicht einem Wittwer, der seine erste Gattin zu Tode gequält hat, die Schließung der zweiten Ehe?

Und sind nicht Erfahrungen da, daß ein Ehegatte, der in der ersten geschiedenen Ehe in Unfrieden lebte, in der zweiten eine friedliche und gute Ehe führte?

Wir müssen darum mit dem symbolischen Buche uns für das gute Recht der Wiederverehelichung des unschuldigen Theiles erklären. Und der Staat und seine Gerichtshöfe werden sich das Recht nicht nehmen lassen, dafür zu entscheiden.

(Fortsetzung folgt.)

2.

Das Heilsbedürfniß und der Glaube,

von

Fedor **Schmidt**, Cand. theol.

eine Beleuchtung der gegenwärtigen Glaubensrichtung vom Gesichtspunkte der lutherischen Lehre: de sola Dei gratia.

„Und derer sind auch noch Viele unter uns, die alle meinen, wenn sie gedenken an Christum, wie er gelitten habe, so sei Christus in ihnen und schätzen den Glauben an Christum nicht für das rechte geistliche Wesen Christi in uns oder unser Wesen in Christo, sondern träumen ihnen

ſelbſt, daß fides historica gebe das ewige Leben, wenn ſie überhin laufen, dichten und gedenken von Chriſto und allein mit dem Regelfechten umgehn." Sollte dieſe Behauptung Luther's (Bd. IV. 612. 13, 224) nicht auch heute noch ihre Berechtigung haben? Mit dem Wiedererwachen lebendigen Glaubenslebens iſt zwar das Streben nach ſchriftmäßiger Erkenntniß und kirchlichem Bekenntniß nicht nur wieder als erſtes Princip der Wiſſenſchaft, ſondern auch als ein nothwendiges Ferment des religiöſen Lebens zu ſtets allgemeinerer Anerkennung und Nacheiferung gelangt. Und gewiß wird Niemand beſtreiten wollen, daß dieſer Umſchwung den Bau der Kirche Chriſti fördert und das Heil unter den Menſchen mehrt. Aber ein prüfender Blick auf die neuaufſchießende Glaubensſaat läßt leider auch Spuren aufwuchernden Unkrautes entdecken, das der nieſchlummernde Widerſacher auch hier hineinzuſäen verſtanden hat.

Das Uebel, von dem ſchon Luther ſpricht, iſt offenbar heute nicht weniger da denn ehedem, ja dürfte vielleicht noch allgemeiner und ausgebildeter genannt werden. Das hohe Kleinod unſerer Kirche, die lautere evangeliſche Erkenntniß läuft Gefahr zu einem cooperirenden Mittel ſelbſtthätiger Heilsaneignung gemißbraucht zu werden. Zwar iſt es gewiß noch nirgend als Dogma promulgirt, daß mit dem Erlangen des objectiv fixirten Verſtändniſſes von Chriſti Perſon und Werk ſchon eo ipso das hohe Gut des ſeligmachenden Glaubens gewonnen iſt; daß das Recitiren dieſes, oft nicht einmal ſubjectiv reproducirten Gedächtnißmateriales ſchon Chriſtum bekennen heißt. Aber läßt ſich mit derſelben Entſchiedenheit die Thatſache in Abrede ſtellen, daß heut zu Tage das Fürwahrhalten und Wiſſen vom Herrn und überhaupt vom Heil oft ſchon als weſentlicher In-

halt des Glaubens angesehen wird, daß als ausschließliches Kriterium der Vollkommenheit, Kraft und Vollgültigkeit des seligmachenden Glaubens meist nur die möglichst vollkommene und zweifelfreie Uebereinstimmung seines Wissensinhaltes mit dem kirchlich fixirten Verständniß von Schrift und Kirchenlehre gilt, oder mit andern Worten, daß man die fides qua creditur als erlangt ansieht, wo die fides quae creditur erschöpfend erreicht und unbeirrt festgehalten wird?

Dies Alles, obschon es als Princip nicht ausgesprochen, vielmehr noch immer bekämpft wird, vollzieht sich, meinen wir, dennoch thatsächlich und in immer weiterer Ausdehnung. Während ein Glaubensheld wie Vater Luther bis an sein Lebensende mit Furcht und Zittern schaffte, daß er selig würde, ist heut zu Tage der jüngste Theolog schon weiter, bevor er noch seine Dogmatik schwarz auf weiß nach Hause getragen hat; geschweige denn ein Candidat der Theologie, der nach erlangtem probatum für seine Maturität schon ex officio meist zu einer solchen Ueberzeugungsgewißheit abgeschlossenen Glaubenssieges erstarkt zu sein pflegt, daß er in dem Gesammtgebiet des Glaubenslebens nur noch einen Friedhof überwundener Standpunkte erblickt. Während man noch dem Princip nach zugiebt, daß die Gemeinden nach Gottes Haus kommen sollen, um von dem verkündigten Worte zu lernen, was zu ihrem Frieden dient, um durch dieses Wortes Strafe und Ermahnung sich zum rechten, einigen Glauben treiben und in demselben kräftigen zu lassen, versammeln sich doch in thatsächlichem Widerspiel hiergegen heute gar viele Glieder, vollkommen überzeugt, diesen Standpunkt schon mit der Confirmation und Dank eigener Privatvorsorge längst überwunden zu haben, im Grunde nur noch zu dem Zwecke,

um darüber abzustimmen, ob der Pastor die Sache recht versteht. Mit nichts ist man gegenwärtig so bald fertig, als mit seinem Glauben. In der Ueberzeugung, das volle Heilsbedürfniß zu besitzen, und in dem Bewußtsein, jeden Zweifel gegen das, was grade als Schrift und Kirchenlehre gilt, sorgfältig gemieden zu haben und stets meiden zu wollen, hält man sich eben im vollen und sicheren Besitz des seligmachenden Glaubens und — wenn mit dem Wort „Glaubenskampf" überhaupt noch ein bestimmter Begriff verbunden wird, so versteht man meist darunter nichts anderes als das Bestreben, in dieser Ueberzeugung weder durch eigene noch fremde Bedenken sich irre machen zu lassen.

Mit dem Gesagten glauben wir über die Wahrheit des Thatsächlichen nicht hinausgegangen zu sein. Jedenfalls stehen wir mit unserer Ansicht nicht allein da. Ein Kanzelredner unserer Tage sieht sich genöthigt, seiner Gemeinde ans Herz zu legen: „Glaube als Erkenntniß und Ueberzeugung von göttlicher Wahrheit, Glaube als kirchliches Bekenntniß sind nothwendige Grundlagen für den Einzelnen und für die Gemeinde — aber diesen Glauben besitzen, heißt noch nicht, gottüberwindenden Glauben haben. O wie gerne betrügen wir uns selbst und nehmen den väterlich überlieferten Glaubensschatz für Glaube, der vor Gott gelten soll als unser Glaube und unsere Gerechtigkeit. — Kann auch der Glaube selig machen — ein Glaube, der nicht That ist, nicht Sieg, nicht im heißen Ringen erlangter, in unablässigem Ringen bewahrter Besitz, eigener Sieg der Seele, dem lebendigen Gott und seinem gerechten Gericht über unsere Sünde abgewonnener Sieg?" (Gerh. v. Zezschwitz. Pr. XII. S. 175. — Leipzig 1860.)

Im heutigen Christenthum offenbart sich wahrlich ein

nicht wegzuleugnendes Streben, den Schwerpunkt des Glaubens aus der realen Lebenssphäre auf das abstracte Gebiet des Wissens zu versetzen. Allerdings ist nun auch diese Glaubensrichtung als eine Verirrung von manchen Seiten aus schon vor das Forum der Wissenschaft gezogen worden und wir könnten hier z. B. an Vilmar's „Theologie der Thatsachen", Carlblom's „das Gefühl in seiner Bedeutung für den Glauben" und an die Abhandlung der dörptschen theologischen Zeitschrift 1861, I. „der Senfkornglaube" erinnern, welche Schriften insgesammt gegen die intellectualistische Glaubensrichtung polemisiren, aber es ist damit in dieser Sache noch nicht alles geschehen, was geschehen könnte und sollte. Man hat diese Angelegenheit bisher mehr überhin, gleichsam nur symptomatisch behandelt, ohne der Sache völlig auf den Grund zu gehen. Dies aber thut noth; denn des Uebels Wurzel ist nach unserem Dafürhalten nichts anderes als der alte Synergismus, welchem der Fortschritt der Zeit neue Gestalt und Trugschönheit zu geben gewußt hat. Der alte Synergismus, der wenigstens ohne gewisse materielle Opfer und ohne eine gewisse moralische Besserung und Selbstverleugnung nicht zu exercicen war, konnte natürlich dem Geschmack unserer Zeit nicht mehr zusagen und ist daher mit einem Synergismus vertauscht, der bei ungleich geringerer Mühe eine ungleich höhere Selbstbefriedigung gewährt. Es ist nicht mehr die Rede von der Verdienstlichkeit der guten Werke, sondern von der Nothwendigkeit des guten Verständnisses, nicht mehr von der moralischen Kraft des Willens, sondern von dem vollständigen Besitz des Wissens. Mit einem Wort: der Synergismus hat sich vom Gebiete des Thuns auf das des Verstehens gepflanzt.

Soll hier nun Rath und Abhülfe geschafft werden, so

muß vor allen Dingen eins geſchehen, was bisher ſowohl von der Wiſſenſchaft als der Praxis in Lehre und Predigt verſäumt worden iſt, es muß das Verhältniß des Heilsverſtändniſſes zum Glauben dogmatiſch und begrifflich ſtrict feſtgeſtellt werden. Hierzu wo möglich etwas beizutragen, iſt der Zweck nachfolgender Arbeit.

Das Verhältniß des Heilsverſtändniſſes zum Glauben

wird ſich weſentlich modificiren, je nachdem das Heilsverſtändniß entweder als eine Vorausſetzungsbedingung des zu erlangenden oder als ein Weſensfactor des ſich vollziehenden, oder als eine Folgeäußerung des erlangten Glaubens oder endlich als außerhalb und unabhängig von den einzelnen Glaubensphaſen ſtehend gefaßt wird. Es ſei hierbei gleich bemerkt, daß wir natürlich nach der uns[illegible] Praxis das Heilsverſtändniß von der Heilserkenntniß als dem bloßen Wiſſen vom Heil, ſo weit es dem Glauben als Vorausſetzung vorangeht, unterſcheiden, und daſſelbe demnach faſſen als das begrifflich vollkommene Verſtändniß ſowohl von der objectiven Heilsverwirklichung in Chriſti Perſon und Werk als von der ſubjectiven Heilsaneignung durch den Glauben. Welche von jenen Stellungen zum Glauben nun dem Heilsverſtändniß als ſolchem anzuweiſen iſt, wollen wir zunächſt nicht direct beantworten, ſondern um möglichſt objectiv zu verfahren, zuvor nach der Schrift die Thatſachen feſtſtellen, aus denen die Entſcheidung hierüber von ſelbſt reſultirt.

a. Der vollkommene Glaube.

Man ſpricht gegenwärtig von Schwachglauben, Halbglauben, Kleinglauben, Keimgeſtalt des rechten Glaubens,

Kindesglauben, Gefühlsglauben, Verſtandesglauben, Herzensglauben, rechtem Glauben, ſtarkem Glauben, fühlloſem Glauben, vollkommenem Glauben und dergl. mehr, ohne es ſich einfallen zu laſſen, daß man dabei ebenſo unlogiſch als unbibliſch verfährt. Beides aber findet ſtatt, wenn man die verſchiedenen Stellungen zum Heil, deren Modificationen weſentlich divergiren, ja bis zum Gegenſatz auseinandergehen, unter den einen Geſammtbegriff des Glaubens rubricirt, einen Begriff, der von der heiligen Schrift nicht allein ſehr ſcharf begrenzt, ſondern gerade durch die Ausſcheidung aller Modificationen als ein völlig undehnbarer, einiger und einziger hingeſtellt wird. Durch jene leichtfertige oder gedankenloſe Willkür iſt es allgemach zu einer ſolchen Erweiterung des Glaubensbegriffes gekommen, daß man einerſeits ſchon von Glauben ſpricht, wo noch keiner da iſt, andererſeits nichts Ungehöriges darin findet, von einem vollkommenen Glauben im Gegenſatz zum Glauben ſchlechtweg zu ſprechen oder von einer Keimgeſtalt des rechten Glaubens, die zum Seligwerden allenfalls genügt, aber gewiſſen höheren Anforderungen des vollkommenen Glaubens noch lange nicht entſpricht und dergl. mehr. Indem man nach der einen Seite allen Unterſchied nivellirt, wird auf der anderen Seite ein ungehöriger ſtipulirt. Daher kann es denn auch kaum mehr Wunder nehmen, daß der Kern und Stern des Chriſtenthums, der Glaube, als ein zuvielſagendes Wort im Munde der Welt zu einem nichtsſagenden herabgewürdigt iſt, ja daß ſelbſt der Gläubige dieſes ſein Loſungswort für Leben und Sterben kaum mehr über ſeine Lippen zu bringen wagt ohne, aus Scheu mißverſtanden zu werden, daſſelbe mit näher beſtimmenden Attributen zu verbinden. — Es handelt ſich wahrlich nicht um einen kleinlichen Wortſtreit, ſondern um eine

muß vor allen Dingen eins geſchehen, was bisher ſowohl von der Wiſſenſchaft als der Praxis in Lehre und Predigt verſäumt worden iſt, es muß das Verhältniß des Heilsverſtändniſſes zum Glauben dogmatiſch und begrifflich ſtrict feſtgeſtellt werden. Hierzu wo möglich etwas beizutragen, iſt der Zweck nachfolgender Arbeit.

Das Verhältniß des Heilsverſtändniſſes zum Glauben

wird ſich weſentlich modificiren, je nachdem das Heilsverſtändniß entweder als eine Vorausſetzungsbedingung des zu erlangenden oder als ein Weſensfactor des ſich vollziehenden oder als eine Folgeäußerung des erlangten Glaubens oder endlich als außerhalb und unabhängig von den einzelnen Glaubensphaſen ſtehend gefaßt wird. Es ſei hierbei gleich bemerkt, daß wir natürlich nach der uſuellen Praxis das Heilsverſtändniß von der Heilskenntniß oder dem bloßen Wiſſen vom Heil, ſo weit es dem Glauben als Vorausſetzung vorangeht, unterſcheiden, und daſſelbe demnach faſſen als das begrifflich vollkommenere Verſtändniß ſowohl von der objectiven Heilsverwirklichung in Chriſti Perſon und Werk als von der ſubjectiven Heilsaneignung durch den Glauben. Welche von jenen Stellungen zum Glauben nun dem Heilsverſtändniß als ſolchem anzuweiſen iſt, wollen wir zunächſt nicht direct beantworten, ſondern um möglichſt objectiv zu verfahren, zuvor nach den Schrift die Thatſachen feſtſtellen, aus denen die Entſcheidung hierüber von ſelbſt reſultirt.

a. Der vollkommene Glaube.

Man ſpricht gegenwärtig von Schwachglauben, Halbglauben, Kleinglauben, Keimgeſtalt des rechten Glaubens,

ben, so wie die Möglichkeit eines partiellen Heilsbe-
einer Art Angeld auf die Seligkeit oder Präservativ-
gegen die Verdammniß. Alle die das Hinken nach
Seiten nicht lassen mögen, alle Zweiherrendiener,
pt die ganze Schaar der Namenchristen, die weder
nach warm sind, legen sich unter der Aegide jenes
ein Ruhepolster zurecht, das allen Schattirungen
heit, Halbheit und Unentschiedenheit sich accommo-
und ihnen eine gewisse Existenzberechtigung gewährt.
So viel in Betreff der Glaubensbezeichnungen, welche
Glaubensbegriff durch schriftwidrige Abschwächung er-
Betrachten wir nun auch kurz jene Bezeichnun-
Kindesglaube, starker Glaube, vollkommener Glaube
dergl., welche andererseits durch schriftwidrige Steige-
des Glaubensbegriffes diesen ebenfalls erweitern.
nach dieser Seite hin ist der bezügliche Abusus nicht
üble Nachwirkung auf die Praxis des Glaubenslebens
haben. Diese Bezeichnungen, welche durch ihre Stei-
ung des Glaubensbegriffes auch die Rechtfertigung zu
einem comparativen Begriff machen, haben ungeistliche
herheit und Hoffahrt befördert und die eigenthümliche
schauung angebahnt, als ob es im Glauben weiter ge-
bracht werden kann als zur obligatorischen Rechtfertigungs-
kraft desselben gehört. Aber ganz abgesehen von diesen
seinen Folgen ist der Abusus auch nach dieser Seite hin
an sich selbst schon zu bekämpfen. Denn die Steigerung
des Glaubensbegriffes beruht entweder auf einer falschen
Begriffsverbindung von Rechtfertigung und Glaube oder
auf einer Verwechselung und Vermischung der Rechtferti-
gung mit dem Stande der Heiligung. Steigerungsgrade
des Glaubens sind nur auf Grundlage römischer oder
osiandrischer Auffassung der Rechtfertigung möglich. Nur

Principienfrage, die von eben ſo großer Bedeutung und Nachwirkung auf das Dogma, als auf die Praxis des Glaubenslebens iſt.

Betrachten wir zunächſt die gerügte Willkür, ſo weit in derſelben ſich eine ſchriftwidrige Erweiterung des Glaubensbegriffes nach der Seite des Unglaubens hin manifeſtirt und fixirt. Indem man von Schwachglauben, Halbglauben, Kleinglauben und dergl. ſpricht, creirt man Begriffe, die ebenſowohl eine partielle Identität mit dem Glauben κατ' ἐξοχήν als eine partielle Gegenſätzlichkeit zu demſelben involviren. Eine ſolche Begriffsverbindung iſt aber nur im Widerſpruch zur lutheriſchen Glaubenslehre auf Grund römiſcher Anſchauungen möglich, wenn man den Glauben zu einem Conglomerat verſchiedentlicher opera operata macht, deren ratenweiſe Anticipation man zur ſchließlichen Glaubensacquiſition ſich vollenden läßt. Aber nicht nur der lutheriſche Glaubensbegriff, nach welchem die πίστις die umfaſſendſte und zugleich einheitlichſte Lebensaction des Geſammtmenſchen iſt, wird hierdurch umgeſtoßen, ſondern auch der nach der Schrift unverſöhnliche Gegenſatz zwiſchen Glauben und Unglauben bis zu einer blos graduellen Unterſchiedenheit abgeſchwächt. Unglaube und Glaube ſind darnach nicht mehr zwei ſich abſtoßende entgegengeſetzte Pole, ſondern verhalten ſich zu einander wie Anfang und Ende einer Progreſſion. — Nicht weniger jedoch als um dieſer dogmatiſchen Conſequenzen willen, iſt der beregte Abuſus auch wegen der praktiſchen Folgewirkung zu berückſichtigen, die ſich an ihn knüpft. Aus den durch dieſen Abuſus legaliſirten Bezeichnungen wie: Schwachglaube, Kleinglaube ꝛc. abſtrahirt ſich Leichtſinn, Indifferentismus und Unverſtand den Begriff eines gewiſſen, zum Seligwerden hinreichenden Minimums von

Glauben, ſo wie die Möglichkeit eines partiellen Heilsbeſitzes, einer Art Angeld auf die Seligkeit oder Präſervativmittel gegen die Verdammniß. Alle die das Hinken nach beiden Seiten nicht laſſen mögen, alle Zweiherrendiener, überhaupt die ganze Schaar der Namenchriſten, die weder kalt noch warm ſind, legen ſich unter der Aegide jenes Abuſus ein Ruhepolſter zurecht, das allen Schattirungen von Lauheit, Halbheit und Unentſchiedenheit ſich accommodirt und ihnen eine gewiſſe Exiſtenzberechtigung gewährt.

So viel in Betreff der Glaubensbezeichnungen, welche den Glaubensbegriff durch ſchriftwidrige Abſchwächung erweitern. Betrachten wir nun auch kurz jene Bezeichnungen: Kindesglaube, ſtarker Glaube, vollkommener Glaube und dergl., welche andererſeits durch ſchriftwidrige Steigerung des Glaubensbegriffes dieſen ebenfalls erweitern. Auch nach dieſer Seite hin iſt der bezügliche Abuſus nicht ohne üble Nachwirkung auf die Praxis des Glaubenslebens geblieben. Dieſe Bezeichnungen, welche durch ihre Steigerung des Glaubensbegriffes auch die Rechtfertigung zu einem comparativen Begriff machen, haben ungeiſtliche Sicherheit und Hoffahrt befördert und die eigenthümliche Anſchauung angebahnt, als ob es im Glauben weiter gebracht werden kann als zur obligatoriſchen Rechtfertigungskraft deſſelben gehört. Aber ganz abgeſehen von dieſen ſeinen Folgen iſt der Abuſus auch nach dieſer Seite hin an ſich ſelbſt ſchon zu bekämpfen. Denn die Steigerung des Glaubensbegriffes beruht entweder auf einer falſchen Begriffsverbindung von Rechtfertigung und Glaube oder auf einer Verwechſelung und Vermiſchung der Rechtfertigung mit dem Stande der Heiligung. Steigerungsgrade des Glaubens ſind nur auf Grundlage römiſcher oder oſiandriſcher Auffaſſung der Rechtfertigung möglich. Nur

wenn man entweder gut römisch die Rechtfertigung als einen actus physicus, als einen Stand habitueller Gerechtigkeit faßt oder gut osiandrisch unter Rechtfertigung eine infusio fort und fort einströmender Gerechtigkeit Christi versteht, kann von einer qualitativen oder quantitativen Zunahme des Glaubens die Rede sein. Nach der Rechtfertigungslehre unserer Kirche ist es völlig unmöglich. Nach ihr ist das mit dem Glauben zusammenfallende „justificare“ von Seiten Gottes ein actus Dei forensis, nicht eine Gerechtmachung sondern Gerechterklärung; wo dieser actus von Seiten Gottes vollzogen wird, ist auf Seite des Menschen Glaube, wo ersteres nicht statt hat, ist kein Glaube. Weder das justificare von Seiten Gottes noch das justificari des Menschen ist ein qualitativ oder quantitativ theilbarer Begriff, weil ebenso wenig bei dem justificare ein plus als bei dem justificari ein minus und umgekehrt denkbar ist. Nur wer das bestreiten will, kann von einem Mehr oder Weniger des Glaubens sprechen. Nicht der Glaube des Menschen kann wachsen oder zunehmen, sondern nur der Mensch durch den Glauben und zwar in dem wiedererneuerten Gemeinschaftsverhältniß mit Gott und das geschieht im Stande der Heiligung. Nicht der Glaube sondern die Heiligung ist die Vervollkommnungsphase des Heilslebens; der Glaube ist die Geburt, die Heiligung die Lebensentwickelung der neugewonnenen Kindesgemeinschaft des Menschen mit Gott.

Wir wenden uns nun zur Schrift. Aus dem Gesammtzeugniß, das sie dafür ablegt, daß es nur einen — einzigen und alleinigen Glauben giebt, mögen der Kürze wegen nur folgende Stellen besonders berührt werden: „Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung (ἐν μιᾷ ἐλπίδι) eures Berufes. Ein

Herr, ein Glaube (μία πίστις), eine Taufe, ein Gott und Vater unser aller, der da ist über euch alle und durch euch alle und in euch allen" (Eph. 4, 4 ff.); und: „Es ist hier kein Unterschied . . . . . ., es ist allzumal ein Gott, reich über alle, die ihn anrufen" (Röm. 10, 12); und: „So wir sammt ihm gepflanzet werden zu gleichem Tode, so werden wir auch der Auferstehung gleich sein (τῷ ὁμοιώματι)" (Röm. 6, 5); und: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal Einer in Christo" (Gal. 3, 28); vergleiche auch Eph. 4, 13; Col. 3, 11; Apoc. 21, 7 ꝛc.

An diese Schriftbelege, deren Zahl sich beliebig erweitern ließe, wollen wir jedoch nur noch diejenigen Stellen reihen, in welchen man irrthümlicher Weise Anhaltspunkte für die hier besprochene Erweiterung des Glaubensbegriffes hat finden wollen, obgleich auch diese Stellen, richtig verstanden, jenem Irrthum nicht weniger zurückweisen als alle übrigen. Betrachten wir nun zunächst diejenigen, welche gleichsam von einem Glaubensminus sprechen sollen, als namentlich Matth. 6, 30; 8, 26; 14, 31 und 16, 8. Es findet sich nämlich hier der Ausdruck: Kleingläubige, ὀλιγόπιστοι. Ganz abgesehen davon, daß nur Matth. diese Bezeichnungen hat, so creirt auch dieser Evangelist noch keineswegs den Begriff einer ὀλιγόπιστις, wenn er von ὀλιγόπιστοι spricht. Es kann wohl Kleingläubige geben und giebt derer genug, ohne daß es deshalb einen Kleinglauben giebt. Wer beides für unzertrennlich verbunden hält, faßt entweder den Glauben als einen relativen Begriff oder macht sich einer Begriffsverwechselung von Subject und Object schuldig. Der Ausdruck ὀλιγόπιστοι seiit Menschen ist eine attributive Bestimmung der Sub-

jectsbezeichnung Mensch zum Object πίστις. Die Beschaffenheit eines realen Objects rectificirt sich aber nicht eo ipso nach der Beschaffenheit des an ihn herantretenden Subjects. Der Subjectsbeschaffenheit eines Gläubigen gegenüber modificirt sich die objective Beschaffenheit der Rechtfertigung nicht zu der Bedeutung einer Parcelle oder eines Deminutivum; von Kleinglauben, Halbglauben, Schwachglauben und dergl. konnte mithin nur dann die Rede sein, wenn ein derartiger Glaube klein, halb oder schwach das erlangte, was dem Glauben κατ' ἐξοχήν ganz zu Theil wird. — Uebrigens reagirt auch schon der Sprachgebrauch selbst gegen die besagte Willkür, z. B. die sachlich und biblisch richtige Bezeichnung: der Mensch ist schwach oder fest im Glauben gewurzelt, macht nicht etwa den Glauben schwach oder fest, sondern bestimmt das Wurzeln und damit die Beschaffenheit des Subjects Mensch und nicht die des Objects Glaube. Da überdies in der ganzen heiligen Schrift weder ein Ausdruck wie etwa ὀλιγόπιστος oder ein dem ähnlicher noch überhaupt eine Substantivzusammensetzung mit πίστις vorkommt, welche einen Minusbegriff von Glauben constatirt, so müssen nach unserer Ansicht dergleichen Bezeichnungen wie Schwachglauben, Kleinglauben u. a. als unlogischer und unbiblischer Abusus zurückgewiesen werden.

Wenden wir uns nun zu den Schriftstellen, die von Steigerungsgraden des Glaubens reden sollen, als z. B.: 2 Thess. 1, 3; Jac. 2, 22; Luc. 17, 5; Matth. 15, 28; 8, 10 u. a. Es heißt 2 Thess. 1, 3: „Wir sollen Gott danken allezeit um euch, lieben Brüder, wie es billig ist. Denn euer Glaube wächset sehr (ὑπεραυξάνει)" ꝛc. Ganz abgesehen nun davon, daß ὑπεραυξάνω eigentlich erst in medialer Form (in der class. Gräc. nur in dieser) die

intranſitive Bedeutung des Wachſens annimmt, während es in activer Form tranſitiv iſt, und danach dieſe Stelle mit Hinzuziehung des zu ſupplirenden Objects ὑμᾶς etwa zu überſetzen wäre: „euer Glaube macht euch ſehr wachſen", ſo kann dennoch, ſelbſt wenn dem Activum mit Luther eine intranſitive Bedeutung gegeben wird, in dieſer Stelle noch nicht die Behauptung von einem Wachſen des Glaubens im Individuum gefunden werden. Es iſt hier nämlich πίστις in einem collectiven Sinn = Glaube der Gemeinde genommen, wie dies nicht blos aus dem im vorhergehenden Verſe hervorgehobenen „τῇ ἐκκλησίᾳ Θεσσαλονικέων", gefolgert werden kann, ſondern auch aus der Verbindung πίστις mit der anders umkleideten ἀγάπη geſchloſſen werden muß. Denn während die πίστις nur als πίστις ὑμῶν näher beſtimmt iſt, wird die ἀγάπη jener als eine ἀγάπη ἑνὸς ἑκάστου πάντων ὑμῶν gegenübergeſtellt. Der Apoſtel hebt hier aufs Schärfſte hervor, daß er hier nicht von einer Zunahme des Glaubens beim Einzelnen ſpricht, wie er das von der Liebe behauptet, ſondern etwa meint, der Geſammtglaube der Gemeinde nehme dadurch zu, daß immer mehr Glieder in derſelben zum vollen Glauben gelangen, wie er ſolches z. B. Col. 2, 19; Eph. 4, 16 u. a. fordert. — Jac. 2, 22 heißt es: „Durch die Werke iſt der Glaube vollkommen worden" (ἐτελειώθη). Das τελειόω bezeichnet nun nicht das Mehrwerden eines ſchon Gewordenen, ſondern nur das Ganzwerden des noch Werdenden, wie das auch aus der Adjectiv- und Adverbialbedeutung τέλειος und τελέως = ganz, gänzlich, deutlich hervortritt. Mithin iſt auch an dieſer Stelle nicht von einer Gradation des Glaubens, ſondern nur von deſſen vollſtändigem Zuſtandekommen die Rede. Luc. 17, 5 heißt es: „Und die Apoſtel ſprachen zu dem Herrn: Stärke uns den Glauben

(πρόσθες ἡμῖν πίστιν)." Wenn auch die primitive Bedeutung von προστίθημι nicht „stärken", sondern „beibringen" ist, so scheint doch aus dem Vorangehenden und besonders aus nachfolgender Antwort des Herrn: „Wenn ihr Glauben habt als ein Senfkorn und saget zu diesem Maulbeerbaum: Reiß dich aus und versetze dich ins Meer, so wird er euch gehorsam sein", hervorzugehen, daß die Jünger hier allerdings eine qualitative oder quantitative Glaubenszunahme im Auge haben. Aber diese Auffassung weist die Antwort des Herrn als eine falsche zurück, indem sie erklärt: es handelt sich beim Glauben nicht um ein Mehr oder Weniger, sondern darum, daß er überhaupt da ist, wer auch nur ein Körnlein davon hat, der besitzt damit eben schon alles, das höchste Maß dessen, was er überhaupt zu erlangen im Stande ist, dessen er überhaupt bedarf. Betrachten wir noch Matth. 15, 28 und 8, 10. Das „μεγάλη" in 15, 8 und das τοσαύτην in 8, 10 drücken allerdings ein plus aus und bezeichnen mithin eine Steigerung des Glaubensbegriffes, aber selbst aus diesen Ausdrücken des Herrn darf bei Erwägung zweier hier sehr zu berücksichtigenden Umstände dennoch kein praejudicium für einen ordnungsmäßigen Bestand faktischer Glaubensstufen hergeleitet werden. Denn einmal sind die beiden Ausdrücke nicht nur die einzigen ihrer Art in der Schrift, sondern sie sind auch nur von dem Herrn selbst gebraucht worden. Er, der Herzenskündiger macht hier allerdings Unterschiede, aber für uns gilt auch hier sein Wort: „ihr könnet's jetzt nicht tragen". Sodann aber ist hier noch der zweite Umstand zu berücksichtigen, daß jene beiden Fälle, bei welchen der Herr jene Ausdrücke gebrauchte, die einzigen sind, in denen (abgesehen von Marc. 6, 6) von einer Verwunderung des Herrn die Rede ist. Das nun, was für den

Herrn ſelbſt ein ganz ausnahmsweiſer Gegenſtand der Verwunderung war — der quaſi Glaubensüberſchuß — kann mithin nimmermehr als etwas Ordnungsmäßiges angeſehen werden, ſondern nur als eine Ausnahme von der Regel.

Wenn nun endlich noch in der Schrift, namentlich in den paränetiſchen Abſchnitten der Epiſteln, von einem Wachſen oder Zunehmen in der Vollkommenheit ſchlechthin die Rede iſt, wie 1 Cor. 15, 58; 1 Petr. 2, 2; 2 Petr. 3, 18; Eph. 4, 15 u. a. m., ſo iſt hier darunter nur die Entwickelungsvervollkommnung der Heiligung nicht des Glaubens an ſich gemeint, wie das unmittelbar aus Col. 1, 23 hervorgeht, wo jenes Wachſen ausdrücklich nicht als ein Fortſchreiten, ſondern vielmehr als ein „Bleiben", „Wurzeln" im Glauben (ἐπιμένειν τῇ πίστει, ϑεμελιοῦσθαι), ebenſo wie in 1 Cor. 16, 3 gerade als ein „Stehen" bezeichnet wird.

Reſultat: Die jener Mehrheit von Glaubensbezeichnungen mehr oder minder zu Grunde liegende und in ihr ſich offenbarende Erweiterung des Glaubensbegriffes iſt eine ſchriftwidrige Verfälſchung des Glaubens zu einem Gattungsbegriff, welcher ſowohl der una als der sola fides der Schrift und Kirchenlehre widerſpricht. Der Glaube, ſoweit er zu unſerer Rechtfertigung genügt, iſt ebenſowohl das minimum als das maximum von Glauben, deſſen wir fähig und vor Gott benöthigt ſind. Dieſer Glaube iſt der vollkommene Glaube und zugleich der einzige, den es giebt — die πίστις der heiligen Schrift. — Weder zwiſchen Glauben und Unglauben, noch zwiſchen Glauben und dem dereinſtigen Schauen giebt es mittlern Glauben und alle derartigen Bezeichnungen, die ſolche ſtipuliren, ſind daher als unlogiſch, ſchrift- und kirchenwidrig zu bezeichnen und zu verwerfen.

Dieſem Ergebniß gegenüber, in Betreff des vollkommenen Glaubens, betrachten wir nun:

b. Das vollkommene Heilsverſtändniß.

(Schluß folgt.)

3.

Die Baptiſten in Kurland [1]).

Von

G. Brauſche, Paſtor zu Bartau bei Libau in Kurland.

Der vorige Jahrgang der Neuen Ev. K.-Ztg. brachte in Nr. 27 die Grundzüge der „urkundlichen Erklärung der deutſchen Baptiſtengemeinden Beſchuldigungen gegenüber", und wieder in Nr. 41 einen Correſpondenzartikel „aus Rußland", welcher nach Aufzählung verſchiedener Gewaltthätigkeiten und Verfolgungen, die die Baptiſten im Norden Kurlands, im Süden Rußlands und im ruſſiſchen Polen erlitten haben ſollen, mit den Worten ſchließt: „Wir enthalten uns jedes Urtheils über dieſe Vorgänge. Sie verurtheilen ſich ſelbſt." Es mag in unſerm langen Gewohntſein, die deutſchen Provinzen Rußlands unſerm deutſchen Stammlande nur zu oft etwas ungerechter Weiſe als die entarteten Töchter vorgeführt zu ſehen, der Grund zu ſuchen ſein, warum z. B. der erwähnte Correſpondenzartikel unſres Wiſſens bisher noch keine Berichtigung erfahren hat. Da aber die Baptiſtenfrage wenigſtens in Kurland, auf welches allein wir alles Nachfolgende zu beziehen bitten, ſich noch immer fortſpinnt, und neuerdings wieder polizeiliche Einſchreitungen gegen die Baptiſten nothwendig geworden ſind, welche möglicher Weiſe abermals eine ähnliche Darſtellung

[1]) Eigentlich für die Neue Ev. K.-Ztg. beſtimmt, dort aber nicht angenommen.

in jenen Blättern finden, so mögen hier einige der Wahrheit getreue Nachrichten über den Stand der Dinge von einem Geistlichen Kurlands gegeben werden, der, ob er gleich selbst noch keine Baptisten in seiner Gemeinde zählt, doch in nächster Nähe ihr Treiben zu beobachten Gelegenheit gehabt, und auch aus den ihm ferneren Gegenden, wo, wie der Correspondenzartikel sich ausdrückt, die baptistischen Ueberzeugungen auch Eingang gefunden haben, zuverlässige Auskünfte sich eingeholt hat.

Zuvor bemerken wir: die Gemeinden in Kurland sind zum Theil sehr groß, räumlich oft größer als manches deutsche souveräne Fürstenthum; die durchschnittliche Seelenzahl dürfte 5000 betragen; unsre Schulen lassen leider auch noch gar vieles zu wünschen übrig. Da muß sich freilich auch uns der Mangel an Arbeitskräften auf religiösem Felde oft fühlbar genug machen; und es ist dieser Mangel in letzterer Zeit auf unsern Synoden auch nachdrücklich zur Sprache gekommen, und bereits ein kleiner Anfang mit der Abhülfe gemacht. So schwer wir ihn aber auch fühlen, so gestehn wir doch für jetzt wenigstens noch kein Verständniß zu haben für das, was wir in Nr. 27 lesen: „Wir glauben nicht, daß unsre Kirche, die an der massenhaften Entfremdung ganzer Volksschichten von dem Evangelium selbst so schwere Verschuldung trägt, und deren eigne Mittel zur Zeit in keinerlei Weise ausreichen, um in wirksamer Weise die Entfremdeten wieder zurückzuführen, das Recht habe, das eifrige Bestreben der Baptisten, aus jenen Volksschichten Seelen für den Herrn zu retten, unfreundlich anzusehn. Vorläufig und wohl noch für sehr lange Zeit ist für die Thätigkeit beider Gemeinschaften auf dem weiten Felde der Welt hinreichender Raum vorhanden.“ — Sollte es also wirklich so weit mit der evange-

lischen Kirche gekommen sein, daß sie so schwere Verschuldung an dem massenhaften Abfalle trägt? Wir unsrerseits glauben das bezweifeln zu dürfen, wenn nicht etwa evangelische Theologie und evangelische Kirche mit einander verwechselt werden. Mag man immerhin in Deutschland, wo der vor Aller Augen und Ohren offenkundig entbrannte Kampf um manches von der theologischen Wissenschaft gar fein ausgefeilte, in dieser Elaboration aber kaum in den hehren Bau des Gottesreichs hineinpassende Dogma nicht blos Lutheraner, Reformirte und Unirte von einander, sondern auch die Gemeinden von der Kirche trennt, weil das einfach christliche Gemeindebewußtsein der sich verstiegen habenden Theologie nicht mehr folgen kann und mag, — mag man dort in seiner Verlegenheit neben dem Rauhen Hause, neben Herrnhut u. s. w. auch den Baptismus als Gehilfen beim Zurückbringen der Abgefallenen willkommen heißen, — bei uns aber ist es anders. Hier hat noch kein massenhafter Abfall stattgefunden. Selbst als in den vierziger Jahren in der benachbarten Provinz Tausende von der Kirche der Väter abfielen, was jedoch nicht wie in Deutschland geschah, um ohne Kirche zu bleiben, sondern um einer andern Kirche sich in die Arme zu werfen, auch nicht, weil Gemeindebewußtsein und Theologie auseinander gegangen war, sondern aus socialen Gründen, — blieb Kurland verschont. Wir haben noch kein Proletariat, weder ein materielles noch ein sittliches. Wir sind glücklicher, oder wie man's nimmt, unglücklicher als Deutschland, — Letzteres, wenn die kirchlichen Wirren Deutschlands als nicht zu umgehendes Durchgangsstadium uns bevorsteht, Ersteres aber, wenn wir annehmen dürfen, daß wir, durch Deutschlands Beispiel noch rechtzeitig gewarnt, uns vor der Trennung der Theologie von dem Gemeindebewußtsein aus-

hüten werden. So lange es aber noch so bei uns steht, wird man uns die entschiedenste Abneigung gegen den Baptismus, als völlig unberufenen Eindringling, als ein die gesunde Entwickelung unsres kirchlichen Lebens gefährdendes Kirchlein in der Kirche, auch dann verzeihen müssen, wenn das, was sich hier Baptismus nennt, auch wirklich der, wenn auch nur halbklaren Erklärung der deutschen Baptistengemeinden entspräche, vollends aber, wenn man aus dem Nachfolgenden das Wesen dieser Neuerer näher kennen gelernt hat.

Schon die Ebel-Dieſtel'schen Verirrungen fanden durch Einwanderer aus Preußen, namentlich Schmuggler, unter den Strandbauern zwischen Memel und Libau einige Nachklänge. Das wüste Schmugglerleben forderte sein Gegengewicht. Nie habe ich Leute salbungsvoller sprechen gehört, als jene, die im täglichen Verkehre eine wahre Gaunersprache redeten, und ich gestehe, daß damals, es war zu Anfang meiner Amtsführung, in den zwanziger Jahren, sich für mein Leben die Worte des Herrn schmerzlich einprägten: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden. Man wird auch nicht sagen: Siehe, hier oder da ist es; denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in Euch." Frömmelei aber ist das zäheste Unkraut; ein Menschenalter reicht nicht hin, es auszurotten. So tauchte auch hier, namentlich in der Gegend von Libau und dem in der Nähe belegenen Flecken Grobin, immer wieder von Zeit zu Zeit ein „Erweckter" auf, unter denen ein später eben nicht unter rühmlichem Nachruf nach Amerika entwichener kleiner Händler sich auszeichnete. Sein übrigens noch gestaltloser und nicht großer Anhang wurde vom Volkswitz Mukker benannt. Den von ihm verlassenen Faden nahmen darauf wieder ein paar wegen frömmelnder Berührigkeit in keiner Stellung lange verbleibende oder geduldete ländliche Volks-

lehrer auf und brachten den Samen der Frömmelei auch in die Gegend von Windau, nach dem Norden Kurlands. Es trat in den letzteren Jahren auch für ein solches Treiben günstige Witterung ein. Mit einer Raschheit, von welcher der an langsamere Uebergänge gewohnte Deutsche sich nicht leicht einen Begriff macht, überkam auch uns Nordländer der lang ersehnte Frühling. Im Lenze aber sucht alles Verwandte, sei es auch noch so wenig lebensfähig, in einer Art von Feindschaft gegen alles Andere, Argeneration hoffend, einander auf. Da verschönt denn etwa der Zusatz: „Ich bin ja auch Lette, bin ja auch Bauer, — was nimmst Du von dem vornehmen Deutschen", in manchen Kreisen auch die kümmerlichste Gabe. So mußten diese lettischen Schulmeister hier und da einigen Eingang finden. Das war der Boden, den ein vor wenigen Jahren aus Preußen eingewanderter Handwerker vorfand. Er ließ sich im Flecken Grobin nieder, hielt dort Conventikel und bekannte sich endlich als Baptist. Nichts will ohne Gestalt und Namen durch die Welt gehen, auch nicht die Frömmelei. Der Baptismus bot nun unsern Erweckten Gestalt, Namen und vorausgesetzlich Anwartschaft auf ein Martyrium. Durch Vermittelung der erwähnten Schulmeister gelangte der Seiler auch in die Gegend von Windau und trieb dort sein Wesen. Der wirklich bereits Getauften mag es nur erst wenige geben; deren aber, die in den Vorhöfen weilen, giebt's mehrere. Doch läßt sich die Zahl weder der Einen noch der Andern angeben. Die ganze Sache schleicht noch im Dunkeln; der Baptismus ist noch nicht vom Staate anerkannt. Jedenfalls aber wäre, wenn der jetzigen Praxis der Leute nicht mehr Einhalt gethan werden kann, die Anerkennung vorzuziehen. Wir bekämen es dann doch vielleicht mit Männern als Leitern einer Gemeinde zu thun,

die ehrlich zu Werke gehen. Das jetzige Treiben ist ein unleidliches.

Wenn in der Erklärung versichert wird, „daß alle die Klagen über die Baptisten in Bezug auf Uebergriffe, Propagandamacherei, aggressives Verfahren u. s. w. ihren Grund einfach in den Uebertritten zu den baptistischen Gemeinden hätten; der Schmerz der Pfarrer in der Landeskirche begreiflich sei, wenn sich lebendige Glieder den Baptisten anschließen, und dann ein unbrüderliches Wort des Pfarrers mit Nachsicht aufzunehmen sei; unbegreiflich dagegen die Klage des gläubigen Pfarrers sei, wenn todte Glieder seiner Gemeinde durch die Einwirkung der Baptisten lebendige Christen werden," — so gestehen wir in Entgegnung auf diese etwas mysteriösen Worte, daß, wenn die evangelische Kirche auch wirklich gläubige und erweckte Glieder haben kann, wie die Baptisten so freundlich sind zuzugeben, und wenn es diesen wirklich so wenig um das Confessionelle zu thun ist, wie sie wiederholt versichern, — sie zweifelsohne besser thäten, Luther's Erklärung des 10. Gebotes: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unserm Nächsten nicht sein Weib, Gesinde oder Vieh abspannen, abdringen oder abwendig machen, sondern dieselben anhalten, daß sie bleiben und thun, was sie schuldig sind", — zu beherzigen, als in wahrhaft lästerhafter Ausdeutung z. B. von Luc. 17, 33—37 und ähnlicher Stellen Zerwürfnisse in die engsten und heiligsten Familien- und andere Verhältnisse zu bringen. Was aber speciell den „Schmerz" der Pfarrer betrifft, wenn sich lebendige Glieder ihrer Gemeinde den Baptisten anschließen, und die Bereitwilligkeit dieser, dann ein unbrüderliches Wort des Pfarrers mit Nachsicht aufzunehmen, so kann namentlich der Schreiber dieses, ohne darum in Abrede stellen zu wollen, daß hier und da

ein Amtsbruder ein hartes Wort hat fallen laſſen, das beſſer unterblieben wäre, doch aus eigener Erfahrung verſichern, daß es zu den Unmöglichkeiten gehört, vor nach einem Martyrium verlangenden Ohren ſich von unbrüderlichen Aeußerungen auszuhüten.

In Bezug auf die sub Nr. 1—5 in der Erklärung angeführten Beſchuldigungen erlauben wir uns nach dem, wie wir die hieſigen Baptiſten kennen gelernt haben, folgende wahrheitsgetreue Bemerkungen:

ad 1. Es iſt nicht falſch, daß ſie nur ſich für gläubig und bekehrt halten.

ad 2. Man wirft ihnen mit vollem Rechte vor, daß ſie völlig reine und heilige, von allen Unwiedergebornen freie Gemeinden beſitzen.

ad 3. Die Prädeſtinationslehre wollen wir jedem laſſen, der mit ihr fertig werden kann; nur nimmt es ſich eigenthümlich aus, wenn der Baptiſt behauptet, Er habe das Zeugniß des heiligen Geiſtes, daß Er zu den Auserwählten gehört.

ad 4. Der Irrthum der Baptiſten iſt freilich nur gerade der, daß nur ſie, und nicht auch andere, es zu wiſſen behaupten, daß jeder ihrer Augenblicke mit Sünde befleckt iſt, u. ſ. w.

ad 5. Einem beſondern politiſchen Syſteme, glauben wir gern, gehören die Baptiſten nicht an; vielmehr möchten wir behaupten, ſie ſeien jedem politiſchen Syſteme ohne Ausnahme feind. Denn — was kann nicht Alles auf das Gebiet des Reiches Gottes verſetzt, was kann nicht Alles in Beziehung auf Gottesdienſt und Predigt gebracht werden, wenn einmal von der Vorausſetzung ausgegangen wird, in einem chriſtlichen Staate könnten noch unſer Seelenheil gefähr-

bende Verbote erlaſſen werden. Der Ausdruck Verbot iſt nicht übel gewählt. Wir unſrerſeits, die wir meinen, das Reich Gottes ſei inwendig in uns und komme nicht mit äußerlichen Geberden, und unter Umſtänden Gottesdienſt und Predigt zu den äußerlichen Geberden zählen zu dürfen glauben, würden uns doch in unſerm Gewiſſen für gebunden halten, einer chriſtlichen Obrigkeit, die es für gut fände, uns den äußern Gottesdienſt und die Predigt unſres Bekenntniſſes zu verbieten, Folge zu leiſten.

In Folge dieſes letzten Punktes namentlich dürften ir wohl den weiter im betreffenden Aufſatze ausgeſprochenen unſch, es hätten die Gemeinden verſichern ſollen, daß rtan das Proſelytenmachen unter den gläubigen Gliedern r Landeskirche unter keinerlei Bedingung ſtattfinden ſolle, ne Weiteres in das Reich der pia desideria verweiſen, ch wenn wir nicht die Erfahrung für uns hätten, — nn, wo es auf Gottesdienſt und Predigt ankommt, muß n ja Gott mehr gehorchen als den Menſchen! — und lches Mittel dürfte dem, dem das Zeugniß des heiligen eiſtes geworden, daß er ein Kind Gottes iſt, verboten rden können, wenn es darauf ankommt, eine Seele dem igen Tode zu entreißen! — Der von den hieſigen Bapten gewöhnlich eingeſchlagene Bekehrungsweg iſt einfach: Willſt Du ſelig werden, ſo brich mit Baal und ſeinen eſtern, die Dich bisher ins Verderben geführt." Von m Augenblicke an iſt der nach dem Zeugniß der Kindaft Gottes Verlangende jedem Verſuche ſeines Geiſtlichen, n eines Beſſern zu belehren, unzugänglich, bis einige, tlich das Verſtändniß des ganzen Wortes der Schrift chaus nicht mit involvirende Stichwörter, als da ſind: Wer da glaubt und getauft wird", und ähnliche, dem ſelbſt

noch nicht eines fertigen, geschweige denn eines verständigen Lesens fähigen Bekehrten geläufig geworden sind. Von da an kann nur noch ein Schriftgelehrter ähnlichen Schlages es mit ihm aufnehmen; der Geistliche aber vergiebt in der Regel sich und der Sache, wenn er irgend den ihm vom neuen Glaubenshelden oft genug geflissentlich hingeworfenen Fehdehandschuh aufnimmt. Daneben aber mögen immerhin vereinzelte Fälle vorkommen, wo eine von der Kirche verschmähte, man verzeihe den Ausdruck, geistige Manipulation einen Todten in ein fieberhaftes Scheinleben zurückrief, oder aus einem Lasterhaften, z. B. einem Trunkenbolde, den unsaubern Geist in dürre Stätten trieb. –

So steht es der allergrößten Mehrzahl nach mit den Baptisten in Kurland, wenn nämlich die Personen, die hier bei Nacht und Nebel die Taufe vollzogen haben, Handwerker, Schulmeister, Bauern, wirklich von irgend einer baptistischen Gemeinschaft zu dieser Handlung autorisirt waren, mithin die von ihnen Getauften den Namen Baptisten führen dürfen. So wenig nun diese Gestalt des Baptismus zu der von den deutschen Baptistengemeinden abgegebenen Erklärung stimmt, eben so wenig und noch weniger stimmt der erwähnte Correspondenzartikel zur Wahrheit. Wir beschränken uns, wie schon bemerkt, nur auf den Kurland berührenden Theil des Artikels, glauben aber wohl annehmen zu können, daß die betreffenden Berichte aus dem Süden Rußlands und dem russischen Polen eben so unwahr sind, wie die aus Kurland.

In Grobin, dem uns zunächst belegenen Orte, der in dem Correspondenzartikel zwar nicht genannt ist, obgleich dort die ersten Anfänge des baptistischen Treibens sich zeigten, ist, wie wir aus guter Quelle versichern können, nie ein Baptist seiner religiösen Ueberzeugungen wegen gericht-

lichen Verfolgungen ausgesetzt gewesen. Wohl aber sind dort wegen Uebertretungen allgemeiner Strafgesetze, wie z. B. wegen Fälschung von Reisebilleten nach Memel, resp. Benutzung solcher gefälschten Billete, einige Polizeistrafen vorgekommen, und hat einer der sogenannten Sendboten, da er aus Windau auf höhern Befehl nach Preußen zurückgewiesen, auf dem Transport Grobin passirte, hier zwei Tage im Verwahrsam zugebracht. Ketten hat aber auch dieser Sendbote hier nicht getragen, obgleich möglicher Weise ihm auf der einen oder andern Station die bei Arrestantentransporten üblichen Handschellen angelegt sein mögen. In Libau sind gleichfalls neuerdings einige Einsperrungen auf wenige Tage wegen Nichtbeachtung polizeilicher Verordnungen vorgekommen. In Hasenpoth ist ein anderer sogenannter Sendbote, ein ehemaliger hiesiger Landschulmeister, auf höhern Befehl mehrmals inhaftirt worden, erst wegen Anstellens der nach hiesigen Gesetzen verbotenen Conventikel, dann wegen Verweigerung der Unterschrift eines Reversals, bis zur Ausmachung seiner, bereits an den Senat gelangten Sache von diesen Conventikeln abstehen zu wollen und keine Taufen vorzunehmen. Ketten und Banden hat aber auch dieser Märtyrer, der später zwar freiwillig das Reversal unterschrieb, gegenwärtig aber wegen Nichthaltung seines Versprechens abermals in Untersuchung steht, nie getragen. In Windau endlich hat der durch Grobin nach Preußen zurücktransportirte Sendbote wegen Proselytenmacherei vom 6. September 1860 bis zum 28. Januar 1861, so lange die Untersuchung dauerte, in Haft gesessen, wobei ihm jedoch weder Gefangenenkost gereicht, noch Ketten angelegt worden sind. Einige andere Personen, darunter die Frau dieses Sendboten, und noch andere Frauenzimmer sind theils wegen der Verbreitung

uncenſirter Bücher und Tractätchen, theils wegen Paßloſigkeit und ähnlicher Polizeivergehen auf zwei bis fünf Tage inhaftirt worden. Die Frauenzimmer, die in der Regel eine Bravour zeigen, wie ſie zu den Leiden eines Märtyrers durchaus gar nicht paſſen will, ſind ebenfalls nie mit Ketten und Banden belaſtet worden, welche überhaupt für das weibliche Geſchlecht bei uns ſtreng verboten ſind.

Mögen die vorſtehenden Berichtigungen über den Stand der Baptiſtenſache ein beſſeres Licht verbreiten, als aus dem angeführten Correſpondenzartikel gewonnen werden kann.

Schließlich können wir uns der Bemerkung nicht enthalten, daß uns in der That das Verhältniß der Baptiſten zu unſrer Kirche nicht blos kein ganz klares und einfaches, ſondern geradezu ein offen feindliches zu ſein ſcheint.

4.

Zur Vermittelung der theologiſchen Richtungen.

Von

Dr. A. v. Richter, wirkl. Staatsrath.

In einem zur Vertheidigung der ausſchließlich confeſſionellen Richtung der theologiſchen Facultät zu Dorpat geſchriebenen Aufſatze[1]) hat der geehrte Herr Verfaſſer, Prof. v. Engelhardt, mit Recht darauf aufmerkſam gemacht, daß die Frage noch nicht principiell erörtert worden iſt. Er hat zu einer ſolchen Erörterung aufgefordert, und obwohl nicht dem geiſtlichen Stande angehörig, gehe ich doch um

[1]) Dorpater Zeitſchrift für Theologie. 1863, 2. Heft.

so mehr hierauf ein, als auch schon ein anderer Laie seine Stimme in dieser wichtigen Frage erhoben und gerade er die Entgegnung des Herrn Prof. v. Engelhardt hervorgerufen hat. Durch die Betheiligung von Laien an kirchlichen Fragen wird der ihnen im Allgemeinen gemachte Vorwurf der Gleichgültigkeit an denselben und der Versunkenheit in irdische Interessen praktisch widerlegt, ein Vorwurf, der auf ihre geistlichen Seelsorger zurückgewandt worden ist. Der Herr Prof. v. Engelhardt hat erklärt, gern in eine Discussion der betreffenden Principien eintreten zu wollen. Wir werden um so bereitwilliger Belehrung von ihm annehmen, als wir überzeugt sind, daß es mit derjenigen Ehrenhaftigkeit geschehen wird, die in theologischen Controversen leider so häufig vermißt wird.

Herr v. Engelhardt macht mit Recht darauf aufmerksam, daß es sich hier um die Berechtigung der verschiedenen Richtungen in der christlichen Kirche und um das Verhältniß der theologischen Wissenschaft zum christlichen Glauben, sowie der theologischen Facultäten zur Kirche handelt. Wir werden daher zuvörderst die theologische Berechtigung des ausschließlich altprotestantischen Standpunkts prüfen und seinen Einfluß auf das theologische Studium und sodann die Frage erörtern müssen, in welchen Grenzen auch andere Richtungen ohne Schaden für das religiöse Leben, für das Seelenheil, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, zugelassen werden dürfen. Hierbei werden wir Litteratur, Katheder vortrag und Predigt nebst praktischer Seelsorge von einander zu unterscheiden haben, weil sich jede an ein besonderes Publikum richtet. Endlich wird aber auch die eigenthümliche Lage und theologische Bestimmung der Universität Dorpat in Beziehung auf die Ostseeprovinzen und das ganze Reich nicht außer Augen zu lassen sein.

I.

Was ist die Grundbedeutung, was ist der bleibende Segen der von Luther und seinen hochverdienten Gesinnungsgenossen glücklich vollführten religiösen und kirchlichen Reform? Die Eröffnung der freien Forschung in der heil. Schrift alten und neuen Testaments, welche fortan, unter Beseitigung des sie verdeckenden traditionellen und päpstlich hierarchischen Wusts, zur ausschließlichen Richtschnur des christlichen Glaubens dienen sollte. Dieses Verdienst theilen die Stifter des Protestantismus mit denen der reformirten Kirche, und auch die der anglikanischen und der schwedischen, die dem Beispiele folgten, sind von demselben Grundprincipe ausgegangen, obwohl die Resultate sich verschieden gestaltet haben. Nie fiel es dem bescheidenen Manne, der „alle seine Bücher zu Pulver verbrannt haben möchte und durchaus keine „neue" päpstliche Decretales aufwerfen" wollte [1]), ein, mit denjenigen Bekenntnißschriften, die er und seine Freunde auf specielle Veranlassung und zu ihrer Vertheidigung vor Kaiser und Reich verfaßten, das ganze Gebiet christlichen Glaubens erschöpfen, um die heilige Schrift gleichsam eine eherne, jedem weiteren Forschen in derselben wehrende Schutzmauer errichten, die Bekenntnisse der Schrift substituiren zu wollen. Das wäre ja wieder die alte hierarchische Unfehlbarkeit in der Auslegung der Schrift, die Finsterniß statt des tagenden Lichts gewesen. Auch wird heutzutage wohl von keiner Seite mehr eine solche Behauptung gewagt werden, die man ja mit dem einfachen: widerlegt mich aus der Schrift, sofort niederschlagen könnte, wie Luther seine Widersacher. Also auf das richtige Verständniß der

[1]) Vorr. zu Visit.-Bericht v. 1538 (Werke 10, S. 1908).

heil. Schrift kommt Alles an, und ein ſolches iſt ohne eine richtige Einſicht in die kanoniſche Gültigkeit und die Compoſition der in ſie vor Jahrtauſenden aufgenommenen Stücke nicht möglich. Wie Hegel jede ächte Philoſophie für „ihre Zeit in Gedanken gefaßt" erklärte, ſo ſieht man auch die kirchlichen Bekenntniſſe allgemein für den „zeitweilig fixirten Ausdruck" der Kirchenlehre an, wie der Herr Paſtor Sokolowski richtig bemerkt[1]) und auch ſchon die F. C., p. 572, ausdrücklich behauptet hat. Aus dieſem Grunde ſpricht ſie ihnen auch jede richterliche Autorität ab, als welche nur der heil. Schrift zukomme. Wenn Herr Sokolowski aber das erſte und das ſechszehnte Jahrhundert unſerer Zeitrechnung als die geeignetſten zur Abfaſſung für die Dauer bindender Symbole preiſt, ſo vermag ich dieſem Lobe nur bedingt zuzuſtimmen. Allerdings groß war die Begeiſterung, bewundernswerth der Muth der Bekenner jener Zeiten; aber um zuerſt vom ſechszehnten Jahrhundert zu reden, wie ſtand es mit ihrer Kenntniß von der Entſtehungsart der Schrift, die ſie mit Recht für die Grundlage ihrer Ueberzeugung erklärten? So ſcharf ſich auch Luther über einige neuteſtamentliche Schriften, wie den „ſtrohernen" Brief des Jakobus und die Offenbarung des Johannis äußerte, in der er „weder heiligen noch prophetiſchen Geiſt" verſpürte", ſo galten dennoch im Allgemeinen beide Teſtamente für durchgängig und wörtlich inſpirirt und wurden darnach ausgelegt. Luther's Ehrfurcht vor dem Wortlaute ſchreckte ihn bekanntlich allein von der Annahme der reformiſtiſchen Abendmahlslehre ab.[2]) Seine Nach-

[1]) Mittheil. für die evangel. Kirche in Rußland. 1862. 6. Heft, S. 538.

[2]) An die Chriſten zu Straßbg. 1521. (De Wette 2, 577.)

folger erklärten jedes Wort, Calovius ſogar die hebräiſche Punctation für inſpirirt, Letzteres nach Matth. 5, 18, wo Jeſus ſagt, keine κεραία der Schrift werde untergehen![1]) Der göttliche Geiſt ſollte nicht blos für die Bildung des Kanons, ſondern auch dafür geſorgt haben, daß kein einziges von der Urkirche angenommenes und zur Glaubensregel beſtimmtes Buch untergegangen ſei und der Text ſich von allen Verfälſchungen rein erhalten habe.[2]) Als wenn der Augenſchein nicht ſchon damals längſt das Gegentheil gelehrt, nicht ſchon im vierten Jahrhundert n. Chr., bis wohin unſere älteſten Handſchriften heraufreichen, Hieronymus in ſeinem Briefe an Damaſus die zahlloſen Verſchiedenheiten der Lesarten beklagt und nicht ſchon Paulus (1. Kor. 5, 9) von einem nun verloren gegangenen Briefe an die Korinther geſprochen hätte. Zum Erweiſe eines ſolchen Aberwitzes wurde angeführt, die Kirche müſſe nach Eph. 2, 20 auf einer feſten Grundlage beruhen![3]) Der Glaube an die Kanonicität der neuteſtamentlichen Schriften ſollte nicht auf der kirchlichen Ueberlieferung, ſondern auf dem Zeugniß des heil. Geiſtes und ihre Auslegung auf der Analogie der Schrift und des Glaubens beruhen. Aber woran war denn jenes Zeugniß zu erkennen? und welchen vernünftigen Sinn konnte der letztere Satz haben, als daß einzelne und zwar untergeordnete Sätze im Sinne der Hauptregeln des Glaubens und als beſondere Geſtaltungen des jede einzelne Stelle durchdringenden Geiſtes des Schriftganzen auszulegen ſeien, ein Grundſatz, der für die Auslegung jeder wiſſenſchaftlichen

---

[1]) Calov. Syst. loc. theol. 1655—77. T. 1. p. 484.

[2]) Hollaz Examen theol. 1707. p. 134 sq.

[3]) S. Tiſchendorf's Einleitung zur 7. kleineren krit. Ausg. des N. T., S. XXIII.

Schrift gilt. Wo war aber die Bürgſchaft für eine richtige Auffaſſung der Hauptregeln und des Geiſtes des Schriftganzen, die doch wiederum nur aus einer Zuſammenſtellung vieler Schriftſtellen zu ſchöpfen waren?

Vor ſechszehn Jahrhunderten hatte der mit dem Heiland gleichzeitige Philo den bei den Juden nach der Bildung des Kanons aufgekommenen Inſpirationsglauben an das A. T., wegen der vielen, ſeiner Anſicht nach dem Begriffe der Gottheit widerſprechenden anthropomorphiſchen und anthropopathiſchen Darſtellungen derſelben, nur durch eine allegoriſche Umdeutung retten zu können geglaubt. Die vielen Gotteserſcheinungen des Pentateuchs erklärte er ſich dadurch, daß er der nur geiſtig zu denkenden Gottheit einen ihr nahe ſtehenden, aber doch untergeordneten Geiſt, den die Welt ordnenden und erhaltenden und die Gnadengaben Gottes an die Menſchen vermittelnden, ihnen auch ſichtbar erſcheinenden Logos ſubſtituirte. Dieſen nannte er auch den die Menſchen bei der Gottheit vertretenden Hohenprieſter, Gottes erſtgebornen Sohn und zweiten Gott[1]) — eine Lehre, die er dem zu ſeiner Zeit noch ſchriftloſen Chriſtenthum nicht entnommen haben konnte. Allein Philo's Auslegung war ſo willkürlich, daß ſie einem das A. T. mit mehr Unbefangenheit als die Juden betrachtenden Chriſten unmöglich zur Stütze des Inſpirationsglaubens dienen konnte. So erklärt er die ſechs levitiſchen Freiſtädte für ſechs göttliche Kräfte,[2]) was nur vermittelſt einer Annahme eines Doppelſinns, eines natürlich-geſchichtlichen und eines

---

[1]) Die Belege ſ. in den bekannten Werken Gfrörer's und Dähne's.

[2]) Philo de profugis 1, 560; vergl. de decal. 2, 201, ed. Mangey.

übernatürlich-myſtiſchen Sinns der Schrift möglich war — eine in neueſter Zeit aufgefriſchte Hypotheſe. Aus der Stelle Gen. 31, 13 „ich bin der El (Gott) an der Stätte Gottes (Beit El)", wo Gott zuvor Jacob im Traum erſchienen war, folgerte er, daß El Elohim u. ſ. w. ohne Artikel nicht Gott, ſondern den Logos bedeute, und daher in ſolchen Stellen dieſer, ohnehin das Abbild Gottes, für ihn erſchienen ſei.[1]) Vergebens hatte in ſpäterer Zeit Origines zwiſchen den Geboten des Herrn und der Apoſtel und zwiſchen den letztern und ihren nicht lehrhaften Aeußerungen unterſchieden und Auguſtinus den Einfluß menſchlicher Schwäche in der Auffaſſung und Aufbewahrung der Heilswahrheiten hervorgehoben und die logiſche auf die Abſicht des Verfaſſers gehende Auslegung der buchſtäblichen gegenüber empfohlen.[2]) So lange der Proteſtantismus unter blutigen Kämpfen für ſeine Exiſtenz zu ſtreiten hatte, war an tiefer gehende Schriftforſchung nicht zu denken. Man folgte blindlings dem Symbol, ohne den Inhalt und den Werth deſſelben an der richtig verſtandenen und ausgelegten Schrift zu prüfen. So ward denn das Symbol zum bloßen Abzeichen, die lutheriſche Kirche zu einer unfehlbaren, wie die katholiſche, und ihre Dogmatik zu einer Scholaſtik, wie die Vedantaphiloſophie der Hindus und die dem Götzen des mittelalterlichen römiſch-katholiſchen Lehrbegriffs ſelbſt in ihren ausgezeichnetſten Vertretern[3]) huldigende Philoſophie des Mittelalters. Nur um ein Weniges von den herrſchenden, nicht einmal in allen proteſtantiſchen Ländern gleichmäßig angenommenen Lehr-

[1]) Philo de somn. 5, 102, 106, ed. Pfeifer.

[2]) Orig. de princip. 1, 5. Aug. in Jo. tr. 1, de cons. Evv. 2, 12. 28.

[3]) Anselmus (cur Deus homo, c. 25).

ſyſtemen abweichende und der großen Mehrzahl kaum verſtändliche Meinungsſchattirungen wurden, wie vor Zeiten im byzantiniſchen Kaiſerthume, in ihren Bekennern verfolgt. Neben einem ſtarren, auf einer vermeintlich unfehlbaren Theologie fußenden Feſthalten an dem denkenden Verſtändniß unzugänglich gewordener Lehrſätze, wucherte, wie immer neben dem Aberglauben jeder Art, ein aus Frankreich und England herübergekommener roher und leidenſchaftlicher Unglaube.

Dieſe traurigen Zuſtände dauerten bis zum dritten Viertel des 18. Jahrhunderts fort, wo Philologie und Philoſophie erwachten, und dieſe Kinder der häufig in ächt mönchiſch katholiſchem Sinne mit den düſterſten Farben geſchilderten weltlichen Bildung der verknöcherten Theologie das neue Leben einzuhauchen anfingen, von dem ſie jetzt noch lebt und allein fortleben kann. Es würde überflüſſig ſein, die im Laufe beinahe eines Jahrhunderts allmählich auf dieſem Wege erlangten Errungenſchaften der proteſtantiſchen Theologie, inſofern ſie die richtige Erkenntniß ihres formalen Princips der heil. Schrift betreffen, ſchrittweiſe zu verfolgen, da ſie jedem, auch nur oberflächlichen Kenner der Dogmengeſchichte bekannt ſein müſſen. Nur ihre jetzigen Reſultate will ich kurz aufzählen. Wir beſitzen weder eine unfehlbare Ueberſetzung, noch einen unfehlbaren Text, noch einen unfehlbaren Schriftkanon, noch eine abſolute Grenze zwiſchen kanoniſchen und nicht kanoniſchen Schriftſtücken, was ſchon in den drei erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums anerkanntermaßen der Fall war. Kanoniſch iſt zwar noch nicht, wie Schenkel (Dogm. 1, S. 291 ff.) ſagt, jedes bibliſche Buch, das „irgend noch urſprünglich religiöſe und ſittliche", ſondern nur jedes, das chriſtliche Wahrheiten ausſpricht und von chriſtlichem Geiſte beſeelt iſt, alſo von

dem heiligen, von Christus über die Welt gesandten, das Göttliche in ihr erweckenden Geiste vollendeter Christlichkeit durchdrungen ist, der natürlich in den Schriften der Apostel und ihrer Jünger am reinsten weht. Die Lehre von der buchstäblichen Inspiration der heil. Schrift ist daher verschwunden. Selbst Prof. Philippi hat die Unterscheidung einer Wortinspiration und einer Wörterinspiration aufstellen und so in der Schrift ein menschliches Moment anerkennen müssen, einen bestimmenden Einfluß nicht blos der menschlichen Auffassungsgabe, sondern auch vieler anderen geschichtlich-natürlichen Momente, namentlich der mündlichen, ihre Quellen leicht entstellenden Ueberlieferung. So wird also der Schrift allgemein ein gottmenschlicher Ursprung zugeschrieben und es kommt nun darauf an, in ihrer Composition die Gebiete der menschlich-natürlichen und der göttlich-übernatürlichen Wirksamkeit von einander zu scheiden und darnach den Grad der Christlichkeit und Zuverlässigkeit jedes Schriftstücks zu bestimmen, denn hierauf reducirt sich jetzt der Begriff der Kanonicität. Jene Abgrenzung ist aber oft sehr schwierig, um so mehr, als die Aechtheit des Pentateuchs und anderer alt- und neutestamentlicher Schriften, namentlich des B. Daniel, eines großen Theils des B. Jesaja und des ersten und zweiten Evangeliums, wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt von vielen Seiten angefochten worden ist. Haben die desfallsigen, seit beinahe einem Jahrhundert geführten philologischen Untersuchungen noch nicht in allen Punkten zu unumstößlichen Resultaten geführt, ignorirt dürfen sie doch nicht werden, denn der materielle Inhalt jeder Glaubenslehre hängt von der Gestaltung ihres formalen Princips ab. Da uns Protestanten die heil. Schrift, und zwar mit Recht, als die alleinige

Quelle des Glaubens gilt, so muß unsere Glaubenslehre davon abhängen, was wir an der Schrift für ächt christlich und namentlich für Jesu reine Lehre wiederspiegelnd anerkennen, die wir nach dem Vorgange des Origenes von der seiner Apostel und übrigen Nachfolger wohl zu unterscheiden haben. Man wende nicht die bekannte Stelle Joh. 14, 26 und 16, 13 ein, in denen Jesus seinen Jüngern nach seinem Tode einen Beistand, den heil. Geist, verheißt, der sie „Alles (d. h. alles Nöthige) lehren" und „in aller Wahrheit leiten" werde", nicht mit Luther „in alle Wahrheit", denn Tischendorf liest nach den meisten und besten Handschriften: ἐν τῇ ἀληθεια πασῃ. Hiemit wird nur ausgesagt, daß der Geist in der reinen Wahrheit, als „Geist der Wahrheit" (Joh. 14, 17) und nach der vom Herrn ihm mitgetheilten Wahrheit (Joh. 16, 13. 14.) die Apostel leiten, daß er sie also nicht, wie z. B. der böse Geist von Gott den Saul, mißleiten, sondern sie dasjenige ergänzend lehren werde, was sie nach V. 12 noch nicht tragen können, keineswegs aber, daß er sie allwissend machen werde. Es ist auch die Frage, ob wir des genauen Wortlautes dieses Ausspruchs ganz gewiß sein können, da das wegen der Nichtübereinstimmung der Reden des Herrn selbst in den synoptischen Evangelien nicht immer der Fall ist. Enthält doch selbst das Vater Unser bei Lukas nach allen Handschriften nur fünf Bitten, die dritte und siebente sind ihm entgangen. Aehnliche Abweichungen bietet jede Synopse in Menge dar und obwohl viele Aussprüche und Reden des Herrn sich, außer an dem sie durchwehenden erhabenen Geiste, auch an der Originalität, Frische und Urkräftigkeit ihres Ausdrucks leicht erkennen lassen, so bleibt es immer sehr mißlich, irgend einen Lehrsatz auf einer einzelnen Stelle begründen zu wollen. Man denke doch an die Folgerungen,

welche der Papismus zu seinen Gunsten aus der Wortvergleichung gezogen hat, welche Jesus nach Matth. 16, 18 zwischen dem Namen Petrus und seiner Bedeutung: Fels, machte. Ferner gilt die oben erwähnte Verheißung nur Jesu damaligen Jüngern, nicht dem Paulus oder andern neutestamentlichen Schriftstellern, und bezieht sich nach vielen Auslegern lediglich auf die zu Pfingsten erfolgte Ausgießung des heil. Geistes. Endlich hat auch die letztere ihre Theilnehmer so wenig von dogmatischen Irrthümern und sonstigen Fehltritten abgehalten, daß Paulus den Petrus im Galaterbriefe der Menschenfurcht und „Heuchelei" zeihen konnte und er nur durch die dringendsten Vorstellungen die zwölf Urapostel von der allein aus ihrem judenchristlichen Eifer erklärlichen Thorheit abhalten konnte, die Ceremonie der Beschneidung zur Bedingung des Eintritts in die christliche Gemeinschaft zu machen, was der Heidenbekehrung wohl sofort ein Ziel gesetzt hätte. Seine bessere Einsicht verdankte Paulus wohl der in Tarsus ihm gewordenen hellenistischen Bildung. Jesus selbst war beschnitten gewesen, hatte überhaupt die Gesetze der Thora eingeschärft und sich unzählige Mal auf dieselben berufen, auch keinen neuen Cultus angeordnet. Der jüdische Gottesdienst galt daher (Ap.-G. 3, 3; 5, 2) den palästinischen Christen bis zur Eroberung Jerusalems für eine Pflicht; in der Diaspora hatte er nur in sehr beschränkter Weise in Anwendung kommen können, und ward daher in den Heiden und den Mischgemeinden, die von Paulus oder seinen Gehilfen gestiftet waren, wohl nie einheimisch. Der Apostel hat also die vom Herrn (Joh. 4) vorausgesehene Umwandlung des Cultus zu einem Gottesdienst des Geistes und der Wahrheit vollzogen. Durch unsere Hinweisung auf die ursprüngliche Lehre Jesu glauben wir der Dogmatik eine geschicht-

liche und daher viel sicherere Grundlage geboten zu haben, als wenn man das göttliche Element in der Schrift nach irgend welchen innern Merkmalen zu bestimmen sich abmüht, die dann immer sehr unbestimmt und schwer erkennbar ausfallen, also der subjectiven Auslegung Thür und Thor öffnen. So bezieht sich de Wette auf die religiöse Ahnung des göttlichen Geistes in den heiligen Schriftstellern, Schleiermacher auf das Erfülltsein vom heiligen Gemeingeiste, Marheineke auf die der vollkommenen Religion zukommende und die Wahrheit, aber (nach Hegel) in Form der Vorstellung, aussprechende Einheit des göttlichen und menschlichen Geistes. Während Schenkel, wie oben angeführt worden, behauptet, ein biblisches Buch sei kanonisch, insoweit es ursprünglich religiöse und sittliche Wahrheiten enthält (was aber auch von vielen unkanonischen und sogar heidnischen Schriften gilt), sagt Philippi: „in der heiligen Schrift sei das ursprüngliche Gotteswort urkundlich niedergelegt, weil und soweit sie von den heil. Propheten und Aposteln, als den gottverordneten Trägern der ursprünglichen Gottesoffenbarung verfaßt ist", wodurch folgerichtig unächte und anonyme Schriften, wie der dritte Brief des Johannes, der zweite des Petrus und der Hebräerbrief, solche, deren Aechtheit bezweifelt wird, wie die Offenbarung des Johannes und einige Evangelien und endlich jedenfalls die beiden, nicht von Aposteln und Trägern der ursprünglichen Offenbarung herrührenden Evangelien des Markus und Lukas und die Apostelgeschichte ausgeschlossen wurden.[1]) Philippi macht den göttlichen

[1]) De Wette Dogm. der prot. Kirche n. d. symbol. Büchern. 1840. § 26b. Schleiermacher chr. Glaube 2, S. 352 ff. Marheineke System der chr. Dogm. 1847. S. 358 ff. Schenkel chr. Dogm. 1858 1, S. 291 ff. Philippi Glaubenslehre 1, S. 100.

Ursprung eines Schriftstücks von seiner Authentie abhängig: die ältern protestantischen und einige neuere Dogmatiker erklären aber die letztere für ganz gleichgültig, wenn das Schriftstück nur aus dem christlichen Geiste herstammt. Offenbar ist Beides unrichtig. Apostolischer oder wenigstens nachapostolischer Ursprung ist eine starke Vermuthung für den Geist und umgekehrt.

In wie weit nun der Inhalt der protestantischen Bekenntnißschriften ihrem formalen, von jedem Christen anzuerkennenden Grundprincipe der Schrift in ihrer Wahrheit und Wirklichkeit und zunächst der reinen Lehre Jesus gemäß sei, der wir übrigens nach den oben angeführten Stellen (Joh. 14, 26 und 16, 13) Entwickelungsfähigkeit und insoweit der christlichen Lehre und Sitte Perfectibilität eine von der heil. Schrift ausgehende organische Fortbildung abzusprechen weit entfernt sind, das ist eine höchst wichtige Frage, deren Lösung aber nicht uns, sondern den Dogmatikern, und zwar als unverbrüchliche Pflicht obliegt. Sie ist also auch Pflicht des akademischen Lehrers. Dogmatik und Dogmengeschichte blos aus dem Gesichtspunkte der Bekenntnisse und nach ihrer Auslegungsart der Schrift vortragen wollen, hieße nicht blos, wie Hr. Pastor Guleke bemerkt, durch Einengung auf den Buchstaben die freie Entwickelung hindern und die hieraus im Laienvotum größtentheils richtig gefolgerten Nachtheile für die theologische Bildung herbeiführen, ihr die nöthige Fülle, Klarheit und Sicherheit entziehen, sondern auch die Bekenntnisse über die Schrift setzen und die unfehlbare Kirche des Katholicismus in anderer Gestalt restauriren. Es hieße den Studierenden die Wahrheit verheimlichen und sie auf den mangelhaften, der Philologie wie der Philosophie und daher einer richtigen

Schrifterkenntniß und Schriftauslegung entbehrenden Standpunkt des 16. Jahrhunderts zurückführen. Daß vollends der schriftlichen Discussion volle Freiheit zu lassen sei, so lange sie sich in den Grenzen des formalen protestantischen Princips, der Forschung in der Schrift bewegt und keinen verletzenden Ton annimmt, versteht sich nach dem Obigen von selbst.

Indessen ist dies noch näher zu bestimmen, und hierbei auf das von Herrn Prof. Engelhardt berührte Verhältniß der theologischen Wissenschaft zum christlichen Glauben einzugehen. Die Theologie ist Religionslehre in wissenschaftlicher, gedankenmäßiger Form, also auch mit gedankenmäßiger Begründung. Weder geht der Mensch mit Anselmus (credo ut intelligam) vom Glauben zum Denken, noch mit Roscellin und Abälard umgekehrt vom Denken zum Glauben (per intellectum ad fidem), sondern der Glaube selbst ist es, dies nothwendige Erzeugniß des dem Menschen von Gott ursprünglich verliehenen und der menschlichen Natur immanenten religiösen Triebes, welcher sich von der Stufe der Unmittelbarkeit zu der der denkenden Vermittelung fortbildet, indem das erwachte Selbstbewußtsein sich von seinem Inhalt Rechenschaft geben muß. Dies ist das allgemeine Gesetz alles menschlichen Trieblebens; der religiöse Trieb muß zum religiösen Geiste werden. Konnte doch selbst Jesus bei seinen Lebzeiten sich seinen Jüngern noch nicht vollständig offenbaren (Joh. 16, 12) und Paulus mit den Korinthern nur als mit fleischlich Gesinnten, mit Unmündigen in Christo reden, ihnen Milch statt Speise reichend (1 Kor. 3, 1. 2.). So werden wir von Kindheit an in ein symbolisches Christenthum eingeführt, dessen innerster Kern den Meisten verborgen bleibt, das aber jeder Theologe zu achten und dem er sich anzu-

ſchließen hat, auch wenn er den Kern von der Hülle unterſcheiden zu müſſen glaubt. Derartige Unterſuchungen dürfen vom Katheder und vollends in der Preſſe vorgetragen werden, nicht aber rein widerchriſtliche Lehrſätze.

Der Herr Paſtor Sokolowski empfiehlt uns auch das erſte Jahrhundert nach Chr. als zur Abfaſſung von Bekenntniſſen vorzüglich geeignet. Iſt das der Fall, ſo hat es ſeiner Beſtimmung wenigſtens nicht entſprochen, denn aus jener Zeit iſt keine derartige Schrift vorhanden. Das vom Augsburgſchen Glaubensbekenntniß Art. 3 angeführte Symbol der Apoſtel iſt bekanntlich nicht von ihnen, ſondern im 2. Jahrhundert angelegt und allmählich bis ins vierte Jahrhundert ausgebildet worden. Zur Abfaſſung eines umfaſſenden Glaubensbekenntniſſes fehlte es den erſten Zeiten nach dem Auftreten des Herrn an Veranlaſſung wie an Inhalt. Der Heiland hat die Erlöſung der Menſchheit durch die Stiftung des Reichs und die Mittheilung ſeines, d. h. des heiligen Geiſtes angebahnt, denn Jeſus ſagt Joh. 16, 13, daß der Geiſt „von ihm nehmen werde". Seine Lehre war dazu nur ein Mittel und er hat ſie in kein Syſtem gebracht. Ebenſo wenig thaten es ſeine Apoſtel; ihre Epiſteln ſind meiſt Gelegenheitsſchriften, in denen ſie einzelne Glaubenswahrheiten erläutert haben. Den Heiden wurde, wie Paulus äußert, der „unbekannte" einige Gott und der erlöſende Gottesſohn gepredigt, den Juden aber der in Jeſu endlich erſchienene, von den Propheten verkündigte geſalbte Davidide und Gottesſohn (ein den Juden geläufiger Beiname des Volks Iſrael, der Könige deſſelben und namentlich des Davidiſchen Geſchlechts) [1]). Ein weiterer

[1]) Hoſ. 11, 1. Deut. 14, 1. Jeſ. 64, 7. 8. Pſ. 2, 7; 2 Sam. 7, 14.

Unterschied fand zwischen Juden und Judenchristen nicht statt. Unter den letztern verstehe ich nämlich die meist Palästina und Alexandrien bewohnenden Christen von jüdischer Abstammung, da von den in der entfernteren Diaspora Lebenden Viele die Anschauungen des Paulus getheilt haben mögen. Dies war besonders der Fall, so lange noch der Tempelcultus fortdauerte und beschnittene Bischöfe die Kirche zu Jerusalem regierten. Der durch Paulus begründete Gegensatz zwischen Judenchristen und Heidenchristen bezog sich nur auf das Verhältniß des Christenthums zu dem nach Pauli richtiger Ueberzeugung für dasselbe nicht mehr gültigen jüdischen Gesetze, während die Judenchristen die fortdauernde Gültigkeit des letzteren behaupteten. Ob sich daran auch rein dogmatische, namentlich christologische Differenzen knüpften, ist schwer zu entscheiden. Hatten sich die Propheten den Messias als einen Davididen, also als einen Menschen, und je nach den politischen Zeitverhältnissen bald als Kriegesfürsten, bald als friedlich und äußerlich unscheinbar gedacht[1]), so die Apokalyptiker, zu denen auch der Verfasser des Buchs Daniel zu rechnen, als ein übernatürliches Wesen, mit dem die Memra der ältern Targums und der Logos des Philo verschmolzen werden konnten. Was Baur und seine Schule von einem die neutestamentlichen Schriften als polemische Tendenzschriften durchdringenden Gegensatze von Paulinismus und Judäismus behauptet hat, ist von Ritschl und Lechler gründlich widerlegt worden. Das Judenchristenthum schrumpfte nach der

---

[1]) Vergl. Jos. 11, 11 ff. und Micha 5 mit Zach. 9, 9 ff. Der Knecht Jahve's im Deuterojesaja hat auch den letztern Charakter, scheint aber wohl collectivisch als die fromme Gemeinde, gleichsam die innere Kirche in Israel und nicht messianisch verstanden zu sein

Zerstörung Jerusalems zur Secte der Ebioniten zusammen, deren spätere Glaubenssätze man nicht in ein früheres Jahrhundert zurückversetzen darf. Allerdings gab es schon früh Secten. Paulus bekämpft nicht blos die Judenchristen, sondern warnt, nichtapostolisch oder paulisch zu sein und ermahnt zur Einheit. Gegen Ende des ersten und im Laufe des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung nahmen die Meinungsverschiedenheiten zu. Hatte schon Paulus die Thessalonicher vor falschen, unter seinem Namen verfertigten Briefen gewarnt, so erschienen nun eine Menge apokryphischer, den Aposteln und anderen bedeutenden Männern untergeschobener Werke. Der Brief Juda und der (apokryphische) zweite Brief Petri bekämpften die die christliche Freiheit zur Beschönigung fleischlicher Lust mißbrauchenden Nikolaiten. Am lebhaftesten waren aber die christologischen Streitigkeiten, welche die Christenheit noch sehr lange und nicht weniger als sieben Jahrhunderte hindurch in oft fieberhafter Aufregung erhielten. So überwältigend war der Eindruck von Jesu Persönlichkeit gewesen, so tief das Gefühl von dem göttlichen Inhalte seines Lebens, Wirkens und Daseins, daß seine ersten Bekenner nach den verschiedensten, dem jüdischen Bewußtsein in seiner überaus reichen und mannichfaltigen theologischen Litteratur gebotenen Vorstellungen griffen, um diesen Eindrücken und Gefühlen Worte zu verleihen und sie in bestimmte Begriffe zu übersetzen. Selbst die einzelnen Verfasser der neutestamentlichen Schriften vermochten in ihren Schilderungen die ganze Fülle des gottmenschlichen Inhalts nicht zu erschöpfen und hoben jeder nur einzelne Seiten desselben hervor. Nachdem die Synoptiker in dem nach Petrus (Ap.-G. 2, 36) „zum Christus von Gott gemachten" Menschen Jesu von Nazareth (Ap.-G. 3, 5; 10, 38; 2, 22) den verhießenen

Davididen und mit göttlichem Geiſte geſalbten Gottesſohn erkannt hatten, fand Johannes nach einer alten Ueberlieferung die Darſtellung der Evangelien nur in Beziehung auf die leiblich-irdiſche Erſcheinung Chriſti (τὰ σωματικὰ) genügend und beſchloß, ein „geiſtiges Evangelium" zu ſchreiben.[1]) Er fing es mit der Erklärung an, daß Jeſus auch die verkörperte Offenbarung, das Wort (der Logos) Gottes, geweſen ſei, das als ſolches uranfänglich bei Gott und göttlichen Weſens theilhaftig, das Leben und das Licht der Welt war (der cod. Sin. und mehrere andere ſagen wohl richtiger: das Leben iſt) und durch welches die Welt geſchaffen worden, das in Jeſu Fleiſch wurde. Hieraus erklärt ſich, wie Jeſus in den johanneiſchen Reden ſich einerſeits ein paar Mal Präexiſtenz zuſchreibt,[2]) andererſeits ſich nicht nur ſcharf von Gott unterſcheidet und ihm unterordnet,[3]) — ſondern auch den Namen Gottes Sohn, den er ſich beilegt, ſinnbildlich und als Bezeichnung eines Menſchen im Sinne von Pſ. 82 verſtanden haben will, wo die jüdiſchen Richter und Volkshäupter Elohim genannt werden. Dies war um ſo nothwendiger, da Jeſus den Namen Gottes Sohn, um ſich verſtändlich zu machen, doch nur in der den Juden geläufigen Bedeutung gebrauchen konnte, beſonders da er ihn, dieſe Stelle ausgenommen, ohne weitere Erklärung auf ſich bezieht; dieſer Name aber wird im A. T. bald dem Volke Iſrael (auch der erſtgeborne Sohn Gottes genannt), bald dem Davidiſchen Geſchlechte, bald dem idealen theokratiſchen Könige und

[1]) Nach dem Presbyter bei Clemens von Alexandrien in Euseb. H. E. 6, 14.

[2]) Joh. 3, 13; 6, 38. 46. 62; 8, 58; 17, 5.

[3]) Joh. 5, 31 ff. 7, 18; 8, 28; 14, 28; 17, 3. vergl. Mark. 13, 32. Matth. 19, 17.

daher auch dem Meſſias beigelegt, bezeichnet aber nirgends einen innergöttlichen Weſensunterſchied, der ohnehin im Jahvethum nicht vorkommt und deſſen[1]) ſtrengen Monotheismus gefährdet hätte. In gleicher Weiſe wird auch das „Zeugen" (Jac. 1, 18) und das „von Gott geboren ſein" bildlich oder vielmehr geiſtig verſtanden; Joh. 10, 41 ſagen die Juden: *ἕνα πατέρα ἔχομεν, τὸν θεόν*, worauf Jeſus erwiedert: *ὑμεῖς ἐκ τῦ πατρὸς τῦ διαβόλου ἔστε.* 1 Joh. 3, 2; *νῦν τέκνα θεοῦ ἐσμεν*, vergl. Gal. 3, 26; *πάντες γὰρ υἱοὶ τῦ θεῦ ἐστὲ διὰ τῆς πίστεως ἐν Χριστῶ Ἰησοῦ.* 1 Joh. 2, 29 *πᾶς ὁ ποιῶν τὴν δικαιοσύνην ἐξ αὐτῦ γεγέννηται* (aus Chriſtus) und beſonders 5, 1 *πᾶς ὁ πιστεύων ὅτι Ιησοῦς ἐστὶν ὁ Χριστὸς, ἐκ τῦ θεοῦ γεγέννεται· ται πᾶς ὁ ἀγαπῶν τὸν γεννήσανκα ἀγαπᾶ, καὶ τὸν γεγεννημένον ἐξ ἀυτῦ.*

So ſtellt auch Jeſus in dem ſchönen Gebete Joh. 17, welches nur ein Welterlöſer hat ſprechen können, ſeine Einheit mit Gott der der künftigen in Gott Seligen ganz gleich (*ἵνα ὦσιν ἓν καθὸς ἡμεῖς ἓν ἐσμεν, ἐγὼ ἐν αὐτοῖς καὶ σὺ ἐν ἐμοί*). Von einer ähnlichen Anſchauung mag Paulus ausgegangen ſein, wenn er Chriſtum zwar bei der Schöpfung thätig, die Fülle (*πλήρωμα*) der Gottheit in ſich faſſend, Gott (Röm. 9, 5) und Bild Gottes, den Erſtgeſchaffenen der ganzen Schöpfung (*πρωτότοκος πασης κτίσεως*),[2]) aber doch geſchaffen nennt und nur den erſten unter Seines Gleichen (Röm. 8, 29 *ὅτι ὕυς προέγνω και προώρισεν συμμόρφους της εἰκόνος τῦ υἱοῦ αὐτοῦ, εἰς τὰ εἶναι αὐτόν πρωτότοκον ἐν πολλοῖς ἀδελφοῖς*), ſowie Paulus

---

[1]) Statt aller Andern genügt es, ſich hier auf Hofmanns Unterſuchungen (Schriftbw. 1, S. 91 ff. 1857.) zu beziehen.

[2]) 2 Kor. 8, 6. Kol. 1, 15—19. Eph. 1, 10. 23.

auch Gal. 4, 4—7 Jeſum und die Gläubigen in einem Athem Söhne Gottes nennt. Chriſtus iſt ihm Mittler zwiſchen Gott und Menſchen, aber ſelbſt Menſch (ἄνθρωπος), weil es nur einen Gott gebe, Tim. 2, 5; Röm. 5, 15; 1 Kor. 15, 5, wie auch in den petriniſchen Reden (der Apoſtelgeſchichte) und von jüdiſcher Abſtammung (Röm. 9, 5), Davids Nachkomme nach dem Fleiſch und Sohn Gottes nach dem Geiſte der Heiligung (Röm. 1, 3. 4.). Dieſe Mannichfaltigkeit der Darſtellung mußte gegen Ende des erſten Jahrhunderts, wo die pauliniſchen Briefe und die ſynoptiſchen Evangelien ſchon ſehr verbreitet waren, zu Meinungsverſchiedenheiten führen. Cerinth erklärte Jeſum für einen Menſchen, auf den bei ſeiner Taufe die Kraft Gottes herabgekommen und der ſo zum Chriſtus geworden wäre.[1]) Daher ſagt der gleichzeitige Johannes (1 Joh. 2, 18—23; 5, 1—3), es hätten ſich viele Antichriſten und Lügenpropheten gezeigt, und zu ihnen gehöre, wer da leugne, daß Jeſus der Geſalbte (ὁ Χριστός) ſei. Die Ebioniten des zweiten Jahrhunderts und die ungefähr 160 n. Chr. geſchriebenen pſeudoclementiniſchen Homilien erklärten Jeſum für einen Menſchen, und die letztern behaupten, Jeſus ſei Gott in demſelben Sinne, wie alle Menſchenſeelen, und ſei ſchon vorher als Adam, Henoch u. ſ. w. erſchienen (16, 26; 3, 20; 8, 6.). Für einen Menſchen erklärten den Heiland auch die Häupter der verſchiedenen Fractionen der Monarchianer, Praxeas von Smyrna um die Mitte und Theodotus von Byzanz gegen Ende des 2. Jahrhunderts. Aus dem Kampfe der ſich häufenden Gegenſätze bildete ſich allmählich eine allgemeine altkatholiſche Kirchenlehre, und es machte ſich das Bedürfniß fühlbar, wenigſtens

[1]) Iren. haer. 3, 3, 4 c. 11. Hippol. 7, 33. 10, 21.

ihre Hauptsätze zu fixiren. Das geschah, nach der übereinstimmenden Ansicht Baur's, sowie seiner Gegner, nicht vor dem Schlusse des 2. Jahrhunderts, und aus dieser Zeit ist auch die erste Anlage des sog. apostolischen Bekenntnisses.

Daß sich dennoch stets neue, und namentlich christologische Differenzen erhoben, ist bekannt. Eine der berühmtesten ist die Lehre des Arius vom Geschaffensein Christi,[1]) die in späterer Zeit unter den germanischen Völkern weit verbreitet war und sich lange erhalten hat. Im byzantinischen Reiche wurde sie von der Kirchenversammlung zu Nicäa verdammt, auf deren trinitarische Lehre sich der 1. Artikel des augsburgischen Bekenntnisses bezieht. Dieselbe hier an der heiligen Schrift zu prüfen, ist nicht unseres Amts, wohl aber Pflicht der Dogmatiker, um so mehr, da die Geschichte dieser Kirchenversammlung der der tridentinischen, der kostnitzer und so mancher andern nicht unähnlich, keineswegs dazu geeignet ist, ihren Satzungen unbedingten Glauben zu erwecken. Der Kaiser Constantin, der als der erste christliche Kaiser ein ungemeines Ansehen genoß und sich für den „gemeinsamen Bischof" der Kirche erklärte, präsidirte das Concilium? Der einflußreiche Hosius hatte ihn gegen die Arianer gestimmt und bearbeitete die Bischöfe. Dennoch sprach sich die Majorität gegen die Homousie aus. Allein Constantin bestätigte die Meinung der Minorität und erhob sie zum Beschlusse des Conciliums. Die Bischöfe fügten sich, nachdem der eine den andern beim Kaiser denuncirt hatte, welcher ihre Anklageschriften verbrannte und sie zur Eintracht ermahnte.[2]) Drei Jahr

---

[1]) Ep. ad Euseb. Nicom. u. ad Alex. Epiph. haer. 69, 6—8.
[2]) Socr. Hist. Eccl. 1, 8.

ſpäter ward Hoſius geſtürzt und Arius zurückberufen, ſtarb aber plötzlich, vom Biſchof von Conſtantinopel, Alexander, nach Sokrates Anſicht, todtgebetet![1]) Das Jahr vorher hatte Conſtantin den Athanaſius nach Trier verbannt, jedoch nach langem Widerſtreben, denn er gönnte keiner Partei ein entſchiedenes Uebergewicht.[2]) Er handelte alſo aus politiſchen Gründen. Welchen religiöſen und theologiſchen Werth man darnach ſeiner Beſtätigung der Meinung der Minorität, und folglich dem ganzen Nicänum beilegen könne, iſt von ſelbſt klar. Den Verfaſſern des augsburgiſchen Bekenntniſſes mögen dieſe Thatſachen der damals noch ſehr wenig und unter dem bisherigen papiſtiſchen Joche aus ganz falſchen Geſichtspunkten bearbeiteten Kirchengeſchichte unbekannt geblieben ſein.

Doch das wird hinreichen, um die Anſprüche der Theologie des 16. und der erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung auf die Aufſtellung unfehlbarer und für alle Zeiten bindender Bekenntnißformeln, Anſprüche, die ſie übrigens ſelbſt nie erhoben haben, zu beſeitigen und unſeren Grundſatz: die heil. Schrift, nichts als die Schrift und die Schrift in ihrer Wahrheit, als Fundamentalprincip der proteſtantiſchen Theologie in Lehre und Litteratur gegen alle Anfechtungen ſicher zu ſtellen.

II.

Wenden wir uns nun zu einer für jeden Proteſtanten und für ſein Seelenheil noch wichtigeren Frage. Gehen wir von der Theologie zur Religion, vom Katheder und

---

[1]) Socr. H. E. 1, 38.

[2]) S. Burckhards intereſſantes Werk über den Kaiſer Conſtantin und ſeine Zeit.

der Druckschrift zur Kanzel und zur praktischen Erbauung und Seelsorge über. Einige wenige, durch innern Beruf zu theologischen Studien getriebene Laien ungerechnet, haben die übrigen von ihnen keine Kenntniß; sie sind ihnen ungenießbar und ihre Resultate größtentheils unverständlich. Von der Religion verlangen sie dagegen Trost und Stärkung in Leiden, Mäßigung im Glück, Erhebung über irdische Sorgen und Bestrebungen. Im Thau der religiösen Gottesgemeinschaft will die Seele gesund sich baden, in ihr sucht der von der Last seines irdischen Daseins und von seiner eigenen Unvollkommenheit und Sündhaftigkeit oft noch viel mehr gedrückte Christ den Sabbath seines Lebens. Seelenfrieden und die Hoffnung auf ein glücklicheres Jenseits gewährt ihm aber die Religion nur unter der Bedingung des Glaubens und der Liebe. Lieben soll er, nach dem neuen wie nach dem alten Testament, Gott über Alles und seinen Nächsten wie sich selbst; aber was soll er glauben? Etwa alle Sätze einer ihm, sowie er über sie nachzudenken anfängt, unverständlichen Dogmatik? Gewiß nicht, und diese Erwägung hat schon die Scholastik auf die Unterscheidung der articuli puri und mixti, d. h. der auf der heil. Schrift allein und der auch auf der Vernunft beruhenden und daher nach ihrer Ansicht weniger wichtigen, die protestantischen Dogmatiker auf die Lehre von den bei Verlust der Seligkeit zu glaubenden Fundamentalartikeln geführt, denn unmöglich konnte man jeden Dissenter, der, nur seiner Ueberzeugung folgend, diese oder jene Bibelstelle abweichend auslegte, ja sogar die tausende Millionen von Juden, Mohamedanern und Heiden, denen das Licht des Christenthums ohne ihr Verschulden noch nicht aufgegangen ist, für ewige Höllenstrafen verfallen ansehen. Da die göttliche Gerechtigkeit jedem nur nach dem Maße seiner

Schuld, oder wie der Herr sich Matth. 16, 27 ausdrückt, „seiner Thaten" (κατὰ τὴν πραξιν ἑαυτοῦ, vergl. Joh. 5, 29) vergilt, so schob schon der Katholicismus zwischen Hölle und Himmel das Purgatorium ein, und der große Dichter des mittelalterlichen Kirchenglaubens erschuf für jede dieser drei Abtheilungen noch eine Menge Abstufungen, was u. a. auch schon fünfzehn Jahrhunderte früher die Buddhisten zu thun verständig genug waren, während die Talmudisten der zahllosen Schaar der mittelguten Menschen die Höllenqualen abkürzen.[1]) Hiebei hätte sich Dante auf den Ausspruch des Heilands: „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen", beziehen können. Wenn der Herr, Matth. 25, 31—46, die „Gerechten" beim Weltgerichte zur Rechten des Menschensohnes, die „Verfluchten" zu seiner Linken stehen läßt, und jenen das ewige Leben, diesen die ewige Strafe und das ewige Feuer verheißt, so schließt das die Möglichkeit zahlloser, der Handlungsweise eines Jeden angemessener Abstufungen nicht aus, unter denen natürlich das geringste Maß des Strafleidens dem geringsten der himmlischen Freude am nächsten stehen wird. Soll nun die Frage: was hat bei Verlust der Seligkeit der Christ zu glauben? einen Sinn haben, so müssen entweder ebenso viele Abstufungen des Glaubens als der Seligkeit angenommen werden, da vollkommene Seligkeit oder liebende Einigung mit Gott, wo Er „Alles in Allen" sein wird, die vollkommenste Gotteserkenntniß voraussetzt, oder man muß die Frage auf das Minimum von seligem und ewigem Leben auf dasjenige, welches dem irdischen etwa am nächsten stehen mag, und das ihm entsprechende Minimum an Glauben beschränken.

Was sagt darüber die heil. Schrift? In der Bergpredigt preist der Herr selig: die um der Gerechtigkeit oder um seinetwillen Verfolgten, die Friedensstifter und Barmherzigen, die Sanftmüthigen und Trauernden, die ein reines Herz Tragenden, die nach Gerechtigkeit Hungernden und Geistesarmen (nach Lukas Hungernde und Arme überhaupt), und verheißt den einen Befriedigung, den anderen Barmherzigkeit, anderen wieder das Himmelreich, die Gottessohnschaft, Gott zu schauen, die Erde unter sich zu theilen, oder endlich einen großen Lohn im Himmel. Diese Ver-

1) Rosch Haschanah S. 16, 6. 17a. Schemoth Rabba S. 111a. Sohar zur Geneſis S. 98a (bei Gfrörer).

ſchiedenheit entſpricht der oben aufgeſtellten Anſicht von einer Mannigfaltigkeit der überirdiſchen Zuſtände, aber eine beſtimmte Stufenfolge und ein Minimum derſelben oder der ihnen, wie Arbeit dem Lohn (μισθος) entſprechenden Eigenſchaften und Handlungen wird nicht angegeben, und vom Glauben iſt vollends gar nicht die Rede. Daſſelbe gilt von den Gerechten des Weltgerichts (Matth. 25), von denen nur Barmherzigkeit gefordert wird; ja an einer andern Stelle wird die Erfüllung der Gebote Gottes gerade im Gegenſatze zum Rufen: Herr, Herr, alſo zur gläubigen Anerkennung des Heilands, ſowie zum Beſitze und zur Ausübung von Wundergaben in ſeinem Namen ganz beſtimmt als Bedingung des Eintritts ins Himmelreich ausgeſprochen (Matt. 7, 21 ff. Luk. 6, 46. 13, 25.). Joh. 13, 35 erklärt Jeſus die gegenſeitige Liebe der Apoſtel für das Merkmal ihrer Jüngerſchaft und 14, 23 die Liebe zu ihm für die Bedingung der Befolgung ſeines Worts und der Einigung mit ihm und mit Gott, die dann im liebenden Herzen Wohnung machen werden; ſo wie er Joh. 3, 3 die Wiedergeburt zur Bedingung des Eintritts ins Gottesreich macht, Sinnesumwandlung fordert (Matth. 4, 17. Mark. 1, 14.) und den Gutes Thuenden die Auferſtehung zum ewigen Leben, den Böſes Thuenden die zum Gerichte verheißt (Joh. 5, 29). Hier wird überall der Glaube als Bedingung zur Seligkeit entweder gar nicht erwähnt oder Matth. 7, 21 ff. für ungenügend erklärt. In anderen Stellen hingegen, und zwar blos im Johannes Evang., fordert der Herr Glauben an ſeine Worte und Werke[1]) und an ſeine meſſianiſche Gottesſohnſchaft[2]) und Einheit mit Gott,[3]) und zwar unter Androhung einer Verantwortung vor dem heil. Geiſte,[4]) und Verheißung der Liebe Gottes und des ewigen Lebens und der Auferſtehung für die, ſo an ihn als von Gott gekommenen oder geſandten glauben,[5]) ſo wie auch in dieſem Glauben das ewige Leben beſteht.[6]) Hierin darf man nun keinen Widerſpruch ſehen wollen. Daß Glauben ohne Werke genüge, wird durch

[1]) Joh. 7, 16. 8, 14. 43. 46. 10, 25. 33.
[2]) Joh. 9, 35. 10, 24—38. 6, 29—62. Desgl. 1 Joh. 2, 22 ff. 4, 2 ff. 5, 1—5.
[3]) Joh. 14, 10. 11.
[4]) Joh. 16, 9.
[5]) Joh. 3, 16. 18. 6, 40. 16, 27. 17, 10.
[6]) Joh. 17, 3.

Matth. 7, 21 und Jak. 2 widerlegt und ist an sich auch nicht denkbar, denn der Mensch ist nie ohne Werke, da er nie ohne Willensäußerungen sein kann, und schlechte Willensäußerungen nicht aus dem wahrhaften und reinen Glauben stammen können.[1]) Jakobus sagt also mit Recht, daß der Glaube ohne Werke todt sei. Wenn Paulus behauptet, gerechtfertigt werde der Mensch nicht durch die Werke des Gesetzes, sondern durch den Glauben an Jesus Christus,[2]) so meint er einerseits nur das jüdische Gesetz, wie unter andern aus Röm. 3, 21 *Νυνὶ δὲ χωρὶς νόμου δικαιοσύνη θεοῦ πεφανέρωται, μαρτυρουμένη ὑπὸ τοῦ νόμου καὶ τῶν προφητῶν*, und 19: *Οἴδαμεν δὲ, ὅτι ὅσα ὁ νόμος λέγει τοῖς ἐν τῷ νόμῳ λαλεῖ* deutlich hervorgeht, andererseits einen Glauben, der weder ohne Werke, noch gar mit Sünden behaftet ist.[3]) Ob nun die Rechtfertigung aus den Werken des jüdischen Gesetzes hervorgeht oder aus einem lebendigen werkthätigen Glauben, wie Paulus ihn sich denkt, und ob der Mensch sich hiebei irgend ein Verdienst zuschreiben könne, ist eine unserem Gegenstande ganz fremde Frage. Die den Glauben nicht erwähnenden Aeußerungen Jesu deuten allerdings darauf hin, daß der seine Sittengebote erfüllende, obwohl an ihn, ohne eigenes Verschulden, nicht glaubende Mensch wenigstens an den niedern Stufen des Gottes- oder Himmelreichs theilnehmen könne; daß zu der vollen Seligkeit eine vollkommene, nur durch den Glauben an Jesu Lehre mögliche Gotteserkenntniß erforderlich sei, ist schon oben angeführt worden. Aber auch angenommen, daß der Mensch, um einer Strafe zu entgehen, glauben müsse, woran soll er glauben? an Jesu Worte und Person, als gottgesalbten, d. h. gotterfüllten Lehrer und geistigen Sohn Gottes. Derjenige Glaube an seine Person, den Jesus fordert, bezieht sich also nur auf das zur Anerkennung seiner Sendung, als des Lehrers göttlicher Wahrheiten Nothwendige, ohne welche er gar nicht berechtigt gewesen wäre, als solcher aufzutreten und die Befolgung seiner Gebote zu verlangen, abgesehen von jeder specifischen Auffassungsweise seiner Persönlichkeit und Wirksamkeit.

In diesem Glauben vereinigen sich alle christlichen

[1]) Gal. 5, 6. Kol. 1, 10.
[2]) Röm. 3, 28. Gal. 2, 16.
[3]) Röm. 6. Gal. 5, 19.

Sonderbekenntnisse. Er bildet die logische, sowie die geschichtliche Grundlage des ursprünglichen Christenthums, wie es welterlösend im Fleische erschienen und den Menschen zur Versöhnung und Einigung mit Gott zu führen bestimmt ist. Nach diesem Christenthum verlangt der Laie und es muß ihm von der Kanzel, wie bei jeder religiösen Handlung in seiner ganzen segensreichen Fülle geboten werden. Es muß auch im Unterrichte der Jugend vorherrschen, so weit es ihr verständlich zu machen ist. Hingegen ist alles zu vermeiden, was nicht zur christlichen Erbauung dienlich oder nur dem geschulten Theologen verständlich, oder was vielleicht gar in der Theologie bestritten ist und so zu Zweifeln Anlaß geben könnte. Da die heutige, in lebhafter und sehr mannigfaltiger Thätigkeit bewegte Theologie eben so wenig wie das erste oder sechszehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung, obwohl aus andern Gründen, zur Abfassung allgemein und dauernd gültiger Bekenntnißschriften geeignet ist, auch alle derartigen, vor etwa zwanzig Jahren gemachten Versuche gescheitert sind, so wollen wir uns auch fernerhin um das Banner des altprotestantischen Symbols schaaren, ohne es aber der heil. Schrift gleich — oder gar überzuordnen. Der Prediger und Seelsorger mag sie daher seiner schriftmäßigen Ueberzeugung gemäß auslegen, aber vor der Gemeinde darf er sie nie angreifen.

Diese Erwägungen erhalten ein neues Gewicht, wenn man die besondere Bestimmung der Universität Dorpat für die Ostseeprovinzen und das protestantische Rußland überhaupt ins Auge faßt. Die große Mehrzahl der sich auf ihr bildenden Geistlichen widmet sich Landpfarrerstellen. Wir verlangen von ihr also mehr Pastoren, berufstreue und liebevolle Seelenhirten, als gelehrte, irgend einer Sonderrichtung huldigende Theologen oder gar eifernde Zeloten. Sie sollen zwar gründlich und allseitig gebildet und der ganzen Fülle der heutigen Theologie mächtig sein, um den in ihnen seiner selbst bewußten und so zum Wissen gebildeten Glauben stets durch das Studium der heil. Schrift und der einschlägigen Literatur verjüngen und erfrischen zu können, dürfen aber das gläubige Gewissen ihrer meist wenig gebildeten Gemeinden durch ihnen schwer faßliche theologische Discussionen nicht verwirren. Sie sollen hauptsächlich aufs Gemüth wirken und von der Lehre nur das mittheilen, was zur Erweckung des christlichen Lebens förderlich und ihrer Fassungskraft angemessen ist.

Ich schließe diese nur im Interesse der heiligen Sache der Religion niedergeschriebenen Zeilen mit dem herzlichen Wünsche, daß sie zur Bewahrung des Friedens in den gläubigen Gemüthern und der Eintracht unter unseren Geistlichen, bei aller Freiheit der Forschung, dienen möchten, und erlaube mir daher noch folgende schöne Worte des großen Heiden-Apostels an sie zu richten: *παρακαλῶ οὖν ὑμᾶς ἀξίως περιπατῆσαι τῆς κλήσεως ἧς ἐκλήθητε μετὰ πάσης ταπεινοφροσύνης καὶ πραότητος, μετὰ μακροθυμίας, ἀνεχόμενοι ἀλλήλων ἐν ἀγάπῃ σπουδάζοντες τηρεῖν τὴν ἑνότητα τοῦ πνεύματος ἐν τῷ συνδέσμῳ τῆς εἰρήνης, ἓν σῶμα καὶ ἓν πνεῦμα, καθὼς καὶ ἐκλήθητε ἐν μιᾷ ἐλπίδι τῆς κλήσεως ὑμῶν εἷς κύριος, μία πίστις, ἓν βάπτισμα.*

II.

Zur Literatur.

Die Reden der Apostel, nach Ordnung und Zusammenhang für gläubiges Verständniß ausgelegt von Rudolph Stier, Dr. theol., Sup. und Oberpfarrer in Eisleben. Zweite neu bearbeitete Auflage. Vollständig in 2 Theilen. Lpzg. 1861. 2 Thl. 20 Ngr. Der ehrwürdige Verf., der dieses Buch zum ersten Mal vor 32 Jahren herausgab, ist bereits heimgegangen. Auch wir erfüllen bei dieser Gelegenheit eine Pflicht der Pietät, wenn wir ihm in dankbarer Anerkennung für die Anregungen und Belehrungen, die wir aus seinen Schriften empfangen, ein have pia anima zurufen. Stier (geb. 1800, † 1862) war zuerst Lehrer am Schullehrerseminar in Gumbinnen. Nachher ward er 1825 auf die Empfehlung geistesverwandter Freunde an das Missionshaus zu Basel berufen. Dort wurde er auch ordinirt, und zwar, wie er später, besonders bei den Kämpfen für die Union, oft hervorhob, auf die heil. Schrift allein. Da er dort nicht erst noch ein Examen zu bestehen hatte, seine Ordination und Amtsfähigkeit aber bei seiner Rückkehr nach Preußen anerkannt und auch später bei seinem Eintritt ins Ephoralamt dem wohlbekannten Dr. theol.

kein Colloquium zugemuthet wurde (sehr richtige Praxis!), so ist er in dem vielleicht einzigen Fall gewesen, bis zum Superintendenten zu gelangen, ohne je ein Examen außer dem für das Maturitätszeugniß gemacht zu haben. An der „Gesangbuchsnoth", wie diese in den dreißiger Jahren vielfach ventilirt ward, nahm er durch sein kräftiges Wort lebhaft Antheil, doch kam bald eine Zeit, wo er schon wieder nicht alterthümlich genug war, denn St. hatte zu viel Geschmack und richtigen Takt, um alle Archaismen des 16. und 17. Jahrh. wieder mitsingen zu lassen, auch stand er muthig für eine Verbesserung der Lutherbibel ein. So gab es nachher Leute, welche ihn der Umkehr und Verleugnung seiner früheren Grundsätze anklagten. Es ging ihm, wie Vielen seiner Zeitgenossen und früheren Mitstreiter: nicht er wurde ein anderer, sondern die Zeit eine andere. „Ich stehe noch gerade auf demselben Fleck, sagte er, wie seit Jahren, aber ihr habt dem Fluß, auf dessen linkem Ufer ich stand, ein anderes Bette gewählt; da stehe ich denn nun freilich plötzlich auf dem rechten Ufer; so hat die Hyperorthodoxie und der überspannte Confessionalismus auch dem Strom der kirchl. Meinung ein anderes Bett gegeben; die jungen Leute, die mit gegraben, haben sich rechts gestellt; mancher gewandte Springer ist auch glücklich mit hinüber gesprungen, aber nicht alle.".

Es ist erfreulich, daß St. diesem schätzbaren Buch noch eine zweite Bearbeitung widmen konnte. Wir können den Grundsatz nur billigen, den er in der Vorrede wiederholt: „die Gründung des N. T.'s auf das Alte, und den innigen Zusammenhang zwischen den Schriften des Alten und Neuen Bundes, wonach sie nur Eine göttliche Schrift sind, zu erkennen: das ist die Wurzel alles gläubigen Schriftverständnisses, welches *την γραφην* im Sinne Christi versteht." St. will das Wort des mündlichen Apostelzeugnisses und dessen eigentlichen Sach-Inhalt ans Licht stellen. Er will für „strengen und kindlichen Inspirationsglauben" einstehen, der ihm, „leider auch neueren, gläubigen Theologen immer noch fehlt." Weshalb er in Bezug auf „die höchst bedeutsame und bedenkliche Abhandlung Dr. R. Rothe's über heil. Schrift und Inspiration" (Stud. und Kr. 1860, 1) seine „protestirende Klage noch einmal erhebt." Wir haben hier Erklärungen und Auslegungen der Reden der Apostel, wie sie uns in der Apostelgeschichte aufbehalten sind, und zwar, da Petrus und Paulus hauptsächlich und vorzugs-

weise als die redenden und handelnden Apostel auftraten, zunächst dieser Beiden. Die wichtigen Vorfragen, welche die moderne Theologie beschäftigen, über die Quellen, aus denen Lukas die Mittheilungen seiner Apostelgeschichte geschöpft hat, bleiben hier allerdings unerörtert. St. hat es mit dem Sach-Inhalt und den Reden zu thun, wie solche vorliegen. Es würde den Raum dieser Blätter überschreiten, wollten wir genauer nachweisen, in wie ernster und redlich forschender Weise St. seine Aufgabe gelöst hat. Es bleibt zu wünschen, daß die Bestrebungen eines so edlen und trefflichen Geistes, wie St. war, der mit solcher Hingabe und Liebe in Gottes Wort sich vertieft, nicht verloren gehen, sondern Frucht wirken für Alle, welche mit gleicher Liebe ein gläubiges Verständniß der heil. Schrift suchen.

Nathanael. Apologetische Vorträge über einzelne Punkte des Christenthums, gehalten von Hermann Dalton, Pastor und Mitglied des (reformirten, A. d. R.) Consistoriums zu St. Petersburg. Verlag der Kaiserl. Hofbuchh. H. Schmitzdorff. 269 S. 8. Nebst einer Dedication an Hrn. Prof. Dr. K. J. Nitzsch. 1860.

Der Verf. hat „in (16) freien Vorträgen im Winter $18\frac{59}{60}$ diese Skizzen aus der Apologetik des Christenthums vor einem größeren Zuhörerkreise" gegeben, und sie nachher niedergeschrieben. Es geht ein „Nathanael-Suchen" durch die Zeit. Der Verf. wollte dem entgegenkommen. Sein Streben war, „aus der Sprache der Gelehrten die Resultate, die eine „gläubige" Theologie jetzt hat aufstellen können, in die Sprache der Gebildeten zu übersetzen und das gediegene Gold, das aus dem ewigen Schachte des Christenthums hervorgearbeitet ist, in eine gangbare Münze des täglichen Verkehrs umzuprägen." Sein Vorhaben war, so rein und unverfälscht wie möglich die Schätze der neueren Theologie den Gebildeten aufzuschließen." Er nennt aus der Zahl der noch lebenden Männer, wie Nitzsch, Jul. Müller, Rothe, Twesten, Schöberlein, Dorner, Hase, Martensen, Tholuck als die, deren Werken er bei der Abfassung des Buches den größten Dank schulde. Der Inhalt der Vorträge sei aus folgendem zu entnehmen: „Einleitung. Veranlassung zu diesen Vorträgen. Das Wesen des Glaubens. Das Wesen des Menschen im Lichte der drei Ideen: des Wahren, des Guten und Schönen. Der christliche Begriff der Humanität. Die Sünde in ihrer Allgemeinheit, ihrer Offenbarung und ihrem Wesen. Die Schuld. Prü-

fung der Versuche, die Sünde aus der Sinnlichkeit und den Gegensätzen im geistigen Leben abzuleiten. Darstellung einiger Versuche, selbstständig eine Befreiung von der Sünde anzubahnen. Die Versuche von Novalis, Göthe und Schiller. Das Heidenthum in seiner größten Entfaltung im Griechenthum. Das Judenthum. Jesus Christus. Die Offenbarung. Ihre Möglichkeit. Lessing's Ansicht darüber. Das Wesen der Offenbarung. Das Wunder. Die heil. Schrift. Jesus Christus als der Sohn Gottes. Die Trinität. Die Erlösung. Der Einfluß Christi auf den Einzelnen. Die christl. Familie. Die christl. Kirche in allgemeinsten Umrissen. Aeußere Mission. Innere Mission. Das Programm ist ebenso reichhaltig als glücklich in seinen einzelnen Punkten gegriffen. Es ist keine Frage, daß, wer es vermöchte, den gebildeten Zeitgenossen über diese wichtigen Angelegenheiten in einer würdigen, dem hohen und ernsten Gegenstande angemessenen, Sprache Rede und Antwort zu stehen, sich ein Verdienst um die „Suchenden" erwürbe. Herr D. hat seine schwierige Aufgabe, wie aus dem Wunsch seiner Zuhöhrer zu ersehen, in erfreulicher Weise gelöst. Die Ansprachen sind warm und innig vorzugsweise an das Gemüth gerichtet. In schöner, oft sehr schöner Sprache sucht er die Geheimnisse der ewigen Gotteswunder zu deuten. Auch die äußere elegante Ausstattung des Buches ist anerkennenswerth.

Der verlorene Sohn. (Sechs) Betrachtungen aus dem Leben eines Christmenschen. Von Hermann Dalton, Pastor zu St. Petersburg. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses. 1863. 212 S. kl. 8.

Aus der Widmung an Hrn. Dr. J. H. Wichern entnehmen wir den Anlaß der Entstehung dieser Betrachtungen: „Es galt, einer theuren, schwer und unheilbar Leidenden die letzten Wochen vor dem Ende die in der Kirche gewohnte Erbauung so viel möglich vor das Leidens- und Sterbelager zu bringen. Der Inhalt der Predigt des verflossenen Sonntags wurde deshalb in den frühen Morgenstunden des verflossenen Winters niedergeschrieben und die innige Liebe der theuren Leidenden raffte dann die letzte geistige Kraft zusammen, um zu folgen und sich zu erbauen an dem, was Gegenstand der Erbauung der ganzen Gemeinde gewesen. Bis zum Schlusse der vierten Betrachtung konnte die Leidende mit Aufmerksamkeit dem Vortrage folgen; gerade an jenem für den besonderen Fall so schwierigen

Punkte an der Fröhlichkeit eines Christenherzens mitten im Leid, da war es, wo die an Liebe so reiche Mutter mit einer Thräne, die der Schmerz ihr ausgepreßt hatte, dem Sohne dankte und in ihn drang, diese Betrachtungen nicht nur für sie niedergeschrieben zu haben, sondern sie vervielfältigend hinausgehen zu lassen, daß sie vielleicht noch manche Seele zu Gott aufrichteten und in tiefem Leide tröfteten.

Der begabte Verf., den wir schon aus seinem Nathanael haben kennen gelernt, hat hier in einer sehr edlen, oft auf dem Schwunge der Phantasie an die hochpoetische Form anstreifenden Sprache dem Bekenntniß der Buße und der Verkündigung der Gnade einen Ausdruck gegeben. Möchte dieses Büchlein Vielen „eine Mitgabe fürs Leben" sein. Druck, Papier und splendide Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig.

Ueber die seufzende Creatur, Röm. 8, 19—23. Von Dr. Carl Frommann, Pastor ꝛc. zu St. Petersburg. (Jahrb. f. deutsche Theol. 8, 1. Gotha, 1863. S. 25—50.)

An dieser Abhandlung haben wir nur das Eine auszusetzen, daß es dem Verf. nicht gefallen hat, sie unserer Zeitschrift zu gönnen. Sie wäre unleugbar eine Zierde derselben gewesen. Wir waren fast in Versuchung, sie hier nachzudrucken, da jene „Jahrbücher" bei uns schwerlich allgemein verbreitet sind. Doch durften wir uns solches nicht erlauben. „Das sehnsüchtige Abwarten, Schmachten (ἀποκαραδοκία) der κτίσις erharrt die Offenbarung der Kinder Gottes, d. i. deren Verherrlichung mit Christo." Wer seufzt und schmachtet und wartet und sehnt sich? das ist die Frage. Was ist unter dem Wort κτίσις verstanden? „Die gesammte vernunftlose Schöpfung, lebendig und leblos, dasselbe, was wir im populären Gebrauche die ganze Natur nennen, wobei wir die intelligenten Wesen auszuschließen pflegen" (so Meyer, s. Comment., und mit ihm die überwiegende Majorität der Ausleger). Oder die gesammte Menschheit. So F. Gründlich und klar hat F., wenigstens für uns, seinen Beweis dargelegt. Daß die κτίσις, die bewußtlose Natur, das Gefühl eines sehnsuchtsvollen Schmachtens habe, die Angst des Seufzens und der Geburtswehen kenne, Willen und Neigung besitze und Hoffnung hege, den Druck der Knechtschaft und das Glück der Freiheit empfinde, ja sogar ein Mitgefühl mit dem Zustande eines anderen Subjects, der Kinder Gottes, hat,

nach deren Offenbarung und Verherrlichung sie sich sehnt, ist doch immer nur als „Personification" der Natur zu fassen. Diesen Begriff der Personification der Natur zu einer objectiven Thatsächlichkeit hinauf zu schrauben, halten wir für ungemein schwierig, und vermögen über solche auffallende Ausdrucksweisen, nach welchen menschliche Vorstellungen, Gedanken und Affecte auf die unpersönliche, vernunft- und willenlose Natur übergetragen werden, nicht leicht hinwegzugehen. Meyer a. a. O. mag sich und andere beruhigen, wenn er sagt: „Bei der poetisch (?) prophetischen Färbung der ganzen Stelle können die Ausdrücke des Harrens, Seufzens, Hoffens, der Knechtschaft und Erlösung um so weniger befremden, da schon im A. T. dergleichen Prosopopäien sehr gewöhnlich sind." Wir können „poetisch gefärbte Redefiguren für die Lehrhaftigkeit eines Dogmas — das hier, beiläufig bemerkt, Röm. 8, doch nur als ein ἅπαξ λεγόμενον auftreten würde — nur brauchen, indem wir die „poetische Färbung" möglichst auf den wirklichen Lehrgehalt reduciren. Uns erscheint in der Stelle Röm. 8 der Gedanke ausgesprochen zu sein, „daß, gleichwie die Menschheit im Allgemeinen noch nach ihrer Erlösung seufzt, allerdings auch die Christen, obwohl sie schon den Geist Christi besitzen, auch noch seufzen, weil sie den der Sterblichkeit unterworfenen Leib noch an sich tragen." Das Endergebniß faßt F. treffend zusammen: erfahrungsmäßig liege in dem Bewußtsein des Menschen Sehnsucht nach einer Fortdauer in einem vollkommenen, von der Endlichkeit dieser Welt befreiten Zustande, welche als Thatsache einer natürlichen Offenbarung Gottes an den Menschen sich nachweist. Diese Sehnsucht war bisher eine unbefriedigte und hat ihr Ziel angewiesen erhalten und ihre Befriedigung gefunden in dem christlichen Bewußtsein der Gotteskindschaft, welches die Hoffnung einstiger vollkommener Erlösung und der Verherrlichung mit Christo einschließt. Insofern also diese Hoffnung der angestammten, von Gott verliehenen und in der ganzen Menschheit vorhandenen Sehnsucht nach einem künftigen vollkommenen Zustand entspricht, derselben ihr Ziel weiset und sie befriedigt, empfängt sie selbst die Bestätigung ihrer Sicherheit und Gewißheit. Durch Christum ist nun zwar das Ziel jener Sehnsucht erreicht, aber nur zum Theil. Denn, wie die gesammte Menschheit, so muß auch die Christenheit noch seufzen, da sie, so lange sie in diesem sterblichen Leibe lebt, den Leiden

dieſer Zeit unterworfen iſt, und alſo noch auf die völlige Offenbarung der Kindſchaft und Erlöſung des Leibes harret, ſo daß ſie nicht anders ſelig werden kann, als in der Hoffnung. Je tiefer das Gefühl dieſer Endlichkeit iſt, je ſchmerzlicher die Leiden, deſto mehr wird ſich alſo der Chriſt der Hoffnung tröſten, deſto mehr die Leiden dieſer Zeit gegenüber jener künftigen Herrlichkeit als nichts achten." Wie geſagt, wir danken dem theuren Schriftforſcher für ſeine bündige Beweisführung, die wir einen jeden Theologen zu leſen einladen, dabei aber bedauern, daß die Arbeit nicht in dieſer Zeitſchrift zu leſen ſteht.

Wir hatten (XIX. 2, 164) auf „Literäriſche Kämpfe hingewieſen ꝛc." Es waren damit die aggreſſiven Lanzenwürfe beleuchtet des Roſtocker Prof. Philippi contra den Erlanger Prof. Hofmann, des Prof. em. (gegenwärtig in Leipzig) Keil contra Prof. Kurtz in Dorpat, und des Hrn. S. in der Dorpater theol. Zeitſchr. contra Referenten, welcher die Dogmatik von Kahnis (Prof. in Leipzig) günſtig angezeigt hatte, und dafür ſehr bedenkliche Aeußerungen gedruckt zu leſen bekam. Solche Expectorationen, die zum Theil die äußerſten Grenzlinien theologiſcher Courtoiſie berührten, ſind allerdings ohne allen praktiſchen Erfolg geblieben. Bis jetzt hat man den elegiſchen Klagen durch energiſche Thaten keine Conſequenzen gegeben. So iſt denn auch von unſerer Seite für rathſam erachtet worden, den gegenwärtigen Zeitpunkt als geeignet anzuſehen, bis auf Weiteres in ruhiger Weiſe zur Tagesordnung überzugehen. Ein Leidensgefährte aber, Prof. Kurtz, der gleichfalls höchſt pikante Anzüglichkeiten ſich mußte ſagen laſſen, hat ſein Geſchick nicht ſo kaltblütig hingenommen, ſondern nunmehr gegen Hrn. Dr. Keil eine Broſchüre von 25 Seiten in die Welt geſchickt:

Recenſentenunfug. Eine Appellation von der Redaction der Dieckhoff-Kliefoth'ſchen theol. Zeitſchrift an die Leſer derſelben, von Prof. Dr. Joh. Heinr. Kurtz. Mitau 1863 (in Leipzig gedruckt). Dieſe Streitſchrift iſt Referenten als „Gratiszugabe zu des Verfaſſers Altteſtamentlichem Opfercultus" zugekommen. Bekanntlich hat (wie auch hier a. a. O. auszüglich mitgetheilt) Dr. Keil von dem Verf. der benannten Schrift nicht mehr noch weniger geſagt, als daß er von dem Geiſt, der in alle Wahrheit (d. h. vom heiligen Geiſt) leitet, verlaſſen ſei, mit der

Kirchenlehre vollständig gebrochen habe u. s. w. Kurtz fühlte, daß mit solchen weitläufig ausgesponnenen Behauptungen nicht blos seine wissenschaftliche Würde bloßgestellt, sondern in höchst peinlicher Weise ein Vernichtungskrieg gegen seine sittliche Existenz eröffnet werde, und ersuchte Hrn. Dr. Dieckhoff, den Redacteur der Rostocker Zeitschrift, wo die Keilsche Recension einen Platz gefunden hatte, auch seine Entgegnung aufzunehmen. Jedoch die Motivirung dieser Bitte machte auf Hrn. Dr. D. keinen Eindruck. Ja, Hr. Dr. D. „gesteht, es sich nicht erklären zu können, wie ich mich durch einige harte Worte des von mir zuerst Verletzten so überaus verletzt und gekränkt fühlen könne." So mußte also Kurtz diesen Weg zur Veröffentlichung seiner Rechtfertigung einschlagen. Die „Appellation an die Leser" ist würdig und sachgemäß, und beweist, daß von Keil dasselbe gesagt werden könne, wenn man mit gleichem Maße messen wolle.

Die Lehre vom freien Willen und seinem Verhältniß zur Gnade in ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Chr. Ernst Luthardt, Prof. zu Leipzig. 1863. 470 S.

Dieses Buch, das sich den Werken seiner Collegen in Leipzig, eines Kahnis, Zezschwitz, Brückner, würdig anschließt, ladet zum Studium ein. Wir erlauben uns, um den Geist, aus welchem diese Darstellung hervorgegangen, zu kennzeichnen, die erste Seite aus dem 1. Abschnitt: die Aufgabe, hier zu geben:

„Die ganze Dogmatik, sagt Luthardt, darf man wohl sagen, ist gegenwärtig in Fluß gekommen. Nicht blos hat die Schleiermachersche Theologie und die sich ihr anschließt das kirchlich überlieferte Gepräge der Dogmen aufgelöst, um sie aus dem christlichen Bewußtsein und dem modernen Denken neu werden zu lassen: auch in der lutherischen Theologie hat sich die dogmatische Verhandlung rasch von einzelnen Fragen über das ganze System der Dogmatik verbreitet. Es wäre vergebens und auch ein Unrecht, ein Unrecht gegen die Kirche selbst, welcher die Theologie dienen soll, diese Bewegung gewaltsam hemmen zu wollen, in der Absicht, nur schnell eine Einheit herbeizuführen. Ein reichhaltiges neues Gedankenmaterial ist zum alten hinzugekommen, das mit verwendet und verwerthet sein will von der nie stille stehenden Thätigkeit des dogmenbildenden Geistes der Kirche. Solche Zeiten des Ueberganges

sind unbehaglich, weil von einem Gefühl der Unsicherheit begleitet, während das kirchliche Handeln sicheren Boden unter den Füßen und feste Prägung des dogmatischen Metalls für sein Lehrgeschäft fordert. Aber sie wollen in Glauben und Geduld getragen sein, im Glauben an den Geist, der in alle Wahrheit leitet und in der geduldigen Arbeit des Erkennens.

Dieser gegenwärtige Stand der Dinge hat keine persönlichen Gründe noch Abhülfen: er hat eine innere Nothwendigkeit; und diese erkennen heißt auch den Weg zum Ziel erkennen. Unsere Theologie ist aus der Erneuerung des religiösen Lebens heraus neu und kirchlich geworden. Es war natürlich, daß man sich vor Allem des erneuten Besitzes der alten Güter der Kirche und ihrer Glaubenserkenntniß freute. Die vorderste und die umfassendste Thätigkeit ging darauf, sich wieder in den vollen Besitz der kirchlichen Wahrheitserkenntniß zu setzen. Restauration war die nächste Aufgabe. Aber sie konnte nicht die alleinige bleiben. Es ist von allen zugestanden, daß es mit der Repristination der alten Dogmatik allein nicht gethan ist, daß wir vielmehr Erneuerung derselben im eigentlichen Verstande des Wortes brauchen, wie sie ebenso von der Geschichte des Dogmas und der Theologie überhaupt wie vom gegenwärtigen Bedürfniß der Kirche gefordert ist."

D. Martini Lutheri colloquia, meditationes, consolationes, judicia, sententiae, narrationes, responsa, facetiae e codice bibliothecae orphanotrophei Hallensis cum perpetua collatione editionis Rebenstockianae edita etc. ab H. E. Bindseil, Dr. Prof. etc. Tomus I. Lemgo & Detmold. 1863. CXXIII. 465 S.

Dieses Werk gibt die lateinischen Tischreden Luther's zum erstenmale in der Gestalt, in welcher sie in der Handschrift von 1560 der Hallischen Waisenhaus-Bibliothek sich finden. Zwar hat schon im J. 1575 H. P. Rebenstock, Prediger zu Eschersheim, in seiner zu Frankfurt a. M. erschienenen Ausgabe (2 Bde. kl. 8) diese lat. Tischreden aus einer ähnlichen Handschrift veröffentlicht, jedoch enthält seine Ausgabe keinen durchaus treuen Abdruck. Auch ist noch zu erwähnen, daß die hier abgedruckte lat. Handschrift des J. 1560 um 6 Jahre älter ist, als die erste von Joh. Aurifaber besorgte Ausgabe der

deutschen Tischreden, welche 1566 in Eisleben erschien. Da dieses Buch, so interessant es auch ist, nicht allen wird zugänglich sein, so hätten wir wol gern einige Auszüge gegeben. Aber — —! In den Abschnitten prodigia, portenta, miraculosa, S. 199—209, oracula, S. 209—210, de diabolis, S. 218—242, und zwar diabolus, illius natura, conatus, insidiae, figura, expulsio, S. 218 ff., terriculamentis satanae quomodo resistendum, S. 224 ff. u. s. w. ist eine Fundgrube für diejenigen, die um „constatirte Thatsachen" verlegen sind, und verweisen daher in Ermangelung constatirter Thatsachen der Gegenwart auf die aus den Jahren 1521 u. s. w. hin, wo sie sich in großer Zahl häuften. Was die Sache interessant und wichtig macht, ist nicht das so und so geschehene Factum, die Thatsache, als vielmehr das Urtheil, die Ansicht darüber. So z. B. sind alle diese Geschichten, — es werden in einem Hause viele Geschirre zerbrochen, es ertrinkt ein Mensch, es erscheint ein fremdartiges Licht am Himmel, es schwirrt und tobt in der Nacht über Häuserdächer und Baumwipfel, es rumort im Schooß der Tiefe, wenn man Steine in einen Brunnen wirft, es wird einer erstochen u. s. w. gar nicht so seltsam und wunderbar; gegen die Thatsachen kann Keiner was haben, aber die Urtheile, die in jener Zeit des 16. Jahrhunderts über die Facta hier zu lesen sind, die sind's, die unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Wir empfehlen dieses interessante Buch allen Theologen.

III.

Nachrichten.

Wenn wir in jedem Heft mehr oder weniger „Nachrichten" geben, so bitten wir die Leser, sich gelegentlich abermals des Zweckes und der Aufgabe unserer Zeitschrift zu erinnern. Was wir wollen? Die Macht der Presse im Dienst unserer Kirche verwerthen; einen Sprechsaal offen halten, zum gemeinsamen Gedankenaustausch über

gemeinsame Angelegenheiten, den räumlich Geschiedenen — man fasse die weit von den Ostseeprovinzen im Innern des großen Reiches zerstreuten evangel. Gemeinden mit ihren Predigern ins Auge — die Möglichkeit eines ununterbrochenen geistigen Verkehrs darbieten und dadurch eine Verständigung vermitteln über das, was Noth thut zur Kräftigung unseres kirchlichen Lebens, zur Weckung und Förderung unseres evangel. Glaubensbewußtseins, zum Aufbau des göttlichen Reiches auf Erden, soviel an uns ist. Unsere Zeitschrift will ein Sammelplatz sein für Alle, denen das Gedeihen unserer Kirche am Herzen liegt. Sie will das Bewußtsein unserer Zusammengehörigkeit bis in die entferntesten Gegenden des großen russischen Staates hin lebendig erhalten. Sie will an ihrem Theil dazu beitragen, daß die großen Grundsätze der Reformation innerhalb der evangel. Kirche in Rußland immer treuer, reiner, vollständiger zur Durchführung gelangen. Sie will auch, soweit möglich, gegenüber der evangel. Kirche des Auslandes, ein Zeugniß ablegen, daß wir nur durch lebendigsten Geistesverkehr mit der Kirche draußen uns in dem Besitz aller der Güter erhalten, welche deutscher Forschergeist im unzertrennlichen Bunde mit deutscher Gemüthstiefe für die gesammte evangel. Kirche verbreitet. Darum ist unsere Zeitschrift kein bloßes Theologen- und Pastorenblatt, das den betreffenden Kreisen unserer evangel. Gemeinden verschlossen bliebe. Die Angelegenheiten der evangel. Kirche wollen sie verhandeln vor der Gemeinde, für die Gemeinde, wo möglich unter immer kräftigerer Mitwirkung von Männern aus der Gemeinde. Sie will kein bloßes Erbauungsblatt sein, das ganz oder hauptsächlich auf andächtige Betrachtungen und Erregung frommer Gefühle sein Absehn richtet. Dem praktischen Leben, den kirchlichen Bedürfnissen und Interessen der unmittelbaren Gegenwart wünscht sie sich zu widmen. Zum Aufbau und Ausbau des evangel. Kirchenwesens will sie nach Kräften die Hand bieten. Alle kirchlichen Fragen der Gegenwart sollen eine fortgesetzte ernste Erwägung und Fürsorge erfahren. Sie will aber auch das Verhältniß der Kirche zur theologischen Wissenschaft keineswegs unberücksichtigt lassen. Vielmehr wünscht sie an ihrem Theil mitzuwirken, daß die Früchte der wissenschaftlich-theologischen Erkenntniß der Gegenwart zu weiteren Kreisen kommen, was namentlich in unseren Tagen für einen großen Theil der Gebildeten ein Bedürfniß ist, denen

die ewigen Heilswahrheiten in der Sprache unſerer Zeit zugänglich zu machen ſind. Das wollen wir. Dazu ſollen alle einzelnen beſonderen „Aufſätze", alle Beſprechungen der neueſten Erſcheinungen der „Literatur", ſowie alle „Nachrichten" dienen.

Diesmal müſſen wir uns in den „Nachrichten" etwas beſchränken.

Ein Graf v. Reichenbach ließ ſich den 23. März 1863 herbei, im evangel. Verein in Berlin einen Vortrag zu halten, in dem folgende Kraftſtellen vorkamen: „die Südſtaaten ſind im Beſitz eines hiſtoriſchen Rechts; die Anti-Sclaverei-Partei iſt die revolutionäre. Gottes Wort fordert nicht Emancipation der Sclaven. (Ob die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Rußland vom Standpunkt der puren materiellen Nützlichkeits-Theorie erfolgt iſt, oder nicht vielmehr der fortſchreitenden Humanität, die in der weltgeſchichtlichen erlöſenden Erſcheinung Chriſti, und ſomit im Worte Gottes wurzelt, zuzuſchreiben iſt, fragen wir nicht.) Die geiſtige Inferiorität der Neger iſt nicht zu läugnen. (Mit ſolchen banalen Phraſen will man die Rechte der menſchlichen Perſönlichkeit „ſich" natürlich conſerviren, auf Koſten verſteht ſich der „Inferiorität"!) Die höhere Ausbildung des Geiſtes bleibt ihr für immer unerreichbar. (Welch' divinatoriſch feines Sprüchlein!) Das germaniſch-ariſtokratiſche Princip fordert die Reinheit der Race. (Risum teneatis amici!) Die Abſchaffung der beſtehenden Sclaverei iſt ein ökonomiſcher (?), ſittlicher (?) und religiöſer (?) Irrthum. Ham iſt zum Knecht beſtimmt. (Praktiſche Anwendung der Prädeſtinationslehre!) Die Taufe, der chriſtliche Unterricht, die Einhaltung ſeiner Familienbande iſt für den Sclaven zu fordern. (Wie großmüthig!) Auch dürfte er aus Humanität nur mit der Scholle verkauft werden (wie gütig! nachdem der Neger ohne Scholle aus Afrika kam). Weil wir das hiſtoriſche Recht auf der einen, die deſtructiven Tendenzen (ah!) der Zeit auf der andern Seite finden, ſo müſſen wir um der Solidarität der conſervativen Intereſſen willen für den „Süden Partei ergreifen." (Ob der Redner in der Metropole „der höheren Ausbildung des Geiſtes" etwas davon gehört hat, daß es auch ein hiſtoriſches Unrecht, ein geſchichtlich gewordenes und daher geſetzliches fixirtes Unrecht geben kann? Wo bleibt Pſalm 68, 32?)

Die Rückſchrittspartei unter den Ultramontanen iſt

rig und thätig. Der großartige katholische Congreß zu
cheln im August c. im glücklichen Lande der Belgier
t nichts zu wünschen übrig. Der Papst hat ihm seinen
gensgruß zugesandt. Tausende strömten nach der belgi-
n Kirchenmetropole, nach dem sonst so verlassenen und
von seiner glücklichen Vergangenheit zehrenden Mecheln,
selbst mit unerhörtem Pomp das Jubiläum eines einst
berthätigen Marienbildes begangen ward. Unter dem
tz des Erzbischofs und dem Vorsitze des bekannten
fs der Ultramontanen, Baron de Gerlache, hielt der
greß seine Sitzungen. Der kluge und fein gebildete
dinal Wiseman leitete den Congreß durch ein feier-
es Hochamt in der Kathedrale im Verein mit mehreren
henfürsten ein. Im Sitzungssaal sprach zuerst der
bischof von Mecheln und legte die Bedeutung der Ver-
mlung dar. Graf Montalembert, dem kein Mensch
gheit und Bildung absprechen wird, sprach über die
rime: die freie Kirche im freien Staat, und über Ge-
sensfreiheit vom kathol. Standpunkt; Graf Foucher de
reil über die Solidarität der Völker (wahrscheinlich auch
Inferiorität der Söhne Ham's!) und die Fortdauer
Nationalitätssinnes; Cardinal Wiseman über den
hl. Zustand der Katholiken in England. Auch beschäf-
e man sich mit dem „Ankauf" eines Blattes: Journal
Bruxelles, das die Interessen der „Partei" vertreten
te, um doch auch der sog. öffentlichen Meinung ihre
rbitante Unkenntniß der eigentlichen Sachlage des guten
chts der Ultramontanen vor Augen zu halten. Eins war
: unangenehm: es handelte sich nur noch um eine „kleine
r runde Zahlen-Differenz." Der gegenwärtige Inhaber,
. Rève, verlangte nämlich für die Abtretung seiner Zei-
g die haarsträubende Summe von 400,000 Frcs. Wäh-
d dessen fahren in Tournay in Belgien, an der Eisen-
n, die Klöster fort, sich in dieser guten Stadt abzurun-
— zu arrondiren. Die Redemtoristen, eine Abart der
uiten, kaufen eine Besitzung nach der andern an, und
en in der Zeit von einigen Monaten ihrem geräumigen
prachtvollen Kloster 4 oder 5 große Besitzungen ein-
leibt. Woher kommen ihnen die nöthigen Hülfsmittel?
e arbeiten nicht und werden doch reich wie Kröfusse?
nn man den klerikalen Pressen, die aber auch viel Geld
en, glauben soll, so fallen die Güter den Mönchen in

den Schooß, während sie am Fuß der Altäre ihre Gebete halten. Auch in Namur haben die Klöster durch fortwährende Annexion beinahe ganze Quartiere der Stadt in Beschlag genommen. Sie nehmen jetzt einen sehr großen Theil der Oberfläche der Stadt ein. Inzwischen erließ der Fürstbischof von Trient aus Anlaß der Säcularfeier des Tridentiner-Concils am 12. Mai c. einen Hirtenbrief, in welchem der gelehrte und hochgebildete Verfasser Proben seines Geistes gab, wie folgt: „Luther erhob die Fahne der Empörung (!) gegen die Kirche Christi, um seine Leidenschaften zu befriedigen (!); um ihn schaarten sich bald die verworfensten (!) Menschen von ganz Europa. Verführer und Verführte fanden sich an mächtigen Fürsten, sogar an verdorbenen Gliedern des Heiligthums; sie unternahmen, kühn gemacht durch äußeren Schutz, ausgerüstet mit falscher Wissenschaft, das Werk, den Weinberg Christi zu verwüsten. Sie bemächtigten sich eines großen Theils von Deutschland, der Schweiz, Frankreichs, Englands und anderer Reiche und überall entflammten sie jenes Feuer, welches in unseren Tagen noch nicht erloschen ist. Welchen Schaden jene Gottlosen anrichteten, ist gar nicht zu beschreiben. Wir wollen nichts sagen von den Bürgerkriegen, Verheerungen, von der Schwächung der Monarchieen (!) und Reiche ꝛc., nichts melden von der Barbarei (!), welche sie, so viel an ihnen lag, in der Welt wieder einführten (!), gewiß ist es aber, daß sie .... das Blut des Erlösers mit Füßen traten und ungemein viele Seelen in den Abgrund der Hölle stürzten (!). Die Gotteslästerungen früherer Ketzer, eines Arius, Sabellius ꝛc. und anderer ähnlicher Ungeheuer (!) wurden in anderer Weise wiederholt unter dem Schutze Luther's, Calvin's ꝛc., sammt einer Schaar schamloser Abtrünniger, und wollten den Platz der katholischen Wahrheiten einnehmen. Sie aber werden fallen und weichen müssen wie Finsterniß dem Licht, wie die Synagoge des Satans der Kirche, Belial dem Christus!" Solche Schandmäuligkeit zeigt, was man noch heute Anno 1863 thun möchte, wenn man nur könnte! An gutem Willen fehlt's nicht. Also wo die evangelische Kirche eine Macht ist in unseren Tagen, da hat sie „die Barbarei wieder eingeführt?" Das allein genügt. Es ist dabei erfreulich, daß die Extravaganzen nur bei Worten bleiben. Aber wo und soweit sie Macht ist, kommt's zu Thaten. Das

kann man an dem Geschick des kathol. Prof. der Phil. in München, Frohschammer, sehen. Dieser ist von der römischen Curie und vom Erzbischof suspendirt und den theol. Studenten untersagt. In seiner neuesten Schrift: über das Recht der neueren Philosophie gegenüber der Scholastik, München 1863, tritt er nun als Priester der Wissenschaft dem römischen Papstthum gegenüber auf, und zeigt, daß er nicht nur im Interesse seines Amtes als Lehrer der Philosophie, nicht nur in dem aller Lehrer der Hochschulen und Akademien, sondern sogar in dem der Kirche den Kampf gegen den Mißbrauch der kirchl. Autorität, wie er in der Verurtheilung seiner Schriften und in dem Verfahren gegen seine Person vorgekommen, fortführen müsse. Daß die Ausbreitung des Himmelreiches auf Erden Geld kostet und viel Geld, und daß nach dem Maß der Spende der Geldmittel die Wärme und Kraft des Glaubens gemessen und gewogen wird, das ist unbezweifelte Thatsache. Es ist gut, wenn man sich die Zahlen immer wieder sagen läßt. In London betrug die letzte Jahreseinnahme der großen sog. ausländischen Bibelgesellschaft, die heute in 164 Sprachen bibl. Schriften druckt: 158,750 Pf. St. Immer aber ein Tropfen gegen die Kosten, welche z. B. allein der eine Krieg in Nordamerika bis jetzt gekostet, 200 Mill. Dollars! Die christlichen Völker scheinen sich noch immer mehr vor einander zu fürchten, als vor den Felsenburgen des Antichrists. Die evangel.-luth. Mission in Leipzig steht gegenwärtig unter allen deutschen Missionen am günstigsten. Für 1861 betrug die Einnahme 60,000 Thlr., von Rußland allein circa 9500 Thlr., also, man dividire! Der Missionsdirector Hardeland in Leipzig, der in diesem Sommer auch durch einen persönlichen Besuch die Freunde der Missionssache in den Ostseeprovinzen ꝛc. erfreute, konnte auf dem Missionsjahresfest den 27. Mai berichten, daß die Summe der tamulischen Lutheraner in Ostindien, für welche Leipzig 15 Missionäre hält, zu denen noch 2 kamen, sich auf 5488 beläuft. In der bayrischen Pfalz konnte das Missionsfest in Speyer den 3. Juni auf eine Jahreseinnahme von 5694 fl. hinweisen, die „nach bestimmten Normen" an die Missionsanstalten Basel, Barmen, Hermannsburg, Herrnhut und Leipzig vertheilt ward. Wenn wir ein Urtheil über solches „Vertheilen" uns erlauben, so sind wir gegen dieses je länger desto

feinere Zertheilen und Zersplittern unserer Kräfte und für ein Concentriren derselben. Es ist nur erfreulich, daß die christlichen Missionen gegenwärtig eine Ausdehnung gewonnen haben, wie nie, solange die Kirche steht. Wir wollen nicht sagen, „daß die Mission sich in dem letzten Vierteljahrhundert auf gar zu vielen Punkten engagirt" habe, aber wir meinen, es sei nicht praktisch, wenn ein Jeder sich verpflichtet fühlen soll, einem jeden Missionsunternehmen mit seinen Geldunterstützungen beizuspringen. Da scheint es zweckmäßig, sich mit seinen Kräften zu concentriren, wobei gelegentliche Gaben hier und da immerhin in vorkommenden Fällen nicht fehlen mögen, als Beweis, daß man ein weites Herz habe.

Bemerkenswerth war die Feierlichkeit der Grundsteinlegung einer neuen reformirten Kirche ungarischer Nationalität in Bukarest den 25. März 1863. Nachdem die anwesenden Geistlichen den Segen über den Grundstein gesprochen, heißt es in der Beschreibung, richtete der Präsident des reformirten Gemeindevorstandes an den Vertreter der politischen Schutzmacht, den österreichischen General-Consul Baron E., römisch-katholischer Confession, und an die gnädigst regierende Fürstin der Wallachei und Moldau, Helene Kusa, griechisch-orthodoxer Confession, die unter einem schön decorirten Zelt auf einem Thronsitz saß, die Bitte, den Grundstein mit zu weihen. Mit feiner Etikette trat Baron E. das Recht des ersten Hammerschlages an die regierende Fürstin, die er am Arm zum Grundstein führte, ab, worauf die Fürstin die Worte sprach: „Ich fühle mich glücklich, zur Grundsteinlegung einer neuen reformirten Kirche gerufen worden zu sein. Mit herzlicher Freude sehe ich die Zahl der christlichen Anstalten, welche den Leidenden Trost und Seelenbalsam bringen, im Lande Romänien sich mehren. Amen!"

In Baden hat man neuerdings verordnet, mit Anlegung von Familienbüchern der Gemeinden ungesäumt zu beginnen. Mit dem Schluß 1864 sollen diese Familienbücher aufgestellt sein. Ausgenommen sind die Stadtgemeinden Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Pforzheim. Wer könnte gegen diese Anordnung etwas haben, sollte man meinen. Diese Familienbücher sind nichts anderes, als die bei uns schon längst als nützlich und brauchbar erwiesenen „Personalbücher", die dem Prediger, der sich

ein solches Verzeichniß seiner Gemeindeglieder anfertigt, vielfach sehr zu statten kommen. Wir meinen, wenn es auch keine äußere, durch das Gesetz gewordene Veranlassung zur Anfertigung eines solchen Kirchenbuches gäbe, so müsse schon der praktische Nutzen von selbst darauf hinleiten. Wir finden nur befremdlich, daß die Stadtpfarrer diese gute Einrichtung nicht genießen sollen, wobei es sich aber doch von selbst versteht, daß es kein Gesetz gibt, welches diesen verböte, ein solches „Familienbuch" zu führen. Aber in Baden hat sich in der Presse ein Widerspruch von verschiedenen Seiten erhoben; man stößt in die Lärmtrompete, und wittert in diesen „Verzeichnissen" klerikale Ueberhebung und Bevormundung! Es scheint, manche wollen überhaupt keine Verzeichnisse der Communicanten u. dergl., weil sie bei Predigt und Abendmahl durch Abwesenheit glänzen, nichts desto weniger aber geistiges Betriebscapital hinlänglich zu besitzen sich einbilden, maßgebend als Leiter und Ordner der kirchlichen Neubauten auftreten zu dürfen!

Das Land Holstein mit 530,000 lutherischen Einwohnern brachte im J. 1862 für den Gustav Adolf-Verein 8000 Thlr. auf. Dagegen das gleichfalls lutherische Dänemark und Lauenburg betheiligten sich bis jetzt an diesem schönen Werk des Glaubens nicht, und zwar, wie es heißt, ersteres aus „politischen", letzteres aus „confessionellen" Gründen!

Wir lesen, daß im „gesegneten" Wupperthal, mit seinen beiden bekannten Centralorten Barmen und Elberfeld, auf kleinem Raum Lutheraner, Reformirte, Unirte, Katholiken, Juden, Altlutheraner, niederländische Reformirte, Deutsch-Katholiken, Baptisten, Independenten, Derbysten, Herrnhuter, Nazarener, Collenbuschianer, — „friedlich (!) neben einander wohnen," und staunen.

Im Juni tagte abermals in Eisenach, und zwar auf der Wartburg, die deutsch-evangel. Kirchenconferenz, indem 24 abgeordnete Vertreter der kirchl. Behörden von Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover, Württemberg, Baden ꝛc. sich eingefunden hatten, unter dem Präsidium von Oberhofprediger Grüneisen aus Stuttgart und Dr. Harleß aus München. Drei Hauptfragen kamen zur Besprechung: 1) die Ausarbeitung einer kirchl. Statistik des evangel. Deutschlands; 2) die von den Bibelgesellschaften angestrebte einheitliche Textgestaltung der Lutherbibel und ihre

theilweiſe Berichtigung nach dem Grundtext. In dieſer Bibelüberſetzungsfrage drang die freiere Anſicht von Dorner vertreten durch, die entgegengeſetzte von Kliefoth ward abgewieſen. Nach den freimüthigen und, wie wir meinen, höchſt proteſtantiſchen und richtigen Anſichten, die Prof. Delitzſch neulich in der Gunck'ſchen Zeitſchr. ſo mannhaft geltend gemacht hat, war das auch zu erwarten. Mancher wird nun gewiß zur Beſinnung gebracht — denn Autoritäten und Namen ſind bei Manchen entſcheidend — es müßte denn ſein, was auch geſchieht, daß Mancher gar nichts lieſt, ſondern ſeine alten Collegienhefte nur durch Hörenſagen zu ergänzen „Zeit hat." Nicht wenige erſchrecken, wenn ſie von Berichtigung der Lutherbibel nach dem Grundtext hören. Es liegt hier das Mißverſtändniß zum Grunde, daß man meint, es ſolle „die Bibel verbeſſert" werden, was keinem Vernünftigen einfällt; man will nur die Ueberſetzung nach dem Urtext der Bibel verbeſſern. Endlich 3) die theol. Examinationsfrage.

In Oberſavoyen haben „Beſeſſene" im Dorf Marginés Aufſehn erregt. Die kathol. Ortspfarrer mit ihrem Anhange erklärten, daß nach ihrer Meinung hier eine wirkliche Teufelbeſeſſenheit obwalte. Es wurde alſo von der oberen Medicinalinſtanz in Paris ein bewährter Mann, Dr. Conſtant, nach dem Orte abgeſchickt, der in Folge ſeiner Unterſuchung ſich auf das Beſtimmteſte gegen die Meinung des kathol. Ortsclerus ausgeſprochen hat: relation par une epidemie d'hystere demonopathie 1861 par Dr. C. Paris 1863.

Die Betrachtung der Ereigniſſe und Zuſtände des kirchl. Lebens üben auf das Gemüth ſtets einen Eindruck, der häufig von der Dispoſition der Stimmung abhängt. So gibt es eine ſanguiniſche Stimmung, die aus Allem eine neue Morgenröthe für die Kirche anbrechen ſieht; ſodann eine melancholiſche, welche nichts anderes als ein finis ecclesiae evangelicae erwartet, in der Gegenwart den Anfang des Endes erblickt, und lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende möchte; endlich eine pflegmatiſche, welche das Unvermeidliche ruhig abzuwarten entſchloſſen iſt; falls wirklich alles drunter und drüber gehe, ſo habe man keine Verantwortlichkeit; man habe ja nicht ſich eingemiſcht ſondern gehorſamt; die Leiter mögen für die böſen Folgen einſtehen. Doch möchte, wer

sich diesen Phlegmatikern zuneigt, sich nicht vollständig mit dem Gedanken aussöhnen, daß, wenn er auf höhere Eingebung die brennende Lunte in der Hand sich auf eine offene Pulvertonne setzte, das sein Trost sein solle, werde er in die Luft gesprengt, so trügen lediglich seine hohen Vorgesetzten daran die Schuld.

Wir stehen zuverlässig, läßt sich eine Stimme (A. A. Z. 1863, 221) vernehmen, in der Nähe großer Ereignisse, indem sich die Umgestaltung der politischen Verhältnisse unseres Continents in einer zweifachen Richtung vorzubereiten scheint. Auf der einen Seite ist es die gänzliche Umwandlung des geistigen und materiellen Verkehrs in Folge der neuen Erfindungen auf den Gebieten der praktischen Naturwissenschaften, welche mit unaufhaltsamer Macht die zu starren Schrecken der Kleinstaaten zusammenbricht und zur Formation großer Machtgebiete hindrängend, manche unverkennbare Gefahren in sich birgt; auf der anderen Seite ist es die durch die Allgemeinheit der höheren Bildung hervorgerufene lebhaftere Bewegung des Geistes, welche eine Umgestaltung der Regierungsformen durch Uebergang aus dem System der Bureaukratie in das des Constitutionalism und Selfgovernment nothwendig fordern muß. Wir fügen Obigem hinzu, daß soviel klar und unbestritten sein möchte, daß auch die Kirchen in Mitleidenschaft kommen. Uns scheint, um es kurz zu sagen, die Wiederaufnahme der kirchl. Verfassungsfrage ein Zeichen zu sein, daß die Kirche auf dem Wege ist, in die Netze der Majoritätsherrschaft verstrickt zu werden. Wenn die kathol. kirchl. Versammlungen dieses Jahres in Trident, in Mecheln und zuletzt in Frankfurt die weltliche Herrschaft des Papstes als den Kernpunkt der Existenzfrage der römischen Kirche — wir sagen, von ihrem Standpunkt mit Recht — erklärt haben, von welchem nimmer zu weichen sei, so geht das Vordringen Roms darauf, auf deutschem Boden — und immer weiter, wo möglich — eine lang entbehrte Machtstellung wieder zu gewinnen. Wenn also, den gewaltsamen Schlägen und diplomatischen Künsten gegenüber, Friedrichs II. Wort: toujours en vedette! des Protestantismus Parole sein sollte, so bleibt es bei alledem eine überraschende Erscheinung, daß es heutzutage dennoch Protestanten gibt, die folgerichtig nach Maßgabe der Schmalkaldischen Artikel das Papstthum für das Antichristenthum

erklären müssen, für die weltliche Herrschaft des Papstes (siehe Kreuz-Z.) ihre Lanze ritterlich stets einlegen und als unausbleibliche Folge des Sturzes der päpstl. weltlichen Herrschaft den Sturz aller legitimen Staatsregierungen verkündigen (!), während doch Rußlands und Englands Größe und Macht ihnen ein thatsächlicher Beweis vom Gegentheil sein sollte.

Ein Decret der Congregation des Inder in Rom verurtheilt unter anderen neueren Werken auch Vie de Jésus par Ernest Renan, membre de l'Institut. Paris, 1863. Damnatur et editio altera, heißt es dabei. Das Buch soll nämlich schon in 100,000 Ex. verkauft sein. Eine deutsche Uebersetzung existirt bereits gleichfalls. Wo soll das hinaus?

Die Oeselsche Prediger-Synode vom 2—4. Juni 1863 in Arensburg. 12 Geistliche waren versammelt, zwei fehlten Krankheits halber. Past. Masing von Jamma hielt die Predigt Apostelg. 20, 28: die apostolische Mahnung, Acht zu haben 1) auf sich selbst, 2) auf die ganze Heerde. 1) Zum Achthaben auf sich selbst gehört gewissenhafte Prüfung, ob unsere eigene Heilserkenntniß nach Gottes Wort und unsern Bekenntnißschriften die richtige und die lebendige sei; ob unsere Herzensstellung die rechte sei; ob unser Wandel mit unserer Predigt übereinstimme; ob wir selbst die Gnadenmittel fleißig benutzen? Die Beweggründe auf sich selbst Acht zu haben sind: unsere eigene Sündhaftigkeit; unsere größere Verantwortlichkeit; die größeren Versuchungen, denen wir ausgesetzt sind; die Heiligkeit unseres Berufs. 2) Zum Achthaben auf die ganze Heerde gehört: unsere persönliche Bekanntschaft mit allen, also auch mit jedem einzelnen Gliede unserer Gemeinde durch regelmäßige Hausbesuche; die gewissenhafte Sorge, daß jedem seine Speise zu rechter Zeit und in rechter Weise verabfolgt wird; wachen, daß der Feind nicht komme und Unkraut säe; liebevolle Behandlung der Gemeinde. Die Beweggründe dazu liegen: in unserem Verhältniß zur Heerde (wir sind ihre Bischöfe); der heil. Geist ist der Urheber des Amtes; die Heerde ist die Gemeinde Gottes, welche er durch sein eigenes Blut erworben. Zum Schluß eine kurze ernste Ermahnung an die Gemeinde, Acht zu haben auf sich selbst, über die Diener Gottes nicht

zu richten und zu *urtheilen*, sondern sie theuer und werth zu halten.

In der Eröffnungsrede sprach der Superintendent sich dahin aus, daß es Pflicht der Prediger sei, in religiöser Glaubenserkenntniß immer mehr zu wachsen, und sich darin nicht eines trägen Stillstandes schuldig zu machen; diejenigen, deren fromme Ueberzeugung von der ihrigen abweiche, nicht sogleich als solche zu bezeichnen, die den Herrn nicht lieb haben; nur in dem Maße, als wir selbst in der Erkenntniß wachsen, würden wir fähig, den Segen des Amtes an uns selbst zu erfahren und anderen mitzutheilen. In solchem Fortschritt in wahrer Erkenntniß Jesu Christi möge auch die diesjährige Synode Anregung und Ermunterung gewähren. Dazu erflehete er Gottes Beistand im Gebet.

Oberpastor Hesse gab eine Bearbeitung der Frage: wie ist die Stelle Röm. 7, 25 zu verstehen? (So diene ich nun mit dem Gemüthe dem Gesetz Gottes, aber mit dem Fleisch dem Gesetz der Sünde.) Die meisten Ausleger meinen, Paulus bekenne solches im Rückblick auf seinen früheren unbekehrten Zustand; andere (zu denen Luther, Calvin, Augustin, und zuletzt Philippi) erklären, daß der Apostel hier seinen gegenwärtigen wiedergeborenen Zustand beschreibe und aus seiner täglichen Erfahrung rede. H. suchte in Uebereinstimmung mit dieser letzten Erklärung zu zeigen, daß das Bekenntniß nur von dem Zustande des Wiedergeborenen zu verstehen sei. Auch umfasse dieses Bekenntniß die beiden Seiten des Wiedergeborenen, nämlich einmal den zwar zum Tode verwundeten, aber noch nicht getödteten alten Adam, und den in der Rechtfertigung zur Heiligung erneueten Menschen, der in jedem Moment von sich aussage, daß er einerseits gegen den Leib des Todes einen unablässigen Kampf zu führen habe, andrerseits durch Christum die Zuversicht der Herrschaft und des endlichen Sieges habe, so oft er auch noch in Schwachheit sündige. Die praktische richtige Folgerung aus dieser Auffassung sei: sie *bewahre* vor pietistischer Selbstquälerei, als müsse und könne der Bekehrte in diesem Leben schon völlig frei von allen Sünden sein; sie *verpflichte* uns zu stetem Kampf in Selbstbewachung und Gebet. — Die Synodalen erklärten sich mit dieser Auffassung der schwierigen Stelle ganz einverstanden.

Die Frage: wie erwecken wir Theilnahme in der Gemeinde für die Liturgie? ward vorgeschlagen, den Gebietsschullehrern zu einem rechten Verständniß der Liturgie zu verhelfen, damit sie beim dritten Gebot die Kinder darüber belehren; auch sei im Confirmandenunterricht darauf hinzuweisen, auch einmal eine Predigt darüber zu halten. Es ward die Bitte erneuert, die Einführung der Introiten zu gestatten.

P. Gahlnbaeck: Ist eine Predigt, wenn sie das Moralgesetz Christi behandelt, deshalb nicht evangelisch, und der Prediger deshalb ein unevangelischer? Gesetz und Evangelium hätten beide ihre besondere Aufgabe; eins nicht ohne das andere. Rein Moralpredigen zu verwerfen, da es nur die Sündhaftigkeit bezeuge, nicht den Weg zur Seligkeit beweise.

Sup. v. Schmidt über dieselbe Frage. Redner schicke voraus, daß er in seinem langen Leben eine Zeit erlebt, wo man nur Moral predigte, und Glaube und Verdienst Christi als Nebensache behandelte. Darnach wieder eine Zeit, wo nur Evangelium, ja wo das Wort „christliche Tugend" als heidnisch betrachtet ward, ungeachtet Schrift und Bekenntniß dieses Wort brauche, — wo man über das Verhältniß zwischen Seligkeit und guten Werken oft ziemlich parador sich ausließ. Das Wort Evangelium habe aber einen doppelten Sinn, einen weiteren und engeren. Evangelium in weiterem Sinn schließe auch das Gesetz ein. Wenn man Evangelium in diesem weiteren Sinn predige, so heiße das noch nicht unevangelisch predigen. Wenn Manche meinen, alle Verkündung sei unevangelisch, wo das Evangelium im engeren Sinn fehle, so bedenken sie nicht die Bergpredigt. Es sei Noth, zu Zeiten Gesetz zu predigen, harten und ungebrochenen Herzen sei noch kein Evangelium zugänglich, sie bedürften aufs stärkste mit Dräuen und Schrecken das Gesetz zur Buße (wie auch Luther); ihnen thue lauter Gesetz von Moses allein Noth. Andere dagegen bedürften des evangelischen Trostes; das sei rechte Theilung (2 Tim. 2, 15). Auch die S. B. ermahnen, das Gesetz fleißig zu treiben u. s. w. Auch § 8 der Instruction sei nicht gegen das Gesetzpredigen, indem dieser § die Verkündigung der „ganzen Lehre Christi" betone. Auch könnte das K.-G. nicht beabsichtigen, die (oben allegirte) Lehre der S. B. aufzuheben, da die Pre-

diger ja auf die symbol. Bücher geschworen haben. Auch sei nicht verwehrt, christl. Moral zu predigen, die da lehre, wie ein Mensch aus christl. Beweggründen handeln solle, wie dem Beispiele Christi und der Apostel zu folgen sei. Wer aber immer nur das Gesetz, also das Evangelium im weiteren Sinn predige, und das Evangel. im engeren Sinn gar nie verkündige, der sei allerdings kein rechter evangel. Prediger. Wie denn das Evangelium im engeren Sinn das vornehmste und liebste Werk des Predigers sei: es sei keineswegs Nebensache; er bewahrte sich, mit der Behauptung der S. B. „gute Werke seien einem Christen nöthig", auch behaupten zu wollen, sie seien nothwendig zur Seligkeit ꝛc. [1]) Wenn man nach Umständen eine Gesetzpredigt halte, und deshalb im Publikum als ein unevangel., als bloßer Gesetz-Prediger gelte, so könne man sich darüber hinwegsetzen, so die Leute daran lügen. Aus einigen wenigen Predigten könne man noch nicht ein Gesammturtheil über einen Prediger machen, dazu gehöre mehr. Auch hüte man sich, in der Absicht, die Gnade recht zu haben, parador von guten Werken zu reden.

Von den Synodalen wurde hervorgehoben, „daß es sehr darauf ankomme, daß der Prediger Gesetz und Evangelium recht theile, und nie das Gesetz blos in der Absicht predige, um, wie es zur Zeit des Rationalismus Brauch gewesen, die Menschen dadurch bessern zu wollen, sondern um sie zur Buße zu leiten, und daß für gewöhnlich in den Predigten beide Momente, Buße und Gnade, vorkommen müssen. Auch wurde dem völlig beigestimmt, daß nach einer Predigt ein Pastor unmöglich so genau beurtheilt werden könne, daß man ihm das Prädicat beizulegen habe."

Ueber das Verfahren beim Kranken-Abendmahl entspannen sich interessante Besprechungen.

P. Carlblom gab eine „Darstellung der kirchl. Rechtfertigungslehre gegenüber den verschiedenen Anschauungen in der Kirche." Die Synode war mit dem positiven Theil ganz einverstanden; doch wurde von einer Seite darauf aufmerksam gemacht, daß die Arbeit noch mehr gewonnen hätte, wenn der Verf. den 2. Theil, „ge-

[1]) Sola fide, nunquam sola. (A. d. R.)

genüber den verschiedenen Anschauungen" mehr berücksichtigt hätte.

P. Masing über das Verhältniß des Geistes zum Worte Gottes in Betreff ihrer Wirkungen auf den Menschen. Schon im vorigen Jahre hatte M. den 1. Theil gegeben, die dogmengeschichtl. Entwickelung der Lehre von Wort und Geist bis zur Reformation. Diesmal war seine Aufgabe die Entwickelung des Dogmas während der Reformation, der Schriftbeweis, und endlich ein Resumé, und faßte das Resultat in 11 Thesen zusammen. Die größte Mehrzahl entschied sich, wie schon im vergangenen Jahre dahin, daß der durch die heil. Schrift bezeugte Doppelsatz festzuhalten sei: „das Wort wirkt nicht ohne den heil. Geist, der heil. Geist nicht ohne das Wort."

I.
Abhandlungen und Aufsätze.

1.
Das Heilsbedürfniß und der Glaube,

von

Fedor Schmidt, Cand. theol.

(Schluß.)

b. Das vollkommene Heilsverständniß.

Die Culminationshöhe des Glaubens ist unzweifelft die zuversichtliche Heilsgewißheit, die felsenfeste Uebergung von der durch die Rechtfertigung wieder ergten Gotteskindschaft und volle Genußfreude, voller lebe in diesem Besitz. Kann es aber hierzu kommen, gen wir, wenn gleichsam die höchste Potenz alles deß rch die Vollkommenheit des Heilsverständnisses bedingt ire? Die Antwort kann bei einer richtigen Würdigung s Heilsverständnisses nicht zweifelhaft sein. Das Heilsständniß ist und bleibt unter allen Umständen als etwas bjectives eine relative Größe und alles, was mit dien Maß gemessen wird, kann unter keinerlei Bedingung en absoluten, festen Werth haben, eine ewig gültige Norm geben. Der relative Factor Heilsverständniß bestimmt nmermehr eine fest-vorhandene Potenz der positiven öße Heilsbesitz und könnte im günstigsten Falle nie mehr l eine Wahrscheinlichkeitsannahme ergeben. Der Mensch langte mithin während der Dauer seines Leibeslebens, erhalb welches sein Heilsverständniß nimmermehr über s Stückwerk hinauskommt, nie zur absoluten Gewißheit

seiner Rechtfertigung. Bliebe aber unter solchen Umständen der Glaube noch der unerschütterliche Fels und Grund, der den Menschen feststehn läßt, wenn alles um ihn wankt, die siegreiche Kraft und Waffe, die Welt, Tod und Teufel überwindet? Das vermöchte der Glaube nimmermehr zu sein und ist es darum auch schon nicht mehr bei allen denjenigen, die in ihrer Verblendung das schwache Licht menschlichen Verständnisses zum Kriterion der Glaubensvollgültigkeit, sei es aus synergistischem Hochmuthsgelüste, erheben wollen, sei es aus irregeleiteter Unwissenheit erheben zu müssen meinen. Und woher rührt denn jene, Vielen so unerklärlich dünkende Erscheinung unserer Zeit, daß trotz der immer größer und allgemeiner werdenden Ausbreitung des rechten Heilsverständnisses der Glaube sich dennoch so wenig lebendig und jedenfalls nicht als eine Kraft erweist, die mit jener stetig wächst und sich ausbreitet? Der Grund ist kein anderer als der allgemeine, oft hartnäckig festgehaltene und gepflegte Irrthum, daß mit dem Heilsverständniß schon abgethan ist, was vor Allem Noth thut.

Wie soll der Glaube rechter Art gedeihen, wenn auf der einen Seite Kampfesscheu oder Geisteshochmuth mit dem Erlangen des durch Theologie und Kirche normirten Verständnisses den Heilsbesitz im Handumwenden zu quittiren wähnt, während auf der andern Seite das aufrichtige Sorgen ums Heil in dem Wahne, den Vollwerth des Glaubens nach dem Vollkommenheitsmaß des Verständnisses wägen zu müssen, nimmer zur Ruhe gelangen kann, weil grade mit dem Wachsen des Verständnisses sich auch die Erkenntniß des Schriftwortes steigert: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort", 1 Cor. 13, 12. Auf der einen Seite das Behagen vermeintlich — rectificirter Besitzessicherheit, auf der anderen das Unbehagen

vermeintlich — nie endender Beſitzesungewißheit; auf jener Seite Oſtentation für das fixirte Verſtändniß, weil mit dieſem das Behagen ſteht und fällt, auf dieſer ſchließliche Oppoſition gegen daſſelbe, weil trotz ſeines Beſitzes das Unbehagen mangelnder Heilsgewißheit nicht fällt; auf keiner Seite aber Friede und Freude in Gott. Ueber dem Handthieren nach dem Funde eines guten Wiſſens von Gott wird der Bund eines guten Gewiſſens mit Gott verſäumt und verſcherzt.

Schon ein Blick auf dieſe Folgen wird den Unbefangenen überzeugen, daß es mit der Bedeutung des Heilsverſtändniſſes für den Glauben und die Rechtfertigung eine andere Bewandtniß haben muß, als es die gegenwärtig herrſchende Tagesrichtung vermeint. Aber es kommt hier auch das Princip der Sache in Betracht. Wie ſtände es um den Glauben der Frauen, der Schwachen, der ſogenannten ungebildeten Leute, überhaupt aller derjenigen, deren phyſiſche oder pſychiſche Organiſation oder äußere Lebenslage und Stellung die abſolute Unmöglichkeit eines vollen Heilsverſtändniſſes involvirt, wenn durch letzteres das Vollgewicht des Glaubens bedingt wäre. Könnten unter dieſer Vorausſetzung jene Glieder am Leibe Chriſti je des Vollbeſitzes ihres Heiles gewiß werden? Nie, ſelbſt im günſtigſten Falle blieben ſie in der göttlichen Reichsgenoſſenſchaft gleichſam nur die Heiligen minorum gentium. Und doch war das einzige menſchliche Weſen, zu dem der Herr geſprochen hat: „Dein Glaube iſt groß", ein armes, ſchwaches Weib, — und doch ſind die Erſten, die der Herr in ſeiner Bergpredigt ſelig preiſt, die geiſtlich Armen! Wie ſtünde es ferner um den Glaubenswerth unſerer alten Kirchenväter und jener erſten Wahrheitszeugen, die für ihren Glauben Gut und Leben hingaben, da offenbar ihr Heils-

verständniß dem der Gegenwart an Vollkommenheit nicht gleichzustellen ist? Ja, wie will man endlich bei jenem Bemessen des Glaubenswerthes nach dem Vollkommenheitsmaße des Heilsverständnisses überhaupt vor den allerletzten Tagen dieses irdischen Weltlaufes ein Zustandekommen möglichster Glaubensvollkommenheit statuiren, da das Heilsverständniß bis an das Ende der Tage in stetem Wachsen fortschreiten wird und muß, weil der Tröster, der heilige Geist, seine Wirksamkeit fortsetzt bis an der Welt Ende.

Wenden wir uns zur Schrift. Es heißt Matth. 18, 3: „Wahrlich ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen", und Marc. 10, 5: „Wahrlich, ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht empfähet als ein Kindlein, der wird nicht hinein kommen", vergl. auch Luc. 18, 17 u. Joh. 3, 3. Wenn irgend wo die heil. Schrift uns zweifelhaft und scharf angiebt, was nicht allein die Vollkommenheit des Glaubens, sondern auch die einzige Möglichkeit seines Zustandekommens bedingt, so sind es diese hier von allen Evangelisten gemeinschaftlich berichteten und mit dem nachdrücklichen ἀμήν eingeleiteten Worte des Herrn. Man hat sich jedoch mit der Zeit so sehr daran gewöhnt, diese Worte nur speciell mit dem Begriff der Kindertaufe zu verbinden, daß man die erste und eigentlichste Bedeutung derselben ganz übersieht. Man vergißt, daß der Herr hier nicht von dem spricht, was mit Kindern vorzunehmen ist, sondern im Gegentheil, was diejenigen, die nicht Kinder sind, an sich vorzunehmen haben; hier nicht vom παιδίον εἶναι, sondern von einem ὡς παιδίον γίγνεσθαι redet. Allerdings kann und soll nicht nur die Berechtigung, sondern auch die Nothwendigkeit der Kindertaufe aus ihnen gefolgert werden; aber zunächst redet der Herr hier nicht

von dieſer, ſondern von der höchſten erſten Glaubensbedingung. Dieſe Bedingung iſt nach ſeinem Wort „das Sein wie ein Kind.“ Je vollſtändiger dieſes da iſt, deſto zuverläſſiger und vollkommener iſt das Empfahen des Reiches Gottes oder mit anderen Worten — da einziges Mittel hierzu die sola fides iſt — deſto vollkommener iſt der Glaube. Wie verhält ſich nun das Heilsverſtändniß und dieſes „Sein wie ein Kind“ zu einander? Nimmt man das Wort des Herrn, wie er es geſprochen hat, in der vollen unbedingten Geltung ſeiner eigentlichen Bedeutung, ſo kann es keinem Zweifel unterliegen, daß für das Empfahen des Reiches Gottes oder für den Glauben nicht nur die Vollſtändigkeit des Heilsverſtändniſſes, ſondern überhaupt auch das Heilsverſtändniß als ſolches von keiner Bedeutung iſt noch ſein ſoll.

Das mag allerdings dem Bewußtſein jener Doctrin, die zu den vielen articulis stantis et cadentis fidei auch das Verſtändniß hineinregiſtrirt hat, fremd und neu erſcheinen; aber dennoch iſt es eine ſchon längſt erkannte Glaubenswahrheit. „Dieſe Sprüche — ſagt Luther bei Beſprechung der Kindertaufe zu den beregten Schriftſtellen — wird uns niemand nehmen, noch mit gutem Grund widerlegen . . . . . Aber wir wollen doch ſehn, ihre Urſach, warum ſie die Kinder nicht gläubig halten? Die Kinder ſind nicht zur Vernunft kommen, darum könnten ſie nicht gläuben. Lieber, was Guts thut die Vernunft zum Glauben und Gottes Wort? Iſts nicht ſie, die dem Glauben und Gottes Wort aufs höchſte widerſtrebet, daß niemand vor ihr zum Glauben kann kommen, noch Gottes Wort leiden will, ſie werde denn geblendet und geſchändet, daß der Menſch muß ihr abſterben und gleich werden ein Narr und ja ſo unvernünftig und unverſtändig als kein

jung Kind, soll er anders gläubig werden..... haben sie (die Kinder) das Wort nicht gehöret, dadurch der Glaube kommt, wie es die Alten hören, so hören sie es aber wie die jungen Kindlein. Die Alten fassen es mit Ohren und Vernunft ohne Glauben; sie aber hörens mit Ohren ohne Vernunft und mit Glauben und der Glaube ist so viel näher, so viel weniger der Vernunft ist" (vergl. auch besser Bibelst. Luc. S. 753 f.).

Luther spricht hier seine Ansicht gewiß deutlich genug aus und das wahrlich nicht auf seinen Kopf hin, sondern auf Grund der heiligen Schrift, die nicht weniger in den Evangelien als in den Episteln lehret: „So aber sich jemand dünken lässet, er wisse etwas, der weiß noch nichts, wie er wissen soll. Christum lieb haben, ist viel besser denn alles Wissen" (Eph. 3, 19; 1 Cor. 8, 2 ff.). Ist es nicht eine Auflehnung gegen den vom Apostel geoffenbarten Heilswillen Gottes: „Auf daß euer Glaube bestehe nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft" (1 Cor. 2, 15), wenn man das Verständniß zum Mitfactor der Glaubensvervollständigung usurpirt. Und was bedeutete endlich dann noch das Grundprincip unserer Kirche: „Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn glauben oder zu ihm kommen kann, sondern der heilige Geist — ꝛc."? Ist jenes schriftwidrige Urgiren des Heilsverständnisses nicht ein offener Raub so wie an jenem Gotteswort, so an diesem Kirchengrundsatz, ein Raub, der in beiden das exlusive „nicht — sondern" zu einem einschränkenden „nicht allein — sondern auch" verfälscht, — ein offener Widerspruch gegen das Glaubenscharakteristicum, das der Herr preist: „nicht sehn und doch glauben" (Joh. 20, 29.)?

In der That, es ist unbegreiflich, wie man bei dem

Festhalten des Grundsatzes, daß der Mensch mit seinem Thun nichts zum Glauben und zur Rechtfertigung beizutragen vermag, dennoch vermeinen kann, solches sei ihm vermittelst seines Verstehens möglich und gestattet, als ob dieses nicht auch ein Thun wäre. Wenn unser virtuelles Vermögen zu guten Werken nichts für unser Heil zu wirken im Stande ist, weil wir durch die Sünde zu verderbt sind, so gilt solches auch unbedingt für unser intellectuelles Vermögen in Betreff des Heilsverständnisses. Unsere Corruption durch die Sünde ist keine partielle, unser Willensvermögen ist davon nicht mehr inficirt, als unser Verständnißvermögen; vermag daher kein gutes Werk uns der Rechtfertigung näher zu rücken, so kann solches auch keinem guten Verständniß gelingen. Wie unsere guten Werke zu untüchtig sind, so ist unser gutes Verständniß zu verkehrt, als daß es zum Heil nützen könnte, und sollen unsre guten Werke als etwas, woran wir mitwirken, bei dem Zustandekommen des Glaubens und der mit ihm verbundenen Rechtfertigung nicht zur Perception kommen, so muß solches in gleicher Weise von unserem guten Verständniß gelten, das wahrlich nicht weniger als jene eine eigene Mitwirkung involvirt. Glauben wollen um des erlangten Verständnisses willen oder sei es auch nur mit demselben, heißt um seiner selbst willen — nicht aus Gnaden — glauben wollen und ist nicht weniger Werkgerechtigkeit, als mit den bonis operibus nach dem Heile fragen. Das Seelenheil ist kein Erwerbsgut — Gottes Gabe ist es, ganz und allein.

Resultat: Die Vollkommenheit des Heilsverständnisses ist ein relativer Begriff. Das Zustandekommen der Glaubensvollkommenheit oder — was nach Erörterung unter a dasselbe ist — des die Rechtfertigung involvirenden Glaubens ist nicht nur von der Vollkommenheit des Heilsver-

ſtändniſſes gänzlich unabhängig, ſondern überhaupt von jeder Beſchaffenheit deſſelben. Den Glauben erſt mit Inbegriff vollſtändigen Heilsverſtändniſſes für voll anſehn, heißt neben der gratia Dei die eigene Mitwirkung zum integrirenden Factor der Rechtfertigung machen, heißt das sola Dei gratia ſtreichen, — iſt Synergismus.

Steht nun auch ſo viel feſt, ſo könnte es immerhin noch fraglich erſcheinen, ob nicht das Heilsverſtändniß, wenn auch ohne unmittelbare Bedeutung für den werdenden Glauben, doch als nothwendiges Erforderniß des gewordenen Glaubens, als eine mit ihm eo ipso erworbene Glaubenseigenſchaft zu betrachten iſt. Hierüber mag folgende Erörterung entſcheiden.

c. Glaube ohne Heilsverſtändiß.

Mit Umgehung jeglicher Excurſe wollen wir uns gleich in medias res begeben. Wie ſteht es in Betreff des Heilsverſtändniſſes mit dem Glauben, der uns in der Schrift als vollkommen und muſtergültig vorgehalten wird? Betrachten wir zunächſt den Glauben der Jünger. Involvirte derſelbe Heilsverſtändniß? Will man dieſen Begriff auch nur nach ſeinen primitivſten Momenten beſtimmen, ſo werden doch wenigſtens folgende Stücke als weſentliche Erforderniſſe hervorzuheben ſein: Verſtändniß von der Sünde als Schuld, deren Tilgung über die eigene Kraft geht; von der Nothwendigkeit eines Mittlers, der Gott und Menſch iſt; von der factiſchen Verwirklichung des Erlöſungswerkes durch Tod und Auferſtehung dieſes Mittlers; von dem Erlangen des Heils aus Gnaden durch den Glauben; von der Univerſalität der Heilsberufung. Ein Heilsverſtändniß, das auch nur in einem dieſer Punkte ungenügend wäre, dürfte wohl kaum noch den Anſpruch erheben, über-

haupt Heilsverſtändniß genannt zu werden, weil bei dem innern Conner und der gegenſeitigen Cauſalität dieſer Momente das Fehlen eines derſelben alle übrigen in Frage ſtellt. Und kann nun wohl behauptet werden, daß das Verſtändniß der Jünger vor der Ausgießung des heiligen Geiſtes auch nur in einem einzigen dieſer Punkte den Anforderungen entſpricht, die man heute ſchon für unerläßlich zu halten geneigt iſt? Welche Sündenerkenntniß kann da ſein, wo das Gebot des Herrn: „Schauet zu und ſehet euch vor vor dem Sauerteig der Phariſäer und vor dem Sauerteig des Herodes", nichts anderes bewirkt als: „ſie gedachten hin und wieder und ſprachen unter einander: das iſt's, daß wir nicht Brot haben." Denn, heißt es im vorhergehenden Verſe: „ſie hatten vergeſſen Brot mit ſich zu nehmen" (Marc. 8. 14 ff. Luc. 16, 6). Was für eine Einſicht von der eigenen Unwürdigkeit kann da ſein, wo man fragt: „wer iſt doch der größte im Himmelreich" (Matth. 18, 1)? Welche Anſchauung von Verdammniß und Seligkeit kann da ſein, wo es heißt: und ſie befragten ſich unter einander: „was iſt doch das Auferſtehen von den Todten?" Welches Verſtändniß von der Heilsbedeutung des Erlöſungstodes Chriſti iſt da denkbar, wo nach wiederholter Auseinanderſetzung: „wie er müſſe hingehn gen Jeruſalem und viel leiden von den Aelteſten und Hohenprieſtern und Schriftgelehrten und getödtet werden und am dritten Tage auferſtehn", der Herr tadelnd angefahren wird: „Herr ſchone Dein ſelbſt; das widerfahre Dir nur nicht" (Matth. 16, 21 f.)? Welche Erkenntniß von der Gottheit Chriſti und der Nothwendigkeit ſeiner Auferſtehung kann da ſein, wo die Verkündigung der Auferſtehung des Herrn ſelbſt trotz des ſpeciellen Hinweiſes der Engel auf das vorausgeſagte Wort des Herrn, keine andere Wirkung

zur Folge hatte, als: „es däuchten sie ihre Worte eben als wären's Mährlein und glaubten ihnen nicht“ (Luc. 24, 7 ff.)? Welches Verständniß von der Rechtfertigung allein durch den Glauben war da möglich, wo erst in Folge der Ausgießung des heiligen Geistes nach langem Selbstkampfe und schwerer Selbstüberwindung die Befangenheit von Ceremonialgesetzlichkeit und Particularismus abgestreift wurde (Act. 10, 34; Gal. 2, 11 ꝛc.). Schon diese Andeutungen werden genügen, den Glauben der Jünger vor dem Pfingstwunder als völlig baar des Heilsverständnisses erkennen zu lassen — vergl. z. B. auch Thomasius Dogmat. III. 2. S. 166 oder Dorp. Zeitschr. Jahrg. 61, Abth. 1.

Bevor wir jedoch an dieses Ergebniß weitere Consequenzen knüpfen, wollen wir zuerst noch eine hier einschlagende Frage erledigen. Während nämlich auf einer Seite in ungerechtfertigter Nichtbeachtung jener Beschaffenheit des Jünger-Glaubens und in kurzsichtiger Verkennung des göttlichen Reichsgrundsatzes: „was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden macht“ (1 Cor. 1, 27), den Jüngern auch schon vor dem Pfingstwunder nicht nur nach ihrem vermeintlichen Heilsverständniß, sondern ihrer ganzen Persönlichkeit nach eine transcendente Uebermenschlichkeit präsudicirt wird, will man dagegen auf der andern Seite eben wegen jenes Umstandes des mangelnden Heilsverständnisses den Glauben der Jünger, selbst so weit derselbe nur ihr persönliches Heil betraf, vor der Ausgießung des heiligen Geistes nicht für voll gelten lassen, ihn nur gleichsam für eine Keimgestalt des rechten Glaubens, keineswegs aber für diesen selbst gehalten wissen. Diese Auffassung erweist sich aber schon aus zwei Gründen, die wir hier allein hervorheben wollen, als unhaltbar. Der erste hier entscheidende Umstand ist die heils-

geſchichtliche Bedeutung des Pfingſtwunders ſelbſt, das als eine Thatſache von objectiver, univerſeller, ewiger Bedeutung für die Menſchheit ſich nicht um der Jünger willen — obſchon an ihnen —, ſondern um der Menſchheit willen zur Begründung der Kirche Chriſti auf Erden vollzog. Die charismatiſche Ausſtattung der Jünger durch das Pfingſtwunder war nicht Zweck der Niederkunft des heiligen Geiſtes, ſondern nur Mittel zum Zweck, zum Zweck der Heilsbegründung im Menſchengeſchlecht; die Jünger bedurften dieſer exceptionellen Begnadigung nicht um ihres individuellen Glaubens als Menſchen, ſondern nur als Apoſtel; nicht um ihres perſönlichen Seelenheiles willen, ſondern weil ſie göttliche Gnadengefäße ſein ſollten, durch die das Heil zu allen Menſchen käme. Die Anſchauung, daß die Pfingſtthatſache außer dieſer weltgeſchichtlichen Bedeutung noch die ſpecielle eines nothwendigen Abſchluſſes des perſönlichen Heilsglaubens der Jünger involviren müſſe, geht von der falſchen Vorausſetzung aus, daß den Jüngern vor der Pfingſtthatſache gleichſam noch ein integrirendes Moment der Glaubensvollendung abging. Aber wie der heilige Geiſt nach ſeiner trinitariſchen Weſensimmanenz ewig iſt, ebenſo kann er auch nach ſeiner ökonomiſchen Wirkſamkeit nicht anders gedacht werden, obſchon die Manifeſtation derſelben je nach den verſchiedenen Stadien derſelben ſich verſchieden geſtaltete und erſt mit dem Pfingſtwunder dominirend hervortrat. Da Gott der in den drei Perſonen Einige iſt, ſo kann ſelbſt bei der prävalirendſten Wirkſamkeit der einen Perſon nicht jegliche Mitbetheiligung der anderen ausgeſchloſſen gedacht werden. Jedenfalls ſteht ſo viel feſt, daß während des Wandels Chriſti im Fleiſch kein Moment zur Vollendung der perſönlichen Heilsaneignung durch den Glauben fehlte und daß das Scheiden des Herrn von der Erde kei-

nen Heilsgewinn im comparativen Sinn für dieſelbe involvirte. Das folgt — um nur eins anzuführen — nicht nur aus der Thatſache, daß der Herr ſelbſt die Zeit ſeiner leiblich-irdiſchen Sichtbarkeit als eine beſondere Gnadenfriſt, z. B. unter dem Bilde der Bräutigamsabweſenheit bezeichnet, ſondern ebenſo auch aus der Bezeichnung des heiligen Geiſtes als παράκλητος, als eines Stellvertreters und Vermittlers. Wir glauben daher die heilige Schrift für uns zu haben, wenn wir ſagen, der Glaube der Jünger war ſchon vor der Pfingſtthatſache in der Verfaſſung vollkommenſter Heilskräftigkeit und nur weil er es war, wurde ihnen das apoſtoliſche Charisma des heiligen Geiſtes zu Theil.

Dieſe aus der heilsgeſchichtlichen Bedeutung der Erlöſungsthatſachen gezogene Folgerung in Betreff der Vollkommenheit des Jüngerglaubens wird auch direct durch das Wort des Herrn beſtätigt und dies iſt das zweite Argument, das wir jener Auffaſſung entgegen ſtellen, als ob der Jüngerglaube wegen des mangelnden Heilsverſtändniſſes vor der Niederkunft des Geiſtes kein voller, ganzer Glaube geweſen ſei, nicht den Anforderungen entſprochen habe, denen er als ſolcher genügen müſſe. Der Herr ſpricht ſelbſt ſchon während ſeines irdiſchen Umganges mit ſeinen Jüngern dem Glauben derſelben die ganze Vollkommenheit vollendeter Heilskraft zu. Der Herr preiſt den Petrus ſchon um ſeiner derzeitigen, obſchon noch unverſtandenen Glaubenserkenntniß ſelig und nennt ihn ſchon jetzt den Felſen, auf dem er ſeine Kirche bauen wolle (Matth. 16, 17 f.). Auch die übrigen Jünger bezeichnet der Herr ſchon in ihrer derzeitigen Glaubensverfaſſung, ſchon um dieſer willen als Glieder ſeines Leibes und Erben ſeiner Herrlichkeit: Matth. 12, 49 f., 26, 29; Luc. 12, 32; 22, 29 f. Der Glaube

der Jünger war vollkommen, nicht weil ihm das Verständniß abging, ſondern weil trotzdem, daß ſolches ſtatt hatte, dennoch die Jünger in der unmittelbaren Ueberzeugungserkenntniß von der Thatſächlichkeit und Wirklichkeit des Heils unerſchütterlich feſt gewurzelt waren, ja ſo feſt, daß es ihnen nie in den Sinn kam, ihr Herz vor dem Verſtande zu rechtfertigen. Nie die Vernünftigkeit deſſen, was ſie im Herrn haben, thun und wollen, bezweifelnd, ſind die Jünger in ihrer Durchdrungenheit vom Heil auch perſönlich von demſelben überzeugt; ihr Glaube iſt Leben und That, nicht Abſtraction und Reflexion, in dieſem Glauben leben, weben und ſind ſie ohne über ihn bewußt zu fühlen, zu denken und zu urtheilen. Das iſt der vorpfingſtliche Jüngerglaube, der vollkommen jener Glaubensverfaſſung entſpricht, die der Herr an der beſonderen Eigenſchaft rühmt: „nicht ſehn und doch glauben“: Joh. 20, 29. Und in dieſer ſeiner Geſtalt iſt eben der Jüngerglaube das ewige, muſtergültige Vorbild für den Glauben aller Jünger aller Zeiten!

Oder ſollte, wie einige meinen, der Jüngerglaube gleichſam als ein exceptioneller keine Parallele geſtatten für die Beurtheilung der Weſenserforderniſſe des Glaubens in den nachfolgenden Zeiten? Aber die heilige Schrift weiß nichts von einem ſolchen Unterſchiede, und gegen dieſen Irrthum, als ob zur Zeit des leiblichen Schauens des Herrn der Glaube eben um dieſes Umſtandes willen als weſentlich modificirt im Unterſchiede von der Folgezeit zu denken ſei, mag hier in aller Kürze Thomaſius ſprechen: „Es macht im Weſentlichen keinen Unterſchied, ob die Einzelnen den Herrn noch im Fleiſche ſahen wie die Jünger, oder ob ihnen ſein Anblick durch die Erlöſung entzogen war. Denn auch im erſteren Falle ſah das leibliche Auge an ihm nur die äußerlich menſchliche Seite und bedurfte es erſt eines

tieferen, gottgewirkten Geistesblickes, um dahinter die gottmenschliche Herrlichkeit zu schauen, vergl. Matth. 16, 16. 17; Joh. 11, 40. So ist der Glaube auf allen seinen Stufen wesentlich dasselbe Verhalten; es gilt auf jeder derselben von ihm, was der Herr zu Thomas sagt: „nicht sehen und doch glauben“: Joh. 20, 29; 2 Cor. 5, 7; 1 Cor. 13, 12 (Thomasius Dogm. III. 2. S. 166).

Betrachten wir jedoch noch überdies diejenigen Glaubensschilderungen, mit denen uns die heilige Schrift, abgesehn vom speciellen Jüngerglauben, über das Wesen und die Erfordernisse des rechten Glaubens belehrt. In wiefern etwa hier das Vorhandensein oder der Mangel des Heilsverständisses den Glauben charakterisirt, muß sich offenbar am entschiedensten an demjenigen Glauben manifestiren, den der Herr selbst einen großen nennt. Und dieser Glaube ist der des cananäischen Weibes und des Hauptmanns zu Capernaum. War hier Heilsverständniß nach des Wortes heutiger Bedeutung in seiner ganzen Vollkommenheit, darf man bei diesen beiden Heiden das suchen, was selbst den Jüngern noch völlig abging? Das Bewußtsein der eigenen Unwürdigkeit nicht weniger als das Vertrauen auf die Gnade war freilich in intensivster Vollkommenheit da, aber — nur als unmittelbare Erfahrung und Ueberzeugung, nicht als eine durch Heilsverständniß vermittelte Schlußfolgerung; beides durchdrang sie als eine Thatsache concreter Wirklichkeit, nicht als ein Princip abstracter Wahrheit – lebendige Empirie im Gegensatz zur verständigen Theorie, die innerlichste Herzensdurchdrungenheit von Sünde und Gnade ohne äußere Anhalts- und Stützpunkte im Heilsverständniß. Und wie nennt der Herr selbst diesen Glauben, den man in dieser seiner Gestalt von der Höhe doctrinärer Glaubensbeurtheilung nicht mehr als nur eine Keim-

gestalt des rechten Glaubens nennen mag? Der Herr nennt diesen Glauben, so wie er da ist, ohne Einschränkung oder Ergänzung, vielmehr mit besonderer Affirmation einen grossen Glauben. Wahrlich — nicht Heilsverständniß macht den Glauben groß, sondern die Zöllnereinfalt, nichts mehr als Sünder sein und nichts mehr als Gnade haben wollen.

Resultat: der Besitz des vollkommenen Glaubens substituirt nicht eo ipso das Heilsverständniß, schließt vielmehr in seiner genuinen Ursprünglichkeit und Wesenheit, als die gewisse Zuversicht deß, das man hoffet und als das Nichtzweifeln an dem, was man nicht siehet (Ebr. 11, 1; 1 Cor. 2, 9), das Heilsverständniß aus. Der Zusammenhang zwischen diesem und dem Glauben ist nicht der einer inneren Wesenscontinuität, die ein Verhältniß integrirender Zusammengehörigkeit bedingt. Verhielte es sich so, dann müßte das Vorhandensein des Einen das Dasein des Andern involviren; das Eine könnte ohne das Andere nicht da sein und wie es dann nicht Glauben ohne Heilsverständniß, ebenso wenig könnte es dann noch Heilsverständniß ohne Glauben geben.

Hiermit berühren wir einen Punkt, den wir noch schließlich erörtern wollen.

d. Heilsverständniß ohne Glauben.

Als absoluten Gegensatz zum Glauben und zum Heil überhaupt stellt die heilige Schrift Satan und sein Reich hin. Der Factor nun, welcher Satans Einfluß zur höchsten Macht und diese Macht zugleich zur höchsten Gefahr für das Menschengeschlecht macht, ist nichts anderes, als das Heilsverständniß im Besitze Satans. Im Heilsverständnisse besitzt er die vis inertiae und die vis motrix seiner diabolischen Wirksamkeit und Furchtbarkeit, ohne die-

ſes wäre er nichts als der dumme Teufel der Volksſage mit Bockſchwanz und Pferdefuß, der geprellte Narr jedes Bauerntölpels. Im Heilsverſtändniß trägt aber Satan auch in ſich ſelbſt das peinigendſte Senſorium für den ganzen Umfang und die Tiefe ſeiner Unſeligkeit und damit die unſäglichſte Pein ſeiner Verdammniß im Selbſtgericht. Die äußerſte Potenz des Unheils kann nur in der abſoluteſten Vollkommenheit des Heilsverſtändniſſes gipfeln, wie dies ſchon die heidniſchen Alten, wenn auch unvollkommen, ſo doch nicht unrichtig, in der Tantalusqual zu verſinnbildlichen ſuchten — das was alle Pein im Augenblick zu bannen vermag, in untrüglichſter Wirklichkeit ohne Möglichkeit eines Zweifels, einer Täuſchung unmittelbar klar vor Augen und doch nicht in ſich, unendlich nah und doch ewig unerreichbar. — Weſen und Natur Satans iſt die Lüge, in ihr lebt und webt er, daher „Vater der Lügen.“ Die Lüge aber in ihrer Abſolutheit iſt undenkbar ohne abſolute Gegenſätzlichkeit zur Wahrheit und dieſer Gegenſatz als principielles Bewußtſein, als Ausgangs- und Zielpunkt aller Action einer Perſönlichkeit unmöglich ohne abſolutes Verſtändniß von der Wahrheit. Kein Atom von der Subſtantialität der Wahrheit iſt in Satan, aber das volle Verſtändniß von derſelben hat er und wie von ihr in Summa, ſo von ihrer ſpeciellen Seite des Heils.

Dieſe aus dem Weſen und der Stellung Satans gezogene Folgerung ergiebt ſich übrigens auch direct aus der Schrift als poſitive Thatſache. Sie vindicirt Satan vollſtes Verſtändniß vom Heil nicht nur nach deſſen objectiv-göttlicher, ſondern auch ſubjectiv-menſchlicher Seite. Beleuchten wir zunächſt erſtere Seite ſeines Heilsverſtändniſſes [1]).

[1]) Das was hier oder überhaupt in dieſer Abhandlung an neuer

An den Hauptknotenpunkten der reichsgeschichtlichen Entwickelung des Heils weist die Schrift stets auch auf eine specielle contrecarrirende Wirksamkeit Satans hin, welche das tiefste Heilsverständniß zur Voraussetzung hat. Im alten Testament wird er verhältnißmäßig selten genannt, wo es aber geschieht, handelt es sich stets um die entscheidendsten Momente der Heilsgeschichte. So zuerst bei der Mündigkeitsentwickelung der Protoplasten — in dem Seinwollen wie Gott, in dieser satanischen Einimpfung wurzelt seitdem im Menschengeschlechte der natürliche Widerwille gegen das Heil. Darauf zur Zeit des prototypischen Höhepunktes der Theokratie unter David: „der Satan stand wider Israel und gab David ein, daß er Israel zählen ließ" (1 Chron. 22, 1) — und der Grund zur ersten diabolischen Vormauer gegen das Heil war gelegt, das Harren auf die Herrlichkeit der Heilsverwirklichung verzerrte sich zur heilszurückweisenden irdischen Messiaserwartung. Darauf nach der Rückkehr aus dem Exil bei dem Wiederaufbau des Tempels, von welchem Haggai sagt: „es solle die Herrlichkeit dieses letzten Hauses größer werden, denn des ersten gewesen ist, denn zu ihm solle kommen aller Heiden Trost", heißt es: „der Satan stand Josua zur Rechten, daß er ihm widerstünde" (Sach. 3, 1) — und der Grund zur zweiten diabolischen Vormauer gegen das Heil war gelegt, der Cultus des Gesetzes verkehrte sich in diesem Tempel zur werkgerechten Verachtung der Heilsaneignung durch Gnaden.

Noch deutlicher als im A. T. tritt die durch das vollkommenste Heilsverständniß bestimmte Taktik des Teufels

Auffassung sich findet, kann an diesem Ort aus Mangel an Raum nicht in allen Einzelheiten, sondern nur in soweit erörtert werden, als es der vorliegende Zweck erfordert.

in den Andeutungen der neuteſtamentlichen Schriften hervor. Schon dieſer Umſtand, daß hier nicht blos mehr, ſondern ſehr oft auf ihn hingewieſen wird, iſt an ſich bedeutſam und zeichnend. Erſcheint er doch unter allen Creaturen als Erſter, der die Fülle der Zeiten vollkommen begriff. Während ſelbſt ein Johannes noch fragen konnte: „biſt du, der da kommen ſoll oder ſollen wir eines anderen warten", hatte ſchon längſt der Teufel, aber wahrlich nicht um ſich belehren zu laſſen, in der Verſuchung gefragt: Biſt du Gottes Sohn? Mit dem Beginn der Wirkſamkeit des Erlöſers fällt hier auch der erſte Angriff Satans der Zeit nach zuſammen. Da er aber nichts gegen die Perſon des Erlöſers vermag, richtet er nun ſeinen Widerſtand gegen das Werk der Erlöſung, gegen deren Object, die Menſchheit. Seine ganze Macht, die ihm zu Gebot ſteht, bringt er nun an den Menſchen zur Anwendung. Daher zu dieſer Zeit die in der Geſchichte einzig daſtehende Erſcheinung der Beſeſſenen; weder ſo zuvor, noch ſo darauf hat es ſo viele und ſo heftig ergriffene Opfer ſataniſchen Heilshaſſes gegeben. Als der Teufel jedoch auch auf dieſem Wege das Heilswerk nicht aufzuhalten vermag, ſo macht er ſich vor der letzten, entſcheidenden Verſöhnungsthat, vor dem Opfertode des Herrn noch einmal an ſeine Perſon ſelbſt. Er ſteckt ſich aber jetzt hinter den Jünger, den der Herr vor allen auszeichnete, ja den er kurz zuvor um ſeiner ihm von Gott zu theil gewordenen Offenbarung ſelig geprieſen hatte, und läßt dieſen Jünger, in ſeinem Munde die Kraft der Liebe zur Trugwaffe werdend, in ihn dringen: Herr ſchone Dein ſelbſt, das widerfahre Dir nur nicht. Aber auch dieſer Verſuch, die Heilsrealiſirung zu vereiteln, mißlingt. Da unternimmt Satan noch eins. Hatte der Herr ſich auch durch Jüngerliebe nicht beirren laſſen, ſo will Sa-

tun schließlich noch mit dem Gegentheil, mit Jüngerbosheit gegen den Herrn zu operiren suchen, und hatte er sich vorhin an den Herrn als den, der die Liebe ist, gemacht, so wendet er sich jetzt an ihn, als den Heiligen, an seinen Zorn über die Sünde. Und darum heißt es: „es war aber Satanas gefahren in Judas, genannt Ischarioth" (Luc. 22, 3). In dieser Combination zeigte der Teufel in der That den ganzen Umfang seines Sachverständnisses. Denn daß der Herr nicht ohne inneren Kampf darin willigt, gerade in dieser Weise sich dem Tode zum Vollzug des Erlösungswerkes überantworten zu lassen, äußert sich unverkennbar in seinen Worten: „Juda, verrätheſt du des Menschen Sohn mit einem Kuß! Ihr seid als zu einem Mörder, mit Schwertern und Stangen ausgegangen. Ich bin täglich bei euch im Tempel gewesen und ihr habt keine Hand an mich gelegt." (Luc. 22, 48. 52 f.) — Dieser ganze Vorgang der Gefangennahme läßt sich unbedingt nur als eine diabolische Mine gegen den das Heilswerk abschließenden Opfertod Christi begreifen. Ohne diese Voraussetzung wäre die ganz ungewöhnliche Umständlichkeit bei diesem Vorgange bis auf die einzelnen Details herab, selbst der Judaskuß völlig unmotivirt und unverständlich, da es ja dieser an sich gar nicht bedurfte, da man ja zu jeder Zeit und ohne jede Schwierigkeit des Herrn habhaft werden konnte. Behaupten, der Tod des Herrn habe in der Intention Satans gelegen, heißt nichts anderes als sagen; Satan habe seinen und seines Reiches Sturz gewollt. Ein Teufel aber, der so verkehrt gegen sich und seine Macht arbeitete, wäre nicht mehr der Fürst dieser Welt, wie ihn die heilige Schrift nennt, sondern der Hanswurst des Fabelbuches, der seinen Hund in die Hölle lockt. — Die stellvertretende Genugthuung war trotz List und Trug des Widersachers

mit dem Opfertode des Mittlers besiegelt worden; es vollzog sich nun auch die letzte der großen Heilsthatsachen, die Ausgießung des heiligen Geistes und mit ihr die Gründung der Kirche, der Gemeinde der Heiligen. Gegen sie richtet jetzt Satan seine feurigen Geschosse und um sie schon im Keime zu vergiften, wirft er Ananias und Saphira hinein (Act. 5, 1 ff.). — So viel über Satans Operationen gegen die objectiven Thatsachen der Heilsdarstellung, welche sein Heilsverständniß nach dieser Seite hin vollkommen außer Zweifel setzen, vergl. auch Luc. 22, 31. Wenn man hier noch eins hinzufügen wollte, so wäre es die bezeichnende Thatsache jener ungewöhnlichen Anfechtungen, mit denen bekanntlich Satan auch dem Wiederhersteller des rechten, einigen Glaubens, unserem Vater Luther zu Leibe ging.

Aber nicht blos nach dieser Seite ist Satans Heilsverständniß vollkommen, dieses ist es auch in soweit, als es das Verständniß von der subjectiven Heilsaneignung durch den Glauben und vom Heilsleben überhaupt involvirt. Nur im Besitze dieses Verständnisses ist er befähigt, das zu sein, wofür ihn die heilige Schrift erklärt, unser Widersacher; nur im Besitze des Verständnisses vom Licht ist er im Stande, sich — wie die Schrift lehrt — zu einem Engel des Lichts zu verstellen (2 Cor. 11, 14) und uns in dieser Maske vom rechten Wege abzuführen. Nur die Vollkommenheit seines Heilsverständnisses in der umfassendsten Einsicht über Wesen und Gang der subjectiven Heilsaneignung befähigt ihn alle Regungen unseres Herzens, alle Gedanken unseres Geistes, alle Vorsätze unseres Willens derart zu überwachen, daß er den für ihn günstigen Moment stets zu erkennen und stets zu benutzen vermag. Diese Macht Satans wird so nachdrücklich in der Schrift betont und bezeugt sich so oft als schmerzliche That-

sache im Glaubenskampfe jedes Christen, daß über diesen Punkt, so weit er hier in Betracht kommt, eine nähere Begründung unnöthig ist. Auch ohne diese glauben wir, unsere Betrachtung über das Heilsverständniß Satans zusammenfassend, als erwiesen den Satz aussprechen zu können: der Teufel besitzt vollstes Verständniß vom Heil, sowohl wie es von Gott gewollt und dargestellt ist, als auch wie es vom Menschen ergriffen und besessen wird, vergl. auch Apok. 2, 24.

Aber wir wollen noch mehr in Betracht ziehen. Nicht nur bei dem Fürsten der Finsterniß finden wir Heilsverständniß, selbst bei den Dienern seiner Macht, bei allen unsauberen Geistern treffen wir sie an. Und die Schrift sagt nicht nur: sie kannten Christum: Marc. 1, 34; Luc. 4, 41; Jac. 2, 19 u. a.; sie vindicirt denselben auch sowohl volles Verständniß von Christi Heilswerk und dem Zweck seines Kommens: Marc. 1, 24; Luc. 4, 34, als auch volles Verständniß von Heilsvermittelung und Aneignung: Act. 16, 17. Und dies Alles ist nach der Schrift nichts Außerordentliches oder Großes: 2 Cor. 11, 15. — Endlich liegt nach ihr noch die Möglichkeit vor, daß auch im Menschen vollstes Heilsverständniß bei gänzlichem Mangel an Glauben vorhanden sein kann; und zwar spricht sie von derselben nicht als einer bloßen Möglichkeit in thesi, sondern als einem am letzten Entscheidungstage sich offenbarenden Vorkommniß de facto. Man kann den Herrn kennen und bekennen und doch dereinst verloren gehn, weil Beides eo ipso noch nicht den Glauben involvirt: Matth. 7, 21; Röm. 2, 13; ja man kann es im Heilsverständniß bis zur höchsten Vollkommenheit, bis zur Weissagung und der Macht der Teufelsaustreibung gebracht haben und dennoch des Glaubens völlig baar sein: Matth. 7, 22. Das „οὐδέποτε ἔγνων“ im folgenden Verse hebt nachdrücklich und bestimmt hervor,

daß dieſe Menſchen der Verdammniß anheimfallen, nicht etwa in Folge eines ſpäteren Fallens aus der Gnade, ſondern weil ſie dieſelbe „nie" beſeſſen, „nie" Glauben gehabt haben. Und wurde das Verſtändniß eines Judas Iſcharioth nicht erſt in dem Augenblicke vollſtändig, wo der Glaube völlig in ihm erloſch, da er ſprach: ich habe unſchuldig Blut verrathen, und hin ging ſich ſelbſt zu erhenken (Matth. 27, 4 f.).

Reſultat: Heilsverſtändniß an ſich hat nicht den Glauben zur abſoluten Vorausſetzung und Baſis. Heilsverſtändniß iſt nicht nur ohne Glauben, ſondern ſogar im diametralen Gegenſatze zu demſelben möglich und factiſch.

Faſſen wir nun die gewonnenen Reſultate zuſammen, ſo ergiebt ſich in Bezug auf das hier zum Gegenſtande der ganzen Abhandlung gemachte Grundverhältniß des Heilsverſtändniſſes zum Glauben folgender Schluß: das Heilsverſtändniß iſt weder Vorausſetzungspoſtulat (vergl. b mit a), noch integrirende Weſensſubſtanz (vergl. c mit a), noch unmittelbar reſultirendes Product des Glaubens (vergl. d mit a) und kann daher zu dieſem nur in einem Verhältniß ſtehn, welches keine integrirende Weſenszuſammengehörigkeit und Abhängigkeit involvirt.

Es handelt ſich mithin nur noch darum, die Beſchaffenheit dieſes Verhältniſſes poſitiv zu beſtimmen. Und dies läßt ſich nach dem Vorausgegangenen kurz etwa dahin ſtiren: Heilsverſtändniß und Glaube ſtehen in einem mittelbaren Zuſammenhange, deſſen Bindeglied das gläubige Subject iſt; in ihm als einer des Verſtändniſſes fähigen und bedürftigen Creatur liegt das tertium comparationis zwiſchen Heilsverſtändniß und Glaube. Das Verhältniß beider zu einander iſt ja durch die Beſchaffenheit des Subjects, reſp. ſeines Verſtändnißvermögens oder äußerer, nicht

dem Willen und der Zurechnungsfähigkeit unterliegender Umstände bedingt, mithin dieses Verhältniß im Glaubensleben ein Moment, das nicht von einem objectiv-normativen Heilswerth, sondern nur von einer relativ-individuellen Bedeutung ist. — Daher ist es nicht nur in abstracto möglich, sondern nach der Schrift Thatsache, daß der Glaube oder die durch ihn bedingte Gliedschaft am Leibe Christi in extensiv- und qualitativ-gleicher Vollständigkeit auch da vorhanden ist, wo in Betreff des Heilsverständnisses verschiedener Individuen die größte Ungleichheit obwaltet. Der Glaube des ungebildeten Arbeiters, des reflexionslosen Kindes, des speculationsunfähigen Weibes kann derselben Fülle der Gnadenerlangung, desselben Umfanges seiner Besitzesseligkeit sich erfreuen, wie etwa der Glaube des geförderten Theologen und Professors auf der höchsten Vollkommenheitsstufe wissenschaftlichen Heilsverständnisses. Jene Glaubensverfassung ist es, die in ihrer Lauterkeit die heilige Schrift das „geistlich arm sein" nennt und deren Seligpreisung der Herr an die Spitze seiner Bergpredigt stellt.

Das Wesen des Heilsverständnisses und sein Verhältniß zum Glauben kann übrigens nur dann richtig erkannt und gewürdigt werden, wenn man die nach der heiligen Schrift scharf zu scheidenden Begriffe: Heilskenntniß, Heilserkenntniß und Heilsverständniß sachlich und begrifflich nicht confundirt. Darum möge noch hierüber ein Wort der Verständigung gestattet sein.

Heilskenntniß (notitia der älteren D. D.) oder mit der Schriftbezeichnung „das Gehörthaben vom Heil", das *ἀκοῦσαι περὶ Ἰησοῦ* (Marc. 5, 27; 7, 25; Luc. 18, 36; Marc. 20, 30) oder das *ἀκοῦσαι τὸν λόγον τῆς ἀληθείας, το εὐαγγέλιον τῆς σωτηρίας ὑμῶν* (Eph. 1, 13) ist als solche nach der Schrift die ordnungsmäßige Voraussetzung

und Vorbedingung des Glaubens. Das Gehörthaben vom Heil involvirt ſowohl den objectiven Ausgangspunkt als die ſubjective Befähigung zur Heilsaneignung durch den Glauben: Joh. 4, 42, Röm. 10, 14.

Heilserkenntniß (assensus specialis der älteren D. D.) oder das γινώσκειν der Schrift iſt dagegen das erſt mit und in dem Beſitz des Glaubens ſich entwickelnde empiriſche Bewußtſein vom Heil, die Ueberzeugungsdurchdrungenheit von dem durch den Glauben erlangten Heil als einer factiſch-neuen Lebenswirklichkeit und Entwickelung. Die Heilserkenntniß kann naturgemäß nicht vor dem Glauben da ſein und darum nicht als Vorausſetzungsmoment des zu erlangenden Glaubens, ſondern nur als das unmittelbare Product, als Folge, Ausdruck und Geſtaltung des erlangten Glaubens betrachtet werden. Die Heilserkenntniß oder γνῶσις iſt die aus dem Glauben durch die neugewonnene Lebenskraft der Liebe geborene Ueberzeugung: Col. 1, 9; Phil. 1, 9; Eph. 3, 17. 18; ſie wird darum auch die heimlich verborgene Weisheit genannt, die erſt mit dem durch den Glauben erlangten Heile mitempfangen wird: 1 Cor. 2, 7. 9; oder das göttliche Geheimniß, deſſen Löſung ſich erſt im Beſitz des Glaubens erſchließt: Röm. 16, 25; Eph. 1, 9; 3, 9.

Heilsverſtändniß (fides historica der älteren D. D.) oder das εἰδέναι der Schrift: Matth. 22, 29; 1 Cor. 6, 2. 3. 9. 15 iſt endlich nichts anderes und nichts mehr als das Wiſſen vom Heil, ſoweit letzteres in ſeiner abſtracten Wahrheit auch eine durch die Schrift beſtimmte Begriffsſache iſt, die zum objectiven Gegenſtande des Denkens gemacht und durch dieſes auch angeeignet werden kann. Das εἰδέναι umfaßt demnach zwar das Verſtändniß von dem, was der dreieinige Gott zur Realiſirung des Heils gethan

und was der Menſch zum Erlangen ſo wie im Beſitz deſſelben zu thun hat, aber dieſes εἰδέναι oder Heilsverſtändniß involvirt nicht die Erkenntniß deſſen, was das Heil in ſeiner concreten Subſtantialität, als perſönlicher Beſitz des neuen Lebens in Chriſto iſt.

Das εἰδέναι oder das Heilsverſtändniß und das γινώσκειν oder die Heilserkenntniß ſcheidet die Schrift ſcharf von einander ab: εἰ δέ τις δοκεῖ εἰδέναι τι, οὐδέπω οὐδὲν ἔγνωκε καθὼς δεῖ γνῶναι 1 Cor. 8, 2. Dieſes γνῶναι deſſen, was das Heil als perſönlicher Lebensbeſitz iſt und ſein ſoll, wird erſt durch und in dem Glauben möglich, während das εἰδέναι nach der Schrift auch der Teufel und die ihm angehören, haben: Marc. 1, 24. 34; Luc. 4, 34. 41; 2 Cor. 11, 14. 15 u. a. Andererſeits wird aber, wo der durch den Glauben gewonnene Heilsbeſitz als eine concrete Wirklichkeit und eine erfahrungsmäßige Thatſächlichkeit ſich im empiriſchen Bewußtſein zur Heilserkenntniß geſtaltet hat, der Inhalt deſſelben auch ſtets vom gläubigen Subject zum Gegenſtande ſeines Verſtändniſſes gemacht werden und demgemäß dem Glauben das Heilsverſtändniß nie ganz fehlen. Das, was der Gläubige in ſeiner Heilserkenntniß als Thatſache wahrnimmt, wird er auch ſtets in ſeiner abſtracten Wahrheit, in ſeinem begrifflichen Zuſammenhange, ſeiner logiſchen Folgerichtigkeit zu verſtehen ſtreben und daher mehr oder weniger auch Heilsverſtändniß beſitzen. Wir ſagen ausdrücklich nur „mehr oder weniger", weil die Vollſtändigkeit oder Unvollſtändigkeit des Heilsverſtändniſſes eben nicht von der Vollkommenheit der Heilsüberzeugung, ſondern von der relativen Beſchaffenheit des individuellen Verſtändnißvermögens oder anderer zeitlich-irdiſcher Momente abhängt, welche in keinem inneren Zuſammenhange abſoluter Weſenszuſammengehörigkeit mit dem Heilsbeſitz ſtehen.

Der Gläubige kann in ſeiner Heilserkenntniß bereits bis zur völligſten Gewißheit des Gnadenbeſitzes und bis zur höchſten Genußſeligkeit in demſelben gelangt ſein, ohne deſſen Zuſtandekommen und Weſen nach Grund, Urſache und Folge zu verſtehn oder zu begreifen, reſp. zu ahnen.

Wir glauben nun nicht mehr mißverſtanden zu werden, wenn wir ſchließlich ſagen: Das Heilsverſtändniß gelangt erſt in der Verbindung mit der Folgewirkung des Glaubens, der Erkenntniß vom Heilsbeſitz, in einen heilsfördernden Zuſammenhang mit dem Glauben; das Verhältniß zwiſchen Glauben und Heilsverſtändniß iſt demnach nur ein mittelbares, in welchem das Heilsverſtändniß, obſchon ohne den Glauben und daher vor demſelben möglich, erſt als ein Folgemoment des Glaubens für dieſen Bedeutung gewinnt. Aber ſelbſt in dieſer ſeiner Bedeutung, mag dieſelbe ſich auch in vollſter Geltung realiſiren, iſt dennoch das Heilsverſtändniß ein mehr als ein irdiſch-zeitliches Moment, das nur ſo lange Möglichkeit und Zweck hat, als die empiriſche Glaubensüberzeugung noch nicht in das Stadium ihrer Vollendung, das Schauen getreten iſt. Das Heilsverſtändniß iſt nur der temporäre Nothbehelf, die interimiſtiſche Folie für das Erfahrungsbewußtſein der Heilserkenntniß und fällt mit allem übrigen, hienieden Unterſchiede bedingenden Stückwerk dieſes Erdenlebens beim Scheiden aus demſelben als eine Staubesunvollkommenheit dem Schickſale alles Vergänglichen anheim, um in der ewigen Seligkeit der Vollkommenheitsgleichheit wie des Seins ſo des Schauens Platz zu machen. — Der Glaube iſt ſowohl Bewußtſein vom Heil als Beſitz des Heils. Das Bewußtſein vom Heil in ſeiner zeitlichen Geſtalt iſt die Heilserkenntniß, welche in ihrer ewigen Geſtalt das Schauen heißt und in der Verbindung mit der ewigen Beſitzesgeſtalt des Heils oder dem ewigen

Leben den Inbegriff der ewigen Seligkeit umfaßt. Die Heilserkenntniß iſt mithin als eine Weſensſeite des Glaubens ein ewiges Moment. Die Aufgabe des Heilsverſtändniſſes dagegen iſt es, die zeitliche Bewußtſeinsgeſtalt vom Heil oder die Heilserkenntniß und die zeitliche Beſitzesgeſtalt des Heils in ihrer gegenſeitigen Unterſchiedenheit und Bezogenheit dem endlichen Verſtande gegenſtändlich zu machen. Das Heilsverſtändniß iſt mithin ein zeitlich-irdiſches Glaubensmoment, das in ſich zerfällt, wenn ſein Gegenſtand, die zeitliche Glaubensgeſtalt und ſein Medium, der endliche Verſtand, aufhören.

Heilserkenntniß und Heilsverſtändniß verhalten ſich demnach zu einander wie Wirklichkeit und Vorſtellung, Weſen und Erſcheinung. Nur durch das „Haben" des Glaubens kommen wir zum „Haben" des Heils; das „Wiſſen" vom Glauben bringt uns nimmer dazu. Das ſteht nach der Schrift und der Lehre unſerer Kirche felſenfeſt, aber dennoch rüttelt daran bewußt oder unbewußt der Intellectualismus der heutigen Glaubensrichtung, indem er das Wiſſen vom Glauben und das Haben des Glaubens begrifflich und ſachlich ſo miteinander brouillirt, daß Beides entweder als identiſch oder mindeſtens Erſteres ſchon als weſentliches Moment des Letzteren und als erſtes und letztes Mittel dieſen zu erlangen erſcheint. Und das iſt der ſynergiſtiſche Mißbrauch, der gegenwärtig mit dem Heilsverſtändniß getrieben wird und in Vorſtehendem beleuchtet werden ſollte.

Am Schluſſe dieſer Abhandlung, zu dem wir hiermit gelangt ſind, ſei es uns noch vergönnt, nachſtehende kurze Bemerkungen zu machen. Zunächſt können wir nicht umhin, neben der Schellingſchen vornehmlich die Hegelſche Philoſophie für den wiſſenſchaftlichen Ausgangs- und Stütz-

punkt der gegenwärtigen intellectualiſtiſchen Glaubensverirrungen zu erklären, welche in dem angeborenen ſynergiſtiſchen Gelüſte des Menſchenherzens ihren natürlichen Wucherboden haben. Der Begriffsabſolutismus jener Philoſophie, in welchem alle Objectivität und Subſtantialität ſich zum abſtracten Phantom einer abſoluten Idee verflüchtigt und auflöſt, in welchem Denken und Sein in einander übergeht, ſteht im innigſten Verbande mit der gegenwärtig ſich breitmachenden Tendenz, das Wiſſen vom Glauben mit dem Haben des Glaubens zu amalgamiren oder — denn dahin zielt doch eigentlich dieſer Richtung eigentlichſtes Streben — zu identificiren. Vom Pantheismus Hegel's hat ſich freilich die moderne Theologie noch in der elften Stunde abgewandt, aber den von ihm angebahnten Wiſſensweg zum Heil mag ſie dem intelligenten Altmeiſter nur zu gerne nachwandeln.

So viel über Urſache und Folge des intellectualiſtiſchen Glaubensübels unſerer Zeit, nun zum Schluß noch ein ergänzendes Wort zu unſerer Diagnoſe, daß dieſes Uebel ſynergiſtiſcher Natur iſt. Die inneren Gründe ſind ſchon (lit. b.) beſprochen worden, hier nur noch die kurze Frage: kann man das Heilsverſtändniß als ein bei der Gnadenaneignung durch den Glauben vermittelndes oder betheiligtes Moment betrachten, ohne in dem Irrthum zu ſtecken, den die Lehre unſerer Kirche als Synergismus verdammt, wenn ſie ſagt: „Wir verwerfen auch der Halbpelagianer Lehre, da gelehret wird, obwohl der Menſch mit ſeinem freien Willen vor ſeiner Wiedergeburt zu ſchwach, den Anfang zu machen und ſich ſelbſt aus eigenen Kräften zu Gott zu bekehren und Gottes Geſetz von Herzen gehorſam zu ſein: jedoch, wann der heilige Geiſt mit der Predigt des Wortes den Anfang gemacht und ſeine Gnade darinne

angeboren, daß alsdann der Wille des Menschen aus seinen eigenen natürlichen Kräften etlichermaßen etwas, wiewohl wenig und schwächlich, darzuthun, helfen und mitwirken, sich selbst zur Gnade schicken, bereiten, dieselbe ergreifen, annehmen und dem Evangelio gläuben könne." (F. C. 1, 2 Neg. 4. — Müll. S. 525)? Wir fragen, behandelt man heutzutage das Heilsverständniß nicht als ein solches „etlichermaßen etwas", das man gern darzuthun, womit man gerne helfen, sich selbst zur Gnade schicken und bereiten möchte, um dieselbe selbst ergreifen, annehmen und dem Evangelio gläuben zu können? Oder wenn das Heilsverständniß nicht ein solches „etwas" ist, was soll es dann noch auf dem Wege zum Glauben? Welche heilsvermittelnde oder fördernde Bedeutung kann aber überhaupt dem Heilsverständniß eingeräumt werden ohne strieten Widerspruch gegen die Kirchenlehre: „derhalben kann auch nicht recht gesagt werden, daß der Mensch vor seiner Bekehrung einen modum agendi oder eine Weise, nämlich etwas Guts und Heilsames in göttlichen Sachen zu wirken habe. Denn — heißt es kurz zuvor — und ist gleichwohl wahr, daß ein Mensch vor der Bekehrung dennoch eine vernünftige Creatur ist, welche ein Verstand und Willen hat, doch nicht ein Verstand in göttlichen Sachen oder einen Willen etwas Guts und Heilsames zu wollen. Jedoch kann er zu seiner Bekehrung (wie droben auch gemeldet) ganz und gar nichts thun und ist in solchem Fall viel ärger denn ein Stein und Block, denn er widerstreitet dem Worte und Willen Gottes." (F. C. de l. arb. 59. 61.) Dergleichen strikte Aussprüche der Kirchenlehre ließen sich aus allen unseren Bekenntnißschriften namhaft machen, namentlich aus den bezüglichen Abschnitten de libero arbitrio und de sola Dei gratia. — Hier aber dürfte wohl schon das

Angeführte genügen, die Entſcheidung unſerer Kirchenlehre über die beregte Frage zu conſtatiren.

2.

Ein Beitrag zu der Frage: Ob die geiſtlichen Arbeitskräfte bei uns vermehrt werden ſollen?

Von
Paſtor Buettner in Kabillen.
(1862.)

Dieſe Frage iſt, ſoviel ich weiß, ſchon mehrmals auf unſerer Synode angeregt und beſprochen worden, und jetzt durch das Treiben der Baptiſten ſo recht in den Vordergrund gerückt. — Die vorigjährige Synode brachte uns einen Vortrag im bejahenden Sinn unſerer Frage, dem als Text Ev. Matth. 9, 36—38 vorangeſtellt war. Was ich über die Sache zu ſagen habe, erlaube ich mir an dieſen Vortrag anzuknüpfen.

Wir müſſen als Synodalen uns über jede Arbeit freuen, die uns in das Herz unſeres amtlichen Lebens und Wirkens einführt, weil durch ſolche recht eigentlich der Zweck der Synode gefördert wird, der — meines Erachtens — zunächſt dieſer iſt, uns gegenſeitig zu einer treuen und gewiſſenhaften Amtsführung zu erwecken und zu ſtärken, und uns ſo vor jenem gefährlichen Uebel, dem wir wohl Alle mehr oder weniger zu verfallen in ſteter Gefahr ſind, dem Erkalten des Herzens, das wir ſo warm zum Amte mitbringen, zu bewahren.

Zwar haben mir die rechte Anregung in dem die Syn-

des einleitenden Gottesdienste zu suchen, wo wir — einmal im Jahre selber Gemeinde — in der Predigt an unsere Amts- und Berufspflichten mit deren Hindernissen, Unterlassungen, Erfolgen u. s. w. ernst und kräftig erinnert zu werden hoffen dürfen. — Allein die Predigt, zumal eine Predigt, kann nicht Alles umfassen, was noth thut, kann nicht jedem Zuhörer geben, was er braucht; auch hat ja Jeder für sich wieder gesammelt, und kommt nicht blos mit dem Bedürfniß zu empfangen, sondern auch mit dem zu geben zur Synode. Darum — sage ich — müssen wir uns freuen, wenn diese gegenseitige Aufmunterung und Förderung angestrebt wird, was ja leider auf unserer Synode nicht gar zu oft vorkommt, indem Gegenstände, die nicht zunächst jenen heilsamen Zweck der Synode im Auge haben, viel Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

So heiße ich meinestheils jenen Vortrag des lieben Amtsbruders willkommen (zumal uns derselbe in einer zum Herzen sprechenden Ton gegeben wurde). Um so mehr aber fühle ich mich aufgefordert, die Sache auch von einer Seite zu beleuchten, die in jener Arbeit meines Wissens nicht berührt war, und die geeignet sein dürfte, die Vermehrung der Arbeitskräfte in einem anderen Lichte erscheinen zu lassen.

Ich lasse hier unser Bibelwort: „Bittet den Herrn ꝛc." bei Seite liegen, weil es doch nicht unbedingt Bedeutung für alle Zeiten haben kann und soll, da sich ja Zustände finden können, die eine Vermehrung der Arbeitskräfte nicht mehr erfordern; und wende mich vielmehr zur unmittelbaren Betrachtung der gegenwärtigen Lage.

Wir wollen annehmen, die Arbeiterzahl werde bei uns vermehrt bis auf das Doppelte, 3—4fache, aber die Arbei-

ter wären alle von einem Geiſt beſeelt, wie ſie nicht ſollen, und ihre Arbeitskraft würde nicht zugleich waſen, woher käme da ein Gewinn für die Gemeinde? Würde dann auch nur eine Seele mehr gewonnen werden? — Die Vermehrung der Arbeitskräfte kann nur als Mittel, die Gemeinde im Glauben zu fördern, nöthig werden. Aber iſt ſie hierzu ein geeignetes Mittel? — Soll etwa die Theilung der Gemeinden die Prediger arbeitstüchtiger machen? — Ich glaube, nein! denn, je mehr Arbeiter, um ſo geringer die Verantwortung, um ſo geringer auch der moraliſche Druck, den das Amt auf den Einzelnen ausübt. Um ſo ſpärlicher werden auch die Subſiſtenzmittel zufließen, was doch auch in rein kirchlichem Intereſſe zu beklagen wäre; denn wer wollte behaupten, daß eine Schmälerung der Einnahmen auf unſer amtliches Wirken einen wohlthätigen Einfluß üben würde? — Wenn es mit dem bloßen Entſagen von unſerer Seite abgemacht wäre, ſo wollte ich kein Wort darüber verlieren. Aber hier handelt es ſich um andere Dinge, als um das Aufgeben eines Theils unſerer Einkünfte. — Wir haben kleine Gemeinden. Wir haben ſie gerade ſo groß, wie ſie verlangt werden, und noch kleiner. Wie ſteht es da? Mögen die Amtsbrüder, die ſolchen Gemeinden vorſtehen, ſprechen. Iſt bei ihnen der Erfolg geſichert? Stehen ihre Gemeinden feſter im Glauben? Hört man dort nicht dieſelben Klagen, daß die Arbeit keinen Erfolg habe? Daß dieſelben Sünden im Schwange gehen, wie in anderen? Und wenn es etwa um eine oder die andere kleine Gemeinde beſſer ſtehen ſollte, wäre es darum, weil ſie klein iſt?

Unſere Arbeit will geiſtig geführt ſein. Da kommt es nicht auf phyſiſche Kräfte an; wo Zwei doppelt ſoviel verrichten als Einer; hier thut zuweilen Einer ſoviel und

mehr als 10 und 100 Andere. Und ebenso ist es möglich (und leider zuweilen auch wirklich), daß 10 und mehr das nicht auszurichten vermögen, was eigentlich nur Arbeit für Einen wäre.

Dennoch ist es auch wahr, daß es für die Größe der Gemeinde eine Grenze geben müsse; und das Verlangen nach vermehrten Arbeitskräften, das durch unsere eigene tägliche Erfahrung hervorgerufen wird, und das sich auch auf der vorigen Synode so deutlich aussprach, muß wohl seinen berechtigten Grund haben.

Um nun über diesen Widerspruch ins Reine zu kommen, und die Gründe, die man für die Vermehrung der Arbeitskräfte anführt, würdigen zu können, werden wir den Umfang unserer Arbeit näher ins Auge fassen müssen: und so werden wir letztere — von den bloßen Kanzleigeschäften ganz abgesehen — als

allgemeine Seelsorge und specielle Seelsorge zu betrachten haben.

Zur allgemeinen Seelsorge zähle ich den Sonntagsgottesdienst, so wie jedes Amtsgeschäft, bei dem wir die ganze Gemeinde oder einen Theil derselben als solchen vor uns haben;

zur speciellen Seelsorge jede Amtshandlung, die an dem Einzelnen oder auch an mehreren Gliedern der Gemeinde vollzogen wird, und die nicht den Charakter der Oeffentlichkeit trägt.

Es ist uns unsere Arbeit durch das Wort des Herrn (Marc. 16, 15): „Gehet hin und predigt das Evangelium aller Creatur" — angewiesen und vorgezeichnet.

Ob und inwiefern wir durch die Predigt, so wie sie in unserer Kirche angeordnet ist, diesem Auftrage genügen, darüber zu urtheilen ist hier meine Sache nicht. Aber

daß wir von Kanzel und Altar aus redend uns recht eigentlich im Dienste des Herrn fühlen, und daß wir, was wir von dortaus sprechen, im unmittelbaren höheren Auftrage zu sprechen uns bewußt sind, — glaube ich als ausgemacht voraussetzen zu dürfen.

Wir fragen darum zunächst: Welches ist der Umfang unserer Wirksamkeit von dieser Stelle aus? Was wirkt das von Kanzel und Altar ausgehende Wort zur Erbauung der Gemeinde?

Der freie Gebrauch des Wortes ist ein Mittel von unmeßbarer Kraft und Tragweite, und es ist uns damit ein Recht von unberechenbarem Umfange verliehen. Dadurch, daß wir öffentlich zur Gemeinde reden dürfen, und im Namen Gottes reden sollen, sind wir im Stande, die Herrschaft über die Gemüther zu erlangen und uns den Erfolg zu sichern.

Dieses Recht ist um so bedeutender, als es jedem Zuhörer versagt ist, gegen uns in dieser unserer Stellung einen unmittelbaren Widerspruch zu erheben, selbst wenn wir die uns angewiesenen Grenzen überschreiten und etwa reden sollten, wozu wir nicht befugt sind.

Der Ort unseres Wirkens ist so geheiligt, daß jede Störung des Gottesdienstes, jede Auflehnung gegen unser Wort die strengste Ahndung nach sich zieht.

Eines Rechtes von so beispiellosem Umfange müssen wir uns wohl zu jeder Zeit klar und deutlich bewußt sein; und es dürfte der Besitz desselben seine belebende und erhebende Rückwirkung auf unsere Amtsthätigkeit nie verfehlen. Ja, es ist unsere Pflicht, einen solchen Gebrauch von demselben zu machen, daß wir nicht nur vor dem, der es uns anvertraut — nämlich vor Gott, sondern auch vor denen, zu deren Besten es uns anvertraut ist — nämlich vor der Ge-

meinde, gerechtfertigt erscheinen, und den Erfolg, zu dem wir so reiche Mittel in Händen haben, auch wirklich erzielen.

Es giebt kein Amt, das mit so großen Lasten für die Gemeinde verbunden wäre, als das geistliche; denn die Gemeinde hat ihren Prediger nicht nur zu erhalten, sie soll auch noch in ihm den Verkündiger des göttlichen Willens ehren, und ihm als dem Verwalter ihres höchsten Gutes, ihres Seelenheiles, folgen. Dabei hat sie nicht einmal das Recht, sich ihren Prediger selbst zu wählen, sondern muß sich auch den mißliebigsten gefallen lassen, seine Predigten anhören, und bei allen jenen ergreifenden und tief eingreifenden Ereignissen im Familienleben, wo das Gemüth durch jede unsanfte Berührung aufs empfindlichste verletzt wird, als bei Abendmahl, Confirmation, Trauung, Begräbniß ꝛc. die Dienste des Predigers gefallen lassen, mit dem sie das Schicksal gerade in Verbindung brachte. — Diese Rücksichten sind wol geeignet, uns zu dem rechten Gebrauch der uns übergebenen Mittel anzuspornen, damit wir das Vertrauen rechtfertigen, das unser Amt voraussetzt.

Um dieses zu erreichen, brauchen wir aber gar keine anderen Mittel anzuwenden, als eben die, auf welche uns die allgemeine Seelsorge hinweist, — nämlich die Verkündigung des Wortes von Kanzel und Altar.

In dem freien Bekenntniß der Gemeinde zum Wort liegt sowohl die Macht wie auch der Segen der Kirche.

Darum ist es sogar ein Vergehen an unserem Amte, Mittel anzuwenden, die wir nicht unmittelbar vom Herrn angewiesen erhalten, oder die wir gar von der weltlichen Macht geborgt haben; als z. B. den Beistand des weltlichen Armes, die Beschränkung der Freiheit irgend eines Ge-

meindegliedes durch Ausschließen von einem Amte oder Rechte, das zwangsweise Anhören unseres Wortes, oder das zwangsweise Bekenntniß dazu, überhaupt jede Beschränkung der vollsten Freiheit gegenüber unserer amtlichen Stellung, selbst wenn solche Beschränkung zur Ehre Gottes nothwendig erschiene. Denn diese kann ja nicht besser gewahrt werden, als wenn wir die Gemeinde vermögen, dem Herrn die Ehre als eine freiwillige Gabe darzubringen. Dieses gilt schon für die Kirche im Allgemeinen und Großen, insbesondere für die lutherische Kirche, aber noch viel mehr für uns Prediger. — Alle Machtvollkommenheit, die uns der weltliche Arm gewährt, kann uns von demselben zu jeder Zeit wieder entzogen und wir so der Mittel zum Erfolg beraubt werden. Nur die Macht, die von unserem Worte ausgeht, ist eine wahre Macht, nur solange wir durch sie wirken, sind wir stark. Das Fundament der Kirche ist das Wort des Herrn: „Gehet hin und lehret", aber nicht: Gehet hin und knechtet! Darum sollten wir selbst zunächst mit allem Ernst darüber wachen, daß von Seiten der Kirche kein anderes Mittel zur Erbauung der Gemeinde gebraucht werde, als nur die Predigt des Wortes ganz allein. Jedes andere Mittel kann leicht eine Opposition hervorrufen, zunächst vielleicht nur gegen unsere Person, aber dadurch mittelbar gegen die Sache, die wir führen.

Sehen wir nun noch insbesondere auf unsere Stellung bei Landgemeinden, so finden wir in dem starken Gemeindesinn der Letten eine um so größere Gewähr für den Erfolg. Wenn wir in der Gemeinde erst die Verständigeren für uns haben — und diese werden doch in der Regel die Mehrzahl bilden — so ist uns der Erfolg bei der ganzen Gemeinde ziemlich gewiß; denn nur ausnahmsweise wird

der Einzelne die Stimme der Gemeinde unbeachtet zu laſſen wagen. Unſeres Amtes alſo iſt es, den Glauben in der Gemeinde zu wecken, und ſie wird ſich ſelbſt regieren.

So erſcheint denn die allgemeine Seelſorge immer als der eigentliche Schwerpunkt unſeres amtlichen Wirkens. —

Bei und zu dieſer bedürfen wir aber gar nicht vermehrter Arbeitskräfte. Eine Stimme reicht weit. Eine Stimme kann ebenſowohl 1000 und 10000 erwecken, wie 10 und 100.

Das Wort iſt eine Saat; aber eine Saat beſonderer Art: jedes Korn hat tauſend Keime.

Das Wort iſt eine Flamme die, ſo klein ſie auch anfangs iſt, Licht und Wärme weit verbreiten kann. — Wer ein großes Feuer anzünden will, nimmt dazu nicht zwei oder drei Lichte, ſondern ein einziges, weil hier zwei und drei nicht mehr gelten als eins. So iſt es auch mit dem Worte, dem wir dienen. Es macht ſich weniger mit dem Verſtande, noch weniger mit dem Gedächtniſſe der Zuhörer zu ſchaffen; — es wendet ſich an das Herz, bei dem das Wort nicht ſowohl durch die Gewalt der Maſſe wirken ſoll, als vielmehr durch Berührung der der evangeliſchen Wahrheit verwandten Saite, und wo der Akt des Zündens mit ſeinem wie? wo? und warum? für uns immer etwas Unerforſchliches bleiben wird. — Dabei wirken wir ja unter dem Beiſtande einer höheren Macht, und der Zuhörer ſteht gleichfalls unter dieſer. Und dieſer Beiſtand ſichert uns eben den Erfolg und giebt unſerem Worte erſt die rechte Kraft. Indeſſen 2 und 3 haben hier nicht mehr Macht, als Einer, nämlich an einem Ort, ebenſo wie man mit 3 und 4 Lichtern nicht eine größere Flamme anfachen kann, als mit einem. Aber Feuerzeug, das nicht zündet, taugt gar nichts, auch wenn es in noch ſo großer Menge vorhanden iſt.

Diese Arbeit hat auch das Eigene, daß sie die Kräfte nicht verzehrt, sondern wohl eher stärkt. Je mehr Erfolg wir zu erzielen Aussicht haben, um so eindringender werden wir reden, um so befähigter zu unserem Amte werden oder eigentlich *sollten* wir sein. Eine große Versammlung regt uns mehr an, als eine kleine. In einer gefüllten Kirche klingt unsere Stimme heller — nämlich dem Geiste nach — als in einer leeren. Darum reden wir lieber zu einer zahlreichen Versammlung, als zu einer kleinen; darum regt sich wohl in uns Allen zuweilen der Wunsch, unsere Gemeinde möchte noch größer sein, als sie ist. Darum auch verläßt ja oft ein Prediger seine kleine Gemeinde, um sich einen größeren Wirkungskreis zu suchen; und mancher thut gewiß sehr recht daran.

Aber — *wie weit reicht eine Stimme?* Kann die Gemeinde nicht so groß sein, daß *eine* Kirche sie nicht fassen, und die Kirche so groß, daß *eine* Stimme sie nicht füllen kann? — Auch das nicht so unbedingt. Die dir zunächst stehenden Zuhörer werden dein Wort hören und weiter geben, und der kleine Funke, der als Wort von deinem Munde ausgeht, wird zur großen Flamme werden. Und die es heute nicht hörten, werden es morgen hören, und die Gemeinde wird von den 5 Broten essen und satt werden, wenn ihrer auch bei 5000 wären. — Das ist nicht Illusion; das ist Wahrheit und Wirklichkeit. Ist das aber nicht wahr, so ist das auch nicht wahr, daß der Herr bei den Seinen ist bis an der Welt Ende. — Ich meine damit auch nichts Neues zu sagen; ich *erinnere* hier nur daran, weil es gilt, den ganzen Umfang unserer Mittel nachzuweisen. Darum sage ich, es kommt nicht darauf an, *wieviel* und an *wieviel Orten* gesprochen wird; sondern *was* und *wie*. Geschieht dies im rechten Geist, so

reicht eine Stimme sehr weit und wir brauchen dann die Arbeitskräfte nicht zu vermehren; geschieht es nicht, so ist die Vermehrung der Arbeitskräfte ein Uebel.

Man wird hier einwenden: „Weder giebt es welche, die Alles recht machen; noch auch solche, die nichts recht machen. Deiner Alternative fehlt also die Anwendbarkeit. Unsere Vermehrung der Arbeitskräfte ist eine praktische Maßregel, die die Prediger nimmt, wie sie sind."

Dennoch meine ich, daß mein Schluß auch seine praktische Seite habe, denn es liegt dem Geist und Wesen unseres Amtes näher, ein erfolgreiches Wirken dadurch zu erzielen, daß wir uns unserer Mittel und Kräfte immer deutlicher bewußt werden, und diese von innen heraus entwickeln, als daß wir auf eine materielle Vermehrung der Arbeitskräfte, d. h. auf Vermehrung der Arbeiterzahl, dringen. Das letztere Mittel kann aus allerlei theils schon besprochenen, theils noch zu besprechenden, theils gar nicht oder schwer vorherzusehenden Ursachen fehlschlagen, ja wohl schaden; während das erstere unfehlbar für die Gemeinde wie für uns selbst von gesegnetem Erfolg sein muß. — Möchten denn unsere Synoden sich nach dieser Seite hin immer wirksamer entfalten!

Die allgemeine Seelsorge ist unser eigentliches Arbeitsfeld. Nur durch sie, oder doch vorzugsweise durch sie können wir den gewünschten Erfolg erzielen. Aber leider wird — wie mir scheint — diese Wahrheit viel verkannt und es spricht sich unmittelbar und mittelbar sogar bei uns Predigern ein Mangel an Vertrauen zur Predigt aus, der Besorgniß erregen muß. Mittelbar, indem unsere Reden gewöhnlich den Eindruck machen, als wage der Redner gar nicht auf den Willen der Zuhörer entschiedenen Eindruck zu machen, und mit seinem Wort ihren Entschluß nach seinem

Willen zu lenken. Was hilft aber eine der Form nach tadelloſe Predigt, eine Predigt, an der Logik, Dogmatik, Exegeſe gar nichts mehr zu wünſchen haben, wenn ſie den Zuhörer nicht ans Herz greift und ſpurlos vorübergeht Wir predigen nicht, weil es einmal von altersher Gebrauch iſt, ſondern weil wir die Seelen für das Reich Gottes gewinnen ſollen; und das iſt kein unerreichbares Ziel, kein Spiel menſchlicher Eitelkeit und Anmaßung. Die Predigt kann und wird nicht ohne Erfolg bleiben, weil ſie die Stimme des Herrn iſt. Sorget nur, daß ſie es iſt. Es rede Niemand nach ſeines Herzens Gelüſten, auch nicht nach ſeiner Bequemlichkeit! Sondern ein Jeder predige das Evangelium ohne etwas davon zurückzuhalten noch hinzuzuſetzen, ſo wird ſie Erfolg haben. Wenn ſie ihn aber nicht hat, ſo liegt es ja daran, daß wir etwas an unſerem Amte verſehen, aber nicht an dem Mittel das uns der Herr ſelbſt übergeben und dem er den Erfolg verheißen: „das Wort ſoll nicht wieder zu mir leer kommen, ſondern thun was mir gefällt und ſoll ihm gelingen, dazu ich es ſende" (Jeſ. 55, 11). Dürfen wir denn das Werk aufgeben, weil wir dazu ungeſchickt ſind?

Wir laſſen es nicht an Klagen über den ſittlichen Verfall der Gemeinde fehlen; wir haben auch zum Theil die Kenntniß ihrer Gebrechen und der Urſache der Sünde. Warum ſprechen wir dieſe Klagen nicht zunächſt auf der Kanzel aus? Warum hört man ſie immer nur da, wo ſie nichts fruchten können? Warum macht man dieſe Mängel und Gebrechen mit ihren Urſachen und Folgen nicht zum Gegenſtande der Predigt? — Aber freilich nicht, wie es leider auch wieder geſchieht, mit Bitterkeit und im Tone kalter Verleugnung aller Gemeinſchaft zwiſchen gläubiger Geiſtlichkeit und ungläubiger Laienwelt; oder ſo,

als wenn man zu Leuten rede, an denen jedes gute Wort verloren ist; sondern mit dem Vertrauen, daß es nur der herzlichen Ermahnung und der verständigen Belehrung von unserer Seite bedürfe, um die Uebel abzustellen; — mit dem Vertrauen, daß wir zu Leuten reden, die genug Einsicht und guten Willen haben, um zu begreifen und anzunehmen, was zu ihrem Heile dienlich ist. Ja! mit der Zuversicht sollten wir stets die Kanzel betreten, daß wir mit jedem Wort die Gemeinde auf dem Wege christlicher Erkenntniß fördern müssen und fördern werden. Deshalb brauchen wir nicht zu fürchten, daß wir zu schnell zum Ziele kommen. Jedes Jahr bringt uns ja neuen Zuwachs der Gemeinde und neues Arbeitsfeld. Darum wird auch der jährlich wiederkehrende Bibeltext nie alt. — Statt zu klagen, daß wegen des Unglaubens der Gemeinde und wegen der Schlechtigkeit der Menschen unsere Arbeit keinen Erfolg habe, sollten wir uns vielmehr fragen, ob wir die Mittel, die uns der Herr übergeben, nach seiner Weisung angewendet haben; ob unsere Reden alle von der rechten Liebe zur Sache und Sorge für die Gemeinde Zeugniß ablegen; ob wir uns in rechter Demuth mit unter die Zahl der Sünder stellen, denen wir das Evangelium predigen.

Wenn dieser Mangel an Vertrauen zur Predigt nicht die Ursache ist, so wäre zu erklären, woher sonst die Unsicherheit und Schüchternheit und darum auch Kälte in unseren meisten öffentlichen Reden; woher selbst solche Stimmen, die sich sonst überall geltend zu machen wissen, auf der Kanzel allein ihre Natur verleugnen, und zu leisem Geflüster herabsinken.

Wir haben eine besondere Sprache für Bauern, eine besondere für unsere Deutschen, eine besondere für den

Hof; aber keine für den Menſchen, d. h. keine Sprache, die jedem Zuhörerkreiſe gleich-angemeſſen wäre, die Jeder verſteht, die Jeden ergreift, welches auch der Stand ſeiner Bildung, Einſicht oder Lebensanſchauung iſt. Daß es aber eine ſolche Sprache geben müſſe, lehrt uns die Thatſache, daß aller Menſchen Herzen in einem Punkt und in ihrem tiefſten Grunde dieſelben ſind, gleich empfänglich für die Wahrheit. Daß es eine ſolche Sprache auch wirklich gebe, lehren uns als Beiſpiel die ſelbſteigenen Reden des Herrn. Warum ſollten wir auch dem Stande, der Bildungsſtufe oder den Anſprüchen der Zeit uns fügen, da wir Wahrheiten zu verkünden haben, die über allen Wechſel von Zeit und Stand erhaben ſind?

Machen wir nun ſo die niederſchlagende Erfahrung, daß unſere Worte an den Zuhörern ohne Eindruck vorübergehen, ſo meinen wir, es ſeien nicht mehr die Zeiten, wo man mit der Predigt auf die Leute Eindruck machen könne, und greifen nach anderen Mitteln, als: Beaufſichtigung der Gemeinde im häuslichen Leben, Kirchenzucht, Heranziehung der Geweckteren zu gemeinſchaftlichen Erbauungsſtunden und Wochengottesdienſten, innigere Betheiligung am Volksſchulweſen u. a. dergl. Mittel, wo wir dem Einzelnen näher treten; mit einem Worte: wir legen den größeren Nachdruck auf die ſpecielle Seelſorge; daher denn wohl zum Theil das Verlangen nach vermehrten Arbeitskräften.

Ich leugne nicht, daß auch dieſes Alles oder doch zum Theil unſeres Amtes ſei; daß ein gewiſſenhafter Seelſorger ſich der ſpeciellen und ſpecielleſten Seelſorge nicht entziehen dürfe. Aber es wird damit wenig oder nichts gewonnen ſein, wenn wir uns nicht erſt durch die Predigt den Weg zu den Herzen gebahnt und mit der Gemeinde in inniges

Einverſtändniß geſetzt haben. — Iſt die Gemeinde nicht gewohnt als ein Ganzes uns zu folgen und von uns geleitet zu werden, ſo wird unſere Arbeit an dem Einzelnen fruchtlos ſein. Wir müſſen uns zuerſt und vor Allem — ja wir müſſen uns ſchlechterdings — des Einverſtändniſſes mit der Gemeinde verſichern und dafür ſorgen, daß wir in ihr keine, oder wenigſtens keine bedeutende, Gegenpartei haben (ich meine hier ſelbſtverſtändlich eine Gegenpartei in Bezug auf Lehre und auf unſere amtliche Stellung). Es muß ſo ſein, daß — wer wider unſer Wort ſich auflehnt, ſich auch an dem guten Geiſt der Gemeinde vergeht; daß — was wir tadeln, auch von der Gemeinde getadelt, was wir loben und billigen, auch von der Gemeinde gelobt und gebilligt wird. So müſſen wir die Gemeinde zu unſerer Gehülfin machen; aber nicht etwa einige von uns ſelbſt erwählte und angeſtellte Glieder derſelben, ſondern die ganze Gemeinde.

Die ſpecielle Seelſorge gehört auch zu unſerem Amte, ganz gewiß! Aber ſie ſollte nur als Fortſetzung oder Ergänzung der allgemeinen Seelſorge geübt werden. Sie kann nur gleichſam in Fäden auslaufen, die in der allgemeinen Seelſorge ihren Anknüpfungspunkt haben, ſo daß der Einzelne ſich als ein Theil des Ganzen betrachten muß. Das geſchieht aber nur durch das von der Kanzel ausgehende Wort. Indem er ſich unter dieſes, das nicht beſonders an ihn, ſondern an die ganze Gemeinde gerichtet iſt, ſtellt, lernt er ſich als ein Glied des kirchlichen Gemeindekörpers kennen und fühlen.

Außerdem muß jedes unſerer Worte, wo es auch geſprochen werde, und an wen es auch gerichtet ſei, immer in dem Wort, das von Kanzel und Altar ausgeht, ſeinen Halt und ſeine Erklärung finden, weil nur dieſes die rech-

te Weihe haben wird. Dem Einzelnen gegenüber fehlt ihm dieſe, weil jedermann weiß, daß ſich da leicht Leidenſchaften einmiſchen und uns reden laſſen, was Menſchen gefällt, nicht was Gott gefällt. Blickt doch ſelbſt in der Predigt und öffentlichen Rede zuweilen menſchliche Schwachheit, Eitelkeit, Herrſchſucht durch, und ſpricht ſchon aus ihr nicht immer der Zorn Gottes, ſondern oft menſchlicher Zorn. Wie viel mehr ſind wir da nicht in Gefahr, dem Einzelnen gegenüber den Herrn zu ſpielen, und zu vergeſſen, was wir ſind und wo wir ſtehen: nämlich im Dienſt der Gemeinde als Jünger des Knechts Chriſtus.

Wir kommen aber nur zu leicht in die Lage, daß alle unſere Arbeit fruchtlos bleibt, wenn wir die Sünde nur in den einzelnen Gemeindegliedern bekämpfen wollen; denn das iſt eine Arbeit, bei der auch der Kräftigſte ermüden muß. Was er in Jahren aufbaut, wird die unerweckte, ungläubige Gemeinde in Tagen und Stunden niederreißen. Daher finden wir gerade bei den eifrigſten Seelſorgern zuweilen eine Verzagtheit und Muthloſigkeit, die ſich nur noch an dem ſehr bedenklichen Troſte aufrichtet, daß der Erfolg doch immer nur in Gottes Hand liege. — Allerdings liegt der Erfolg in Gottes Hand; aber eben darum ſollen wir genau und gewiſſenhaft die Mittel gebrauchen, die der Herr uns übergeben, und denen er Erfolg verheißen hat; denn nicht unſer Werk wird Erfolg haben, ſondern das Werk des Herrn, aber durch uns.

Wenn wir nun ſo vorzugsweiſe der Ausübung der ſpeciellen Seelſorge hingegeben unſere Arbeit mit Undank gelohnt, und den Boden, den wir mit Mühe und Fleiß bebaut zu haben uns bewußt ſind, keine gute Frucht tragen ſehen, ſo betreiben wir das Amt mit einer gewiſſen Haſt, die uns die Schranken der Chriſtenliebe und Geduld

überschreiten läßt. Wir wollen einen handgreiflichen, in die Augen fallenden Erfolg haben, und meinen ihn erzielen zu müssen, denn wir arbeiten ja im Namen des Herrn, und mit dem Herrn, und suchen nun die Schuld in der Renitenz der Gemeinde. Dabei kommen wir so leicht mit ihr in Zerwürfniß. Wir fühlen uns gedrungen, gegen ein oder das andere Gemeindeglied strenge Maßregeln anzuwenden, harte Worte zu brauchen, und regen so vielleicht dessen ganzen Anhang gegen uns auf. — Das wäre nun an sich kein so großes Uebel; denn „du sollst Gott mehr gehorchen als Menschen"; und der Herr selber spricht ja: „Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Sind wir im vollen Recht, so ist nichts verloren. Aber — wer schützt uns hier vor Mißgriffen? Persönliche Ab- und Zuneigung mischt sich so leicht ins Spiel; wir sprechen in der Aufregung ein übereiltes Wort, thun einen übereilten Schritt, und ziehen uns so von den Einen den Vorwurf zu, daß wir das Ansehen unseres Amtes gebrauchen, um zu herrschen; bei den Andern schaden wir dem Rufe unserer Bildung und vergeben die Würde des Amtes. — Oft sind wir kaum im Stande, die Handlungsweise unserer Gemeindeglieder — der hohen sowohl wie der geringen und geringsten — richtig zu beurtheilen, sehen manche That mit andern Augen an, als die Gemeinde sie ansieht und erscheinen so zu dem Richteramte, das wir doch im Namen Gottes zu führen vorgeben, untüchtig. Dieses Richteramt erscheint dann der Gemeinde als ein mit Unrecht angemaßtes. — Auf der Kanzel dagegen erkennt die Gemeinde immer willig unsere höhere Sendung an.

Es ist überhaupt die Arbeit an dem Einzelnen, sei es nun ein Lehren oder Strafen, nicht der Weg, die Sünde zu bekämpfen und den Glauben zu wecken. Es hieße, die

Sache an den Füßen angreifen, ſtatt am Kopf. Sünde und Unglaube erheben an zehn andern Stellen das Haupt, wenn wir ſie an einer niederhalten. Wir ſtrafen nur die Diebe, Säufer ꝛc., aber nicht die, die ſie zu Dieben und Säufern machen, nämlich die die Sünde in ihrem Schoße duldende und pflegende Gemeinde.

Wir verlieren ſchon etwas an dem Vertrauen der Gemeinde, wenn wir die allgemeine Seelſorge nicht mit ganzem Eifer und gehörigem Nachdruck betreiben. Sie will das Wort von der Kanzel herab hören; ſie will es recht laut und frei verkündigt haben, und ſich durch die Stimme des Herrn ſtrafen laſſen. Vernimmt ſie das Wort hier nicht nach ihrer Erwartung, ſo folgt ſie ihrem Seelſorger nicht mehr mit vollem Vertrauen. Sie wird an ihm irre und zweifelt an ſeinem redlichen Willen, an ſeinem Glauben und ſeiner Hingebung für die Sache. Sie bekennt ſich nicht mehr zu ſeiner Stimme, als der Stimme des rechten Hirten.

Das iſt beſonders in ſolchen Zeiten zu bedenken, wo Winkelprediger umhergehen und die Gemeinde wider ihre Seelſorger aufregen und Alles benutzen, um ſie zu verdächtigen, wie jetzt die Baptiſten thun. — Die Gemeinde verlangt nach dem Lebensbrot. Erhält ſie es nicht in der Kirche, ſo ſucht ſie es an anderen Orten; erhält ſie es nicht vom Prediger, ſo nimmt ſie es aus der erſten beſten Hand; und bekommt ſo vielleicht — Gift. Denn wie ſoll die Gemeinde unterſcheiden, ob es das rechte Brot iſt, oder nicht? Iſt doch das ihr einziges Zeugniß für die Wahrhaftigkeit unſeres Wortes, daß ſie davon ißt und ſatt wird. Ja! nur das Wort, das wir verkündigen, iſt in letzter Inſtanz unſere Legitimation als die rechten Diener am Wort Gottes.

Darum müssen wir immer laut und frei sprechen, damit die Gemeinde unsere Stimme vernehme. — Und darum hat die specielle Seelsorge immer nur eine untergeordnete Stelle neben der Predigt.

Das ist es, was ich die Amtsbrüder zu erwägen bitte, wenn sie über die Vermehrung der Arbeitskräfte weiter berathen wollen. — Es wäre ein Irrthum, zu glauben, daß dadurch den Uebelständen, die uns drücken, werde abgeholfen werden. Wir sind durch jahrhundertlangen Frieden unserer Landeskirche in Sorglosigkeit versunken, die uns zu jedem Kampfe ungeschickt macht. Wir können nicht eine Probe bestehen, die die Glaubensfestigkeit unserer Gemeinde und unsere eigene Arbeitstüchtigkeit bewähren sollte. Was allein uns helfen kann ist dieses: Das Evangelium predigen mit vollem Vertrauen auf Erfolg; das Wort, das uns gegeben ist, gebrauchen in seinem ganzen Umfange mit stetem Hinblick auf den, der das Wort gesprochen, und der ihm diese Verheißung gegeben: „Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte werden nicht vergehen."

Es fehlt auch vielleicht, ja hier und da sogar gewiß, an Arbeitern. Aber besonders fehlt es den Arbeitern an Vertrauen und Liebe zur Sache; und damit haben sie ihre Gemeinden angesteckt.

Mit diesem Nachweis der uns vom Herrn anvertrauten umfangreichen Mittel will ich nun keineswegs der Vermehrung der Arbeitskräfte unbedingt entgegentreten. Ich gebe zu, daß ein gewissenhafter Seelsorger seinem Pflichtgefühl nicht genügen könne, wenn seine Gemeinde nach Ausdehnung und Seelenzahl einen so großen Umfang hat, wie einige Gemeinden bei uns wirklich haben. Filialkirchen, die von ihrem Prediger 10 bis 12 mal, ja vielleicht nur

4 bis 5 mal im Jahr besucht werden können, sind eine immer offene Wunde an unserer Kirche. Bei ihnen kann weder die eine noch die andere Art von Seelsorge mit Erfolg geübt werden. Das sind Nothzustände; und wer wird wünschen, daß solche immer bestehen?

Ebenso auch meine ich nicht mit Obigem eine erschöpfende Beantwortung der Frage: ob die „Arbeitskräfte" bei uns vermehrt werden sollen, gegeben zu haben. Ich wollte die Sache eben nur vom Gesichtspunkt der allgemeinen Seelsorge beleuchten, wozu mich besonders das jetzige Treiben der Baptisten veranlaßte.

Schließlich erlaube ich mir nur noch eine kurze Bemerkung über die praktische Seite unserer Frage.

Eine durchgreifende gründliche Abhülfe der Uebelstände wird wohl noch lange ein pium desiderium bleiben. Wo aber das Bedürfniß nach vermehrten Arbeitskräften zu dringend erscheint, da sollte man ihm abhelfen, so gut man kann und so gut es die Umstände erlauben. Wenn ich nicht irre, so wurde auf der vorigjährigen Synode auch diese Frage der zu erwartenden General-Synode überwiesen. Vor diese, für die schon ohnehin soviel Material vorliegen mag, daß sie sich aus Furcht vor demselben allein schon scheuen könnte ins Leben zu treten, gehört sie, meines Erachtens, nicht hin. Denn wenn die Sache dort mit Nachdruck betrieben wird, so könnte daraus eine Umwälzung unserer kirchlichen Verhältnisse hervorgehen, die wir vielleicht schwer empfinden würden. Wir wissen ja nicht, welchen Maßstab für die rechte Größe der Gemeinde, noch auch welche Mittel zur Abhülfe die General-Synode gebrauchen wird; diese wird vermuthlich nach allgemeinen Grundsätzen verfahren und auf die speciellen Verhältnisse unserer Provinzen schwerlich Rücksicht nehmen.

An einem alten Organismus Heilversuche machen, ist immer eine bedenkliche Sache. Man sollte immer erst fragen, wie groß die Noth ist, die dazu drängt. — Und unsere Zustände sind doch so trostlos noch nicht, daß man auf jede Gefahr hin neue herbeiführen müßte! Wo es fehlt, können wir noch selbst helfen, ohne an eine General-Synode zu appelliren.

Resumé.

Der Verf. beginnt mit der einleitenden Bemerkung, daß Arbeiten, wie die bezügliche, die in das Innerste des amtlichen Lebens und Wirkens einführen, von Jedem willkommen geheißen werden müssen, weil solche so recht den rechten Zweck der Synode, die gegenseitige Erweckung im Amte, förderten; daß er aber demungeachtet eine abweichende Ansicht vorzutragen sich nicht scheuen dürfe, weil er meine, daß diese die Sache von einer anderen Seite beleuchte.

Hierauf geht er — die Textesworte: „Bittet den Herrn" ꝛc. als hier nicht entscheidend bei Seite lassend — zur Betrachtung der Anforderung und Bedürfnisse unserer Lage über, und faßt so zunächst unsere Aufgabe nebst den Mitteln, die uns zu Gebote stehen, ins Auge, wo er sich dann genöthigt sieht, erstere als allgemeine Seelsorge und specielle Seelsorge gegen einander zu halten und jede besonders wie folgt zu beleuchten:

Das Wort des Herrn „predigt das Evangelium aller Creatur" weist uns zunächst auf die Predigt hin, wie sie bei uns in Verbindung mit dem Sonntagsgottesdienst angeordnet ist.

Welches ist der Umfang unserer Mittel und ihrer Folgen von dieser Stelle aus?

Der freie Gebrauch des Wortes von Kanzel und Altar gewährt uns ein Recht von großem Umfange.

Der Ort, von dem aus wir reden, ist geheiligt.

Dabei verbindet sich mit unserem Amte eine große Last für die Gemeinde.

Aus diesen Rücksichten geht für uns die ernstliche Verpflichtung hervor, das Amt so zu führen, daß wir Erfolg erzielen. Wir müssen die Gemeinde zum freiwilligen Bekenntniß zu unserem Worte führen; denn in solchem Bekenntniß liegt die Macht und der Segen der Kirche.

Dazu besitzen wir aber die geeigneten Mittel, und werden noch durch den Gemeinde-Sinn der Letten unterstützt.

Das Wort, das wir zu verkündigen haben, ist einer Flamme zu vergleichen, die Licht und Wärme, vom kleinsten Raum ausgehend, weit verbreiten kann, — ohne sich zu verzehren. — Die Wirksamkeit des Wortes ist nicht an den Raum gebunden. Wir haben ja auch die Verheißung des Beistandes des Herrn. So sind wir im Stande, die Gemeinde zu erbauen, selbst wenn sie größer wäre, als unsere Kirche sie fassen kann. Und wir brauchen keine Vermehrung der Arbeitskräfte, wenn unsere Stimme die rechte Stimme ist. Ist sie es aber nicht, so ist die Vermehrung der Arbeitskräfte ein Uebel.

Und leider ist letzteres nur zu oft der Fall; denn wir predigen, ohne selber Vertrauen auf Erfolg zu haben. Den Entschluß, unsere Zuhörer durch unser Wort zu lenken, scheinen wir als ein unerreichbares Ziel aufgegeben zu haben; so lau, so unsicher ist gewöhnlich unser Wort.

Wir sollten mehr Vertrauen haben zur Verheißung des Herrn; mehr Vertrauen zu dem guten Willen und der

Einsicht der Gemeinde. Wir können aber die rechte Sprache nicht finden, weil wir es immer den Menschen nach Sinn machen wollen.

Wenn wir dann sehen, daß unsere Predigt nicht den erwarteten Erfolg hat, so wenden wir uns mehr und mehr der speciellen Seelsorge zu.

Diese kann aber nur dann Erfolg haben, wenn sie sich auf eine kräftig geführte allgemeine Seelsorge stützt und wenn wir die Gemeinde durch die Predigt bereits gewonnen haben. — Durch diese muß sich der Einzelne als Gemeindeglied fühlen lernen.

Nur das Wort, das von Kanzel und Altar ausgeht, hat die rechte Weihe in den Augen der Gemeinde.

Bei der speciellen Seelsorge mischen sich von unserer Seite leicht Leidenschaften hinein, und so verliert die Gemeinde das Vertrauen zu unserem Wort.

Wir kommen bei der speciellen Seelsorge so leicht in Zerwürfniß mit der Gemeinde.

Die specielle Seelsorge greift die Sache an den Füßen statt am Kopfe an.

Sprechen wir auf der Kanzel nicht laut genug, so verlieren wir unsere Gemeinde, und sie fällt den Baptisten in die Hände; denn sie will von dem Worte des Herrn satt werden, und sucht es an anderen Orten, wenn sie es bei uns nicht findet.

So leiden wir unter einem Uebel, von welchem uns die Vermehrung der Arbeitskräfte nicht befreien wird. Das thut nur die rechte Predigt des Evangeliums.

Ich will dem Verlangen nach Vermehrung der Arbeitskräfte nicht unbedingt entgegentreten. Im Gegentheil. Ich bin geneigt, es zu unterstützen; aber nur darum, damit die allgemeine Seelsorge überall mit Nachdruck geübt werden kann.

Was die Ausführung betrifft, möchte es gerathen sein, sich an jedem Orte zu helfen, so gut man kann, ohne die Sache vor eine General-Synode zu bringen, die unseren Nothständen schwerlich in dem Sinne wird abhelfen können, wie wir es wünschen und dessen bedürfen.

3.

Ehe, Ehescheidung, Wiederverehelichung und Civilehe.

Von F. Tiling, Pastor zu Bickern.

(Fortsetzung.)

Civilehe.

Ein Gegenstand vielfacher Differenz und Discussion ist in neuester Zeit die Civilehe geworden. Für uns hier und unsere Verhältnisse scheint nun zwar dieses Institut weniger Interesse zu haben, weil die Einführung desselben unserem Staate und seiner Gesetzgebung fern liegt; aber tritt nicht unser Land in immer engere Verbindung und größeren Verkehr mit den Ländern und Staaten, in welchen die Civilehe schon besteht? Ist nicht zu erwarten, daß Personen auch hierher kommen und sich niederlassen werden, die eine Civilehe eingegangen sind? Ja, haben wir nicht schon Personen im Lande, die in der Civilehe leben, welche sie außer Landes geschlossen haben? Auch in der Stadt Riga finden sie sich bereits, daher scheint denn auch uns das Interesse für dieses Institut nicht mehr so fern zu liegen und ein Wort der Auseinandersetzung darüber möchte zeitgemäß sein, um entgegengesetzte Ansichten möglichst zu versöhnen und unklare Begriffe zu berichtigen, wie solche unter Geistlichen und Laien angetroffen werden, um auch Urtheil und

Verfahren in Beziehung auf vorkommende Fälle der Civilehe regeln zu helfen.

Es ist den Geschichtskundigen wohlbekannt, daß die Ehe als ein kirchliches Institut und als durch kirchliche Einsegnung erst gültiger Bund auch in der Christenheit erst spät festgestellt worden ist. Jahrhunderte lang war die Eheschließung unter den Christen als ein Privatact angesehen. Man fußte damals auf zweierlei Gesetzgebungen, der mosaischen und der römischen, doch neigte man im Abendlande vorzugsweise zur römischen hin. Beide verboten nahe Verwandtschaft, forderten die elterliche Einwilligung, hatten bindende Verlöbnisse vor der Eheschließung; beide forderten priesterliche Einsegnung nicht, aber für die Beschließung der Ehe Zuziehung vollgültiger Zeugen (bei den Juden erst nach dem Exil). Doch blieb das Verfahren noch fast fünf Jahrhunderte n. Chr. hindurch willkürlicher Benutzung der bestehenden Gesetze überlassen. Die strengere sittlich-religiöse Ansicht unter den Christen und der Rath der Geistlichen führte wohl in dieser Zeit schon eine priesterliche Einsegnung, doch nur als Brauch und Sitte ein, nicht allgemein und nicht Gesetz war sie geworden.

Erst durch die Justinianische Gesetzgebung (528—33) wurde das Eherecht festgestellt und auch die priesterliche Einsegnung zur Bedingung einer gültigen Ehe gemacht. Diese Gesetzgebung galt aber in den folgenden Jahrhunderten nur bei den romanischen Völkern, nicht bei den germanischen, die sich auch nach ihrer Bekehrung zum Christenthum noch an ihren von den Vorfahren ererbten Gebräuchen hielten.

Das kanonische Recht, — allmählich in dieser Zeit ausgebildet, — forderte zwar die kirchliche Einsegnung, doch wurde dieselbe immer noch nicht allgemein üblich und

man ließ ſie deshalb durch Karl den Großen ſtreng einſchärfen. Das kanoniſche Recht fand zwar ſpäter willige Aufnahme auch bei den germaniſchen Völkern, doch kurze Zeit, bald ward es — beim Aufblühen der italieniſchen Hochſchulen — durch das von neuem liebgewonnene römiſche Recht wieder abgeſchwächt und verdrängt, bis Luther das kanoniſche Geſetzbuch als einen Theil des römiſchen Textes in Wittenberg gar verbrannte. Aus Luther's und der anderen Reformatoren Schriften erſehen wir, wie wiederum die Ehe als weltliches und ſtaatliches Inſtitut betrachtet wurde, ſo ſagt Luther: „demnach, weil die Hochzeit und der Eheſtand ein weltlich Geſchäft iſt, gebührt uns Geiſtlichen oder Kirchendienern nichts darin zu ordnen und regieren, ſondern laſſe ich Herren und Rath ſchaffen und machen, wie ſie wollen. Nur da man von uns begehrt ſie (die Paare) zu ſegnen, aber ſie zu beten oder ſie auch zu trauen, ſind wir ſchuldig daſſelbige zu thun.“ So auch in ſeinem Traubüchlein und in ſeinen Tiſchreden: „ſo gehet die Ehe die Kirche nichts an, iſt außer derſelben, ein zeitlich, weltlich Ding, darum gehört ſie für die Obrigkeit.“ Luthern iſt alſo die Ehe ein weltliches und ſtaatliches Inſtitut und die Einſegnung dem freien Verlangen der Sponſen anheim geſtellt. Das klingt faſt nach Civilehe. Desgleichen ſprechen die Augsburger Confeſſion und die Concordienformel die Eheſachen dem weltlichen Regiment zu. Es heißt in der Augsburg. Conf. Art. 38: „daß aber die Biſchöfe ſonſt Gewalt und Gerichtszwang haben in etlichen Sachen, als nämlich Eheſachen ꝛc., dieſelben haben ſie aus Kraft menſchlicher Rechte.“ Ebenſo ſprechen ſich auch angeſehene Kirchenlehrer ſpäterer Zeit aus, wie Gerhard und Hollaz: „die prieſterliche Einſegnung angehender Eheleute iſt nicht erforderlich zum

Wesen der Sache selbst, nämlich des Ehestandes, sondern zum öffentlichen Zeugnisse desselben, damit Allen offenbar sei, die Ehe sei rechtlich und ehrbar geschlossen" (Gerhard 15. 339.). Hollaz sagt: „die feierliche Einsegnung oder Trauung, welche nach Gewohnheit vom Priester geschieht, gehört nicht zur Schließung, sondern zur Zustandebringung der Ehe ꝛc."

Seitdem ist wohl in allen christlichen Staaten Europas die Ehe durch Einsegnung oder Trauung geschlossen erst als gültig angesehen und behandelt worden.

In der französischen Revolution und der neuen Gesetzgebung von 1793 wurde die Ehe als ein rein bürgerlicher kündbarer Vertrag behandelt. Im Jahre 1848 ist durch die deutschen Grundrechte die bürgerliche Gültigkeit der Ehe allein durch eine gerichtliche Handlung, den Civilact, bedingt worden. Doch nur theilweise ist die Civilehe in deutschen Staaten eingeführt worden.

Dies ist in der Kürze der historische Entwickelungsgang der Eheschließung.

In unseren Tagen haben die Wirren in Preußen besonders über die Ehescheidung und Wiederverehelichung auch die Civilehe in den Kammern zur Sprache gebracht und lebhafte Discussionen hervorgerufen; auf Grundlage des 19. Art. der Verfassungsurkunde und im Frühlinge des Jahres 1862 sind von zwei Abgeordneten zwei Anträge eingebracht worden:

1) auf Einführung der obligatorischen Civilehe und

2) auf Zustimmung des Hauses zu einem Gesetzentwurf über Beseitigung von Ehehindernissen.

Kammerdiscussionen, Broschüren und Zeitungsartikel behandeln die Angelegenheit in Deutschland noch fort und nicht bloß kirchenfeindliche und unchristlich gesinnte, sondern

auch anerkannt christlich gesinnte Männer haben neuerdings sich zu Gunsten der Civilehe ausgesprochen, wie in der preußischen Kammer Bethmann-Holweg und in Broschüren Dr. Sack, ein Ungenannter über die obligatorische Civilehe 1862 mit einem empfehlenden Vorwort von dem Berliner General-Superintendenten Hoffmann, F. Diedrich: „Was ist es um die sogenannte Civilehe?" in der Kirchenzeitung für Lutheraner 1862, so wie früher schon Schleiermacher in seinen Reden und Luther in seinen Schriften es gethan haben. Der Gegenstand ist offenbar von großer Wichtigkeit und hohem Interesse und verdient deshalb auch hier eine kurze Beleuchtung.

Zur richtigen Beurtheilung der ganzen Angelegenheit scheint es erforderlich, daß Kirche und Staat nach ihrem Begriff ins Auge gefaßt werden.

Die Kirche, als die Gemeinschaft der durch Christum berufenen und geheiligten Menschen (1 Cor. 1, 2) ist ihrem Wesen nach eine geistige, religös-sittliche Anstalt, in der und durch die die Menschheit ihrem geistigen Ziele, ihrem Heil zugeführt werden soll. Aber in die Kirche eintreten, von der Kirche ihre Gnadengaben entgegennehmen muß der Mensch mit freiem, eigenen Willen. Die Kirche kann und darf ihrem Wesen nach Keinem ihre Gaben aufzwingen und es muß ihr daran liegen, daß Jeder nur um seines Heiles willen ihr angehöre und ihre Gaben empfangen wolle, so daß sie nicht zum Mittel gemacht werde für andere, weltliche und niedere Zwecke. Da jedoch die christliche Idee fordert, daß das ganze Leben des Christen in allen seinen Richtungen vom christlichen Geiste durchdrungen und geheiligt werde (Matth. 13, 33), so ist auch die Einsegnung der Ehe oder die kirchliche Trauung in der Christenheit früher als fromme Sitte einge-

führt worden, und weil dieselbe in dem christlichen Geiste tief und nothwendig begründet ist, wird sie auch gewiß, — so lange christlicher Geist in der Menschengesellschaft weht, — fortbestehn. Aber die Ehe wird nicht nur und erst durch die Einsegnung zur Ehe, sie ist es ohne diese (denn die Ehen der ersten fünf Jahrhunderte der Christenheit und die mosaischen Ehen und die Ehe zu Kana, die Christi Gegenwart weihte, waren doch auch schon Ehen, ohne eine Einsegnung empfangen zu haben). Die Ehe hat nicht nur eine religiöse, sondern auch eine natürliche und sittliche Seite, sie gehört in dieser Hinsicht dem Familien-, Volks- und Staatsleben an, ja sie bildet die Wurzel dieses Lebens und ist darum schon vor und außer dem Christenthum in der Menschengesellschaft vorhanden. Es hat der Staat ein Anrecht an die Ehe, denn auch er ist nicht aus der Willkür der Menschen hervorgegangen, nicht ein Vertrag durch willkürliche Menschenübereinkunft, auch nicht eine bloße Zucht- und Strafanstalt, sondern er hat seine göttlich-gegebene Nothwendigkeit und Begründung, ist also auch eine göttliche Anstalt (Röm. 13, 1—5. 1 Petr. 2, 13—15. Matth. 22, 21). Er hat das persönliche Recht und Wohl der Staatsglieder zu überwachen, zu schützen und zu fördern. Ja, sein eigenes Bestehen hängt von dem Wohlbestehen der wichtigsten einzelnen Menschenverhältnisse, Familie, Ehe ꝛc. ab, und insofern er diese, das sittliche Menschenleben erhaltenden und fördernden Institute zu pflegen hat, ist er selbst sittlicher Natur. Es kann daher seiner Aufsicht und Einwirkung die Ehe als eines der wichtigsten Institute zum allgemeinen Wohl nicht entzogen sein, vielmehr muß die Ehe und Eheschließung als Fundament des allgemeinen menschlichen Lebens seiner Bestimmung zuerst unterliegen und seinen Rechtsforderungen zuerst an-

gemeſſen ſein, Daß darum nicht die Kirche allein, ſondern beide, Staat und Kirche, die Eheſchließung in ihre Obhut und Pflege nehmen, folgt nothwendig aus dem Begriff beider und es kann daraus durchaus keine Gefahr und Beeinträchtigung weder für die Ehe, noch für die Kirche hervorgehn, daß beide göttliche Anſtalten, denen die Ehe gleichmäßig angehört, ſich ihrer annehmen.

Beſtätigt es nicht auch die Erfahrung und die oft gerechte Klage von Seiten der Kirche, daß die Staatsgeſetze nicht überall die Ehe hinreichend ſchützen, und in manchen Fällen eine Eheſchließung hindern, für welche die nothwendigen Subſiſtenzmittel fehlten und die deshalb für Ehegatten und Familien ſpäter Elend und Verderben herbeiführte?

In einem gutgeordneten Gemeindeweſen ſollte demnach jede Eheſchließung auch unter die Beſtimmung des Staates geſtellt oder zugleich eine obligatoriſche Civilehe ſein. Der Staat hätte die Rechte und Pflichten der Sponſen und ihrer zu erwartenden Kinder feſtzuſtellen für Leben und Tod oder Trennung der Gatten, und ſo die natürliche und ſittliche Seite der Ehe in ſeine Aufſicht zu nehmen und zu ſichern, die Kirche aber die religiöſe Seite mit Mahnung, Gebet und Segen. Solche zwiefache Bindung könnte den Bund der Ehe nicht lockern, ſondern nur noch mehr befeſtigen.

Dagegen würde nun auch von kirchlicher Seite vielleicht wenig eingeworfen werden, aber man ſträubte ſich gegen die Civilehe als ſolche, die einen Ehebund auch ohne die kirchliche Trauung ſchon gültig macht, „wodurch die Ehe herabgewürdigt und zum Concubinat gemacht werde.“ Dies iſt der häufige Ausſpruch von Seiten der Theologen.

Faſſen wir nun aber vorkommende Fälle bei der Ehe-

ſchließung ins Auge, ſo wird einleuchten, daß für ſolche Fälle die alleinige Civilehe das einzig mögliche Auskunftsmittel bleibt, ſowohl um die Würde der Religion und Kirche zu wahren, als perſönliches Recht zu ſchützen und größeren Uebeln vorzubeugen.

1) Der Würde und Bedeutung der chriſtlichen Religion und Kirche iſt es offenbar widerſprechend, daß oftmals Sponſen die prieſterliche Einſegnung — ſo lange nur dieſe die Ehe gültig und zu recht beſtehend macht wie bisher — nur als einziges Mittel ſuchen, um zur Abſchließung der Ehe zu gelangen. Welcher Prediger hat nicht ſchon die Erfahrung gemacht, daß das Brautpaar oder doch der eine Theil, wo möglich, alles Geiſtliche, Mahnung, Gebet und Segen, ſich verbitten wollte, weil ihm nur an dem Act der Schließung lag? Kann eine ſolche Herabwürdigung und Verachtung der Religion und Kirche wohl mit dem chriſtlichen Begriff von der geiſtlichen Handlung und von der Würde der Kirche ſelbſt beſtehen? Würde das chriſtliche Bewußtſein eines Geiſtlichen es wohl ertragen, das Abendmahl zu reichen einer Perſon, die es ausſpräche, daß ihr an dem heiligen Mahl gar nichts liege, ſie es allein als Mittel zu einer etwa erforderlichen Eidesleiſtung, welche wiederum erſt zu Amt, Erbſchaft ꝛc. führte, jetzt **brauchen müßte**? Und wenn ein anderer Weg, der alleinige Civilact, gegeben wäre, dennoch aber die kirchliche Einſegnung verlangt würde, würde dann nicht die Kirche mit viel beſſerem Bewußtſein und in Uebereinſtimmung mit ihrer Idee die Handlung vollziehen können? Denn die Kirche kann und mag nur dem freien Verlangen nach dem Heil ihre Gnadengaben gewähren.

Ja, es iſt anzunehmen, daß, wenn die kirchliche Ein-

segnung freigestellt wäre, auch ein heilsames Zuchtmittel entstände, indem das die kirchliche Weihe grundlos verschmähende Paar sich vor der christlichen Gesellschaft selbst mit seiner unchristlichen Gesinnung kennzeichnete und sich selbst vor den Wohlgesinnten damit richtete und bezeichnete.

Man hat eingeworfen: „es sei bisher die Trauung doch ein Mittel für die Kirche gewesen, auf die unkirchlichen und unchristlichen Gemüther erbauend einzuwirken, durch die Civilehe aber werde diese Gelegenheit der Kirche ganz entzogen." Doch das ist eine Täuschung und es ist wohl nicht vorauszusetzen, daß ein dem Christenthum völlig entfremdeter Sinn durch eine Traurede (einer sogenannten Brautlehre, die nicht gesetzlich gefordert werden kann, würde sich ohnedies ein solches Paar nicht unterziehen) dem Christenthum wiedergewonnen werden könnte. Und wo sehen wir denn auch bisher solche Erfolge aus Traureden hervorgehen? Aber es könnte und müßte auch ein Civilact mit religiösen Formen und Worten — um denselben ernst und würdig zu machen — umgeben werden, so wie es bei einer Eidesleistung vor Gericht auch schon geschieht. Sollte der Richter in einem christlichen Staate nicht auch an die Forderungen und den Willen des heiligen Gottes erinnern können und müssen? Ja, hier wäre eine schöne Gelegenheit für die Zusammenwirkung von Staat und Kirche, und einem leichtsinnigen, gewissenlosen irreligiösen Richter wäre selbstverständlich die wichtige Vollziehung des Actes nicht zu überlassen. Berücksichtigen wir aber noch andere vorkommende Fälle. Wenn die katholische Kirche einem wahrhaft in Gott geschlossenen Herzensbunde die Weihe versagt bei gemischter Confession der Sponsen und die Umstände, wie sie vorkommen (z. B. der Wille der Eltern ꝛc.), doch die protestantische Weihe hindern, wird dann nicht

dem persönlichen Menschen- und Herzensrechte in der Civilehe ein gerechter Ausweg geboten?

Was die Kirche ihrer Natur nach nie vermag, das kann der Staat vermöge seines Wesens, nämlich in manchen Fällen die Ehe erzwingen und so die persönlichen Rechte eines Theiles und der unehelichen Kinder (per matrimonium consequens) schützen und sichern, die Zahl der Concubinate und unehelichen Kinder mindern und auf solche Art wenigstens einem größeren Uebel steuern.

Endlich, was bleibt dem Staat zu thun übrig in den neuerdings so häufig vorgekommenen Fällen, da den nach dem Gesetz Geschiedenen trotz Gestattung abermaliger Verehelichung doch von Seiten der Kirche, resp. der Geistlichen, die Trauung versagt wurde? Der Staat kann die Kirche nicht zu einer geistlichen Handlung zwingen wollen, seine Gesetze und Urtheile muß er aufrecht erhalten, und die persönlichen Rechte seiner Bürger zu schützen, ist er verpflichtet.

Leider hat die Kirche selbst in ihrem Eigensinn die Civilehe als ein Noth- und Auskunftsmittel herbeigeführt, wie das Verfahren preußischer Geistlichen in jüngster Zeit gezeigt hat. Will aber die Kirche eine so geschlossene Ehe nicht anerkennen, so schließe sie die Verehelichten von ihrem Verbande aus.

Wir leben überhaupt in einer Zeit der Krisis, der Umwandlung gesellschaftlicher Formen, man verlangt allgemein und mit Grund eine Trennung der verschiedenartigen Gebiete des Lebens, der Kirche und des Staates, zum Wohle beider. In der Eheschließung nach ihrer bisherigen Form sind nun aber Beide auf eine widersinnige und unheilvolle Weise vermischt gewesen, es ist daher eine zeitgemäße

und für beide heilsame Forderung, daß sie geschieden werden, daß dem Staate ebenso wie der Kirche, was jedem Institute nach seinem Wesen zusteht, auch zufalle. Soll das aber wirklich und vollständig erreicht werden, so scheint die Form der facultativen Civilehe nicht ausreichend, sondern nur der obligatorischen; denn im ersten Falle bliebe immer noch der Uebelbestand, daß die Kirche und der Geistliche bei der Eheschließung immer nur ausführende Diener des Staates wären, gezwungen Jedwedem zu gewähren, was doch nur dem freien Verlangen und den das Heilige suchenden Seelen gewährt werden dürfte. Anderntheils wäre der Staat von einem Gebiet des Lebens verdrängt, das ihm ganz eigentlich auch angehört, könnte wichtige Rechte nicht schützen, hochwichtige Verhältnisse nicht genügend überwachen und fände sich in seiner Wirksamkeit vielfach gelähmt. Confundation und Wirren zwischen beiden hörten dann nicht auf. Die Form der obligatorischen Civilehe scheint daher die allein zulässige, weil nur so in Beziehung der Ehe dem Staate mit dem Civilact, der Kirche mit der Trauung ihr volles Recht zu Theil würden und jede Ehe als das, was sie ist, ein Institut des Staates und der Kirche zugleich anerkannt, gesichert und festgestellt, zwiefach gebunden und darum stärker als bisher gefestigt sein würde. Da bereits auch in unserm Lande die Civilehe dadurch vorkommt, daß Personen hierher ziehen, die in anderen Staaten eine Civilehe eingegangen sind, schon eine Reihe von Jahren in derselben gelebt und aus derselben Kinder gezeugt haben, nun aber in der Absicht hier zu verbleiben, sich und ihren Kindern die Rechte legitimer Ehe erwerben wollen, und da vorauszusehen ist, daß solcher Fälle in Zukunft immer mehrere vorkommen werden, je allgemeiner vielleicht die Civilehe in anderen Staaten wird, so entsteht

die Frage: welches Verfahren in solchen Fällen hier einzuhalten sein möchte?

Verlangt ein solches Paar die Legitimirung seiner Ehe nach dem Landesgesetz nicht, so können selbstverständlich die Ehe nicht als gesetzliche und die Kinder aus derselben nicht als eheliche öffentlich gelten. Wird aber die Legitimirung der Ehe verlangt, so fragt sich, ob eine Trauung mit allen gesetzlich vorgeschriebenen Formen an dem Paar zu vollziehen wäre?

Es leuchtet nun wohl ein, daß ein öffentliches Aufgebot eines Paares, das schon seit Jahren ehelich zusammen gegeben ist und als solches von der christlichen Gesellschaft — wenigstens an dem Orte der Eheschließung anerkannt wurde — sowohl keinen Einspruch erfahren könnte, als es auch durch ein solches Aufgebot für unehelich erklärt würde, obwohl die Ehe da, wo sie geschlossen wurde, in gesetzlicher Form abgeschlossen war, daher ein Aufgebot wegfallen müßte. Ebenso hätte das bei der Trauung übliche gesetzlich vorgeschriebene Jawort, welches die freie Wahl, Entschließung und Verpflichtung zur Ehe ausspricht, für Personen, die längst die Verpflichtung eingegangen sind und erfüllt haben, ganz seine Bedeutung verloren. Auch der Ringwechsel als Zeichen der nun erst eingegangenen Verbindung wäre widersinnig, da diese Verbindung, wenn auch unter anderen Formen, längst schon geknüpft worden ist.

Die Anwendung dieser Formen wäre also ebensowohl leere, bedeutungslose Handlung, als sie auch die persönliche Ehre der Gatten und Kinder verletzen müßte, indem sie die bisherige Ehe für ein Concubinat und die Kinder für uneheliche öffentlich erklären würde. Selbst dem Begriff der Ehe wäre dies widersprechend, indem, wie oben ausgesprochen, die Ehe nicht erst durch die Trauung zur Ehe

wird, ſondern die beſtehende nur durch den göttlichen Segen für die Zukunft geweiht wird. Es könnte demnach auch unter den hier beſtehenden Geſetzen nur eine Einſegnung im engſten Sinne, ſo etwa wie eine katholiſche oder griechiſch-copulirte Ehe zu Zeiten proteſtantiſch geſegnet wird, ſtattfinden, nämlich mit Weglaſſung des Aufgebots, des Jawortes (welches ſchon durch das ausgeſprochene Verlangen der Legitimirung der Ehe in Beziehung auf dieſe abgegeben wäre) und des Ringwechſels.

Für dieſes Verfahren — das freilich einer höheren Beſtätigung bedürfte — ſprechen auch längſt ſchon vorkommende analoge Fälle. Eine katholiſche oder in anderer chriſtlicher Confeſſion abgeſchloſſene Ehe wird auch in der proteſtantiſchen Kirche als legitim anerkannt, desgleichen eine da vollzogene Taufe oder geſchehene Eidesleiſtung für gültig geachtet wird, — warum alſo nicht auch eine nach dem Geſetz eines anderen chriſtlichen Staates abgeſchloſſene Ehe?

Es verſteht ſich, daß dieſes Verfahren nur als Anſicht und Vorſchlag hingeſtellt worden iſt, da das Geſetz unſeres Landes noch keine Beſtimmung über die Civilehe getroffen hat.

II.

Zur Literatur.

1) Noch einmal Hengstenberg's Evangel. Kirchen-Zeitung.

Das dritte Heft des dreiundsiebzigsten Bandes (Sept. 1863) liegt vor uns. Wir haben hier dieser fast 40 Jahre lang ununterbrochen in Einer Hand ruhenden Zeitschrift, der mit Recht die Stellung unter den ersten und hervorragendsten Zeitschriften der evangel. Kirche zuzuweisen ist, zum öftern erwähnt, und sind leider in der Lage gewesen, wie das auch hier und da unwillig mag empfunden sein, zu dort ausgesprochenen Ansichten und Meinungen nicht selten in einen Gegensatz zu treten. Das hat uns aber niemals abgehalten, die Bedeutung und Wichtigkeit dieser Zeitschrift gebührend anzuerkennen. Daß sie seit langen Jahren in weiten Kreisen durch ihre Urtheile und Schilderungen maßgebend geworden ist und noch ist, kann dem unermüdlichen Herausgeber nur angenehm sein, und ihm seine Stellung, bekanntlich eine von den verschiedensten Seiten vielfach angefochtene, einigermaßen versüßen helfen, in dem Bewußtsein, einem tiefen Bedürfniß vollkommen entsprochen zu haben. Die heftigen Angriffe, die er vor Jahren wie in neuester Zeit erleiden mußte, wollen wir auf sich beruhen lassen, da wir nicht geneigt sind, eine theologisch-wissenschaftliche Stellung irgend welcher Art als solche mit der Gottes-Kindschaft zu identificiren oder von dieser zu excludiren. Ob H.'s Bestrebungen und Arbeiten, wie sie auch in dieser Zeitschrift zu Tage liegen, „tendenziös" seien, steht uns zu beurtheilen nicht an. Genug, wenn wir von unsrer Seite vollkommen die Berechtigung einer solchen conservativen Stellung auf dem Gebiete des Kirchlichen, gegenüber den nicht selten maßlosen Anforderungen, die niederreißen wollen, ohne doch etwas positiv Neues, Gediegenes, wahrhaft in der „Entwickelung Fortgeschrittenes" an die Stelle zu setzen, verstehen und anerkennen. Wir sehen von der Form der Polemik ab, die nur zu oft bekanntlich in der Ev. K.-Z. eine sehr herbe war, finden sie aber bei einem Zustande der Presse, wie sie z. B. in Deutschland gehandhabt wird, ganz erklärlich. Die Ausdrücke werden immer derber und schwerfälliger, ja mehr die Getroffenen die glück-

liche Entdeckung machen, daß man von einem niederschmetternden Zeitungsartikel nicht stirbt. Was wir hier auszusprechen uns gedrungen fühlen ist dieses. Wir meinen, H.'s größere Arbeiten, z. B. auf dem Gebiete der Exegese, seien weder bahnbrechend noch neuschöpfrisch, daher sie schwerlich von nachhaltiger Wirkung sein werden. Seine großartige Conception z. B., die, wenn wahr, für die ganze göttliche Reichsgeschichte entscheidend wäre, und nicht weniger behauptet, als daß das „tausendjährige Reich" auch ein bereits „überwundener Standpunkt" sei, indem die Menschheit das „Millennium" vom Jahre 800—1789, ohne freilich eine Ahnung davon zu haben, durchgelebt habe, überlassen wir ruhig der Kritik der Nachwelt. Seine Stellung zur Union der preuß. evang. Landeskirche, zur evangel. Alliance, zu den Breslauer Lutheranern, u. s. w. lassen wir unerörtert. Aber worin H.'s Verdienst, namentlich in seiner Ev. K.-Z., nicht genug anzuerkennen sein dürfte, ist sein fortgesetztes Schärfen der Gewissen im Kleinen. Wir verstehen darunter alle die populär praktischen Belehrungen, Warnungen, Aufforderungen an die geistlichen Amtsträger, treu im Kleinen zu sein. Dies Thema wird in allen Variationen behandelt, und könnten wir nur wünschen, daß ein Jeder sich daraus immer das nehme, was ihm gerade noth thut. Gewiß, der evangel. Geistliche ist auch Theolog, wissenschaftlich arbeitend, mit aufgeschlossenem Sinne für die großen allgemeinen Bewegungen wissenschaftlicher Kritik und Forschung; aber der liest die Ev. K.-Z. gewiß höchst gedankenlos, der da meint, ein rechter Jünger und Verehrer H.'s brauche nicht mehr zu studiren, sondern könne nach absolvirtem Consistorialexamen sich ausschließlich der „Praxis" zuwenden. Beispielsweise machen wir auf dieses Septemberheft aufmerksam, wo ein Paar sehr instructive und anregende Artikel stehen. Wir übergehen die gleichfalls in diesem Heft befindlichen: „Frau v. Stein" (die „anmuthige" aus dem Götheschen Weimarkreise), „Jean „Jacques Rousseau" und „Freih. v. Canstein", — drei Lebensbilder, die eine nähere Betrachtung verdienen. Wir haben es hier mit den beiden Aufsätzen zu thun: „Der Pastor in Amt und Haus", und „die Predigt." Aus diesem Aufsatz möge Einiges hier stehen. „Die Predigt ist die starke, aber auch zugleich die schwache Seite der evangelischen Kirche. — Es fehlt zwar nicht an Predigern, aber an solchen, die die Schlafenden aufwecken können, fehlt es

sehr. Das wenn auch gut und vorzüglich bestandene Examen ist keine Bürgschaft dafür, daß der Candidat ein guter Prediger sei, und selbst wenn die Rechtgläubigkeit nicht eine blos angelernte, sondern auch eine durch Bekehrung und eigene Erfahrung lebendig gewordene ist, so ist damit noch nicht die besondere Gabe für die Kanzel verliehen. Theologische und christliche Bildung sind zwar dem Prediger unentbehrlich, aber nicht die alleinigen und ausschließlichen Eigenschaften, die er haben muß. Es gehört dazu ein angebornes Talent und natürliche besondere Gaben, eine feine Beobachtungsgabe, eine lebhafte Phantasie, ein fröhlicher Muth, eine kräftige deutliche Stimme, die Fähigkeit fremde Gemüthszustände zu verstehen und ihre Entwickelung richtig aufzufassen ꝛc. Wenn der heilige Geist diese Gaben läutert und reinigt und seinem Dienste unterthänig macht, so können sie wesentlich dazu beitragen, der Predigt Eingang und Wirkung zu geben, und sogenannte ausgezeichnete Prediger sind eben solche, denen neben der heiligen Bildung auch natürliche Gaben verliehen sind. Diesen ist es oft gegeben, auch die Gegner des lebendigen Wortes Gottes zu gewinnen und sie mit der Kirche auszusöhnen. — Die Klage über schlechte Predigten hört man sehr oft, aber wie die Bibel am meisten von denen verachtet wird, die sie nicht lesen und kennen (sehr wahr!), so auch wird die Predigt am schärfsten und oft am ungerechtesten von denen beurtheilt, die sehr selten die Kirche besuchen, und sie suchen oft nur eben dadurch eine Entschuldigung für sich zu gewinnen, daß sie die Kirche nicht besuchen. Wer wirklichen Hunger hat, ist auch mit geringer Speise zufrieden und verlangt nicht, daß sie künstlich schmackhaft gemacht werde, wer aber einen verdorbenen Magen hat, dem behagt keine Speise. — — In der Predigt hat die Subjectivität des Predigers ihren Raum sich geltend zu machen. Es ist zwar das Wort Gottes und die gesunde Lehre objectiv gegeben, aber die Darstellung und Anwendung hängt vornehmlich von der Persönlichkeit ab. Ein alter Mann predigt anders als der junge Mann, der gesunde anders als der kränkliche, der ohne irdische Sorgen leben kann anders als der damit zu kämpfen hat. Wenn auch der alte Mensch niedergehalten wird, so bleibt er doch von großem Einfluß auf die Gestaltung des neuen Menschen. Ob jemand von Jugend auf unter dem Einflusse des heil. Geistes gestanden oder ob er später sich bekehrt

hat, und in welcher Weiſe er zum lebendigen Glauben gekommen iſt, ob er im Frieden oder in der Oppoſition ſich entwickelt hat, ob er von Natur zur Heftigkeit und andern Leidenſchaften, oder zur Geduld und zur Sanftmuth geneigt war, ob er tiefe Wunden an ſeinem Gewiſſen hat oder relativ nicht gerade ſehr dunkle Punkte in ſeiner Vergangenheit ſehen muß, ob er in ſeiner Jugend in ſehr beſchränkten und gedrückten Verhältniſſen gelebt oder ohne Sorge und Noth ſeine Tage zugebracht hat, ob er in geiſtiger Hinſicht einen weiten oder beſchränkten Geſichtskreis hat, reich oder arm an Gedanken iſt; ob er überwiegend eine theoretiſche oder praktiſche Natur iſt, ob er an der Leber und dem Unterleibe leidet und daher leicht mürriſch wird und alle Verhältniſſe ſchwarz ſieht, oder ob ein geſundes Blut in ſeinen Adern fließt; ob er in ſeinem Hauſe im Frieden lebt oder mit einer Frau verbunden iſt, die ihm das Leben ſauer macht, — das alles ſind Dinge, die bei der Ausarbeitung der Predigt nicht ohne Wirkung bleiben." (Sehr wahr.) — — Es gibt eine Art von geiſtlicher Amtsführung, die man die „legale" nennen kann, die alles hübſch ordentlich macht, pünktlich die Liſten und Tabellen und Berichte einreicht, die Acten ſauber heftet, und ſich keine Verſäumniß zu Schulden kommen läßt. Dazu kommt noch, daß man da gegenwärtig gewöhnlich in doctrinärer Weiſe das Evangelium predigt. Die Legalität iſt freilich eine Tugend des Paſtors, aber ſie allein reicht nicht aus. Die Rechtgläubigkeit läßt ſich lernen, wie jedes andere Syſtem, aber die lebendige fruchtbringende Predigt iſt nur bei denen zu finden, die in der Zucht des heil. Geiſtes ſtehen und die heilſame Gnade an ihrem eignen Herzen als eine Kraft Gottes erfahren haben. Wer das Leben der Verheißung nur aus Reiſebeſchreibungen kennt, aber ſelbſt nicht ſeine Heimath darin gefunden hat, redet wie ein Blinder von der Farbe. Gewöhnlich wollen ſolche Leute alles durchs Geſetz erreichen, und ſelbſt wenn ſie das Evangelium predigen, thun ſie es in der Weiſe, daß das „du ſollſt" überall durchtönt. „Ihr müßt Buße thun", „ihr müßt glauben", „ihr müßt beten", u. ſ. w., damit ſchlagen ſie auf die Gemeinde ein, aber die Zuhörer von Innen heraus zu nöthigen zur Buße, ſie zu locken zum Kreuze des Herrn und ſie zum Gebet zu reizen, das vermögen ſie nicht. Sie demonſtriren die Erlöſungsnothwendigkeit, aber die Erlöſungsbedürftigkeit zu wecken und zum Bewußtſein zu brin-

gen, vermögen sie nicht. — — — Man hat wol gesagt, es müsse anders gepredigt werden, und bald ist dieser, bald jener Rath gegeben worden, aber eine wirklich befriedigende Antwort ist bis jetzt noch nicht gegeben. Man muß auch gerecht sein und zugestehen, daß ein großer Theil der Schuld an den Gemeinden liegt. Was will die Predigt wirken, wenn kaum der fünfte, ja oft nicht einmal der zehnte Theil der Gemeinde die Kirche besucht? Eine leere Kirche ist schon an und für sich sehr wenig erbaulich, und bricht auf die Länge auch den Muth und die Freudigkeit des Pastors ꝛc. — Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß an gewissen Festtagen die Kirchen gewöhnlich so gefüllt sind, und daß auch solche kommen, für die sonst die Glocken vergebens rufen und die am wenigsten an das glauben, was der eigentliche Gegenstand des Festes ist. Es ist das noch der letzte Rest, der von kirchlicher Sitte geblieben ist. Wie seufzt doch an solchen Tagen mancher arme Pastor zu Gott dem Herrn, daß er ihm das rechte Wort geben wolle, um an die Herzen heran zu kommen. Aber die in der Passionszeit noch gekommen sind, bleiben nach dem Feste wieder weg, wenn sie auch am Bußtag und Charfreitag einmal den Staub von ihren Plätzen abgewischt haben. Wenn es auch von der einen Seite erfreulich ist, einmal die Gemeinde so zahlreich versammelt zu sehen, daß die sonst zu große Kirche zu klein wird, so ist es doch von der andern Seite eine recht schwere Aufgabe, zu solchen zu reden, die man so selten sieht." —

2) Zionslieder. Eine Gesangbüchlein für evangelische Christen zur Stärkung ihres Glaubens und zur Förderung ihrer Gemeinschaft unter einander. Reval, 1863. Selbstverlag des Herausgebers. 246 S.

Referent hat sich mit der „Gesangbuchsfrage" zu seiner Zeit — bezüglich in den 40er Jahren — nicht blos theoretisch sehr beschäftigt, wie ein Jeder weiß, dem die damalige Vorbereitung und allmähliche Einführung neuer Gesangbücher in Riga bekannt ist. Darüber braucht er hier kein Wort weiter zu verlieren. Es war ihm Gewissenssache, an seinem Theil dahin zu wirken, daß unsrer Kirche der Reichthum des geistlichen Liederschatzes nicht entzogen würde und das Bekenntniß reiner Bibellehre auch im Liede correct zum Ausdruck käme. Wie er das meint und will verstanden wissen, hat er wiederholentlich ausgesprochen, s. sein Programm: „Einige Andeutungen aus der Ge-

schichte des evangel. Kirchenliedes. Riga 1844. 14 S. 4." Sodann: „95 Lieder zum Auswendiglernen. Riga 1844." Endlich: „Fünfundneunzig geistliche Gesänge ꝛc., eingeleitet durch eine Betrachtung über das Kirchenlied. Riga 1850. XXXVIII. u. 116 S." Er meint noch heute, daß in unseren geistlichen Liedern seit 300 und mehr Jahren, trotz dem, daß die „großen deutschen Nationaldichter" an ihnen sich am wenigsten betheiligt haben und Göthe und Schiller unter den Kirchensängern vermißt werden, der tiefste Zug religiöser Innigkeit und die reinste Erkenntniß evangelischer Glaubenswahrheit im lyrischen Schwunge der Poesie zu Worte kam. Ebenso, daß unter der großen Menge dieser Ergüsse frommer Erregtheit eine gewisse Anzahl hervorleuchtet, deren Werth nach Form und Inhalt ein bleibender sein wird, die als „Kernlieder" anzuerkennen sind. Ein Umstand wird aber nie außer Acht zu lassen sein, sobald es sich darum handelt, diese Lieder den zur Zeit lebenden Zeitgenossen in den Mund zu geben: das ist die nie ruhende Umwandlung, welche unsre deutsche Sprache, als eine lebendige, unausgesetzt erfährt und durch kein Mittel zurückgehalten werden kann, aus dem einfachen Grunde, weil Thatsachen stärker sind als Wünsche. Dabei kommen nun zwei Handlungsweisen zur Geltung. Entweder man sammelt die „Kernlieder", wobei die Entscheidung über Classicität als eine vollzogene angenommen werden mag, und zwar aus allen Zeiten, streng und gewissenhaft in ihrer Ursprünglichkeit zur Darstellung, und wir meinen, der Kenner der Sprachentwickelung sowohl als der verschiedenen historisch sich abwandelnden Culturzustände, in denen und aus denen jene lyrischen Producte christlicher Glaubensstimmung erwuchsen, wird in diesem Blüthengarten heiliger Dichtkunst unangefochten daher wandeln, und an jeder einzelnen Schöpfung des Einen Geistes der Wahrheit und der Liebe, der aus dieser großen Mannichfaltigkeit ihm entgegentönt, sich erfreuen und — erbauen. Oder, und das ist der andere Fall, man sammelt die „Kernlieder" für die gegenwärtig lebenden Kinder unsrer Zeit, denen man, ohne ihnen Gewalt anzuthun, nicht zumuthen darf, daß sie denselben wohlthuenden und reinen Genuß empfinden sollen, der nur unter gewissen, eben angedeuteten Bedingungen möglich ist. Will man den Gemeinden, wie sie einmal sind, die Lieder in ihrer ursprünglichen Originalität zumuthen, so ist die nächste unausbleibliche Folge einer solchen

Vergewaltigung, wie die Erfahrung lehrt, wenn man Thatsachen übersieht, ein Mißbehagen, das sich wohl auch in einer unüberwindlichen Abwendung von dem Dargebotenen manifestirt. Verständige wissen das, und beginnen daher, um die „alten" Kernlieder zugänglich zu machen, „leise" zu „verändern", „umzuarbeiten", je nachdem die leitende Fürsorge solches für zweckmäßig erachtet. Daß diese Methode, bei dem Bestreben, dem allgemeinen Bedürfniß die „alten Kernlieder" darzubieten, unvermeidlich ist, wird ohne Ausnahme zugestanden und liefern den Beweis davon alle Gesangbücher, die namentlich in den letzten 15 Jahren auch in den verschiedenen Gemeinden und Consistorialbezirken der evangel. Kirche in Rußland zum Gebrauch gestellt sind, und die hier aufzuzählen überflüssig ist. Verändert haben Alle; wir behaupten nicht zu viel, wenn wir sagen, kein einziges Lied ist ganz wortgetreu nach dem Urtext der Verfasser wieder gegeben; überall ist abgekürzt, umgeändert, umgestellt ꝛc., je nach Bedürfniß. Wir meinen nicht, daß die Veränderungen im Sinne von „Verbesserungen" geschehen sein wollten. Die Rücksicht auf Zweckmäßigkeit für den vorliegenden Fall war unstreitig die maßgebende und bestimmende. Bei der Hochachtung und Dankbarkeit gegen die alten Sänger und Dichter glaubte man denselben kein Unrecht anzuthun, wenn man ihre schönen Lieder für das vorhandene Bedürfniß einer Veränderung unterzog. Es blieb dabei den Forschern der historischen Wahrheit stets vorbehalten, die Urtexte der Originale anderweitig richtig zu codificiren. Hat man indeß einmal den Grundsatz acceptirt: für das Bedürfniß muß umgeändert werden, so kann nur noch die Frage nach dem wie und wie weit in Betracht kommen. Und diese Frage wird allerdings sehr verschieden beantwortet, und ist eine vollständige Vereinigung vorläufig so wenig zu erwarten, als das Bedürfniß in den verschiedenen Kreisen des Gemeindelebens sich verschieden kundgibt. Daß diesem factischen Bedürfniß in seiner Berechtigung genügt werden muß, bestreiten wir am wenigsten. Wir meinen nicht, es solle und dürfe der Substanz der Wahrheit durch „Veränderungen" in den alten Kirchenliedern — denn von den neuen ist nicht die Rede, die werden entweder aufgenommen oder bei Seite gelegt — Eintrag geschehen. Einer Abschwächung der reinen Bibellehre reden wir nicht das Wort. Den Kern des Dogmas, den ewig festen und unveränderlichen wollen wir nicht al-

terirt wiſſen. Die Form aber, welche der Lehrſatz in lyriſch-dichteriſcher Sprache annimmt, iſt von den Dichtern oft ebenſoſehr aus dem Bildungs- und Anſchauungsreichthum ihrer Zeit und ihrer individuellen Perſönlichkeit, als aus dem jedesmaligen Sprachſchatz, über die ſie zur Zeit zu gebieten hatten, genommen. Daß ganze Lieder und einzelne Poſitionen urſprünglich zu ihrer Zeit unverfänglich, ja erbaulich mögen geweſen ſein, die jetzt dem Gefühl Befremdliches darbieten, wollen wir zugeben. Bei der Umwandlung und Bedeutung mancher Sprachausdrücke, Redefiguren und einzelner Worte im Lauf der Zeit verbinden die Jetztlebenden, wenn z. B. ein fragliches Wort geſetzt wird, nicht ſelten einen ganz andern Sinn, als in welchem das Wort einſt gebraucht wurde. Es gehört Manches dazu, um das Alles ſich ohne Irrung zurecht zu legen. Es ſollen nur zwei Beiſpiele angeführt werden, um die Sache anſchaulich zu machen. Im Rigaſchen Geſangbuch 1761 ſteht Nr. 938: „O Jeſu, du verliebter Gott, ich ſeufz und ſehne mich nach dir, wann kommſt du denn einmal zu mir? Nur ich muß ohne Labſal ſein, in meiner großen Liebespein; ich lieb und werde nicht gewährt, was mein verliebtes Herz begehrt.“ Die ernſten und braven Männer, die damals jenes Lied hineinſetzten, haben es gewiß ſehr ernſt und ehrlich gemeint, aber wer kann heute Jeſum anſingen laſſen als einen „verliebten Gott?“ Niemand. Nun, das iſt's eben was wir meinen. Dergleichen haben die alten kräftigen Geſangbücher zu Hunderten; der Sinn auch dieſes Liedes iſt wahr und richtig, aber der Ausdruck heute unmöglich, wenn man nicht das Gegentheil bewirkt von dem, was man beabſichtigt. Sodann, man denke an das mehr der Melodie als dem Urtext nach wohl bekannte „Wie ſchön leucht't uns der Morgenſtern“, von Nicolai 1597 gedichtet: man nenne mir ein neues Geſangbuch, in welchem es ganz wortgetreu zu finden iſt. Sogar der Berliner geiſtliche Liederſchatz von 1832 Nr. 1910 hat dieſes Lied „nach dem Braunſchweiger Geſangbuch von 1735!“ Alſo! Weil es eben nach dem Urtext unmöglich war. Daß der bekannte Paſſus „O große Noth, Gott ſelbſt iſt todt“ heute zu den größten Mißverſtändniſſen veranlaſſen müſſe, werden nur beſonders geſtellte Köpfe leugnen, während es wahr bleibt, daß in Jeſu von Nazareth der ewige Sohn vom Vater Menſch geworden und am Kreuz geſtorben iſt.

Das vorliegende aus 218 Liedern bestehende „Gesangbüchlein", herausgegeben, wie das Vorwort zeigt, von J. A. Ripke, Oberpastor an der Nicolai-Kirche in Reval, ist „aus einem praktischen Bedürfniß entstanden." Es soll „in den weiteren Kreisen der Gemeinde dienen, namentlich den evangel. Bibel- und Missionsvereinen und allen Mitpilgern nach Zion." Darum sind „die Rubriken der Bibel-, Missions- und Gemeinschaftslieder reichlicher ausgefüllt." Die einzelnen Lieder sind „mehr oder weniger abgekürzt", weil man „nicht mehr an Singstoff darbieten wollte, als in einer Missions- oder anderweitigen Erbauungsstunde zur Anwendung kommen kann." Das ist der ausgesprochene praktische Zweck. Ref. hat, wie oben bemerkt, auch ein Paarmal solche kleine Sammlungen versucht, dabei aber einen anderen Zweck im Auge gehabt. Seine kleinen Sammlungen waren zum Auswendiglernen für die Schuljugend bestimmt und diese sollte vorläufig mit einigen der besten unserer geistlichen Lieder bekannt werden, und nach den geläufigsten Melodien durch häufiges Wiederholen sich in sie hineinsingen, gestützt auf die Erfahrung, daß solche im frühen Jugendalter eingeprägten Lieder *mit* den Melodien — wobei alle fremdartigen und schwerfälligen zu vermeiden — eine bleibende segensreiche Mitgabe für das ganze Leben sind. Ref. dachte sich, daß alle „Mitpilger nach Zion, die (bereits) mit lebendigem Glauben die Kraft des Evangeliums im Thun und Leben verkündigen", bei „anderweitigen Erbauungsstunden" ihr großes kirchliches Gesangbuch zur Hand haben könnten. Indessen ist gewiß auch das vom geehrten Amtsbruder angegebene andere praktische Bedürfniß ein berechtigtes, und kann dabei auch dem von mir festgehaltenen anderen Zweck, „zum Auswendiglernen für die Jugend" durch den Gebrauch dieser Sammlung genügt werden. Nur würden wir dann etwas strenger in der Auswahl sein und manche Lieder noch hinzufügen; denn zum vorläufigen Gesangbüchlein für die Jugend, womit keineswegs ein „Kindergesangbuch" gemeint ist, dürfen gerade die echten Kernlieder nicht fehlen, die im ganzen späteren Leben vorhalten sollen zur Pilgerschaft nach Zion. Eine eingehende Besprechung dieses Büchleins würde uns zu weit führen, doch ergreifen wir gern diese Gelegenheit, unsere Freude auszudrücken, daß mit Umsicht und Sinn für die Schönheiten der älteren geistlichen Liedweise das Alterthümliche in dieser Sammlung möglichst

geschont ist, vielleicht, wenn uns ein Wort erlaubt ist, zuweilen etwas zu stark, was Andere aber gerade für einen Vorzug erkennen werden, und wünschen demselben einen reichen und gesegneten Gebrauch. Daß bei einer neuen Auflage manche schwächere Lieder mit gangbaren besseren vertauscht werden möchten, wollen wir nicht beanspruchen. Auch auf die Melodie ist Rücksicht zu nehmen. Z. B. die Melodie „Herr und Aeltester deiner Kreuzgemeine", 18. 28. 156. 177. möchte zu fremd sein. Auch „Großer Prophete, mein ꝛc.", 70. „Ich bete an die Macht der Liebe", 89. 91. 104. 120. 121. 190. „Jesu Kraft der blöden Herzen", 118. „Ich fleh in bangen Bußideen", 124. 145 (wo ein Druckfehler seh' statt fleh'). Dagegen wäre statt der Mel. 197 u. 208: „Die Tugend wird durchs Kreuz geübt", die geläufigere: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte", und 150. 160. 216 statt „die Seele Christi heilge mich", besser „nun lasset uns den Leib begraben" zu setzen. Dagegen ist das wunderschöne Schlußlied 218: „Segne und behüte", mit der klangvollen und ansprechenden eigenen Melodie bald in alle Gesangbücher, wo es fehlt, aufzunehmen. Ich wüßte aus neuerer Zeit kein zweites, das sich so schnell in den Gemeinden allgemeinste Anerkennung erworben hätte. Beispielsweise beanspruchen wir die Zeilen in 26, 3: „Jetzt ist die Seel' Mit Freudenöl Von dir gesalbet worden, Und steht im neuen Orden." Weder im Ullmann noch im Neuen Rig. G.-B. steht dieses Lied; allerdings 1442 im Berliner Liederschatz, ja auch im Knapp 629. So beugen wir uns denn vor dieser poetischen Autorität, obzwar der Dichter des Liedes: „O auferstandner Siegesfürst", Dr. Just. Henning Böhmer, nicht einmal in Koch's Geschichte des Kirchenliedes ꝛc. vorkommt. So möge denn das Büchlein, das in frommer Absicht herausgegeben ist, die Kraft des göttlichen Wortes vielen Seelen zur Stärkung und zum Troste bringen.

3) Uebersichtliche Geschichte der Reformation. Riga 1862. 250 S.

Ref. muß voraussetzen, daß auch diese „Uebersichtliche Geschichte der Reformation" den Titel einer christlichen Volksschrift zu beanspruchen keinen Anstand nimmt. Wenn einem Buche der Charakter einer Volksschrift abgesprochen wird, so ist damit seinem Werthe, den es aus einem andern Gesichtspunkt hat, nicht das Mindeste entzogen. Humbold's Kosmos und Vega's logarithmische Tafeln wird man

durchaus keine Volksschriften nennen, und doch sind diese Bücher für die rechten Leute vortrefflich. Ob Steinmeyer's (Prof. in Berlin) „Predigten, Beiträge zum Schriftverständniß", nunmehr 1863 in dritter verbesserter und vermehrter Auflage erschienen, eine Volksschrift ist, muß Ref. stark bezweifeln; damit soll aber der Bedeutung dieser geistreichen und scharfsinnigen Schriftauslegung kein Eintrag geschehen, wenn auch fest stehen bleiben dürfte, daß sie nicht für Alle sind, die zum „Volk" sich rangiren. Volksschriften zu schreiben, die den rechten Ton treffen, hält Ref. unter Umständen für ebenso schwer und selten, als die Conception einer Schleiermacherschen „Kritik der Sittenlehre." Zuerst muß eine solche Menschenschicht existiren, die man „Volk" nennen kann. Dann muß von der andern Seite die Begabung nicht fehlen, die das Höchste und Heiligste in einer Ausdrucksweise zur Darstellung bringt, wo auch zuweilen ein tüchtiger Griff in den hausbackenen Teig der Alltäglichkeit ohne Trivialität eine überraschende Wirkung übt. Bei solchen Volksschriften muß der Schriftsteller immer in Gedanken das „Volk" vor sich haben, und die liebenswürdige Selbstverleugnung besitzen, nicht Alles das anbringen zu wollen, was ihm interessant und wichtig und mittheilungsfähig ist, sondern was dem Leser verständlich und zugänglich, frommt und nutzt zur Erweiterung seiner Bildungssphäre. Dieses Bedürfniß nach Verständlichkeit wird sich in der Mittheilung des Redenden in der Weise obenan kund geben, daß dieser in dem Hörenden, für den er doch redet, diejenigen Anknüpfungspunkte auffindet und verwerthet, die erforderlich sind, damit ein weiteres Hören erzielt werde. Ohne gehöriges Einhalten solcher pädagogischen Weisheit werden alle sogenannten Volksschriften das traurigste Schicksal erfahren, das ihnen begegnen kann, sie werden nämlich von den Betreffenden ad acta gelegt, d. h. eben gar nicht gelesen, und der Zweck der ganzen, oft sehr wohlgemeinten und aus den edelsten Beweggründen hervorgegangenen Beschäftigung verpufft ins Blaue. Ohne hier erörtern zu wollen, was man sich bei uns, d. h. unter den Deutschen der lutherischen Gemeinden in Rußland als das „Volk" denken kann, und zugegeben, daß die concrete Auffassung dieser lieben Leute, denen man eine etwaige „übersichtliche Geschichte der Reformation" getrost in die Hand geben mag, nicht fehlt, nehmen wir keinen Anstand, zu behaupten, daß, wer dieses Buch unter

uns lesen kann, doch mehr als eine sehr tüchtige Elementar- oder noch besser Kreisschulbildung mitbringen muß. Dergleichen bei denen unter uns vorauszusetzen, die man gewöhnlich dem „Volk" zuordnet, übersteigt vollständig alle unsere Erfahrung. Man muß also den Volksbegriff anders greifen, und absehen von dem, was unter andern Umständen Volk zu nennen ist, und höher hinauf steigen bis zu den Gebildetsten in unsrer Mitte, womit wir sogar specielle Fachgelehrte nicht ausnehmen. Diese aber, fürchten wir, werden jedenfalls so weit in literärischem Verkehr stehen, daß z. B. „Hagenbach Vorlesungen ꝛc." ihrer Aufmerksamkeit nicht entgehen dürften; und wohin dann ihr Bedürfniß nach Belehrung in diesen Dingen sich wenden würde, steht uns nicht zweifelhaft. Damit soll nicht das Bedürfniß nach einer „Uebersichtlichen Geschichte der Reformation" auch unter unserm so und so beschaffenen „Volk" geleugnet werden, aber diese Darstellung, meinen wir, wäre dann ganz anders zu schreiben, als hier geschehen ist. Unser Volk kann mit solchen detaillirten Darstellungen noch nichts anfangen. Ref. gesteht, daß er diese Darstellung mit Interesse gelesen hat, glaubt aber nicht, daß deshalb das Buch eine Volksschrift ist. Auch meinen wir, daß die christlich Angeregten aus unsern gebildeten Kreisen aus dieser Schrift viel lernen können, glauben aber nicht, daß Andere, denen manches zum Verständniß abgeht, aber zum Verständniß heranzuziehen wären, Trieb und Verlangen haben werden, sich durch dieses Buch hindurchzuarbeiten. Denn für den in diesen Dingen nicht regelrecht Geschulten ist dieses Buch ein Studium, und ich werde den Eifer derer bewundern, die die Mühe der Lectüre dieser gründlichen Belehrungen nicht scheuen. Bezeichnend für unser Urtheil ist uns der Umstand, daß der Verf. keinen Anstand genommen hat, in dieser seiner Volksschrift eine ganze Seite aus einem Buch von Kurtz zu geben. Man kann die Werke von Kurtz gelehrt, scharfsinnig, geistreich, elegant, biblisch und confessionell correct u. s. w. nennen, — aber Volksschriften sind sie nun und nimmermehr, nicht minder sein Katechismus. Auch die übrigen literärischen Nachweise in den Anmerkungen deuten darauf hin, daß als Leser und Leserinnen etwa die gebildeten Kreise des Adels auf dem Lande und der höheren Bürgerschaft in den Städten gedacht sind. Wir wünschen aber in der That eine Reformationsgeschichte für unser

Volk, aber noch besser für den Augenblick stärkere Betheiligung des Volks an den Elementarschulen, aus denen uns die Leser der Volksschriften erwachsen müssen. Auffallend war uns eine Notiz von Calvin (S. 146) als ein Beweis seiner „beispiellosen Uneigennützigkeit und Strenge gegen sich selbst": „Calvin's ganzer Jahrgehalt betrug bis an sein Ende nicht mehr als 150 Franken, 15 Maß (?) Getreide und 2 Fässer Wein, und der Werth seines gesammten Nachlasses an Büchern, Möbeln u. s. w. etwa 125 Thaler." Ref. kennt einen jetzt lebenden Pastor, dessen „ganzer Jahrgehalt" (siehe Dienstliste) ohne Getreide und Wein 200 Rbl. beträgt, der aber trotz dem 125 Thaler für Brennholz zur Beheizung seiner Wohnung ausgeben muß, und dessen Buchhändlerrechnung jährlich 125 Thaler ausmacht. Ref. kennt einen andern Pastor, der gar keinen Jahrgehalt hat, und doch lebt und gewiß Bücher liest, die im Jahreslauf ohne Möbeln ihre 125 Thaler werth sein mögen. Wir erlauben uns die bescheidene Frage, woher diese „beispiellosen" Nachrichten geschöpft sind? Auch sind solche Angaben „ungefährer Verhältnisse", wie S. 238, ziemlich nichtssagend. Die evangelische Kirche soll gegenwärtig aus 89 Millionen Gliedern bestehen. Wir wollen das ungezählt vorläufig zugeben und würden das, wenn auch die Zahl um 2 oder 3 Mill. mehr oder weniger gegriffen wäre. Aber nun kommt die besondere Eintheilung. Von dieser Zahl soll $\frac{2}{3}$ der evang.-luth. angehören, $\frac{1}{3}$ der reformirten, $\frac{1}{6}$ der evang.-bischöflichen und $\frac{1}{6}$ (Druckfehler $\frac{1}{4}$) den Sonderkirchen oder Secten. Wir fragen, wo bleiben die mindestens 12 Millionen, die zur unirten (luth.-reform.) Kirche in Deutschland gehören? stecken diese in den $\frac{2}{3}$ oder wo sonst? Die ausführliche Beschreibung der „Pflegung der evangel. Kirche in Liv-, Ehst- und Kurland, den Ostseeprovinzen Rußlands, S. 187—201, schließt mit den Worten: „Wollten die Prediger die ihnen in so vollem Maaße dargebotene Möglichkeit zu apostolischer Wirksamkeit auch mit apostolischem Ernste, Eifer und Treue benutzen, so würde die evangelische Kirche Rußlands „bald als der Glanzpunkt der ganzen Christenheit dastehen." Also es hängt die Realisirung dieses Glanzpunktes einzig und allein von dem Willen der Prediger ab? oder sollten diese Worte das nicht gemeint haben? Was denn?

4) Die kirchliche Reformation in Riga. 40 S.

1863. Diese Gelegenheitsschrift ist bei der 50jährigen Amtsfeier des wohlverdienten Bürgermeisters Groß, Präsidenten des Rig. Stadt-Consistoriums, im Namen Directors und Lehrer-Collegiums des Stadt-Gymnasiums zu Riga von Hrn. Helmsing, Oberlehrer der Religion, abgefaßt. Diese hübsche und wohlgelungene Arbeit entspricht vollkommen ihrem Zweck und läßt diese Erstlingsschrift des Verf. auf noch manche spätere Produkte seines Fleißes und Geistes hoffen.

5) Anleitung zum häuslichen Gottesdienste für das Kirchenjahr 18⅔. Riga. 64 S.

Wir können dieses schöne, überaus zweckmäßig eingerichtete und abgefaßte Büchlein nicht warm genug allen Gliedern unserer Kirche empfehlen. „Für jeden Tag des Jahres bietet der Wegweiser eine Stelle entweder aus dem alten oder neuen Testament, welche zu dem Evangelium des Sonntags in Beziehung steht und die Wahrheit desselben nach allen Seiten hin beleuchtet", heißt es in dem eindringlich mahnenden Vorwort, welches Niemand ungelesen überschlagen sollte. Zum unausgesetzten täglichen Bibellesen, zu einem immer vertrauteren Bekanntwerden mit dem Gesangbuch, zu einer täglichen Besinnung und Sammlung des Herzens im Gottes-Worte ist diese Anweisung so recht angethan. Wie hoch nöthig ist's für jeden, täglich aus der Quelle des Heils zu schöpfen das Wasser, das in das ewige Leben quillt! Möchte dieses Büchlein im Laufe des Jahres in allen Häusern anzutreffen sein und — benutzt werden. Den Verfassern, G. Hilde, Wochenprediger am Dom, J. Helmsing, Oberlehrer am Real-Gymnasium, und R. Starck, Pastor an der Martinskirche, die unermüdlich nun schon zum sechsten mal diese Gottesgabe darbringen, sind wir zum herzlichsten Dank verpflichtet. — Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Preis 10 Kop.

III.

Nachrichten.

Drei Wochen zwischen Riga und Herrnhut,

vom $\frac{13}{25}$. Septbr. — $\frac{3}{15}$. Oktbr 1863.

„Sind Sie schon einmal in Herrnhut gewesen? Sie haben auf Ihren Wanderungen zwischen Sorrent und Dubbeln, Wassili-Ostrow, Brighton und Adelsberg, Falun und Spezia manchen Ort gesehen, aber vom Hutberge die Aussicht auf Berthelsdorf und Hennersdorf noch nicht. Man sagt, daß ein Ding im oder vom Centrum oft ganz anders aussieht, als an der Peripherie. Sie sollten doch einmal hin.“ — Gewiß, und an gutem Willen fehlt's nicht. Und wenn es sich einmal so macht, ganz gut.

Das waren so die Gedanken, als man Anfang September unter den Vorzeichen eines wunderbar schönen Herbstes, bei sich in Ueberlegung zog, wie der Besuch der livl. Synode in Wolmar mit dem der kurl. in Mitau, die beide in den September fielen, zu verbinden sei. Da kam's, daß mitten zwischen Wollen und Können den 12. Sept. Mittags ein alter theurer Freund aus Mitau ins Zimmer trat, mit der erfreulichen Nachricht, er sei zur Pädagogen-Versammlung nach Meißen, die dort in der nächsten Woche tagen werde, „abcommandirt.“ Wer läßt sich in solchen Fällen nicht gern „abcommandiren?“ Man konnte den Stern des Freundes nur preisen, der es ihm gestattete, auf „28 Tage“ — die beliebte Normalzahl — eine kleine Bereicherung persönlicher Anschauungen und Erlebnisse zu erzielen. Wie sollte der Wunsch nicht auch diesseits erwachen, sich diesem Unternehmen anzuschließen? Waren doch 17 der besten Lebensjahre pädagogischen Arbeiten gewidmet gewesen — 6 Jahre als Hauslehrer und 11 als Oberlehrer am Gymnasium. — Pädagogische Schulinteressen hatten auch später Gelegenheit, zum Besten lernender Jugend praktischen Zielen nachzustreben. Eine Betheiligung daher an jener Versammlung deutscher Schulmänner lag den bisherigen Lebensaufgaben nicht fern. Dabei war gegründete Hoffnung, die kirchlichen Bewegungen der Gegenwart, wie sie in Personen und Zuständen hier und da entgegen treten würden, abermals näher ins Auge zu fassen. Ohne-

hin waren schon 6 Jahre vergangen, seitdem man zuletzt in Deutschland gewesen war. Daher konnte auch der diesseitige Stern nur gepriesen werden, der eine solche glückliche Constellation astralischer Mächte combinirte, daß schon der andere Morgen früh 7 Uhr die beiden Freunde im Waggon auf der Eisenbahn sitzen sah, die sich mit den besten Entschließungen rüsteten, in den nächstfolgenden huldvoll bewilligten Tagen die Dinge, die da kommen sollten, möglichst objectiv zu nehmen, d. h. so wie sie sind. Die Existenzen der Wirklichkeit vorläufig nicht anders zu verlangen, als sie sich der Beobachtung eben darbieten, und befriedigt zu sein, Thatsachen constatirt und vom Vorhandenen Act genommen zu haben, stellte sich als eine Weisheit fest. Man erkannte für einen Reisenden, der von seiner Excursion eine Frucht nach Hause bringen will, eine Gemüthsstellung ersprießlich, die nichts Besonderes erwartet, aber auch vor nichts Unerwartetem erschreckt, vielmehr mit einem sozusagen „empfindsamen" Blick die Realitäten als solche erfasse, wie sie zu seiner Zeit zur Förderung eigener Lebensthätigkeit zu verwerthen und in Anwendung zu bringen sind. Man thue gewiß gut, die Wirklichkeiten möglichst treu im Spiegelbild des inneren Sinnes zu fixiren, und es dann der Zukunft zu überlassen, aus diesen Empfindungen Resultate zu ziehen. Mit solchen stillen Erwägungen begab man sich in die noch verhüllte Ungewißheit der nächsten drei Wochen, mit dem entschiedenen Entschluß, auf der ganzen Reise nicht mehr noch weniger als „empfindsam" zu sein[1]).

Diese vortrefflichen Grundsätze, auch das Unerwartete, ja Unerwünschte, aufzufassen als etwas Unvermeidliches und beziehungsweise Werthvolles, ließen indeß nicht lange auf höchst praktische Prüfungen warten. An Uebungen in der Gottseligkeit und Geduld fehlt es einmal nicht, am wenigsten auf Eisenbahnen, zumal wenn man verabsäumt, sich über die Correspondenz der Züge gehörig zu instruiren. Der Reiseplan ging dahin, möglichst unaufhaltsam in ununterbrochener Tour Berlin zu erreichen. Man wußte, es

[1]) The man, who either disdains or fiers to walk up a dark entry, be an excellent good man, an fit for a hundred things, but he will not do to make a good sentimental traveller. Yorick sent. journey through France and Italy. S. 132. Tauchnitz. Ausgabe 1861.

hätte der Aufmerksame auf zwischenliegenden Punkten vieles Brauchbare sehen und hören können, aber der Vernünftige lernt sich beschränken und entsagt dem Verlangen, Alles sehen und hören zu wollen, zufrieden, wenn das, was er sieht und hört, richtig gesehen und gehört ist. — Eine ununterbrochene Fahrt von Riga bis Berlin auf dem schwunghaften Bogen, den die Eisenbahn, mit kunstvoller Vermeidung der geraden Linie, macht, ist jedenfalls etwas angreifend, aber im besten Fall angenehm, wenn sie ohne Hindernisse abläuft, und man in 40 Stunden wie im Nu sich von der Dünabrücke auf den Gensd'armenplatz versetzt sieht, wo Thaliens Tempel sich zwischen den zwei christlichen Gotteshäusern ziemlich charakteristisch entfaltet. Aber diese gehoffte schnelle Versetzung sollte sich doch nicht so unbehindert vollziehen.

Schon im Mai d. J. war die Fahrt bis Dünaburg empfindsam genossen, also konnte der Sinn den äußeren Eindrücken gegenüber diesmal etwas zurückhaltender sich verschließen, und Betrachtungen zuwenden, zu denen das Gespräch mit dem geistreichen, liebenswürdigen alten Freunde aufforderte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine Reise im Werth des Ertrages um das Doppelte steigt, wenn man so glücklich ist, sie in Gemeinschaft mit einem Zweiten zu unternehmen. Dabei ist nicht nöthig, daß die Harmonie der Gesinnung zu einer identischen Eintönigkeit der Ansichten und Urtheile verschwimme. Ein befriedigender symphonischer Ausgang der Accorde vollendet sich grade durch eine Aufeinanderfolge von Tonsätzen, die in ihren einzelnen Stellungen, so lange noch die Lösung gesucht wird, Mannichfaltigkeit und Gegensatz darbieten. Die Heimath wurde auf kurze Zeit verlassen. Das Herz trug alles mit, was das Daheim werth und theuer macht. Draußen sollte in unmittelbare Nähe treten, was so vielfach von maßgebender Beziehung auf Verhältnisse bei uns ist. Haben doch nicht blos die socialen und politischen Cultur- und Lebensformen, sondern nicht minder auch die Aufgaben der Schule und Kirche bei uns ihre tieferen Impulse auswärts. Ist doch das überwiegende Empfangen von unsrer Seite um so berechtigter, als die Thatsachen bis jetzt eine gewisse Gegenseitigkeit nur theilweise, ja ausnahmsweise gelten lassen. Auch die gegenwärtigen Reisenden waren bereit zu empfangen, und zwar imponderables geistiges Gut, gewiß nicht minder schätzbar, als Fayence und Pelzwerk.

Wie dem nun auch sein mochte, für den Augenblick war es wichtig, erst Dünaburg zu erreichen, was auch gelang. Auch die weitere Beförderung bis Wilna, auf Grund von allerlei Papier in größerem und kleinerem Format, glückte, und waren die vorsorglichen Einrichtungen verschiedenartiger Schutzmittel dazu angethan, die Wirren, unter denen das Land ringsum sich befand, möglichst unbemerkt vorüberziehen zu lassen. So kam der Abend des ersten Tages, als das Gaslicht von der Bahnstation Wilna in Erinnerung brachte, daß das Reisen nicht blos durch Eisenschienen und geistigen Gedankenaustausch in Schwung erhalten wird. Vor der Hand machten wir die trostvolle Erfahrung, daß Säbelgeraſſel und Sporengeklirr unter Umständen beruhigend wirken; dazu sollte, so hofften wir, das Symposion beim Thee nach Verlauf von 20 kurzen aber erfreulichen Minuten die Nachtfahrt über Kowno zur Grenze wohlthuend einleiten. Indeß die Mitternachtsstunde sollte anders aufgehen. Nichts ist verdrießlicher für einen Reisenden, als bleiben zu müssen, wo er nicht will. Das traf hier ein. Der Zug ging freilich gar bald ab, wir aber sahen uns plötzlich, gefesselt von des Geschickes dunkeln Mächten, genöthigt, in Wilna zu bleiben. Denn unglücklicher Weise hatten wir uns in Dünaburg irrthümlich verleiten lassen, da alles so glücklich zu correspondiren schien, mit dem Warschauer Zug abzugehen, und waren demnach nunmehr in Wilna auf Abwarten und Geduld gesetzt, bis um 4 Uhr Morgens der nächstkommende Zug uns weiter zu befördern habe. Keiner soll sich auf Reisen begeben, ohne sich auf irgend eine Fatalität gefaßt zu machen, und zufrieden sein, wenn die Fährlichkeiten so gelinder Natur sind, als es hier der Fall war. Alles auf Erden hat ein Ende; auch die unfreiwillige Geduldprobe im Warteſalon zu Wilna. Wer in der Zeit aushält, überwindet sie. Anfangs that ein angenehmer stationirender junger Offizier sein Mögliches, in einem animirenden Discours die schleichenden Minuten zu verscheuchen. Bald aber erinnerte die Bemerkung, ich glaube, des Engländers Smollet, daran, daß der Mensch jede Calamität am leichtesten in einer horizontalen Lage überwindet. Die erschwerenden Umstände einer über dem Auge schwebenden prachtvollen Gasflamme waren aber dabei nicht darauf angethan, die ganze Fülle der beruhigenden Situation zu empfinden. Endlich kam die Erlösungsstunde, und als wir in einem bereits ziemlich

occupirten Waggon Unterkommen gefunden hatten, war uns bei diesem abermaligen Leid ein nicht geringer Trost, freundliche Bekannte zu treffen, die aus Riga 8 Stunden später als wir ausgefahren, nunmehr mit uns zusammen den entscheidenden Schritt über die Grenze machen sollten. Für den empfindsamen Menschen liegt nämlich darin kein geringer Trost, wenn er sieht, daß es doch wenigstens andere gut haben, wenn es ihm selbst auch nicht nach Wunsch geht.

Der Uebergang von Wirballen, dem russischen Grenzort, bei Tageshelle, nachdem das malerisch gelegene Kowno beim Morgengrauen im Herbstschmuck an uns vorübergeflogen war, und Eydtkuhnen, auf preußischem Boden, wo ein ungeahnter Comfort in den großartigen Hallen der Warteſalons uns entgegentrat, bot weder der Empfindsamkeit noch der auf kirchliche Dinge gerichteten Aufmerksamkeit etwas Bemerkenswerthes dar. Das Gefühl einer erhöheten oder verminderten Sicherheit, das bei Uebergängen in irgend einer Weise eine Spannung erfährt, war hier eine zu sehr momentane und durch die Zeitumstände hervorgerufene, als daß die Empfindsamkeit von ihm besonders nachhaltig berührt worden wäre. Jedoch die ganze Landschaft Ostpreußens bis Königsberg, die wir den Vormittag durchschnitten, entwickelte sich vor den Augen des Reisenden, der sie an sich vorüberziehen ließ, nicht zu ihrem Nachtheile. War es der schöne warme Herbsttag mit seinem Sonnenglanz, war es das wohlgebaute Ackerfeld mit den fleißigen und rührigen Menschen darauf, waren es die Kirchthürme und Dörfer mit Ziegeldächern, waren es die Städte, die auf der Fahrt von 20 Meilen immer aufs neue hervortraten, Insterburg, Gumbinnen, Wehlau, Tapiau ꝛc., und uns ihre freundlichste Seite mit wohlgepflegten Wegen und Einfahrten präsentirten, und in den im modernen Geschmack zierlich ausgeführten größeren Gebäuden, die hervorragten, eine große Regsamkeit ahnen ließen, — kurz der Eindruck war kein ungünstiger, und verhieß uns in dieser Beziehung, was die äußere allgemeine Betrachtung von Land und Leuten betrifft, ganz wohlthuende Erinnerungen. Man wußte sonst, daß es auch in diesen Gegenden an Pastoralconferenzen und kirchlichen Versammlungen nicht fehlt, und meinte, daß es sich wol einmal verlohne, als Gast auch von unserem Norden her an diesen Zusammenkünften sich zu betheiligen. So hatte im Juni in Königsberg die Pastoralconferenz von Ostpreußen in der

Tragheimer-Kirche getagt, wobei durch Prof. Erbkam zur Orientirung über den gegenwärtigen Stand der theol. Ethik Erhebliches zur Mittheilung gekommen war.

So hatte man noch unlängst den 20. August pastoral in Gumbinnen sich zusammengefunden, wobei auch sonstigen gläubig frommen Gliedern der Kirche die Theilnahme nicht versagt war. So konnte unlängst in Königsberg das Missionsfest gefeiert werden, woran sich eine Versammlung der Freunde und Förderer der Enthaltsamkeitssache unter der Leitung des Sup. Wald anschloß. Auch der Gustav-Adolphs-Verein zählt hier seine Zweigvereine, es soll im nächsten Jahre das Jahresfest in Memel begangen werden.

In Königsberg konnte diesmal nur solange geweilt werden, bis der Berliner Zug bereit war fortzudampfen. Die rege Handelsstadt, die auch in wissenschaftlicher Hinsicht sich ihren Ruf zu erhalten gewußt hat, seit Kant die Wiege der neuern Philosophie, durfte uns bei kurzgemessener Frist nicht halten. In früheren Jahren waren hier unvergeßliche Tage verlebt. Schon 1828 hatte der geniale Herbart in seinem Hörsaale seinen Zuhörer electrisirt, und ihm gezeigt, daß man Philosophie auch geschmackvoll dociren könne. Auch der ehrwürdige Kähler nicht minder, wie der originelle Dinter wußten anzuziehen. In späteren Jahren war es besonders Lehnerdt gewesen, damals am Löbenicht, dessen Predigt einen bleibenden Eindruck zurückließ, wie denn der verehrte Sartorius jedesmal dankbar begrüßt ward und Staunen erregte, wenn der 600 Pfarren Erwähnung geschah, die unter der Oberhut des Gen.-Superintendenten von Ostpreußen stehen.

Leider trat bald, nachdem wir Königsberg verlassen hatten, bei einbrechender Abenddämmerung die Nöthigung heran, sich auf eine zweite Nachtwache vorzubereiten. Es wurden allerlei Vorkehrungen getroffen und Mittel bedacht, um in möglichst geringer Zahl das Coupè im Besitz zu halten. Bald aber sah man ein, daß es am Gerathensten sei, sich in das Unvermeidliche zu finden. Es machte sich eine solide Entschlossenheit geltend, zu tragen, was getragen werden muß, zumal bei den verschiedenen Haltpunkten auf der 92 Meilen langen Route innerhalb 14 Stunden es an Abwechselung nicht fehlte. Marienburg mit seinem glänzend hergestellten Hochmeisterschloß, die wunderbare Weichselbrücke, das interessante Danzig, nur eine kleine halbe Stunde Zeit von Dirschau entfernt, das unbezweifelt einen

Besuch verlohnt, Frankfurt, wo an der Oder die ersten Weinberge anzutreffen sein sollen, — Alles das blieb im Dunkel auf sich beruhen. Die Nachtgespräche wurden indeß lebhafter durch den Eintritt eines Gutsbesitzers bürgerlichen Standes, der sich vor Jahren in der Gegend von Elbing angekauft hatte, und — natürlich ein Fortschrittsmann — viel von den bevorstehenden Wahlen zum Besten gab. Bei vorgerücktem Alter hatte seine ganze Complexion nach Leib und Seele etwas markiges und knochiges, und mochten solche Leute, wie er, Anno 13 unter Blücher's Ostpreußischer Landwehr das Grimmasche Thor in Leipzig gestürmt haben.

Es war Sonntag früh um 7 Uhr, als es hieß: wir sind da! Selbstverständlich, in Berlin. Da waren wir nun, um in ein Paar Tagen einen Ersatz für die zum Theil ermüdende Strapaze der letzten zweimal 24 Stunden zu finden. Berlin ist unbezweifelt ein Ort, wo man sofort alle Müdigkeit vergißt, wenn man die geistigen Anregungen, die hier geboten werden, zu benutzen weiß. Berlin besitzt eine ganz besondere Anziehungskraft für Menschen einer gewissen Beschaffenheit, die aus dem Norden kommen. Berlin bleibt immer der Vorort der evangelischen Kirche auf unserm Continent, und wie auch Persönlichkeiten mit ihren Einflüssen kommen und gehen, so bleibt die Empfindung doch, daß jener Kapuziner Recht hatte, wenn auch nicht in seinem Sinne, wenn er sagte, die letzte Schlacht zwischen Rom und dem Protestantismus werde auf dem Sande der Uckermark geschlagen werden. Freilich, wenn man den Berliner Dom ansieht, und die übrigen Kirchen, selbst die Marien- und Nicolai-Kirche in der Altstadt, und die Paar neuen Versuche, etwas Bedeutenderes herzustellen, so muß man verstummen, gegenüber den Erbstücken, die an Kirchenbaulichkeiten die Evangelischen aus der katholischen Zeit besitzen, es sei denn England, das auch dafür noch heute Geld hat. Aber das soll nun einmal nicht anders sein, „Er wohnt nicht in Tempeln, von Menschenhänden gemacht ꝛc.!" Trotz dem, daß man die Nüchternheit wegwünschen möchte, mit der man im Großen und Ganzen sich im diesseitigen Lager diese oft so unschönen Kirchen gefallen läßt, wer wollte nicht lieber eine Dreifaltigkeits-Kirche, wie in Berlin, im elendesten Zopfstil, aber mit einem Schleiermacher darin, als einen Kölner Dom mit allem dem, was drum und dran hängt? Berlins Universitäts-

Gebäude unter den Linden ist für jeden, der dort einmal zu den Füßen der Heroen der Wissenschaft gesessen hat, ein heiliger Boden. Jedesmal, wenn ich nach Jahren ihn wieder betrat, war es mir, als wandelten die ehrwürdigen Schatten eines Neander, Schleiermacher, Hegel segnend durch die Hallen.

Mit der Ankunft in Berlin war alle Müdigkeit verschwunden. Man rüstete sich für die Eindrücke des Tages. Vor 40 Jahren lebte ein alter Oberlehrer in Riga, der regelmäßig bei einer Stelle im Horaz auf Hufland's Makrobiotik kam, und sich dahin äußerte, das sei ein Buch, nicht um die Kunst zu lernen, das menschliche Leben zu verlängern, sondern um langweilig zu leben. Darüber soll hier nicht entschieden werden. Aber in neuerer Zeit hat ein ähnliches Buch, ich glaube von Bock, viel Beifall gefunden. Meinen Beifall hat es gar nicht. Denn es redet dem lauwarmen Wasser das Wort, und verpönt das kalte Wasser. Es ist aber erfreulich, daß trotz Bock ꝛc. gegenwärtig z. B. in Berlin kein Hotel besserer Art anzutreffen ist, in welchem die kältesten Douche aus — hoffentlich filtrirtem — Spreewasser nicht zu haben wäre. Gepriesen sei der Fortschritt. Achtundvierzig Stunden von Riga nach Berlin durch Tag und Nacht, und eine kalte Douche sofort darauf, das verlängert wahrhaft nicht die Müdigkeit, sondern die Lebensfrische. Dazu paßt auch ausgezeichnet die Chronologie meines Freundes, der den Satz unumstößlich festhält, daß ein Mensch bis zum 20. Jahre ein Knabe, vom 20.—30. ein Jüngling, vom 30.—50. ein junger Mann, vom 50.—70. ein Mann, vom 70.—80. ein alter Mann sei, und schließlich nach dem achtzigsten die Erlaubniß habe ein Greis zu werden. Sofort um 9 Uhr wurde eine Predigt von Müllensiefen in der Marienkirche, um 11 eine zweite von Hengstenberg im Dome und um 3 eine dritte von Büschel in der Matthäikirche gehört. Es ist hier nicht der Ort, diese Predigten zu kritisiren und zu schablonisiren. Leider ist bei Predigern von Fach und Beruf die Unart nur zu häufig, daß, so sehr sie auch ihren geliebten Zuhörern es merken lassen, sie sollten die Predigt weniger kritisiren, als sich einfach an dem Dargebotenen erbauen, sie selbst in diesen Fehler verfallen, und nicht selten ihnen selbst dann die Aeußerung entfällt, die Predigt habe „gefallen" oder „nicht gefallen." Die Marienkirche, eine der ältesten Kirchen Berlins — der be-

rühmte selig entschlafene Freiherr von Canstein, der zuerst die Frage praktisch beantwortete: wie beschafft man das Bibelbuch wohlfeil für Jedermann? liegt hier begraben — hat einen schönen Altar. Warum, frage ich, wird die Liturgie nicht vom Altar, sondern von einem kleinen Betpult unter der Kanzel gehalten? Dasselbe konnte ich an einem anderen Sonntag in der Werderschen Kirche fragen, als ich dort dem Gottesdienst beiwohnte und den Prediger Stahn hörte. Die leicht denkbaren Einwürfe schienen mir nicht haltbar. Der Kirchenbesuch schien ziemlich zufriedenstellend, obgleich bekanntlich in Berlin die Zahl der Kirchen zur evangel. Einwohnerschaft in gar keinem Verhältniß steht. Wenn heute noch zu einer Kirche 30,000 — früher noch mehr — Eingepfarrte gehören, so könnte man wohl sonntäglich fragen: liebe Gemeinde, wo bist Du? Denn nur ein Paar Procent finden sich ein. Im Dom erscheinen immer zur Liturgie musikalisch gestimmte Seelen, die den schönen Gesang der Domchor-Kapelle anhören, wie in Dresden die kathol. Hofkirche selten auch von den rabiatesten angereisten Nopopery-Briten zur Zeit der Messe versäumt wird. Bekanntlich sind in Berlin viele Juden, und dazu reiche und gebildete in allen Lebenssphären: „Die Errungenschaften der Wissenschaft werden von den Trägern des modernen Fortschritts in der höheren Industrie verwerthet", näselte ein eleganter Kleiderjude in seinem Magazin, indem er mir einen wasserdichten Mantel umhing. Es wäre in der That zeitgemäß, wenn man ernstlich daran dächte, sie dem Christenthum zuzuwenden. Ich nahm eine Droschke, um Oranienburger Straße 76a das Domcandidaten-Stift, wo auch Gen.-Sup. Hofmann und Inspector Lic. Messner ihre Wohnung haben, zu besuchen und die dortigen Einrichtungen — für 30 Candidaten bedacht, aber wegen Mangel am „Besten", vorläufig nur von 12 benutzt — in Augenschein zu nehmen. Auf dem Wege dahin strahlte mir, gleichfalls Oranienburger Straße, ein imposantes arabisch-byzantinisch-maurisch-spanisch-moscheen-tempelartiges Gebäude mit golden-blauer Kuppel entgegen: die neue Synagoge, noch nicht fertig, aber schon jetzt überraschend augenfällig. Wir halten Berlin für besonders geeignet, daselbst die ganze Kraft der „Mission für Israel" zu entfalten, müssen aber die Maßregeln, die da getroffen werden, soweit sie uns bekannt sind, mißbilligen. Es treten einige Personen zusammen, zu dem Zweck, in Berlin

die Juden zu bekehren. Gut. Was hindert sie daran? Sie mögen sich nur getrost dran machen, und die moralisch-gebotenen und polizeilich-erlaubten Mittel anwenden. Aber was thut man? Man macht, bevor es noch eine bekehrte Judenchristen-Gemeinde in Berlin gibt, einen architektonischen Plan, Riß und Zeichnung einer neu zu bauenden Kirche, fertigt einen Bauüberschlag an, das geht natürlich in die Tausende, alles Project, und da in Berlin kein Geld dazu sich findet, macht man Reisen, nach Kronstadt, St. Petersburg, Riga, Mitau ꝛc., hält Vorträge zum Besten der Bekehrung Israels, und collectirt schließlich Geld zum Bau einer Kirche für eine Gemeinde in Berlin, die noch gar nicht existirt. Das heißt die Sache beim Ende anfangen. Uns für die gute Sache der Bekehrung der Kinder Jakobs zu interessiren, ist ganz dankenswerth; und im Allgemeinen wird kaum Jemand die Vortrefflichkeit der Sache in Abrede stellen. Es gilt in erster Linie, den Juden beizukommen. Wir meinen, daß Berlin so viel Mittel selbst auftreiben müßte, um einige Missionäre für die dortigen Juden zu unterhalten, wie wir in Riga für unsere verwahrlosten Kinder, die in Pleskodahl Unterkommen finden, nicht in Berlin collectiren. Die Dimensionen für Collecten werden immer gewaltiger. Uebrigens wollen wir nicht leugnen, daß es zu Zeiten ganz heilsam ist, wenn unser Gewissen durch solche Besuche von auswärts etwas geschärft wird. Wir lernen daraus, daß man an anderen Orten doch brennende Fragen praktisch in Angriff nimmt, und nicht blos theoretisch discutirt. Man kommt gar zu leicht dahin, seine eigene Trägheit mit dem leidigen Trost zu decken, „Gott der Herr werde sich schon selbst der Juden erbarmen", da Er vielmehr seinen ausdrücklichen Willen kundgibt, durch uns sich ihrer zu erbarmen. Wenn die Leute aus Wisconsin und Iowa zu uns herüberschiffen, und hier Geld einsammeln für dort zu gründende lutherische Seminare, so kann man freilich fragen, warum sie sich nicht zu Hause auf die dort gegebenen Mittel beschränken, und statt zwei Seminare zu bauen, sich vorläufig mit einem begnügen ꝛc. Aber die Regsamkeit und Rührigkeit erscheint immer nachahmungswerth. Unter allen Umständen bleibe es, meinen wir, beim apostolischen Wort: „Gutes thun und nicht müde werden." Dazu mahnt uns auch die neue pompöse Synagoge in Berlin, darin ein neues Bollwerk veralteter Traditionen sich fest mauert.

Der wöchentlich in Berlin herauskommende Kirchenanzeiger setzt die Gemeinden in Kenntniß von Allem, was im Laufe der letztverflossenen Woche in kirchlicher Beziehung sich ereignet hat, und kündigt die Gottesdienste, Predigten, Missions- und Bibelstunden u. dergl. für die nächste Woche an. Eine sehr gute Einrichtung, die auch an andern Orten bereits Nachahmung gefunden hat, z. B. in Breslau. In der Friedrich-Werder-Kirche wird am Eingange für ½ Sgr. ein Blatt auf 4 Octavseiten angeboten, „Responsorien und Chorgesänge für den sonntäglichen Hauptgottesdienst." Auch das wäre zu empfehlen, und zwar um durch eine solche klare und deutliche Anweisung über den ganzen Verlauf des Gottesdienstes die Gemeinde einmal vollständig in den Besitz ihres Gottesdienstes zu bringen. Bis auf den heutigen Tag weiß man nämlich leider noch immer nicht, daß der „Chorgesang" bei der Liturgie hauptsächlich die Gemeinde unterstützen, nicht aber mundtodt machen soll. Gewöhnlich denkt man sich, die Gemeinde habe nur die auf der Tafel angegebenen Lieder aus dem Gesangbuch zu singen, beim Intoniren aber des „Chors" sich passiv zu verhalten und lediglich zuzuhören. Das soll aber nicht sein. Eine vorliegende Anweisung hilft natürlich über solche Schwierigkeiten hinweg, wie denn auch unser neues Rigasche Gesangbuch höchst zweckmäßig das ganze Schema nebst Inhalt des Gottesdienstes an geeigneter Stelle gibt. Zur Vergleichung mit unserer Gottesdienstordnung setzen wir die der Fr.-Werder-Kirche her, d. i. die der unirten Landeskirche in Preußen, wobei zu bemerken ist, daß der „Chor" allein für sich nur dreimal vorkommt, dagegen die anderen Male immer mit der Gemeinde vereinigt die Responsorien singt.

Chor: Ein Psalm. Ehre sei dem Vater und dem Sohne ꝛc. Amen.

Gesang der Gemeinde.

Geistliche: Eingangsgebet und Sündenbekenntniß.
Gem. u. Chor: Herr, erbarme dich ꝛc.!
Geistliche: Absolution: Der Herr vergebe uns ꝛc.
Gem. u. Chor: Amen.
Chor: Ehre sei Gott in der Höhe ꝛc. Amen.
Gemeinde: Allein Gott in der Höh' sei Ehr' ꝛc.
Geistliche: Der Herr sei mit Euch.
Gem. u. Chor: Und mit deinem Geiste!
Geistliche: Gebet vor der Epistel.

Gem. u. Chor: Amen.
Geiſtl.: Verleſung der Epiſtel.
Chor: Ein Spruch.
Gem. u. Chor: Hallelujah ꝛc.!
Geiſtl.: Verleſung des Evangeliums. (Wird häufig, mit Recht ausgelaſſen.)
Gem. u. Chor: Ehre ſei dir Herr!
Geiſtl.: Das Glaubensbekenntniß.
Gem. u. Chor: Amen.
Geſang der Gemeinde vor der Predigt.
Predigt.
Geiſtl.: Das allgemeine Gebet, Abverkündigungen ꝛc. Vater Unſer. Apoſtiſcher Gruß. ol
Gem. u. Chor: Amen.
Geſang der Gemeinde.
Geiſtl.: Ein Spruch. — Erhebet eure Herzen!
Gem. u. Chor: Wir erheben ſie zum Herrn.
Geiſtl.: Laſſet uns danken dem Herrn, unſerm Gott!
Gem. u. Chor: Recht und würdig iſt es.
Gem. u. Chor: Heilig, heilig, heilig iſt der Herr Zebaoth, alle Lande ſind ſeiner Ehre voll! Hoſianna in der Höh! Gelobt ſei, der da kommt im Namen des Herrn! Hoſianna ꝛc.!
Geiſtl.: Eine Collecte. Der Segen.
Gem. u. Chor: Amen ꝛc.
Schlußgeſang der Gemeinde.

Wir meinen, daß unſre Gemeinden ſolche Blättchen zu einer ſelbſtthätigen Betheiligung am Gottesdienſt willig annehmen könnten; es würde dann die eigene Freudigkeit an der Sonntagsfeier ſich nur ſteigern, die Leute würden mehr bei der Sache ſein, und — nicht Manche kurz vor der Predigt kommen, um gleich nach dem Schluß der Predigt wieder hinaus zu eilen; eine alte Unſitte, über welche nicht erſt heute geklagt wird; ſchon der ſelige Gen.-Sup. Sonntag ſchüttete ſeinen ernſten Unmuth darüber aus, (ſ. Mitth. XIII. 453 ff.), ja ſogar noch früher, der h. Chryſoſtomus klagt an bekannter Stelle in ſeinen Homilien. Auch der ſanfte Kirchenſchlaf iſt ſchon in alten Zeiten vorgekommen, ſiehe Apoſtelgeſchichte, wo es heißt, Paulus habe ſo lange gepredigt, bis ein Jüngling müde eingeſchlafen u. ſ. w. Damit ſei nicht geſagt, daß dergleichen auf dieſer Reiſe in den Kirchen, die beſucht wurden, auffällig bemerkt ward. Aber was bemerkt ward, und hier ſeinen

Ausdruck finde, ist dieses. Man hatte in diesen drei Wochen Gelegenheit, 6 Sonntagspredigten (in Berlin und Herrnhut), 2 Wochenpredigten (in Breslau), einem liturgischen Gottesdienst (in Hernhut) und einer Kinderkatechisation (in der Frauenkirche in Dresden) beizuwohnen. Was diese 10 Gottesdienste betrifft, so gehörten 5 der unirten Kirche (in Berlin und Breslau), 1 der katholischen (in der Hedwigskirche zu Berlin), 1 der lutherischen Landeskirche in Sachsen, 2 der herrnhutischen Brüderkirche und 1 der separirt lutherischen Kirche (in Berlin) an. Von der katholischen Predigt wollen wir absehen und nur bemerken, daß in dieser der römische Katholicismus in einer sehr milden Form auftrat. Was aber die übrigen evangelischen Kirchenabtheilungen betrifft, so machten wir die Erfahrung, daß in diesen Predigten und Vorträgen insgesammt die Union factisch ziemlich vollzogen schien, indem auch selbst dort, wo man am meisten ein gewisses Betonen bekannter Lieblingsdoctrinen zu erwarten bereit war, dieses vermißte.

Ob das ein Fortschritt unserer Zeit zum Bessern ist, daß die Predigtweise von unirter, allgemein-lutherischer, separirt-lutherischer und herrnhutischer Seite so unterschiedslos, wie bemerkt war, auftritt, soll hier nicht beurtheilt werden; wir begnügen uns die Thatsache zu constatiren, daß in der praktischen Verkündigung des göttlichen Wortes die kirchlichen Gemeinschaften, deren Spitzführer sonst die Differenz nicht haarscharf genug schleifen und gewahrt wissen wollen, sich im Hause der Anbetung Gottes, wenn es gilt das Wort des Lebens zu spenden und zu empfangen, an einer und derselben Seelenspeise genügen lassen, so daß kaum das mikroskopisch bewaffnete Auge eine Verschiedenheit der chemischen Verhältnisse am Dargereichten zu entdecken vermag. Dem Einwand, daß nur Blödsinn und Unfähigkeit der Unterscheidungskraft eine vorhandene kirchenspaltende Differenz in der Predigt in Abrede stellen kann, mag allerdings nur die Frage entgegen treten, wie es doch komme, daß der sonst geschäftige und bereite Spürsinn hier gerade den Dienst versagt?

Von dem, was die Kunst in ihren mannichfaltigen Entfaltungen auch diesmal in Berlin darbot, in Museen und Ausstellungen, in Reproductionen der unsterblichen Werke Shakespeare's, Göthe's, Händel's und Mozart's, in den Schaufenstern, wo auch die schöne Technik, insbesondere in photographischen Erzeugnissen, vor ein Paar Jahrzehn-

den noch nie Geahntes dem heutigen Geschlecht aufschloß, schweigen wir, da die Vorstellungen von den Kaulbachschen enkaustischen Bildern, den geschmackvoll arrangirten ägyptischen Alterthümern u. s. w. Jedem geläufig sind. Die politischen Beziehungen der inneren Verfassungsfragen, wie sie sogar bei „Wallner" in den stärksten Anspielungen in jenen Tagen, wo die Abgeordneten-Wahlen die Gemüther lebhaft beschäftigten, hervortraten, konnten die Aufmerksamkeit weniger fesseln, da diese Gebiete mit den kirchlichen Interessen minder direct im Zusammenhange stehen, und die Theorie des Hrn. Justizraths Wagener, Chef-Redacteurs der Kreuzzeitung, von der Identität der Neigung für „Dictatur" mit der Correctheit christlicher Erkenntniß nicht Allen geläufig ist. Lassen wir daher den Dönhofer Platz, und erfreuen uns lieber der Anstalten des Diakonissenhauses von Bethanien, der Elisabeth-Stiftung für Leidende, insbesondere der Charité, Louisenstraße Nr. 13, wo nicht gerade ein „Freundschaftstempel" sich aufthat, wie in Halberstadt für „Vater Gleim's" seligen Kreis, aber ein alter treuer Freund als Geistlicher wirkt, dessen Mittheilungen und Belehrungen, so oft wir seit Jahren Berlin besucht haben, immer werthvoll und anziehend sind, indem ein feiner und wohlwollender Sinn die Geschicke des Tages deutet. Die Beschäftigungen der Gemüthskranken in der Charité, wie sie dort geleitet werden, verdienen von jedem Menschenfreunde, dem die Heilung und Linderung der leidenden Brüder und Schwestern am Herzen liegt, alle Beachtung. Auch die Anstalt für Gemüthskranke des Dr. Lehr bei Zehlendorf, dem sich das Asyl des Dr. Rüst anschließt, 20 Minuten von Berlin auf der Eisenbahn, ward in besonderer Veranlassung besucht, mit den besten Hoffnungen, daß die Bestrebungen der Wissenschaft und der Humanität auch über diese „Nachtseiten" der Psyche ihr erlösendes Licht ausstrahlen werden. So weit es die Zeit erlaubte, wurden ältere Bekanntschaften befestigt, neue angeknüpft, wie denn eine Fahrt nach Weißensee, einem Dorf, eine Stunde außerhalb des Oranienburger Thors, wo ein freundliches Familienleben mich willkommen hieß, Veranlassung gab, den Redacteur der Protestant. Kirchenzeitung, Herrn Lic. K. kennen zu lernen, und Dankenswerthes durch persönlichen Ideenaustausch mit dem Repräsentanten der älteren Vertreter der Schleiermacherschen Richtung heimzutragen.

Der 17. Septbr. leuchtete früh Morgens sonnig und

hell, und stellte eine auch ferner vom Himmel begünstigte Reise in Aussicht. Der Regenschirm, der treue Gefährte auf allen Gängen und Fahrten, schien in der Hand das Amt eines Wolkenableiters übernommen zu haben, indem er stets zusammengefaltet an einer abwartenden Stellung sein Genüge fand. Es ist ein angenehmes Gefühl, mit einem gelösten Fahrbillet in der Tasche, sich sagen zu können, daß der Dampf in unsern Tagen es möglich macht, auf Stunden und Minuten genauest berechnet die Entfernungen zu durchschneiden, die, im Vergleich mit dem früheren Zeitmaß, fast aufgehört haben, solche zu sein. Durch Eisenschienen verbunden, liegt jetzt der ganze gebildete Continent wie ein Schachbrett da, und die Züge können nach Willkür und Bedürfniß rasch hinüber die ganze Dimension der Felder durchmessen; von den Marmorpalästen an der Newa bis zu der Molkenhütte der Kuhhirten am Wetterhorn ist nur ein Schritt. Doch wir wollten nicht so weit. Unser Ziel war Meißen an der Elbe, dieses schöne Prachtstück im fruchtbaren Sachsenlande. Schnell flogen die wenigen Stunden dieser Fahrt hin: wir schauten rechts und links, und ob auch anfangs die Landschaft unwidersprechlich an einem schmerzlich empfundenen Bedürfniß nach pittoresker Staffage zu leiden schien, so trat doch überall an den Haltepunkten ein so gepflegtes und geordnetes Wesen entgegen, aus welchem auf viel Kraft und Intelligenz des gesammten Hintergrundes zu schließen war, daß man sich lächelnd der Frage nicht enthalten konnte: warum kann der Mensch hier nicht zufrieden sein? wann wird wohl der Besitz des Guten aufhören, das Verlangen nach Besserem zu wecken? Wie rastlos verzehrt man sich doch im Jagen nach dem, was nicht ist, um sich das zu verbittern, was ist! Die sächsische Grenze ward ohne besondere Ceremonie überschritten, und bald hieß es: Angekommen.

Da lag denn das liebliche Bild des reizenden Elbthales vor uns, die alte schwerfällige Steinbrücke mit den sich ängstlich kurz zusammenschließenden Bögen, wie man solche jetzt nimmer baut. Oben der Berg mit dem Schloß, der an der einen Seite die berühmte höhere Landesschule von St. Afra und von der anderen die ebenso berühmte Porzellanfabrik in sich schließt, in einer Gruppe darstellend, wie die Neuzeit die beiden Factoren: Wissenschaft und Industrie als die Signatur ihrer Bestrebungen will aufgerichtet wissen! Vor uns die alterthümliche Stadt selbst, noch

voll Reminiscenzen der altkursächsischen Zeit, und nun ringsum die Gärten und Weinberge, voll vom Segen eines milden und vielversprechenden Herbstes! Die Sitzungen hatten, als wir kamen, bereits ihren Anfang genommen, indeß war das Programm der Vorträge und zu discutirenden Thesen in den verschiedenen Sectionen so reich, daß für die Spätkommenden noch Vieles zu hören in Aussicht stand. Ueber 300 Männer von nah und fern waren erschienen. Auch unsere Gegenden waren vertreten: aus Dorpat der Prof. der alten Sprachen und ein Oberlehrer, aus Riga der Director des Kronsgymnasiums, dem sich ein ehemaliger Oberlehrer angeschlossen, aus Mitau der Gymnasial-Inspector, aus Reval ein dim. Oberlehrer und aus Odessa ein dim. Professor. Die alte Erfahrung, daß Landsleute in der Fremde sofort innig zusammenhalten und sich doppelt stark vorhandener Gesinnungsgemeinschaft erfreuen, ward auch hier erneuert. Eine genauere Betrachtung der verhandelten Gegenstände liegt diesen Blättern fern, daher wir solche hier füglich übergehen können; indeß mag zweier Thesen, um ihres allgemeineren Interesses willen, Erwähnung geschehen: über die Einführung des Stenographie-Unterrichts in den höheren Lehranstalten, und über die Beibehaltung eines Cursus in der philosophischen Propädeutik auf den Gymnasien, beides vom Proponenten, wie es uns scheint, mit Recht, bejaht.

Eine solche philosophische Propädeutik, ein Semester um das andere, oder in jedem dritten Semester in der Prima, wenn die Schüler, was gewiß wünschenswerth, in der obersten Classe nicht weniger als anderthalb Jahre bleiben, scheint überaus ersprießlich. Wir meinen, wäre das Propädeutische zur Philosophie hier rein referirend, vom historischen Standpunkt zu geben, ohne sofort mit den Hegelschen Kategorien vom Sein und Nichts, Dasein und Werden zu beunruhigen, also die „alte" Logik, woran sich eine sog. „Encyklopädie der Wissenschaften" anschlösse, um vorläufig, wie gesagt, sich historisch zu orientiren, wo man steht, und dadurch die Neigungen zum Ergreifen eines bestimmten akademischen Faches bewußter als sonst zur Wahl reifen zu lassen. Der Blick würde in den jungen Leuten vorläufig etwas von der ganz äußerlichen Behandlung der Entscheidung für irgend einen Beruf und beziehungsweise auch für das Studium der Theologie auf eine idealere Basis gestellt. Doch das nur nebenher. Ein mit allen

übrigen Programmen ꝛc. den Gliedern dieser Pädagogen-Versammlung eingehändigtes Schema eines Stundencataloges für ein Gymnasium auf 6 Classen mit einer 7. Classe für Seminaristen oder Schulamtscandidaten verdient Beachtung. Nämlich aus diesem war ersichtlich, daß man proponirte, den gesammten Religionsunterricht von Prima bis Septima oder Serta nicht ausschließlich einem einzigen Fachmann zuzumuthen, sondern eine Theilung dieser Arbeit wollte, so daß etwa mindestens drei Lehrer sich in den Vortrag dieses Gegenstandes je nach den verschiedenen Classen theilten. Nehmen wir nun auch an, daß die drei obersten Classen zweckmäßig von dem einen Hauptfachlehrer in der Religion mit sechs Stunden besorgt würden, wenn wir durchschnittlich in jeder Classe 2 Stunden für Religion ansetzen, so bleiben Quarta und Quinta mit 4 Stunden und Serta mit Septima abermals mit 4 Stunden von zwei anderen dazu geschickten Lehrern zu besetzen. Es brächte nach unserm Dafürhalten eine solche Maßnahme sowohl für Lehrer als Schüler einen großen Gewinn, den wir nicht hoch genug anschlagen möchten, indem die Schüler durch ein mehrfaches Zeugniß für die Eine Wahrheit in ihrer Ueberzeugung befestigt, und der Religionslehrer Gelegenheit hätte, beim Vortrage aus lateinischen und griechischen Classikern oder der Geschichte, ja auch bei der ihm anzuvertrauenden Leitung der deutschen Arbeiten in dieser oder jener Classe vielfach vom rechten Standpunkt aus auf die jungen Gemüther einzuwirken. Dieses Sichbewegen des Religionslehrers in einer gewissen Mannichfaltigkeit von geistigen Bildungsmitteln wirkt auf die nöthige Frische und Elasticität des Vortragenden zurück, und bleibt nicht ohne heilsamen Einfluß auf die rege Spannung der Empfangenden. Vorausgesetzt das eine Hauptrequisit, Lehrgabe, ohne welche überhaupt Niemand Lehrer, auch bei aller Gelehrsamkeit, werden sollte, stände es schlimm, wenn der classisch gebildete Mann nicht auch zugleich mit derselben Leichtigkeit sich im Vortrage der angedeuteten „Unterfächer" bewegen könnte, als es ihm für das Hauptfach der Religion zur Pflicht gemacht wird. Kann der Religionslehrer „Kirchengeschichte" tractiren, so möchte ich fragen, was ihn unfähig erklären sollte, auch in einer Classe ein Stück „Profan"geschichte zu dociren. Die Befürchtungen, daß die „Einheit" des Unterrichts leiden würde durch eine solche theilweise Zer-

stückelung, haben wir nicht; wir meinen vielmehr, es käme dadurch gerade Schwung und Leben in die Sache.

Es war kein geringer Genuß, dieser Elite deutscher Schulmänner, die sich redend vernehmen ließen, zuzuhören, und ihren theils wohlvorbereiteten Vorträgen, theils ihren ertemporirten Aperçue bei der Discussion zu folgen. Die Leitung des Präsidenten war ausgezeichnet, und die parlamentarische Verhandlung, in welcher der Eine und Andere das Wort sich erbat und erhielt, zeugte von Uebung und Erfahrung auf dem schwierigen Gebiete, in einer größern Versammlung von ein Paar Hundert Rede und Gegenrede richtig abzumessen. Dabei lenkte der Präses mit großer Umsicht und Weisheit immer wieder auf die Sache zurück, und wußte der etwa vom rechten Pfade abschweifenden Beredsamkeit mit nicht geringem Geschick Spielraum zu gewähren, alsbald wieder das Rechte zu treffen. Die Fortschritte, welche das Bedürfniß nach solchen regelmäßigen Zusammenkünften der Fachmänner wissenschaftlicher Bestrebungen in unsern Tagen gemacht hat, ist in der That erstaunlich. Die Versuchung lag auch in Meißen nah, sofort noch ein Paar Versammlungen, die unmittelbar in andern Städten Deutschlands, wenn auch nicht gerade für pädagogische Zwecke, in den Zeitungen angekündigt waren, zu besuchen. Man könnte fast die Behauptung wagen, daß Jemand, dem eine gründliche Bekanntschaft mit allen diesen verschiedenen Vereinssitzungen und Reden am Herzen läge, getrost sein Reisebündel auf 365 Tage schnüren könnte, und nach Ablauf des Jahres kaum Alles vollständig durchmustert hätte. Auch der gemüthlichen Seite solcher Zusammenkünfte ward in Meißen dankenswerth Rechnung getragen. War das eigenhändige königliche Schreiben von Dresden schon schmeichelhaft und ehrend, so entsprach auch der längere Festtoast des Staatsministers von Falkenstein ebenso dem ernsten und wissenschaftlich gebildeten Geist des Redners, als sich die Versammlung davon ergriffen fühlte, während freilich das unvermeidliche Zweckessen, bei welchem auch noch andere Toaste ertönten, eindringlich daran erinnerte, daß der Zweck des Daseins eines Pädagogen überhaupt und insbesondere in Meißen nicht im Essen culminiren dürfe, denn dieses war nach einstimmigem Urtheil nicht blos für Verwöhnte schauderhaft. Vollends der Rebensaft erregte allgemeines Bedauern. Desto erquicklicher war die Gastfreundschaft, mit welcher die angereisten Gäste von den

Bewohnern des Orts aufgenommen wurden. Noch lange wird man dankbarlichst des lieben „Rentiers" gedenken, der draußen am Elbufer in seinem überaus zierlich gepflegten Hause mitten in einem Weingarten voll reifer Trauben den Fremdlingen sein stilles Asyl kleinbürgerlicher Wohlbehäbigkeit aufzuschließen Sinn und Verständniß hatte.

Die wunderbar leuchtende Sonne schien diese Reise ausdrücklich in Protection zu nehmen und, was besonders angenehm für Naturgenuß, mit mild besänftigender Kraft allen Luftbewegungen Stille und Ruhe aufzuerlegen. So ward denn die Fahrt am schönsten September-Nachmittag von Meißen nach Dresden auf der Elbe mit einem der Dampfer, die regelmäßig auf und nieder gehen, beschlossen und ausgeführt. Diese drei Stunden glitten zwischen den malerischen und mit Dörfern, Villen und anderweitigen Etablissements reich ausgestatteten Ufern des gesegneten Stromes, der hier in lieblichster Gestalt sich geltend macht, nur zu schnell dahin. Ein biderber sächsischer Hauptmann, stattlichen Aussehens und vorgerücktern Alters, so wie ein kleiner, aber, wie sich bald kund gab, erfahrungsreicher „Oekonom" aus der Umgegend, die auf dem Deck die Fahrt mitmachten, halfen dem Mann aus „Rußland" mit freundlichster Gefälligkeit zu einem näheren Verständniß der Lokalitäten, die sich in den landschaftlichen Bildern in bunter Abwechselung aufrollten. Wird doch eine fremde Gegend, so gefällig sie auch in ihrer malerischen Erscheinung sich präsentirt, erst dann recht aufgeschlossen, wenn der Mensch, der dem Lande, das er bewohnt, seinen Stempel seit Jahrhunderten aufgedrückt hat, uns nicht verborgen bleibt. Unter solchen sich einander ergänzenden Betrachtungen ward diese Elbfahrt, die zu den angenehmsten Natureindrücken auf der ganzen Reise gehörte, vollendet. Bald trat die kuppelförmige Frauenkirche der Hauptstadt Sachsens aus dem Hintergrunde hervor, der Dampfschlot des Schiffes senkte sich, als wir unter dem Bogen der neuen Brücke hindurchfuhren, und noch ein Paar kurze Minuten, und wir hielten an der Landungsstelle, wo die Merkwürdigkeiten Dresdens sofort in Einem Ueberblick, der Brühlschen Treppe, dem alten Schloßgebäude, der Kunstgallerie, dem Zwinger, der katholischen Hofkirche ꝛc. gegenüber, mit allem, was sie dem Fremden verheißungsvoll darbieten, sich erschlossen. Inzwischen hatten sich die Meißner Freunde bereits auf der Brühlschen Terrasse gesammelt. Es galt am heutigen Abend

einer Huldigung der dramatischen Kunst. Der antike Sagenkreis des classischen Hellenenthums sollte sich auch diesmal, wie einst 1844, den versammelten Philologen in der Production eines Sophokleischen Trauerspiels eröffnen. So hatte es der kunstsinnige König angeordnet. Um dem Vorwurf einer ungehörigen Vielseitigkeit zu begegnen, sei hier ein dramaturgischer Versuch, der bei dieser Veranlassung so nahe liegt, vermieden. Den Eindruck jedoch dieser Darstellung kurz anzudeuten, da ein solcher zu den seltenern Lebensereignissen gehört und nicht ohne vergleichende Erwägungen über den Zusammenhang des vorbereitenden Heidenthums mit der ewigen Wahrheit gedacht werden kann, mögen wir nicht unterdrücken, indem auch er ja zu den Momenten gehörte, in denen sich die Resultate der gegenwärtigen Reise zu erkennen gaben. Sophokles Oedyp von Kolonos und am nächstfolgenden Abend die Antigone, — also ein Stück uralt atheniſchen Culturlebens, auf dem Grunde einer längst untergegangenen Götterwelt, darin aber die ewigen Probleme des Menschengeistes, Schuld und Sühne, Gerechtigkeit und Liebe, irrende That der Sterblichen und das unwiderrufliche Gesetz des Wahren und an sich Guten ihre Lösung suchen, — das trat vor die empfänglichen Sinne der für solche Gaben diesmal besonders disponirten Zuschauer. Es vereinigte sich so vieles, um den Eindruck weit über den einer vorübergehenden flüchtigen ästhetischen Kunstbefriedigung zu erheben. War es die Würde und der Ernst der Dichtung, in einer Sprache, die, nach der Donnerschen Uebersetzung dem griechischen Urtext Wohllaut und Kraft abgelauscht hat, war es die plastische Ruhe der Darsteller, mit der ganzen Ausstattung, in welcher die antike Welt in die moderne Gegenwart hineinragte, war es die Mendelsohnsche Musik, die Begleitung der recitativ gesprochenen Chöre, — es kam zur Anschauung, hier hat Hellas, dem Gesetz der Schönheit unterthan, im Suchen soweit sein Ziel gefunden, als es dem auf der Vorstufe des nach Wahrheit ringenden Menschengeistes damals möglich war, und ein Denkmal gesetzt der Nachwelt, zur Erinnerung an eine Bildungsepoche, die in dieser Weise nie wiederkehren kann. Was sonst noch die Kunst in diesem oft mit Recht so benannten nordischen Florenz oder Elb-Athen für diesmal spendete, war, wenn auch bei nur flüchtigem Berühren mit ihr, ein abermaliges Heraustretenlassen all der Schätze, welche unter merkwürdigen Constellationen der Umstände

einst hier zusammengetragen wurden. Rafael's sixtinische Madonna, Titians Christus mit dem Zinsgroschen und die andern gepriesenen Werke genialer Conception bestätigten aufs Neue, wie das, was wahr und richtig empfunden, gedacht und ausgeführt ist, bleibender und siegender Anerkennung gewiß sein kann, vermochten aber nicht das wehmüthige Gefühl darüber zu unterdrücken, daß doch das Echte und Wahre menschlicher Productivität überall so sparsam vertreten ist in der Masse der anstrebenden Versuche, bei denen so oft der Wille und Sinn vergebens die mangelnde Kraft zu ersetzen sich müht, während die „blinde" Natur bis auf das Kleinste der mikroskopischen Zelle nur staunenswertheste Weisheit, Ordnung und Technik bekundet. Auch die berühmten Mengs'schen Abgüsse der Antike wurden nicht ohne die Bemerkung einer gewissen Irrationalität hingenommen — denn das Richtige will auch auf richtiger Stelle stehen, — daß diese griechischen Götter und Heroen jedenfalls in ihren Urtypen nicht unter dem kalten nordischen Breitengrade, wo sie jetzt in Reihe und Glied sich aufgestellt hatten, gewachsen seien. Nichts verleidet so sehr das Reisen, als wenn man ein Geschäft daraus macht, und in der Fremde nur auf das Gasthausleben und die „Merkwürdigkeiten" des Orts angewiesen ist. Wir gehörten nicht zu diesen Unglücklichen. Gab es doch der gemüthlichen Verbindungen der Gesinnung und des Strebens, so wie der Anknüpfungspunkte aus der Vergangenheit — der Himmel sei gepriesen — überall für uns so mannichfaltige und werthvolle, daß grade die Herzlichkeit und Freundlichkeit guter Menschen, denen wir überall zu begegnen das Glück hatten, diese Reise zu einer besonders erquicklichen und stärkenden machte. Auch in Dresden fehlte es an solchen angenehmen und wohlthuenden Erfahrungen nicht, und wurden auch die Lokalzustände des kirchlichen Lebens in den Kreis der Betrachtung gezogen. Wer kann übrigens Dresden besuchen, ohne von den traditionellen Schönheiten der sächsischen Schweiz wenigstens ein Paar Eindrücke genossen zu haben! Eisenbahn und Dampfschifffahrt aber und der steigende Werth der Zeit veranlassen die heutigen Menschen auch hier nur mit der Quintessenz möglichst sich genügen zu lassen. Eine Fahrt auf der Elbe, den im neuern Geschmack aufgeführten Villen und Schlössern reicher Prinzen und Engländer vorüber, sodann Pillnitz und Pirna vorbei bis Schandau, — und dann die Besteigung

der Bastei, von wo der alte Königstein und Lilienstein im Lichte der untergehenden Sonne sich in ihrer unveränderten Gestalt constatirten, das war so ziemlich Alles, was wir uns bei kurz zugemessenen Stunden erlaubeu durften, wobei zuletzt noch zur späten Abendstunde auf einem Haltpunkt, wo wir auf den Zug, der uns nach Dresden zurückbringen sollte, warteten, ein alter 70jähriger hartknochiger Bauersmann aus der Umgegend bei seinem „Schoppen Bayerisch" — denn diese Errungenschaft der Neuzeit hat auch ihre Eroberungen in Sachsen gemacht — seine Erinnerungen an die Octobertage von 1813 bei Leipzig zum Besten gab. Er war als junger Dorfbursche damals mit vielen seiner Gefährten von den Bivouaquirenden gepreßt worden zum erzwungenen Dienst, die Nachtfeuer zu unterhalten und Schanzen zu graben für Freund und Feind. Da in Kurzem die funfzigjährige Jubelfeier bevorstand, so lag der Wunsch nicht fern, wenn auch nichts weiter, als Ahlfeld's Festpredigt in der Nikolaikirche zu hören. Ob das uns aber gelingen würde, bezweifelten wir.

Eine Nachtfahrt von 12—7 Uhr Morgens brachte mich nach Breslau. Gern wäre ich in Görlitz abgestiegen, um den Ort zu durchwandern, wo der vielgenannte „Philosophus teutonicus" einst bis zu seiner Sterbestunde sowol mit seinen eigenen Gedanken, die ihn überkamen, als mit seinen Ketzerrichtern, die in seiner verschnörkelten krausen Bildersprache, die psychologisch erklärbar ist, nur grausame und unheilvolle „Tiefen Satans" sahen, mühselig hatte kämpfen müssen. Doch blieb es jedenfalls sehr problematisch, ob ein Nähertreten zu der Geburtsstätte dieser Jakob Böhmeschen Satanstiefen auch eine genauere Einsicht derselben vermittelt haben würde. Die „Aurora" des Tages beleuchtete diesmal den Bahnhof von Breslau. Mich veranlaßte so Manches, Schlesiens alte Hauptstadt zu besuchen; auch der Umstand kam hinzu, daß ich noch nie dort gewesen war. Ein rascher Gang bis zur Ohlauer Straße, wo ein „Chambre garni" — auch in Schlesien können sich die Deutschen, trotz aller oft auftauchenden „Franzosenfresserei" der französischen Bezeichnungen nicht enthalten — bald gutes Unterkommen gab, überzeugte bald, daß man auch nur so äußerlich die Stadt angesehen, vollends wenn man bis zum „Ring" fortschreitet, hier in dem Centralpunkt eines ganz eigenthümlichen, starken und regen Provinziallebens sich befinde. Von den Einflüssen der an-

grenzend benachbarten slavischen Elemente zu schweigen, treten hier in besonders gehobenem Grade die sich an einander reibenden Beziehungen der confessionellen Unterschiede hervor. Aber auch hier, wie überall, wo die allgemeine Bildung gleichmäßig zur Vertheilung kommt, dürfte es scheinen, als fänden die Werthe der ethisch-socialen Tugenden auf beiden Seiten unbedingt gleiche Anerkennung, um dann aber, bei gewissen Fragen der Theorie angekommen, sich um so greller abzustoßen. Die zehnjährige Tochter meines Chambre-garniwirthen kramte, als ich mein Logis bezog, sofort ihre Schulbücher vom Tisch, wo sie sich einstweilen etablirt zu haben schien. Ein Blick in die Hefte zeugte von Sauberkeit des Aeußeren und Vernunft in der Schulmethode, und der dabei liegende Katechismus „approbirt von Seiner fürstbischöflichen Gnaden" wies auf die Confession hin. Ich zweifle nicht, daß das artige und fleißige Kind zur Gottseligkeit und zu einem tugendhaften Wandel auch hier wird angehalten werden, und wollte nur dieses sagen, daß mit der Steigerung der allgemeinen Bildung auch die Schroffheiten der Gegensätze schwinden, so daß man zuletzt mit Verwunderung sich gegenseitig ansieht und die Frage auf der Lippe schwebt: Also in der Hauptsache scheinen wir doch auf Einem Grunde zu stehen? Die innere „Union" ist vollzogen — was fehlt noch?

Breslau ist eine „große" Stadt: es pulsirt hier das Leben stark und lebhaft in Handel und Wandel. Die Wissenschaft ist in der Universität anerkannt vertreten. Auch die Kirchen der Einen allgemeinen christlichen Kirche bezeugen ihre Lebendigkeit, und zwar in stark prononcirten Gegensätzen, die um so eigenthümlicher sich coloriren, als sie bei gewissen brennenden Zeitfragen sich durchkreuzen, und Verbindungen hervorrufen, die sofort wieder auseinander gehen, sobald das Interesse es erheischt. So nimmt das fürstbischöflich „approbirte" Glaubensbekenntniß keinen Anstand, unter Umständen mit dem Herrenhause sich vor der weltlichen Autorität zu beugen, aber nichtsdestoweniger die „Freiheit" der Kirche mit den radicalsten Fortschrittsmännern zu betonen, wenn es sich darum handelt, die Rechte der Hierarchie zu conserviren. Die Stellung der „Lutheraner" in Breslau muß jeden, dem diese Dinge eine Herzenssache sind, lebhaft beschäftigen. Bekanntlich vereinten die Lutheraner und Reformirten nach dem Vorgange des Königs Friedrich Wilhelm III. in Preußen sich

1817 bei der dreihundertjährigen Reformationsfeier zur unirten Landeskirche. Wir ehren und achten jede Ueberzeugung, aber hoffen die unsrige vor Gott zu vertreten, wenn wir uns dahin aussprechen, daß die Union nicht die Frucht eines Privateinfalles oder Gelüstes, sondern der einmüthige Wille des ganzen Volkes war: daß wenn je hier der König mit seinem Volke ging. Daß aber durchaus gar kein Mißlaut gegenüber dieser Uebereinstimmung hervortreten würde, hätte man auf dem Gebiete des Religiösen nie erwarten sollen. Daß man weiser gethan hätte, zu den wenigen Einzelnen, die nun eben noch nicht das Heilsame der großen That zu erkennen vermochten, sich von vornherein so zu stellen, wie Friedrich Wilhelm IV. es anordnete, bezweifelt kein Vernünftiger. Indeß Thatsache ist es, daß gegenwärtig Gottes lauteres und reines Wort ungetrübt und unverfälscht auch in der unirten Kirche gepredigt wird, und daß, wer in Preußen das bezweifelt, vollkommen unbehinderte Freiheit hat, das auszusprechen, zu vertheidigen, und auf Grund solcher Ansicht, die „in ihrem Recht geschädigte" lutherische Kirche zu rehabilitiren, wie er kann und mag. In Folge dieser weisen und liberalen Maßnahmen haben nun beiläufig 50,000 evangelische Christen ihre Ansicht dahin durch die That beglaubigt, daß sie das Verbleiben innerhalb der unirten Kirche als „seelengefährlich" erklären. So existirt denn jetzt in Preußen eine „separirte" lutherische Kirche, deren Oberkirchenrath unter dem Präsidium des gelehrten, geistvollen und persönlich achtbaren Prof. der Rechte Dr. Huschke in Breslau constituirt ist, und von dort aus die, wie man sich denken kann, überaus kleinen sporadischen Gemeinden dirigirt. Leider ist es aber zwischen den Pastoren dieser Kirche zu einem so argen Zwiespalt gekommen, daß unter ihnen Männer, die sonst eine hervorragende Stellung in ihrem separirten Kirchenverband einnahmen, von ihr abgefallen sind, und, ganz independistischen Grundsätzen huldigend, von einer Beaufsichtigung und einer gemeinsamen Oberleitung der einzelnen Gemeinden nichts wissen wollen. Die Einblicke in die Ordnungen und Wünsche dieser Kirche, soweit sie sich in Breslau darlegten, konnten nur zu dem innigen Wunsche bewegen, die Männer, die an der Spitze dieser kirchlichen Richtung stehen, und die mit allen außerhalb Preußen lebenden Lutheranern in Geistesgemeinschaft zu bleiben gewiß ein herzliches Verlangen tragen, möchten

ſich ſtets der Salbung des heiligen Geiſtes erfreuen. An der kleinen lutheriſchen Kirche, in welcher Paſtor Nagel am Freitag Nachmittag eine erbauliche und praktiſche Wochenpredigt hielt, konnten wir nur das Eine ausſetzen, daß ſie — nicht bezahlt iſt. Alſo auch hier ein Deficit. Die kleine Gemeinde in Breslau, nur 1000 Seelen ſtark, hat eine hohe Rente, man ſagte mir 1500 Thlr., für den noch nicht bezahlten Kaufſchilling zuſammenzutragen. Erwägt man, daß die Mehrzahl aus ſogenannten kleinen Leuten beſteht, ſo iſt es gewiß ehrenvoll, wenn man ſich ſeinen Glauben etwas koſten läßt. Außer dieſem kleinen Häuflein iſt die Mehrzahl der Einwohner Breslaus (nach Bädecker 123,000) evangeliſch, d. h. unirt, und ſind die Kirchen und Gemeinden demgemäß groß. Die evangel. Hauptkirche iſt die zu St. Eliſabeth, deren Thurm, 275 Stufen, erſtiegen ward, um das Panorama von Stadt und Umgegend zu genießen. Oberſchleſien mit ſeinen Bergen erſchien vom Thurm ganz nah, und mußte das Verlangen, in die geprieſene Gebirgsgegend eine Tour zu unternehmen, zurücktreten. Leider hat der Thurm zu St. Eliſabeth weder Uhr noch Schlaggewicht, und werden darum die Stunden durch einen Schlag mit dem Klöppel an die Glocke vom Thurmwärter angegeben, indem die Rathhausuhr das Signal dazu geben muß. Wenigſtens iſt das erreicht, daß die Hauptſtadtuhren in Breslau niemals differiren. Ueber „die Denkmäler der St. Eliſabethkirche", die 1857 die Feier ihres 600jährigen Beſtehens beging, kann hier nicht das Nähere referirt werden. Es möge genügen, anzuführen, daß die koſtſpielige und würdige Erneuerung und Ausſtattung des Gotteshauſes (etwa 50,000 Thaler ſind darauf verwandt) der evangeliſchen Stadtgemeinde in Breslau zum großen Ruhme gereicht. Man hat auch nicht ſich damit begnügt, die alten Denkmäler abzubrechen und die Wände blendend weiß mit Kalk anzuſtreichen — eine wahrhaft heilloſe Methode — ſondern 401 Denkmäler reſtaurirt, die alle beſchrieben ſind, und den Wänden eine entſprechende Steinfarbe zu geben. Möchte doch einmal das beliebte „Weißen" der inneren Kirchenwände aufhören! In der Eliſabeth-Gemeinde werden jährlich etwa 1300 Kinder getauft und gegen 500 Paare copulirt. Dazu ſind 7 Prediger angeſtellt. Beifallswürdig iſt die Ordnung bei den Tauf- und Beerdigungsanzeigen, die in Preußen auch in Sachſen ziemlich allgemein eingeführt zu ſein ſcheint.

Jeder, der ein Kind wünscht taufen oder eine Leiche beerdigen zu lassen, hat ein gedrucktes Schema auf einem Quartblatt, das unentgeltlich verabfolgt wird, mit den genauesten Angaben selbst auszufüllen, und wird die kirchliche Amtshandlung nicht anders als nach Beibringung eines solchen genügenden Berichts vollzogen. Bei dem Taufbericht sind folgende Bemerkungen nicht zu übersehen: „Taufzeit", heißt es da: „an Sonn- und Festtagen, so wie Mittwochs und Freitags in der Fastenzeit, Nachmittags 1 oder 3 Uhr; an Wochentagen Nachmittags 2 und 3 Uhr. Die gewählte Taufstunde ist pünktlich inne zu halten." „Nothwendig sind 3 Taufzeugen, für jeden über die Zahl 3 ist eine Eintragegebühr von 15 Sgr. zu entrichten." „Der Vater versichert die Richtigkeit der Angaben durch seine Unterschrift." Wir wissen, alle diese geistlichen Handlungen der Kirche, Taufen, Beerdigungen, Copulationen haben nicht blos einen himmlischen ewigen Charakter und entsprechen nicht blos dem Weihe und Erbauung suchenden christlichen Herzen, sondern sind auch von der andern Seite rein äußerlicher weltlicher Natur, insofern die Angaben der Kirchenbücher nicht blos die Taufe, sondern auch die Geburt, nicht blos die Beerdigung, sondern auch den Tod, nicht blos die Trauung, sondern auch den Vollzug der Ehe beglaubigen sollen; die Geburt, nicht blos Taufe, der Tod, nicht blos christliche Ceremonie der Einsegnung der Asche, die Copulation aber nicht blos ein religiöser Weihact, sondern auch zugleich der Anfang einer Lebensgemeinschaft ist, die als staatsbürgerlich anerkannte Ehe von den bedeutendsten und wichtigsten Rechtsfolgen und Ansprüchen wird. Wie wichtig kann z. B. die Angabe über Tag und Stunde der Geburt, über die Krankheit, an der der Begrabene gestorben ist u. dgl. werden, und wie unzureichend oft kommen die Nachrichten über diese Umstände dem betreffenden Geistlichen zu. Solche von den betheiligten Personen selbst mit eigener Unterschrift beglaubigte Berichte dagegen sind Beweisthümer, deren Wahrheit diese selbst zu vertreten haben. Ebenso müßte für die Copulation der Brautpaare, da die Trauung einmal auch zugleich ein staatsbürgerlicher Act ist und Standesrechte ꝛc. begründet der weitgreifendsten Art, ein offizielles Buch eingerichtet sein, worin die betreffenden Brautpaare unter Datum ihrer Trauung eigenhändig ihre Namensunterschrift setzen, wie das auch überall eingeführt ist, wo die Civilehe neben der kirchlichen Trauung

obligatorisch geschlossen werden muß. Das waren so die Gedanken, unter denen ich beim alten freundlichen Sacristan das Archiv der Kirchenbücher zu St. Elisabeth in Breslau in Augenschein nahm.

Am andern Vormittag gab es in derselben Kirche noch eine besondere Feierlichkeit, der anzuwohnen nicht versäumt ward. Es galt dem neuerwählten Oberbürgermeister vor dem Act seiner Amtsübernahme auf dem Rathhause erst feierlich in der Kirche zu bewillkommnen und einzusegnen. In feierlicher Procession zogen die Stadtverordneten, die Glieder des Breslauer Magistrats, sonstige Autoritäten, es mögen ihrer an 300 Personen gewesen sein, über den „Ring" vom Rathhause unter Posaunenschall in die Kirche, wo nach einem Liede der Senior Dr. G. die Festpredigt hielt, wie uns dünkte, zweckmäßig und passend, ohne sich gerade besonders auf Erörterungen der preußischen Verfassungsfragen einzulassen, wie das bei einer solchen „politischen" Predigt von Manchem erwartet werden mochte. Wir vermißten an dieser Predigt nichts; sie erschien uns zweckmäßig und passend, evangelisch gehalten. Uns will es nie gut dünken, wenn die Kirche bei allen solchen Gelegenheiten das Maaß des Herrn Matth. 22. wie des Apostels Röm. 13. überschreitet.

Das „Kirchliche Wochenblatt für die evangelischen Gemeinden Breslaus" (4 Seiten 4.) erschien sehr zweckmäßig. Dieses enthält eine Uebersicht der Sonntags- und Wochenpredigten in allen 12 evangel. Kirchen, wobei auch der Gottesdienste in der Diakonissen-Anstalt, für die evangel. Brüder-Societät und im Betsaal des neuen Arbeitshauses Erwähnung geschieht. In 7 Kirchen ist am Vormittag und Nachmittag Predigt, in 3 Kirchen, zu St. Elisabeth, St. Mar. Magd. und St. Bernhard, sogar Frühpredigt, und zwar um 5½ Uhr Morgens; Wochenpredigt in 3 Kirchen um 8 Uhr Morgens. Sodann „kirchliche Nachrichten" über die „allgemeinen Beichten" und „Vorbereitungen zur Abendmahlsfeier, Bibel- und Missionsstunden, Ordination." Endlich die beliebte Liste der Getauften, Getrauten und Gestorbenen, woran sich auf der letzten Seite eine kleine Betrachtung von Gerok über die Pflichten der Kindererziehung und ein Lied von Spitta anschließen. Sollte wirklich die Existenz unserer Rigaschen Stadtblätter gefährdet werden, wenn man sich einmal entschlösse, auch bei uns ein solches kirchliches Wochenblatt herauszugeben? Wir

meinen nicht. Die sämmtlichen öffentlichen Interessen einer solchen Stadt, wie Riga, werden immer extensiver; uns scheint, wir sind gegenwärtig über das Jahr 1810 um ein Bedeutendes hinausgeschritten. Verständig redigirt könnte ein solches kirchliches Wochenblatt für Riga manche Dinge zur Sprache bringen und anregen, wofür sonst die übrigen Wochen- und Tagesschriften keinen passenden Raum bieten.

Am Sonnabend Abend in der Dunkelheit geleitete mich ein „Bruder" auf den Gassen des stillen Herrnhuts von der Bahnstation nach dem Gasthaus, wo ich mein Nachtquartier nehmen sollte. So war ich denn in Herrnhut. Der Nachmittagszug hatte mich von Breslau hierher gebracht. Für einen ehemaligen livländischen Landprediger, der Gelegenheit gehabt hat, den ganzen Umschwung der Zeit mit zu erleben, der in der Stellung Herrnhuts zu der lutherischen Kirche in Livland und Esthland geschah, sind die Beziehungen des Mutterortes der Brüdersocietät zu der Diaspora in den Ostseeprovinzen nicht fremd. Hatte man sich auch schließlich aus den beiden Büchern von Harnack und Plitt über den geschichtlichen Verlauf, wie über die Berechtigung dieser für unsere provinzielle Kirchengeschichte wichtigen Lebensphase ein Urtheil bereiten können. Darüber also soll hier weiter kein Wort verloren werden. Die späte Abendstunde gestattete keinen Ausgang mehr. So war man denn vorläufig auf seine eigenen Erinnerungen und Gedanken angewiesen. Und in der That schien es ganz rathsam, bevor man sich den Eindrücken des Tages an Ort und Stelle hingeben sollte, innerlich kurz zusammenzufassen, was den merkwürdigen Stifter der „Brüderkirche" und die Nachwirkungen seines Geistes in ihrer Eigenthümlichkeit charakterisirt und demnach noch immer unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Die Doctrin, die von Herrnhut ausging, hat etwas Besonderes gehabt, trotz der officiellen Zustimmung nicht blos zur augsburgischen Confession, sondern auch zur belgischen Confession, wie auch zu den anglikanischen Artikeln; oder vielmehr eben deshalb kann auf eine völlige Lehreinstimmung zu jedem dieser drei Bekenntnisse nicht geschlossen werden. Wie es bei Zinzendorf mit der Annahme der Augsburger Confession gemeint war, zeigen seine Worte: „Es ist zwar ein solches Systema, das nicht so ausgeschleift ist, als andere Systemata, die man vor viel ausgearbeiteter passiren läßt; aber das ist sein Singuläres, es ist ein einfältiges, herz-

liches, vorsichtiges, Creutztheologisches, der Marterlehre und den daraus fließenden Herzens-Ideen gemäßes Bekenntniß. Wenn man eine Wunden-Brühe darüber macht, so ist es gleich accomodirt, so kann alles, was drinnen ist, angewendet werden, so kriegts einen Geschmack; man darf kein Instrument darzu nehmen, und erst da oder dort was wegschneiden, und es erstlich zerstückeln, wie mans bei andern Systematibus machen muß, und alsdann eine neue Form herausbringen; sondern man kann Wort für Wort beibehalten, man kanns anwenden, mit Blut besprengen, und so recht saftig und kräftig aufs Herz, zum Genuß des Herzens accomodiren!" In diesen Worten, die zu verstehen geben, wie die Augsb. Conf. zu erklären und anzunehmen sei, ist bereits der Schlüssel zum Verständniß der Hauptpointe der ganzen Differenz enthalten, welche die Berechtigung eines fortlaufenden Zeugnisses der lutherischen Kirche von dem milden und frommen Bengel an gegen die einseitige Betonung und eigenthümliche Fassung, sei es auch einer Hauptlehre, wie wir meinen, außer Zweifel stellt. Die „Wunden-Brühe" soll die Christenlehre „schmackhaft" machen. Damit ist der Accord angeschlagen, der in unaufhörlichen Variationen durchtönt und sich wiederholt. „In seinen Wunder zu ruhen, ist Seligkeit." Die Seligkeit wird bewirkt durch eine gewisse sympathetische Wehmuth, mit welcher die Seele die Marter des Opferlammes mitgenießt und unter diesen pathologischen Eindrücken seines Blutvergießens zu der Ruhe und dem Frieden gelangt, der in der ewigen inneren Vermählung des Herzens mit dem Seelenbräutigam empfunden wird, zu welcher uns Gott der Vater gezeüget und der heilige Geist gleichsam als eine Mutter, mit welcher die „Gemeinde" correspondirt, geboren hat. „Vom Moment an, da der Mensch sich in die Wunden des Heilands, sagt Zinzendorf, in seinen Tod und Kreuz verliebt, wird er so voller Assurance, obgleich noch ein armes Creatürchen mit seinen Sünden, daß er nicht den geringsten Zweifel mehr hat, daß er ein Kind Gottes ist, daß er mit Leib und Seele in den Heiland hinein gehört, wie der Heiland in ihn." Ein gewisser gnostischer Gefühlspantheismus ist in diesen sinnlich gefärbten Vorstellungen von der Wirksamkeit des Todes Christi nicht zu verkennen. Die „Seitenhöhle Christi", als der „Born alles Heils" gießt beseligende „Impressionen" in das gläubige Gemüth. „Es ist mir so", ist, wie Bengel richtig erkennt, der Schluß

aller Begründung des Glaubens; wenn einem nicht so ist, so „ist aller Disput aus.“ Die geographisch weite Ausbreitung der Brüdergemeinde, trotz der relativ geringen Zahl ihrer Mitglieder, ihre Heidencolonien unter den verschiedenartigsten Menschenracen, ihre gemeinsame Centralleitung von Herrnhut aus und ihre gleichförmige Disciplin nehmen noch immer ein großes Interesse in Anspruch. Es entsteht die Frage: ist das heutige moderne Herrnhut noch das alte? Uns scheint das alte Herrnhut seine Stärke in der schwunghaften Einseitigkeit gehabt zu haben, mit der es sich concentrirte und zu allen Gegensätzen zusammenschloß. Je mehr diese aber den Einwirkungen der Neubildungen nachgab, in denen die evangelische Kirche überhaupt die Geschichte ihrer letzten hundert Jahre erkennt, und, statt sich noch hartnäckiger in sich selbst zurückzuziehen, mit den Einflüssen moderner Bedürfnisse und Anforderungen zu Compromissen sich verstand, mußte auch die frühere Form allmählich fallen und damit eben auch die Sache selbst. Von herrnhutischem Standpunkt konnte man eine solche Bewegung nur eine Vernüchterung nennen. Ob dieses Stadium schon in seinen Beginn getreten ist?

Der Sonntag, der Herrnhut gewidmet sein sollte, ging auch am 22. Sept. (4. Oct.) freundlich und strahlend mit hellleuchtendem Sonnenschein auf. Die Ordnung nnd Reinlichkeit, die überall hervortretende Sauberkeit und wohlgepflegte Erhaltung der Wohnungen und Gassen, der Fußpfade und Promenaden ringsum that wohl, wenn auch solches im deutschen Lande überhaupt jetzt nicht mehr etwas Besonderes und Auffälliges ist. Dazu kam aber eine ganz eigenthümliche Stille, die auf dem Ganzen lag. Mein erster Gang war zum Hutberge, um den der stille Friedensgarten der Heimgegangenen mit ihren Gräbern und Grabsteinen in weitem Umkreise sich ausdehnt. Da ruhten sie alle, die Brüder, Zinzendorf und Wattewyl in der Mitte, von dem Leichenstein Nr. 1 an, unter welchem Christian David, der Bruder aus Mähren, schläft, der den ersten Baum zum Bau dieses Ortes fällte, und der Reihe nach alle, aus Norden und Süden, die am Ende ihrer Tage nach oft mühseliger Wallfahrt hier ihr sterbliches Pilgerkleid niedergelegt hatten auf Hoffnung seliger Auferstehung. Was man auch von der „Einseitigkeit der Doctrin und des Lehrbegriffs“ mit Recht sagen mag: wer wollte zweifeln, daß hier Viele begraben liegen, die nun „eingegangen sind

zu ihres Herrn Freude?" Der „Lehrbegriff" macht's noch lange nicht. Niemand kann gewiß auch die Umschau vom Hutberge über die ganze liebliche und fruchtbare Gegend ringsum, bis zu den böhmischen Bergen genießen, ohne zu gedenken der vergangenen Jahre, da Sachsen ein Asyl bieten mußte den armen evangelischen Flüchtlingen in ihrer Bedrängniß. Wann wird einmal in der Christenheit der Lehrbegriff aufhören, sich damit zu beschäftigen, ob die Berechtigung auch nur äußerlicher Existenz zu versagen oder zu gewähren sei?

In ernster Stimmung begab ich mich zum liturgischen Frühgottesdienst in die Kirche. Die Chöre und Responsorien wurden ansprechend und sanft von der Orgel begleitet; der Text der Liturgie aus dem bekannten, Allen zugänglichen, Gemeindegesangbuch, gab, wenn man will, in bewußter entschiedener Fassung die objective Heilsthat Christi, indeß durchaus nicht so, daß irgenwie ein lutherisches Gewissen dadurch alterirt würde, das in seinen alten Kirchenliedern sich zu erbauen weiß. Ist es richtig, daß die Signatur herrnhutischer Andacht in dem Gefühl der seligen Ruhe, in dem Herrn zu leben, ausgeschieden von der „Welt", die „draußen" ist, sich ausspricht, so wird solch Bewußtsein vorzugsweise in der liturgischen Darstellung des Gemeindelebens zu seinem Ausdruck kommen. Wir meinen nicht, daß dieses Gefühl in der Liturgie zu stark hervorgetreten wäre. Eine Stunde später war Predigtgottesdienst. Ich verfehlte nicht zu erscheinen. — Die Gemeinde war zahlreich versammelt, und dem eintretenden Fremdling ward ein Platz unter den „Alten" angewiesen. Es war Erntefest im ganzen Sachsenlande, daher auch in Herrnhut. Der Prediger R. im schwarzen Frack und weißer Halsbinde — der übliche Talar der evangel. Geistlichkeit wird nicht beansprucht — hielt vom „Tisch" — eine Kanzel war nicht vorhanden — die Predigt über Ps. 147, ungefähr das Thema erörternd, wie wir bei dem Empfang der irdischen Gottesgaben der himmlischen Segnungen des Herrn zu gedenken haben. Der Vortrag war wohldurchdacht, einfach und erbaulich, warm und lebendig, doch — ich referire nur den Eindruck auf mich — ohne im geringsten auch nur vorübergehend eine scharfe Betonung eigenthümlich herrnhutischer Lehrbegriffe hervortreten zu lassen. Ich war darauf gefaßt, in Herrnhut eine Predigt zu hören, wie ich wol von pietistischen Lutheranern gehaltene habe anhören müssen.

Aber darin hatte ich mich vollständig getäuscht. Ich hatte den Eindruck, als habe der Redner bei Nitzsch in Berlin oder bei Brückner in Leipzig Homiletik gehört. Es soll damit kein Tadel ausgesprochen werden, sondern nur die Thatsache, daß von dem bekannten pietistisch-Weinerlichen nichts zu hören war. Die Sprache war correct und biblisch, aber ohne die erwartete Färbung. Die Predigt hätte auf jeder Kanzel der ganzen evangel. Kirche zur Erbauung gehalten werden können, ohne daß irgend Jemand etwas besonders Herrnhutisches herausgehört hätte. Das würdige Mitglied der Aeltesten-Conferenz, Bischof R., der Bruder des Ortspredigers, hatte die Freundlichkrit, mir den Tag zu schenken, und konnte ich in seiner Begleitung alles Merkwürdige des Orts, das Schwesterhaus u. s. w. in Augenschein nehmen. Er hatte mit seiner trefflichen Gattin im vorigen Sommer eine Inspectionsreise nach Grönland gemacht. Die Ansichten und Skizzen, welche diese mit kunstgeübter Hand in jenem nordischen Lande angefertigt hatte, gaben Veranlassung, Vieles eingehender zu besprechen und konnte ich nicht umhin, der opferfreudigen Liebe zu gedenken, mit der die Brüder den armen verkommenen Polarleuten die helfende Hand darbieten, wie sie es einst waren, die auf St. Thomas zuerst die Friedensglocke zogen, was man doch nie vergessen sollte. Ich schied mit dem herzlichen Wunsch, Herrnhut möge bei allem Wandel und Wechsel, dem die äußere Gestalt des Reiches Christi in der Zeit, nach den Belehrungen der Reichsgeschichte, unterworfen ist, stets seine Mission, die der Herr dieser evangelischen Fraction zugewiesen hat, im Auge halten und verstehen. Daß ich mir das Urtheil erlaube, kirchenstörend ist zuweilen die Praxis hier und da gewesen, aber kirchenspaltend hat Herrnhut nie wirken wollen und thatsächlich auch nicht gewirkt.

Als ich mich Abends 10 Uhr zur Abfahrt mit dem Nachtzuge auf der Eisenbahn nach Dresden rüstete, und im Gasthaus bei dem Wirthe mich verabschiedete, trat der junge Kellner mit einem Bückling an mich heran, indem er mir zugleich den Hausknecht präsentirte: „Pour service, mein Herr, das steht noch nicht auf der Rechnung." Also auch hier spricht man französisch? Mit Vergnügen. Ein Paar Silbergroschen genügten.

Um Mitternacht war ich wieder in Dresden.

In Dresden vereinigte ich mich wieder mit meinem verehrten Freunde und Reisegefährten, den ich auf meinem

Privatabstecher nach Breslau und Herrnhut schon zu lange vermißt hatte. Er war inzwischen von den gelehrten Sitzungen in Meißen eifrigst in Anspruch genommen gewesen. Auch hatte ich das Glück, mein „Port-manteau", das ein saumseliger Hausknecht nach bezahltem „Service" im „Chambre garni" in Breslau vergessen hatte auf den Bahnhof zu bringen, im Hôtel „Belle-Vue" zu Dresden wieder zu begrüßen, indem es mir pünktlichst nachgeschickt ward. Alle solche trans-rhenanische Kunstausdrücke glaubt man übrigens in dem lieben Deutschland noch immer einem Manne gegenüber schuldig zu sein, von dem man genaueſt weiß, daß er direct aus Rußland kommt. Trotz der Petermann'schen Bestrebungen, die geographischen und ethnographischen Kenntnisse unter den Deutschen zu cultiviren, ist es in weiten Kreisen noch immer geläufig, unter einem „Russen" sich ein Wesen vorzustellen, das entweder complet aussieht wie ein Kosack, mit allen nach „historischer Continuität" unvermeidlichen Emblemen ausstaffirt, oder wie ein mit goldenen Halbimperialen bespicktes Menschenkind, dem man nur französisch beikommen könne. In Dresden hielten wir uns nur solange auf, um, so weit es in kürzester Frist möglich war, einiges Ergänzende unsern Anschauungen und Erfahrungen hinzuzufügen, allerdings herzlichst bedauernd, in diesem Eldorado aller West- und Ost-Europäer, die dort Veranlassung nehmen, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden, nicht noch länger weilen zu dürfen. Ich hätte gern den Oberhofprediger Liebner, den Nachfolger eines Reinhard, Ammon und Harleß — die Dresdener sorgen immer für einen bedeutenden Namen — in der Sophien-Kirche predigen hören, auch den Dr. Langbein ꝛc. Diesmal mußte ich es aber beim Wunsch belassen, ein anderes Mal diese Lücke meiner Erlebnisse auszufüllen.

Ueberhaupt waren ja die Tage auf unserer Reise gezählt. Nur ein Paar Tage konnten wir diesmal Leipzig widmen, dieser Stadt der Buchhandlungen (man zählt ihrer 183), der Messen, des regsten bürgerlichen Communalwesens, der Wissenschaft und der kirchlichen Mission, wo man sich sofort, sobald nur einigermaßen die Menschen mit ihren Arbeiten näher herangetreten sind, in einem der Centralpunkte nicht blos Deutschlands, sondern der ganzen Welt fühlt. In herzlich empfangenen Besuchen wurden alte Beziehung der Freundschaft und gegenseitiger Werthschätzung erneuert und neue persönliche Verbindungen geschlossen.

Die Universität stand noch in den Michaelisferien; darum konnten ein Paar der hervorragendsten Professoren nur besuchsweise begrüßt werden; aber auch diese Stunden gehören zu den unvergeßlichen bleibender Erinnerung. Das wohlbekannte liebe Haus des theuren Freundes, des Buchhändlers K., erschloß sich uns wieder, und ließ uns den befriedigenden Eindruck deutscher Gastfreundschaft abermals erfahren, in der die feine Sitte des gebildeten Umganges mit Gemüthlichkeit gepaart sich wohlthuend entfaltete. Nur im Allgemeinen konnten wir den großartigen Schöpfungen der städtischen Commune unsere Bewunderung zollen: drei große „Bürgerschulen" in imposanten Räumlichkeiten, — die „Armenschule", ein großartiges Gebäude, mit 30 Classenzimmern ꝛc., von 1700 Kindern besucht, die trotzdem 1½–3 Thaler jährlich zahlen müssen und — auch wirklich zahlen. Hier sind die Kinder schulpflichtig, während es bei uns ganz im Belieben der Eltern steht, ob sie ihre Kinder wollen schulen lassen oder nicht. Wer kennt nicht die Noth unserer „Armenpfleger", die Eltern solcher-Kinder, denen „Freischule" angeboten wird, mit Versprechungen anzulocken, die Kinder zu Weihnachten mit Stiefelchen, Röcken und Pfefferkuchen zu erfreuen, nur um sie anzuhalten, die Kinder sorgsam und pünktlich in die Schule zu schicken! Die Einheit der Nationalität und Confessionalität erleichtert in Leipzig allerdings solche Einrichtungen. Die Betheiligung aller Classen der Bevölkerung an einer zweckmäßigen Schulbildung der Jugend ist ein sprechender Beweis von dem gesunden Sinn für das Nothwendigste, das der Mensch zur Mitgabe seines Lebens bedarf, wenn er mehr als eine Arbeitsmaschine sein will, für die in unsern Tagen Schraube und Spindel eintreten. Daß neben der Universität Leipzig auch ein „Kunstmuseum" hat und das Conservatorium mit seinen musikalischen Leistungen auch auf dem Gebiete der ernsteren Tonkunst einen weitverbreiteten Ruf genießt, kann hier nur berührt werden. Auch die neuerbaute „Turnhalle" ist ein schönes Gebäude, ein redendes Zeugniß der empfundenen Wahrheit: mens sana in corpore sano. Ist doch die Hauptsache, Krankheit und Siechthum nicht zu curiren — davon sind wir noch weit entfernt — sondern in erster Linie zu verhüten. Das Missionshaus, an dem wir entschieden lebhaften Antheil nehmen, ward natürlich in den Kreis der unumgänglichen Besuche gezogen. Ein vollständiger Bericht über dessen

Zustand kann um so mehr hier übergangen werden, als der treffliche Director Haberland im „Missionsblatt" denselben umständlich gegeben hat. Wir sahen die Anstalt noch unter den Eindrücken des letzten Missionsfestes im Juni d. Jahres, das auch unser hochverehrter Bischof Ulmann mit seiner Anwesenheit erfreut hatte. Auch war unser Pastor Sokolowski aus Ronneburg erschienen, und hatte im Namen der livl. evangel.-luth. Gemeinden an Jahresbeitrag diesmal gegen 3000 Rbl. mitbringen können. Allerdings eine erfreuliche und ansehnliche Gabe, so daß die Bemerkung des Hrn. Cassirers N. eine ganz richtige schien, daß Rußland und Bayern die beiden Stützpfeiler der Leipziger Mission seien. Wir wünschen dieser Anstalt Gottes ferneren Segen und Beistand, insbesondere recht reichliche Beiträge und tüchtige Missions-Arbeiter-Candidaten, dann wird als dritter Segen, recht zahlreiche Bekehrungen unter den Heiden, der Haupteffect der ganzen Sache, hoffentlich nicht ausbleiben.

Mit den angenehmsten Erinnerungen verließen wir Leipzig. Noch ein Paar Tage weilten wir in Berlin, die auch in mancherlei wohlthuenden Anregungen an uns vorüber gingen. Dinstag um 11 Uhr Abends setzten wir uns in den Waggon; unaufhaltsam ging's fort durch die Nacht, auch den ganzen folgenden Tag, wo wir gegen Abend in Wirballen unsre Grenze glücklich passirten, um dann ohne Fährlichkeit am Donnerstag Nachmittag 3 Uhr — also nach einer 40stündigen Fahrt — auf dem Bahnhof in Riga von lieben Verwandten und Freunden erwartet und begrüßt zu werden. Das Vaterland hatte uns wieder, an Leib und Seele erfrischt und gestärkt, wofür wir Gott nur danken konnten.

Berichtigungen zum 5. Heft.

Seite	417,	Zeile	11 v. u.	lies:	Heilsverständniß statt Heilsbedürfniß.
„	428,	„	1 v. o.	„	Subjectsbeziehung st. Subjectsbezeichnung.
„	428,	„	4 v. o.	„	Halbgläubigen st. Gläubigen.
„	428,	„	8 v. o.	„	könnte st. konnte.
„	429,	„	13 v. o.	„	der πιστις st. πιστις.
„	429,	„	8 v. u.	„	nun im Pass. nicht st. nun nicht.
„	431,	„	4 v. u.	„	mittlere st. mittlern.

Zur Nachricht.

An der „lettischen Epistel-Postille" wird in der Häckerschen Officin fleißig gesetzt und gedruckt und ein Theil der großen Arbeit ist allerdings schon fertig; da aber die Herstellung des Manuscripts längere Zeit beanspruchte, als man derselben nach vorläufiger Berechnung eingeräumt hatte, ja streng genommen, eigentlich noch nicht vollendet ist, — so bitten wir die Versicherung entgegen nehmen zu wollen, daß wir nicht ermangeln werden, die resp. Interessenten zu seiner Zeit sofort von der Beendigung des Drucks in Kenntniß zu setzen.

Riga, December 1863.

C. A. Berkholz.